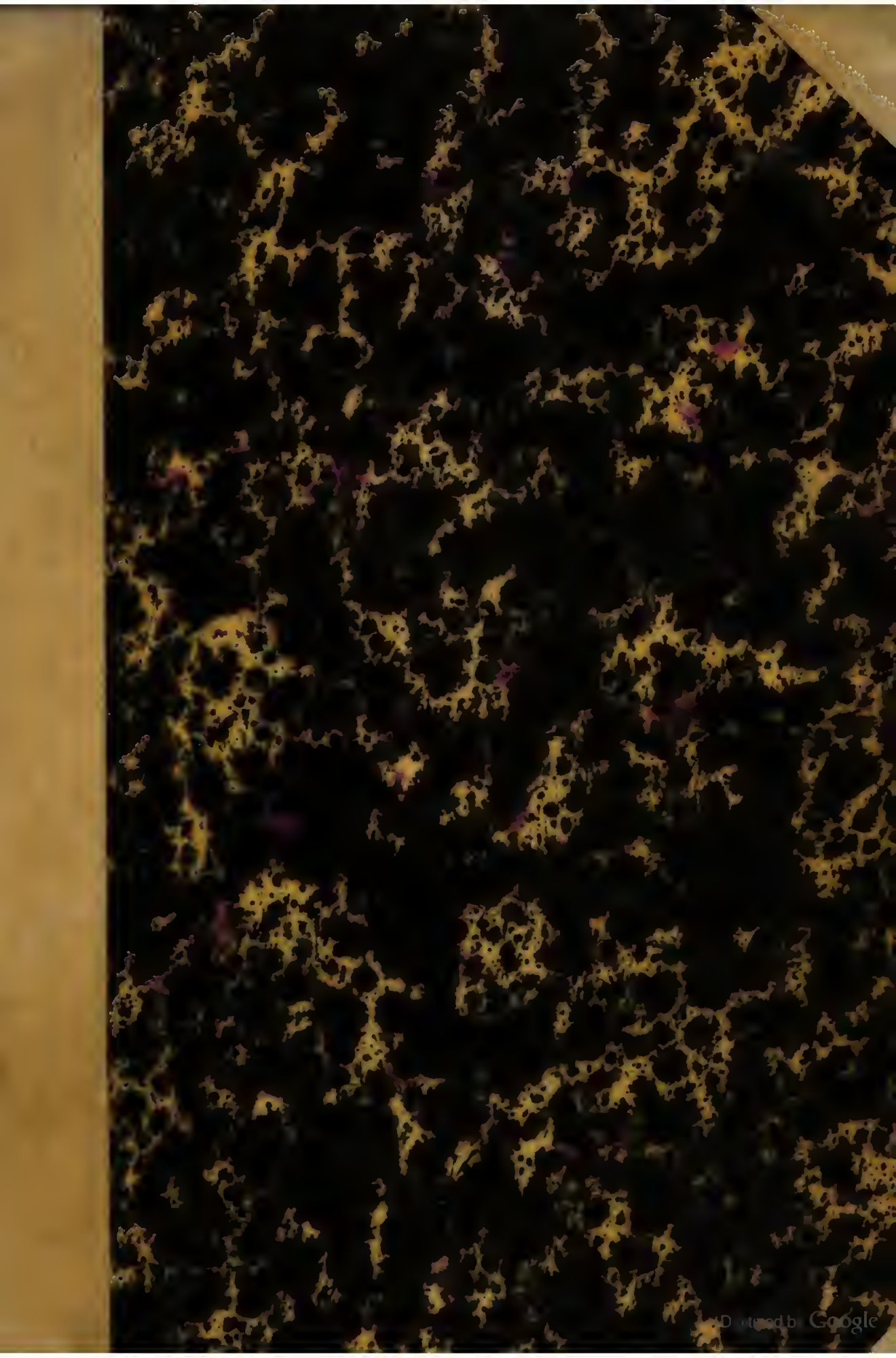
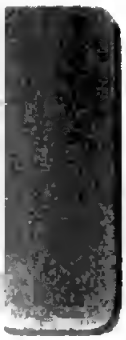

Digitized by Google

253
9 D
10



Digitized by Google

Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Erster Band:

Die Zeit des ersten Kaiserreichs.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1868

Ermanno Loescher & Co. Libraj ROMA

253
9 D
10

Culturgeschichte der Neuesten Zeit.

Digitized by Google

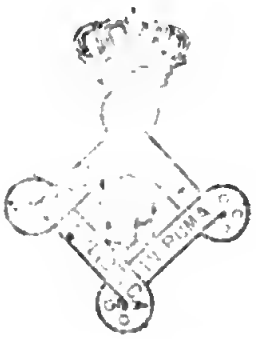
Grundſteine

einer

Allgemeinen Culturgeſchichte

der

Neueſten Zeit.



Von

J. J. Honegger.

Erſter Band:

Die Zeit des erſten Kaiſerreichs.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1868

Vorwort.

Es war ein Wurf, deſſen Gewagtheit und Tragweite ich mir keinen Augenblick verhehlen konnte, als ich vor drei Jahren nach langen Vorſtudien in meiner „Literatur und Cultur des Neunzehnten Jahrhunderts“ als der Erſte den Verſuch machte, in wenigen ſcharfen Strichen die culturgeſchichtliche Entwicklung unſeres Jahrhunderts dialektiſch zu entwerfen. Die Aufgabe ſcheint gelungen, und den Stimmen der Kritik hab' ich im Allgemeinen nur Dank zu ſagen; hat ſie doch meiner ausgeprägt individuellen Auffaſſung und charakteriſtiſch ſubjectiven Darſtellungsweiſe alle Berechtigung zugeſtanden — zwei Eigenſchaften, welche der Literatur unſerer Tage ſo ziemlich abhanden gekommen ſind. Damals ſchon lag mir ein größerer Plan im Sinne, zu dem ich in jener Skizze blos den Rahmen ſpannen wollte. Ich bin raſch an ſeine Ausführung geſchritten, und was ich ſeither an Zeit und Spannkraft den Nothwendigkeiten der Thätigkeit fürs alltägliche Leben abgerungen, das liegt hier als der erſte Theil einer Arbeit vor, mit welcher ich meinen ſchriftſtelleriſchen Beruf in ſeiner hauptſächlichſten Aufgabe zu vollenden gedenke, bevor die alternde Lebenszeit mit ihrer knöchernen Langeweile Eisblumen über die Ideale des Herzens wirft.

Unter dem Titel „Grundſteine einer Allgemeinen Culturgeſchichte der Neueſten Zeit“ werden fünf je zwanzig bis dreißig Bogen ſtarke Bände eines Werkes erſcheinen, das ſich vorſetzt, die Funda-

mentalpunkte des culturgeſchichtlichen Ganges in unſerem Jahrhundert herauszuheben. Folgendes werden ihre Grundzüge und Zielpunkte ſein:

Erſter Band. Das erſte Kaiſerreich.

Zweiter Band. Erſte Abtheilung. Die Reſtauration in ihrem politiſchen Schwanken.

Zweite Abtheilung. Die Reſtauration auf ihrer reactionären Höhe.

Dritter und Vierter Band. Das Julikönigthum und die Bourgeoiſie.

Fünfter Band. Dialektiſcher Abriß über den geſammten Culturgang unſeres Jahrhunderts und ſeine Endreſultate.

Jeder Band mit Ausnahme des dritten kann als eine Periode abſchließend für ſich beſtehen; eine enge geiſtige Uebereinſtimmung aber ſoll ſie in ein Verhältniß bringen, das ſie erſt alle zuſammen als einen beſtimmt entworfenen Organismus erſcheinen und abſchätzen läßt. Das Ganze wird die ſtrengſte Gleichförmigkeit des Sinnes beherrſchen, während umgekehrt die Ungleichheit des Styles und der Behandlung innerhalb jedes einzelnen Bandes beim Wechſel der mannigfachen Materien ſich geltend machen werden. Es ſei mir geſtattet, eine nicht unintereſſante geiſtige Wahrnehmung zu notiren, die ich weder als Vorzug noch als Nachtheil, ſondern einfach als Thatſache anzeichne: Seit den zwei Jahrzehnten, da literariſch-culturgeſchichtliche Forſchungen meine hauptſächlichſte Thätigkeit in Anſpruch nahmen, haben ſich meine Grundanſchauungen und die auf ihnen ruhenden Tendenzen nicht um eine Linie verſchoben, wohl aber die Detailbetrachtungen in manchen Dingen gewechſelt und ſich weſentlich verſchärft; das Bild manches Autors fließt jetzt unwillkürlich in dunkleren Farben aus meiner Feder als vor zwanzig Jahren: das iſt mehr der Einfluß des erweiterten und vertieften Horizontes als der kurzen Spanne Zeit. Je mehr man in die Tiefe ſchaut, deſto mehr verdüſtert ſich der Blick; die in der Geſchichte der Individuen und der Völker auf dem Grunde liegenden pſychologiſchen Tiefen üben dieſelbe magiſche Gewalt und verdüſternde Anziehung wie die dunkelnden Abgründe der unendlichen See.

An jener theils angebornen, theils anerzogenen Eigenheit hängt die weitere Thatſache, daß es eine große Zahl von Punkten giebt, über welche ich innerlich früh mit mir abgeſchloſſen habe, und an dieſen ſtreng und

intenſiv eingelebten Grundanſchauungen halte ich mit einer Entſchiedenheit feſt, die der Fernerſtehende leicht als Eigenſinn deuten könnte; ſuche ich doch die Unveränderlichkeit dieſer Sätze auch gegen die eigenen Gefühlseingebungen unentwegt zu wahren. Abſolute Gültigkeit ihnen zuzuſprechen, könnte ſich nur die anmaßende Beſchränktheit einfallen laſſen, wohl aber kommt ihnen das Recht einer unwandelbaren, aus vielfach vergleichender Studie gefloſſenen Ueberzeugung zu. Die Subjectivität kann nicht abſtreifen, wer ſo ſehr gewohnt iſt, ſein eigenes Denken in die Dinge hineinzulegen, und ich halte dafür, er ſoll es auch nicht. Im Uebrigen hab' ich die Lehren, welche billige Kritik mir gab, ſo weit genutzt, als es ſich mit meiner individuellen Ueberzeugung verträgt, und mehr kann und wird ſie nicht verlangen. Es ſei hier nur Ein Punkt angedeutet, welcher gleich im erſten Band auffallen dürfte: trotz vieler entgegengeſetzten Anſchauungen und Zumuthungen iſt es mir im Hinblick auf ihre theoretiſchen und noch mehr ihre politiſchen Conſequenzen nicht möglich, das verwerfende Urtheil über die Romantik zu ändern. Ich erinnere mich noch genau der Jahre, wo die erſten Eindrücke dieſer Schule auf mich ganz andere waren, das war eben die Zeit einer heftig gährenden Jugend, wo die Phantaſie noch auf hohem Roſſe reitet; je mehr aber der ſecirende Verſtand dahinter kam, deſto mehr riß er der mondbeglänzten Zaubernacht den aus blauem Dunſt gewobenen Schleier ab und ſpitzte das Urtheil zu.

Ich weiſe auf Eines als auf das mit dem lebendigſten Intereſſe von mir Behandelte hin: es ſind die pſychologiſchen Portraits, gewiſſermaßen die Genrebilder der Zuſtände und Perſonen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; iſt mir Etwas gelungen, ſo ſollten ſie es ſein, beſonders wo die ſubjective Begeiſterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht' ich doch, ſo weit es irgend möglich, der Seele der Zeit ſelbſt nachgehen und ſie erfaſſen! Die Literatur iſt dieſer Anſchauung nur das Eine, aber das weſentlichſte Element, die Sprache des Geiſtes der Zeit. So haben für mich jene Bilder ſo ſehr den meiſten Werth, daß ich den Reſt faſt blos als das zur Vollſtändigkeit nothwendige Material betrachte; möchten ſie in ihrer fertigen Zeichnung dem Leſer das werden, was ſie bei der Skizzirung lange dem Autor waren, für den ſie nun nach ihrer Vollendung verblaßt ſind!

Auch diese größere Arbeit wird wenig ins Detail gehen; was sie giebt, heiße ich deßhalb ‚Grundsteine', denn solche möcht' ich legen für eine allgemeine Culturgeschichte, die nach mir ein Anderer entwerfen mag. Die Grundgedanken der Zeit möcht' ich kurz und scharf fixiren, ihr die besondere Signatur ablauschen und das Fundament herstellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geistesgeschichte unserer vielbewegten und weithin strebenden Zeit. Die Natur hat mir so viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelheiten zu studiren, aber nicht genug, mich selber ausarbeitend mit ihnen zu befassen. An dem Bächlein, das den großen Stromlauf schwellen hilft, mag ich gern ausruhend verweilen; aber als Maler würd' ich seine idyllische Ruhe schwerlich zeichnen; mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und gewitternden Höhen.

Die weitreichenden Vorstudien des Ganzen sind abgeschlossen, der Organismus und die Gliederung des ungeheuren Materials lange durchdacht; sie bleibt im Ganzen diejenige meiner früheren Skizze. Die einzelnen Bände werden sich Jahr um Jahr folgen.

Ist mir vergönnt, diese Arbeit zu vollenden, so halt' ich diejenige Lebensaufgabe für abgeschlossen, an welcher ich mit gläubiger Innigkeit hänge. Die Gebildeten, an deren Urtheil ich mich ausschließlich wenden kann, wollen nicht vergessen, welch' außerordentliche Schwierigkeiten und Mühen die hier ergriffene Aufgabe, das Arbeiten auf einem Feld ohne Schranken und voller Unsicherheiten, zu bewältigen hat.

Zürich, im Januar 1868.

Dr. J. J. Honegger.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Consulat und Kaiserreich 3

Zweiter Abschnitt.

Die einzelnen Staaten: Innere Politik und Gebietsgestaltung . 37

Dritter Abschnitt.

Sociale Züge 56

Bentham 76

Vierter Abschnitt.

Erfindungen, Technik und Bauten 80

Fünfter Abschnitt.

Reisen, Entdeckungen und Colonisationen 89

Alexander v. Humboldt 93

Sechster Abschnitt.

Wissenschaft und gelehrte Forschung 97

Chemie 97

Naturgeschichte 104

Seite
Anatomie und Physiologie 104
Zoologie 105
Mineralogie und Geologie 106
Physik, Mechanik, mathematisch-physikalische Geographie 107
Geographie 109
Astronomie 109
Mathematik 111
Medicin 112
Recht 114
Philologie, Mythologie und Archäologie, classische Studien 117
Sprachwissenschaft 119
Geschichtliche Fächer 121
Philosophie und Pädagogik 123
Theologie 124
Wissenschaftliche Institute u. s. w. 127
Schleiermacher 128
Eichhorn 133
Creuzer 134
Deutsche Philosophie 136
Kant 137
Jacobi 145
Fries und Reinhold 146
Fichte 147
Schelling und seine Schule 160
Hegel 174
Französische Philosophie 189
Geschichtschreibung 191
Literatur- und Kunstgeschichte, Aesthetik 192

Siebenter Abschnitt.

Tagesgeschichte und Politik, Memoiren; Journalistik 194
Tagesgeschichte und Politik, Memoiren 194
Gentz 198
Müller 205
Journalistik 206

Achter Abschnitt.

Seite

Bildende Künste 211
Malerei 216
Sculptur 224
Architektur 228

Neunter Abschnitt.

Theater und Musik 229
Darstellende Kunst 229
Musik, Gesang 237
Beethoven 240
Cherubini 242
Spontini 243

Zehnter Abschnitt.

Schöne Literatur 245
Das Verhältniß der Literaturgattungen 245
„ „ „ vier Hauptliteraturen 247
Zustand der Sprachen und Nationalliteraturen niederen Ranges 248
Influenzen vom achtzehnten Jahrhundert in der deutschen Literatur . . 251
Schwaches Fortleben der classisch-Schillerschen Richtung im Drama . . . 253
Uebergang in die eigentliche Romantik: Hölderlin 254
Uebergangsfiguren 255
Jean Paul 256
Französische Literatur des Kaiserreichs 261
Englische Literatur 264
Italienische Literatur 266
Die romantische Schule 266
Friedrich Schlegel 276
August Wilhelm Schlegel 286
Tieck 292
Wagner 300
Roman- und Novellenschriftsteller, Erzähler zweiten Ranges 301
Menzel-Sternau 302

Seite

Französischer Roman 303
Chateaubriand 303
Madame de Stael 317
Das Drama 325
Werner 326
Müllner 329
Heinrich v. Kleist 333
Oehlenschläger 342
Dramatiker zweiten Ranges und Operndichter 343
Lyrik 345
Novalis 345
Achim v. Arnim 349
Brentano 354
Schwäbische Naturdichtung und Freiheitslyrik 360
Uhland 361
Hebel 369
Alfieri 374
Körner 379
Arndt 382
Englische Lyrik 386
Moore 387
Italienische Lyrik 399
Ugo Foscolo 401
Die übrigen Nationalliteraturen 402
Bilderdijk 402
Die geringeren lyrischen und epischen Dichter 403
Jugend- und Volksschriftsteller 406

Personenregister 410

Culturgeschichte der Neuesten Zeit.

Erster Abschnitt.

Consulat und Kaiserreich.

Beengt durch die widersprechenden Elemente in Geschichte und Stammcharakter hatte die französische Revolution eine feste und einheitliche Verfassung nicht durchzuführen oder wenigstens nicht zu halten vermocht; sie hatte sich zwischen den Principien der englischen und nordamerikanischen Verfassung, den Liebhabereien für römisches Staatsleben und neuzeitlich humanistischen Träumen hin- und hergeworfen. Das hat die Sache der Freiheit auf dem ganzen Continente wesentlich beeinträchtigt; es hat der Geschichte Frankreichs bis heute den Stempel der Unruhe und Unsicherheit aufgedrückt. Als die ersten furchtbaren Krisen vorbei waren, schritt die erschöpfte Nation rasch rückwärts. Allgemein hatte die Restauration des 19. Jahrhunderts, die leiseren Trittes schon mit dem Concordate beginnt, um sich bald laut und anmaßlich auf den Markt zu drängen, darum leichtes Spiel, weil die Aufklärung des 18. zu rasch vorgeschritten war, als daß der Gedankengang der Massen ihr hätte folgen können.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire begrub das Directorium, ohne Ruhm und ohne Trauer. Es hatte keine Kraft entfaltet und kein Ansehen gewonnen, das ist nicht Schuld der Personen: die Periode bezeichnet genau jene Entkräftung, welche nach krankhafter Erschütterung über den Einzelnen wie über einen ganzen Staatskörper kommt. Die liberté, égalité und fraternité hatten ausgespielt; Frank-

reich bedurfte einer neuen Triebkraft — die gloire wurde das Loſungswort einer neuen, großen Zeit.

Mit dem Conſulate, der bloßen vorübergehenden Einleitung zum Kaiſerreich, deſſen Staffeln die gleich zu Anfang eingeſetzte Conſtitution und die Senatsbeſchlüſſe vom Jahr 1802 ſind, beginnt genau das Jahrhundert; eine Bedeutung für ſich hat das Conſulat nicht, und die Umgeſtaltung vom 18. Mai 1804 will nicht viel mehr beſagen, als daß auch der Name Republik verſchwindet. Abſolutiſtiſche Centraliſation war von Anfang an das Ziel des neuen Staatsweſens; ſchon 1800 wurde die Departemental-Verwaltung in dem Sinn umgeſtaltet, und die Verfaſſung von 1802 vollendete die Vereinheitlichung der Bewegung und der Knechtſchaft. Und die Nation gab ſich faſt willenlos einer Perſönlichkeit hin, deren geiſtige Dimenſionen rieſig genug waren, um ihre ganze Kraft in ſich zuſammen zu preſſen. Nüchtern aufgeklärt, mathematiſch gebildet und militäriſch gezogen, kannte und verfolgte Napoleon nur das Zweckmäßige; politiſcher Rationaliſt, ſchloß er praktiſch die ganze Aufklärung des 18. Jahrhunderts ab und beſchnitt ſie. Gleich groß an militäriſchem Genie, organiſatoriſcher Kraft und italieniſch diplomatiſcher Schlauheit, wo nicht die corſiſche Leidenſchaft durchbrach, durchſchaute ſein Adlerblick mit ebenſo viel Leichtigkeit und Raſchheit als Schärfe alle Verhältniſſe und deckte in ſich und der Zeit immer neue, unerſchöpflich ſcheinende Hülfsquellen auf.

Napoleon blieb ſo lange wahrhaft groß, als er die Neigungen ſeiner zu militäriſchem Despotismus angelegten Natur ſo weit zu zügeln verſtand, daß ſie mit den Intereſſen der Nation zuſammenſtimmten. Seine Verwaltung, immer ausgezeichnet, auch wo ſie ſpäter einer abſolutiſtiſch verderblichen Richtung diente, verſtand weiſe die nationale Begeiſterung der Revolution zu nutzen, alle Kräfte der alten und neuen Zeit um ſich zu ſammeln, mit und für ſich arbeiten zu machen und ihren Werken ſeinen Namen zu geben. Er wirkte erſtaunlich raſch; wenige Monate, und Frankreich ſtand neu geordnet und gekräftigt da; und die Vorzüge dieſer Organiſation blieben ſeiner Herrſchaft bis an ihren Fall eigen. Denn trotz neuem Lehenadel und alter Hierarchie, trotz militäriſch-abſolutiſtiſchem Univerſalreich hielt der Napoleonismus immer einen weſentlich revolutionären Kern feſt; wenn er die Freiheit niederhielt, ſo pflegte er dafür die Gleichheit. Seine

eiserne Macht zwang der widerstrebenden Welt in wenigen Jahren Reformen auf, deren Durchführung beim gewöhnlichen Lauf der Dinge Jahrhunderte braucht. Durch das alte Europa ging ein erschütternder Weckeruf, der alle Staaten und alle Stände traf. Seine Verfassungen sind auf den Schein gebaut und ihr Werth bestreitbar, in der Verwaltung aber herrscht überall der großartigste Zug, und vollends das Segensreichste hat er im Zerstören und Nivelliren gethan.

So weit noch war die versuchte Aussöhnung aller Parteien im gemeinsamen Dienst, die Mischung von Neuem und Altem, zwar schon mit stark royalistischem Anstrich, seiner Größe und dem Gedeihen der Nation förderlich, trotz der heillosen Anhängsel von Hofgelüsten und Hierarchie, Censur und dreifacher Polizei. Aber in dem Maß, in welchem das zum Imperialismus umgeschmolzene royalistische Element um sich griff, ward dieses Verquicken widersprechender Zeiten und Personen ein Unglück; es sollte das Kaiserreich stützen und wurde der stärkste Anstoß zu seinem Fall. Schon früh findet man am neuen Hof die alten gefügigen Royalisten in den Verwaltungsstellen, und Jahr um Jahr kehrten mehr des pergamentfesten Adels zurück, von dem zuletzt fast alle Geschlechter vertreten waren. Im gleichen Verhältniß stieg die Unverträglichkeit der zusammengewürfelten Elemente. Sehr wenige des französischen Adels bleiben so consequent wie die alte steife Familie der Damas, deren Glieder bis zu Ende im fruchtlosen Kampfe gegen Republik und Kaiserreich beharren, oder wie im andern Lager Lafayette oder der durch Redlichkeit und Freisinnigkeit ausgezeichnete Rechtskenner Dupont de Nemours.

So brachte Napoleon mit Hülfe der gewandtesten Geschäftsmänner und der gelehrtesten Juristen gleich die neue Constitution, so die mit Recht hochberühmte Gesetzgebung zu Stande, die der Code Napoléon begründete, das Fundament, dem die Gesetzgebungen für die einzelnen Gebiete des Rechtslebens folgten. Sie sind durchgreifende Norm geworden (Handelsrecht), und nicht blos für Frankreich allein, sondern für eine ansehnliche Zahl von Staaten bis auf die Gegenwart herab höchst bestimmend. Cambacérès, als Rechtsgelehrter sehr groß, als Mensch sehr klein, während des Consulates immer mit Einrichtung der Rechtspflege beschäftigt und während des Kaiserreichs die meisten Senatsconsulte entwerfend, legt durch einen dem Rathe der Fünfhundert vorgelegten Civilcodex den Grund; 1800 von der Consularregierung ver-

langt, 1801 im erſten Entwurf vorliegend, vierfach redigirt und 1804 als Code civil veröffentlicht, figurirt er ſeit 1807 als Code Napoléon. Kurz und ſcharf gefaßte Grundbeſtimmungen zeichnen ihn aus; ſein Werth iſt bewährt; er ward faſt in alle Sprachen überſetzt, in vielen Ländern nachgebildet und hat ſich in manchen erhalten. Der Code de procédure civile wird 1806 als Geſetz beſtätigt. Von 1807 iſt der berühmte Code de commerce. Für den Code d'instruction criminelle (Criminalproceßordnung) wird 1804 ein Entwurf berathen, ein folgender kommt 1808 zur Ausführung, 1810 in Anwendung. Der erſte Entwurf zum Code pénal iſt von 1804, die Berathungen über den jetzt geltenden beginnen 1808, das Geſetzbuch wird 1810 bekanntgemacht und tritt 1811 in Kraft. Am Code de commerce arbeitet weſentlich der berühmte Kenner und Darſteller des Seerechtes Azuni, der zugleich Geſchichtſchreiber iſt. So zieht ſich die Arbeit für das große Werk, das als unantaſtbarer Markſtein der Größe der Zeit und des Mannes ſtehen bleibt, faſt durch die ganze Periode hin.

Napoleon iſt gleich glücklich und zeigt in der Wahl ſeiner Werkzeuge den gleichen Scharfblick im Frieden wie im Kriege; er weiß auch diejenigen an den rechten Platz zu ſtellen, die nicht zu ſelbſtſtändigem Handeln angethan waren. Eines der ſchlagendſten Beiſpiele iſt ſein Generalſtabschef und treuer Freund Alexandre Berthier, der nach dem Urtheile ſeines Meiſters ſelber durch Thätigkeit, Ueberblick und organiſatoriſches Talent für die Ueberwachung vielfach combinirter Armeecorps ſehr tauglich, doch ſelbſtſtändiger Truppenführung keineswegs gewachſen war. Ebenſo beſtändig braucht er in der Oekonomie den Herzog von Gaeta, Gaudin, der als Finanzminiſter Ordnung und Feſtigkeit in die Verwaltung bringt und die zerrütteten Finanzen wiederherſtellt. Maret als Generalſecretär bleibt ihm bis ans Ende blind ergeben und mit eiſerner Arbeitskraft dienſtbar.

In der Art ward Napoleon ſchon als Conſul, getragen von dem Enthuſiasmus und der Thatkraft einer großen Nation, leicht Meiſter über die im alten geiſt- und kraftloſen Schlendrian erlahmten Cabinette und die im gleichen Maſchinenſtyl geführten Heere ſeiner Feinde. Die abgenutzte Cabinetsintrigue reichte nicht mehr aus, weder gegen die geſtählte Kraft des Soldatenherrſchers und ſeiner Nation, noch gegen die theologiſch-juriſtiſche Pfiffigkeit des hinkenden Fuchſes Talleyrand.

Das erwies gleich der weitere Gang des unter dem Directorium mit wenig Glück geführten zweiten Coalitionskrieges, dessen mit Napoleons siegreichem Eingreifen beginnende Periode ein eigentlich österreichischer Krieg ist. Die Capitulation von Alessandria, die Melas nach der Schlacht von Marengo abschloß, ist der Anfang einer Reihe von Facten aus der österreichischen und preußischen Geschichte, in deren an Verrath streifenden Feigheit und Kopflosigkeit das schärfste Verdammungsurtheil des alten Systemes der gemeinen Routine liegt. Napoleon aber hatte allen Grund, dem edlen Desaix, der ihm durch seinen Heldentod die bereits verlorene Schlacht gewinnen half, Statuen zu errichten, da er eben den zwischen Desaix und Kellermann streitigen Ruhm lieber mit dem Todten theilte; Marengo hat seine Weltherrschaft eingeleitet.

Preußen begann seine erbärmliche Schaukelpolitik, fast kleinlicher noch als die lächerlich verrannte Haltung des Don Quixote-Schwedenkönigs, in der Frage der bewaffneten Neutralität. Die Namen von Haugwitz, Lucchesini und Lombard sind in aller Welt bekannt und gefehmt; nicht viel besser ist der Cabinetsrath Beyme, die einseitig juristische Beamtennatur, die wie Viele seiner Sorte auch in den hohen Staatsfragen nur den privatrechtlichen Maßstab anzulegen verstand und als Staatsmann ebenso hemmend wirkte wie jene verderbend. Es ist in unserer fusionsseligen Zeit Mode und war es eigentlich von jeher, die Schriftsteller zu verdammen, welche von dergleichen Elendigkeiten in den Personen und Verhältnissen den Schleier lüften, und man weiß nicht oder will nicht wissen, wie die edelsten und nächststehenden Persönlichkeiten urtheilten. So ist über die Erbärmlichkeit der preußischen Zustände vor 1808 kaum mit mehr erstaunlicher Klarheit und unerbittlicher Schärfe abgeurtheilt worden, als es die Königin Louise 1808 in einem Brief an ihren Vater gethan, oder, um hier gleich ein zweites Beispiel anzuführen, das saubere Regiment des roi-bourgeois Louis Philippe wird schwerlich eine Feder gründlicher malen, als es ein Brief des Prinzen von Joinville an einen seiner Brüder über den eigenen Vater thut.

In Oesterreich stand es ähnlich, und 1801—9 war der Minister Graf Cobenzl das Haupt aller blinden Vertheidiger des Alten. Dieser Staat bereitete sich gleich jetzt das Schicksal, welches Preußen einige Jahre später erreichte. Alles berechnet und verglichen, was im Krieg

entſcheidend wirken muß, war Oeſterreichs Geſchick ſchon beim Beginn entſchieden, das giebt ſogar ein Gentz zu; und was die Meiſter im Cabinet und im Felde betrifft, die in dieſen Jahren die beiden Staaten und das ganze deutſche Reich zum Falle gebracht haben, an ihrer Spitze den Kaiſer Franz, in deſſen Weſen ſich vielleicht zu gleichen Theilen die abſolutiſtiſche Starrſinnigkeit und die ſchwankende Schwäche theilen, die von der Gutmüthigkeit blos die Form an ſich trug, ſo lieſt man ihr Urtheil am beſten bei den Franzoſen ſelbſt, die keineswegs zu ſcharf malen, ſondern eher recht glimpflich mit den Bedientenſeelen umgehen, welche ihnen den Weg zum Ruhme ſo leicht gemacht haben. Wie ſie hier Oeſterreichs Ehre und Gedeihen ſchmählich opferten und das Land auch finanziell ſo in Verfall brachten, daß es in der Zeit der Napoleoniſchen Kriege durch völlige Entwerthung ſeiner Papiere mehrmals wenigſtens theilweiſen Bankerott machte, ſo enthüllten ſie in Preußen ein Jahr darauf in der Frage der bewaffneten Neutralität jene leichtfertige und feigherzige Doppelſinnigkeit, welche die Unverbeſſerlichen ſo lange fortſpielten, bis auch dieſer Staat zum Falle kam, tiefer als alle. Und anderwärts iſt die Fäulniß nicht minder groß, die Symptome ſind verſchieden, aber ebenſo deutlich. Die ſchmähliche Flucht der Höfe und die ſchwachherzig übereilten Friedensſchlüſſe beweiſen zur Genüge die Verzweiflung der alten Dynaſtien an ſich ſelbſt.

Doch zurück zum hiſtoriſchen Gang! Napoleon ſetzt im Feldzuge von 1800 zum erſten Mal ſeinen großen und genialen Plan ins Werk, welcher darauf ausgeht, Oeſterreich zwiſchen zwei in einander greifenden eiſernen Armen zu erdrücken und außerordentlich erleichtert wird durch den Umſtand, daß die ſüddeutſchen Staaten bereits ans franzöſiſche Intereſſe verkauft ſind. Daher kommt das Hereinziehen der Schweiz in die Kriegsſchauplätze, daher die berühmten Alpenübergänge, die mit Suwaroff's Zug im Jahre zuvor anhuben und trotz der techniſchen Mittel, die wir vor einem Hannibal voraus haben, immer noch etwas Grandioſes ſind. Die weitere Ausführung iſt nicht blos Napoleons Verdienſt; Moreau's glänzender Sieg auf deutſchem Boden ſowie Macdonald's und Moncey's unglaublich kühne Unternehmungen mit Heeresabtheilungen, welche als Joch zwiſchen den zwei Armeen verwendet wurden, haben ebenſo ſehr die Entſcheidung herbeigeführt, die der Friede von Luneville, auf dem Wege deſſen von Campo Formio fortgehend, beſiegelt. Ihm folgt in Paris jene erſte Vermarktung des

Raubes vom deutschen Reiche, auf welche jeder ehrliche Deutsche nur mit der Schamröthe der Erbitterung zurückblicken kann — ein Schaustück, das die deutschen Fürsten und Diplomaten später sich nicht scheuten noch einmal vor der Welt aufzuführen. Es ist hierbei zur beschämenden Parallele mit Recht auf das zweimal in dieser Zeit so ruhmvoll erscheinende Verhalten des kleinen, aber großsinnig nationalen Dänemarks hingewiesen worden, und wir Späteren hätten allen Fug, die Vergleichung fortzuführen und die ganze Verwicklung der deutsch-dänischen Frage herbeizuziehen, um zu zeigen, was ein ächtes Nationalbewußtsein vermag. Die dem Frieden von Luneville nächstfolgende große Umwandlung in den deutschen Dingen war der Reichsdeputationshauptschluß, der alle geistlichen Staaten bis auf den des Churfürst-Erzkanzlers aufhob.

Weniger glücklich war Napoleon in der Zeit mit Herstellung der hierarchischen Macht, die der rasch zurückgeführten weltlichen Autokratie als Stütze dienen sollte; aber in dem mit gewohnter kirchlicher Umsicht vom Cardinal Caprara betriebenen Concordat vom Jahr 1809, das übereilt selbst Freiheiten und Rechte der alten gallikanischen Kirche preisgab, statt auf dem Weg eines nicht blos zum Schein berufenen Nationalconcils zu bleiben, und dafür freilich dem Staatsoberhaupte große Rechte zugestand, die das 1813 zu Fontainebleau von Pius VII. eingegangene wieder zurücknahm, schuf sich der Autokrat Fesseln, welche ihn schon vom Jahre 1806 an empfindlich belästigen sollten. Jenes erste Concordat, auf dem die Kirchenverfassung Frankreichs ruhen geblieben ist, hat auf die Dauer nur den Ultramontanismus gestützt. Die Grundlagen zum Conflicte der beiden autokratischen Mächte wuchsen bald heraus, und der Streit selber verschaffte nachher Pius VII. die Glorie des christlichen Dulders. Aber auch seine Regierung will den Geist ins 11. und 12. Jahrhundert zurückschrauben, nach der Art des römischen Hofes nicht das Mindeste von seinen Behauptungen und Ansprüchen bestimmt aufgeben. Was etwa im Sinne neuzeitlicher Mäßigung geschieht, ist das Werk des Cardinals Consalvi. Für einstweilen freilich machte sich Napoleon durch seinen Einfluß auf Rom und einen Neapel aufgedrängten Frieden zum Herrn von Italien.

Die vorübergehende Aussöhnung mit England war bloßes Spiel; jedenfalls dachten wenigstens die englischen Staatsmänner nie

daran, den Frieden von Amiens zu einer Wahrheit zu machen, den Fox und Addington gegen Pitt geschlossen, um ihm hernach wieder zu weichen. Fox allerdings, der genialste und zugleich humanste englische Staatsmann seiner Zeit, strebt auch nach Pitt's Tod als Staatssecretär wieder einen ehrenvollen Frieden mit Frankreich an, stirbt aber schon 1806, und das Ministerium Addington 1801—4, zuerst friedlich, ist bald selber für den Krieg. Die Freundschaft mit Spanien, durch den elenden Friedensfürsten vermittelt, wurde diesem Lande fast ebenso verderblich als nachher sein Krieg; denn jetzt verlor es seine Schiffe und Colonien an die Engländer, gegen die Napoleon nie glücklich war. England verstand von Anfang an alle Combinationen auszunutzen, selber den Neutralitätsbund, den der gereizte wunderliche Paul I. gegen seine Seetyrannei mit Schweden, Dänemark und Preußen betrieben hatte; Napoleon dagegen blieb zur See immer im Nachtheil, was in Wahrheit nicht sein Schade war, da es ihn zur continentalen Concentration seiner Macht zwang. Er opferte im Lager von Boulogne einem Scheinunternehmen, dessen Unmöglichkeit er bald einsehen mußte, Millionen; er erlitt durch den Seesieg der Engländer bei Trafalgar 1805 einen ungeheuren Verlust; er schadete später durch die Continentalsperre nur den Interessen seiner Unterthanen und Bundesgenossen. England dagegen bereicherte durch den Krieg sich selber, d. h. seine Reichen und Großen, denn die großartigen Subsidien flossen ihnen vervielfacht wieder zu, und im Verhältniß zur Nationalschuld oder vielmehr darüber stieg auch der Nationalreichthum. Es betrieb das Entstehen einer Republik der jonischen Inseln, die bald nur seinen Interessen dienen sollte, jagte die Franzosen aus Egypten heraus, vernichtete die Flotten der sämmtlichen Festlandsmächte und setzte nach der Seeschlacht bei Trafalgar seine nicht mehr bestrittene Meeresherrschaft durch. Sein Handel suchte und fand neue Wege, die er hernach bleibend nutzte; seine Industrie stieg eben erst in dieser Zeit so recht zur weltbeherrschenden auf, und die zum Theil als bloße Zwangsausflucht emporgetriebene des Festlandes stand zu ihrer Entwickelung in gar keinem Verhältniß. Wie hochmüthig sich das unangreifbare Inselvolk fühlte, beweisen 1807 der alles Völkerrecht mit Fäusten schlagende Raubzug gegen Kopenhagen und des Admirals Duckworth verwegene Fahrt durch die Dardanellen. — So waren dies- und jenseit des Canals schon um 1800 die Dinge angebahnt.

Im Innern ging Napoleon rasch rückwärts; das beweist die Gesetzgebung des ersten Consularjahres, das schon um die Zeit des Friedens von Amiens die Beschränkung der einzigen Staatskörper, in denen noch ein Schein von Selbstständigkeit bestand, und die Bevorzugung des servilen Senates, das die leidenschaftliche Verfolgung der als jacobinisch verschrienen Partei der Revolution zu einer Zeit, als er sich noch mit der doctrinär monarchischen der Ideologen zu setzen suchte. Carnot's Rede gegen die Kaiserwahl im Tribunate, das 1807 ganz aufgehoben wird, ist das letzte öffentliche Lebenszeichen republikanischen Geistes. Damit hängt die Beschränkung oder vielmehr Aufhebung der Wahlrechte der Nation zusammen, ihr bleibt nur das Recht des Entwerfens von Wählbarkeitslisten, aus denen die Regierung selber wählt. Ludwig XVIII. stellt hernach in der Charte das Wahlrecht wieder her, aber zugleich wird der Census erhöht. Anders nach Außen; da konnte Napoleon den revolutionären Ursprung nie verläugnen und brachte so den mittelalterlich regierten Völkern die Segnungen der Revolution, die durch keine Opfer an Geld und Menschen zu theuer erkauft waren. So reformirte sich in glänzender Weise die Schweiz; die schon 1798 errichtete helvetische Republik ist ein unvergleichlicher Glanzpunkt in unsrer nationalen Entwickelung, ihre Verfassung so segensvoll und bedeutend, daß erst die neuesten Zeiten uns wieder auf ganz ähnliche Bahnen getragen haben. Halten konnte sie sich leider! nicht, sie war verfrüht, und die rückschreitende Umwandlung in der Mediationsacte keineswegs Napoleons alleinige Schuld. Doch scheint er schon in ähnlicher Weise mit Constitutionen spielen zu wollen, wie die zweite Periode des Kaiserreichs mit Staaten und Völkern thut: das erfuhren bereits Holland und Italien. Dort wird schon 1801 die Constitution trotz ihres centralistisch französischen Zuschnittes ohne Grund wieder umgestaltet, hier durch das Gaukelspiel von Lyon 1802 Napoleons Präsidentschaft über die italienische Republik durchgesetzt, der er hernach bei der Umwandlung in ein Königreich Josephinens edlen und menschenfreundlichen, stark vom mütterlichen Geiste beseelten Sohn, den Herzog von Leuchtenberg, zum Vicekönig gab.

Die englische Conspiration im royalistischen Interesse und die drei Attentate, die Napoleon zunächst durch Beseitigung der Jacobiner und Moreau's und durch den furchtbaren Schlag gegen die Bourbons — Mord des Duc d'Enghien — vergalt, deutete er auch, wie das ge-

wöhnlich ist, aus zu bleibender Festigung seiner Macht, und ein Senatsconsult genügte, um die Constitution zu beseitigen und das durchs lebenslängliche Consulat von 1802 eingeleitete Kaiserreich zu schaffen, weil die Geister schon lange für die Dictatur reif waren. Das Erste war nun der erneute Krieg mit England, dem einzigen Staate, der ihm immer gewachsen und gefährlich blieb. Mit dem Kriege trat auch sofort das Ministerium Pitt wieder in die Leitung ein, und nicht blos führte dieser Altmeister des ächt nationalen Stockconservatismus, ebenso eisern wie sein großer Gegner, bis an seinen letzten Athemzug (1806) den unerbittlichen Kampf durch, sondern Canning und Castlereagh gehen in sein System gegen Frankreich ein, und bald lenkt der letztere mit Wellington zusammen die Beziehungen Englands zum übrigen Europa. Der erste vergleichende Blick, den man auf das Schicksal dieses mitten im Kriege und seinen ungeheuren Opfern groß wachsenden Staates und des armen Deutschlands wirft, genügt, um den Vorzug zu beweisen, den jene trotz aller schreienden Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten einsichtige, consequente und wenigstens für die nationale, d. h. freilich nur für ihre eigene Größe einstehende Aristokratie vor der egoistisch zerrissenen Diplomatenwirthschaft der deutschen Kleinstaaten hat. Das Elend dieser Zeiten beginnt für Deutschland mit dem, was 1803 in Hannover geschieht, dessen Verwaltung durch die hochadeligen deutschen und englischen Herren Nichts als den beißenden Spott verdient, mit dem Napoleon sie überschüttete. Es liegt etwas unsagbar Erbärmliches darin, wie der regierende Adel hier erst das Volk unter Strafe zur Begeisterung zwingen wollte und hernach die Armee verließ und verrieth.

In die dem Kriege mit England entwachsene neue Coalition hinein ward Rußland gezogen in Folge der über italienische Verhältnisse ausgebrochenen Streitigkeiten, in denen sich die beiden Herrscher tödtliche Beleidigungen sagten; Oesterreich zauderte, Preußen lavirte, beide gleich kraft- und würdelos. Es ist überhaupt für die ganze Revolutionsperiode bezeichnend, wie Frankreichs Gegner bis 1813 sich nie zu einer einheitlichen Action oder nur Haltung zu verbinden verstanden und dadurch der Republik wie dem Kaiserreich, die beide mit der vollen nationalen Wucht auftraten, den Sieg in die Hände spielten. Dem Kriege ging bereits eine Reihe jener willkürlichen Constitutions- und Staatsconstructionen voraus: das Umschaffen der italienischen Republik in ein Königreich,

das Einverleiben Genuas in Frankreich, die Errichtung des Fürstenthums Lucca und eine neue Umgestaltung der Verfassung Hollands, das ein Jahr darauf widerstrebend zum Königreich degradirt wurde. Der dritte Coalitionskrieg wiederholt in Mack's Capitulation von Ulm, was Melas im zweiten begonnen, und zeigt die ganze Rath- und Thatlosigkeit eines kopf- und herzlosen Regierungssystemes, das nur Maschinen zu ziehen und zu brauchen verstand. Mack, eben nur Ein Fehler in dem alt und faul gewordenen System, war gerade recht als Generalquartiermeister, unfähig und unglücklich als Général-en-chef, mehr Theoretiker als Praktiker, sehr keck in den Entwürfen, aber vor den Thatsachen die Fahne streckend. Die ebenso sehr durch ihre taktische Bedeutung wie durch die politischen Folgen hochwichtige Schlacht bei Austerlitz oder die Entmuthigung, die ihr folgte, brachte Oesterreich zu Falle, während gleichzeitig die preußischen Staatskünstler das über alle Maßen erbärmliche Intriguenspiel forttrieben, dem auch dieser um alle Würde und Achtung betrogene Staat 1½ Jahre später zum Opfer fallen mußte. Nur der Erzherzog Karl rettet die Ehre der österreichischen, Kutusoff und Bagration die der russischen Waffen; die Sonne von Austerlitz aber beleuchtet mit Oesterreichs Fall zugleich den des deutschen Reiches, der durch die Erhebung Württembergs und Bayerns, der im Dienste des Gewalthabers stehenden Staaten, eingeleitet wird. Von da an vergaß Napoleon gründlich, daß er durch das Volk groß geworden, weil ihm bis jetzt noch nie eine Volksmacht entgegengetreten war, und schon hebt jenes Kartenspielen mit Eintagsstaaten und Willkürgesetzen an, das sich rasch zum verderblichsten Grundübel des Universalreiches ausbildete. Die Errichtung einer großen Zahl von Herzogthümern und Großlehen für seine eintägigen Duodezfürsten auf dem italienischen Boden, die Vertreibung der grundschlechten Bourbons aus Neapel, das er sich durch seinen dienstbaren Bruder Joseph unterwirft, und die in Folge der ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem Papste vollzogene Besetzung Roms folgen einander rasch. Mit Deutschlands Unabhängigkeit ists vorbei; Preußen ausgenommen, das im nächsten Jahre durch Diplomatie, hernach durch Krieg unter dasselbe Joch gebracht wurde, ist schon um 1805 in ganz Deutschland die französische Herrschaft entschieden, gestützt durch die selber nach Absolutismus im Kleinen langenden Territorialfürsten, die von Napoleon zu fürchten und zu hoffen haben. Diese handeln klug in ihrem Interesse, zum Theil

auch unwillkürlich in dem ihrer Kleinſtaaten; vom nationalen Standpunkt aus unbedingt zu verurtheilen, unterliegen ſie vom territorialen und allgemein geſchichtlichen einer ſehr verſchiedenen Kritik, die einzelnen ihre Anerkennung nicht verſagen darf, andre um ſo ſchärfer verdammt, voran den württembergiſchen Militärdespoten Friedrich I. Auch ſie haben wie Alles auf Erden ihren geiſtreichen Vertheidiger gefunden in Ludwig Harſcher von Almendingen, der außer juridiſchen Schriften ſich 1814 über Deutſchlands vergangene und kommende Schickſale ausgeſprochen hat. 1805 ſtehen bereits Bayern, Württemberg und Baden gegen Oeſterreich und Rußland. Die förmliche Auflöſungserklärung im Auguſt 1806 war ein verſpäteter Act ohne alle Bedeutung, und das heilige römiſche Reich deutſcher Nation, längſt ein weſenloſer Schatten, brach unbeachtet und unbetrauert zuſammen. Schon vorher war die Conſtituirung des Rheinbundes berathen, bei deſſen Errichtung ſich die deutſche Diplomatie ganz wie bei der Entſchädigungsfrage vom Jahr 1803 benahm, unſäglich ſchmachvoll und bettelhaft; ihr Spiel lief beide Male auf ein völlig auctionsmäßiges Verſchachern der deutſchen Intereſſen und Erſchachern der Gebiete heraus. Der namhafteſte unter den betheiligten Herren, der Fürſt-Primas Dalberg, eine weiche Natur ohne Conſiſtenz, hat durch ein wohlthuendes privates Wirken namentlich in ſeiner ſpäteren Zeit und durch eine aufrichtige und thätige Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft viele Fehler ſeines haltloſen politiſchen Lebens, deſſen Beiſpiel ſtarken Einfluß nicht zum Guten ausübte, aufgewogen. Das Mediatiſiren von 1806 war ſchon als die Conſequenz der Säculariſationen von 1803 unvermeidlich und ſegenreich, aber verhaßt durch den Mangel eines Princips und die daraus ſich ergebende Ungleichheit der rechtlichen Stellung zu den neuen Landesherren. Beim Beginne ſind 16 Rheinbundſtaaten; der Tilſiter und der Wiener Frieden mehren den Bund an Zahl und Umfang. Der preußiſchen Diplomatie, deren unverbeſſerliche Nichtigkeit bereits als das unausweichliche Verderben des Landes erkannt ward, warf Napoleon zur Beſchwichtigung für den Augenblick das Trugbild eines nordiſchen Bundes hin. — Das ganze Schauſpiel bis zur nominellen Auflöſung oder auch bis zum Ausbruch des preußiſchen Krieges überblickt, kann es nicht tröſten, daß die franzöſiſche Diplomatie, ſo die am Regensburger Reichstag mit Rußland zuſammengehende, um Nichts ehrlicher oder größer iſt als

die deutsche, ja nicht sein kann, steht ihr ja ein Talleyrand vor! Das macht eben die um Gunst und Leute bettelnden Intriganten um Nichts würdiger. Schonten ja die vornehmen Herren, die immer irgend eine Art Religion zur Schau tragen, die Kirchen- und Armengüter nicht, wo es galt ihre egoistischen Interessen zu befriedigen! Es beschönigt die Personen nicht, daß die Säcularisation der geistlichen Güter und Herrschaften unendlich wohlthuend wirkte, indem sie mehr als jeder andere Schlag die Macht der Kirche brechen half.

Als der preußisch-französische Krieg ausbrach, war er von vornherein für Preußen verloren, weil der Geist von oben und das Zutrauen von unten fehlten. In dem von Sophisten, Frömmlern und Parademilitärs mißbrauchten Staatskörper pulsirte kein Leben mehr. Die preußische Politik jener Zeit verstand Nichts weiter, als sich zu unsinnigen Manifesten und einer hart an Verrath streifenden Schaukelei der Feigheit zu versteigen, und schwerlich ist ein schmachvollerer Untergang denkbar, als wie er für den auf seine bewährte Kriegsmacht immer noch so hochmüthig pochenden Staat mit der doppelten Reihe von fast unglaublich feigen Capitulationen anhebt. Gneisenau muß in Colberg, von dem wackren Nettelbeck unterstützt, Commandantenstelle ersetzen und in Graudenz ein Franzose, der General Courbière, den elenden preußischen Gouverneuren das Beispiel des Ausharrens geben; Kalkreuth hält sich tüchtig in Danzig und capitulirt mit Ehren. Der Russen Einmischung im zweiten Acte des Krieges ist höchstens durch den asiatischen Barbarismus bezeichnet, und nicht einmal das Verdienst, den Ausgang der Schlacht von Preußisch-Eylau für Napoleon unentschieden gemacht zu haben, fällt ihnen zu, denn das Wesentliche thaten die Preußen unter Lestocq. Gewohnten Zettelungen gemäß war es diesmal in der entscheidendsten Zeit des Krieges, um von Oesterreich nicht zu reden, dessen geistige Wiederbelebung der geniale Stadion damals schon umsonst wollte, die englische Diplomatie, welche ebenso wenig Würde als Kraft bewies. In der zweiten Hälfte, dem russisch-preußischen Kriege, scheint Preußen bereits so geschwächt, daß das Hauptgewicht der Leitung an Rußland fällt, für jenes ohne Heil und mit wenig Glück. Wenn auch Bennigsen den unsichern Erfolg bei Eylau mit herbeiführen hilft, so wird er dafür bei Friedland wieder förmlich geschlagen.

Der Frieden von Tilsit, von dessen geheimen Artikeln zwei die

intereſſanteſten ſind, wonach Rußland die europäiſche Türkei in Beſitz nehmen und die weltliche Macht des Papſtes aufhören ſoll, leitet

eine zweite Periode des Kaiſerreichs

ein, die voller Fehler iſt. Schloſſer führt aus den Memoiren Lucien Bonaparte's eine Stelle an, welche die Fehlgriffe der großen Politik von 1807—12 vollſtändig richtig aufzählt: die gleichzeitige Kriegführung gegen Spanien und Rußland, die leeren Vorgaben einer nationalen Wiederherſtellung Polens und Italiens, die Angriffe auf den Vertreter der reſtituirten päpſtlichen Macht. In dem nutzlos harten Niedertreten Preußens, das auch nach dem Frieden unter gewaltſamen Plackereien leidet, übrigens ſchon im Jahr 1805 von Napoleon mit unerhörter Demüthigung behandelt worden war, bricht zuerſt deutlich jene dämoniſche Luſt durch, mit welcher er die alten Dynaſtien zu erniedrigen oder zu ſtürzen begann, weil ſie auf ganz widerſprechenden Grundlagen ruhten. Doch die neuen Familienthrone, die er an ihrer Stelle aufrichtete, hatten ebenſo wenig Fundament als ſein dem alten Feudaladel nachgeäffter Verdienſtadel, und bald genug mußte ihm ſelber klar werden, daß alle ſeine Schöpfungen einzig auf ſeiner Perſönlichkeit ruhten. Geradezu verhängnißvoll wurde für ihn die Leichtigkeit, womit er das verhaßte und verachtete Preußen zu Boden trat und um die Zeit des Tilſiter Friedens den für die widerſprechendſten Dinge und Perſonen ſchwärmenden Kaiſer Alexander ins Intereſſe einer vorläufig getheilten Weltherrſchaft zu verſtricken wußte: verhängnißvoll waren dieſe leichten Siege für ſeine innere Entwickelung, die ſich von da an noch weit autokratiſcher geſtaltete und ihn immer tiefer in die Irrbahn der Willkürherrſchaft nach Außen und Innen hineinzog. Der Schwindel des Cäſarismus faßte und ſtürzte ihn. Der Mann, der ſich immer mehr als Erbe des römiſch-germaniſchen Reiches fühlte und als Nachfolger Karls des Großen anſah, ſcheute ſich natürlich immer weniger, die Könige niederzutreten, die es verdienten; hat er ja ſelber von 1801—11 zehn Königstitel ausgetheilt, was auf jedes Jahr einen neuen König bringt! Der Moment zur Theilung der Weltherrſchaft mußte den beiden Herren des Continentes glücklich ſcheinen: der Weſten, der Süden und die Mitte Europas waren ganz oder halb napoleoniſch, der Oſten und Südoſten konnte der ruſſiſchen Macht von ſich aus keinen nennenswerthen Widerſtand entgegenſetzen, denn hier konnte

sichs nur um die Türkei handeln. Diese aber war schon vor Beginn des Jahrhunderts einer völligen Auflösung nahe, die sich in der Mitte des ersten Jahrzehnts zu erfüllen schien. Die auf europäische Weise durchzuführende Militärorganisation und ihr Kampf mit den Janitscharen durchzieht zerstörend die ganze Periode, und die beiden russischen Kriege schwächen vollends. Englischer, russischer und französischer Einfluß streiten sich schon fortwährend um die Herrschaft über den kranken Mann, der nur noch durch die gegenseitige Rivalität eine Scheinexistenz führt.

Während des Krieges reifte in Napoleon der unglückliche und unausführbare Gedanke des Continentalsystems, dessen erste Grundlage das hernach bis 1810 fortwährend geschärfte Berliner Decret vom November 1806 war; 1807 folgte ihm das Decret von Mailand, 1808 das aus den Tuilerien, 1810 der Tarif von Trianon, der Septembererlaß und im October der von Fontainebleau. England beantwortete die Maßregel schon 1807 mit zwei ebenso drückenden Geheimrathsverordnungen. Dieser willkürliche Riß in den gewohnten und nothwendigen Weltverkehr, dem Continente weit verderblicher als dem Inselstaat, steigerte den Haß gegen die Napoleonische Herrschaft, entzweite ihn mit dem eignen Bruder in Holland, mit dem Waffengefährten in Schweden, schürte den Streit mit Rußland, rief einer unerhörten Contrebande und führte endlich, indem Napoleon selber an der Durchführung verzweifelte, auf das doppelt ungerechte Willkürsystem der Licenzen.

Aeußerlich stand um 1807 das Kaiserreich auf dem Gipfel seiner Macht. Die Erfurter Versammlung, der erste Monarchencongreß, auf dem Könige die gehorsamen Diener spielten, bezeichnet als das glänzendste unter den glänzenden Schaustücken seiner Monarchie ihren Höhepunkt, und die in den zwei folgenden Jahren vollzogene Einverleibung Hollands, des Wallis, Oldenburgs und der Hansestädte in Frankreich, die Hannovers in Westfalen und des tiroler Etschkreises in Italien trägt den Koloß und seine Glieder zu jener größten Ausdehnung empor, die auf 140 Departements steigt. Beides ist äußerer Schein und das Ganze innerlich schon kaum mehr zusammenzuhalten. Das sehen nichtverblendete französische Schriftsteller selbst ein und erklären z. B. den damaligen Tractat mit Rußland als eine gegenseitige Combination der nackten Gewalt ohne alle Rücksicht auf das Recht, ja auf

die vulgäre Moral, willkürlich über das Schickſal der Völker und Fürſten verfügend. Darum begannen dieſe vereint ſich gegen den Dränger zu wenden, und auch für den Kampf gegen ihn bricht eine neue Zeit an. Nichts hatten die verbrauchten Kniffe der Diplomaten, Nichts die von der Zeit angefreſſene Legitimität der Fürſten, Nichts die ſchulgemäße Taktik der Heere, am allerwenigſten die ritterliche Kreuzzugsnarretei des 1809 von Adel und Heer mit Recht abgeſetzten Schwedenkönigs Guſtav's IV. gegen den neuen Abſolutismus vermocht, der immer noch faſt wider Willen etwas Volksthümliches hatte. Das ſprach mit noch ſchärferen Worten der Verfaſſer der berühmten „Lebensbilder“ aus, und das drängte ſelber den Reactionsſtaat Oeſterreich wenigſtens in die militäriſchen Reformen hinein: Umgeſtaltung der Heeresverfaſſung, Aushebung ſtatt der Werbung, Einrichtung der Landwehr. Außer Oeſterreichs und Preußens Landwehr greift auch Rußland 1812 zur Volksbewaffnung, und etwas Aehnliches ſind die im gleichen Jahre von Napoleon in Frankreich eingeführten Cohorten aus den Nationalgarden. So griffen die Fürſten in der Noth überall zum Volke, und das bereitete eine neue Phaſe vor; die Völker ſtanden auf, alle folgenden ſind, wenigſtens graduell, Nationalkriege, das verwandelt ihren Charakter und ihr Schickſal. Solches hatte weiten Blickes der ſterbende Pitt geahnt.

Unterdeſſen führte Napoleon unausgeſetzt und nach den Einfällen des Augenblicks jene Staatenzuſammenwürfelungen und Völkerzerſplitterungen durch, welche allen Segen der immer noch wenigſtens im Aufrütteln des mittelalterlichen Wuſtes revolutionären und von einem mächtig einheitlichen Organiſationsſinne getragenen franzöſiſchen Verwaltung aufhoben. Grundkennzeichen iſt jene ewige Unruhe, die ſich Stützen bauen will und ſie immer wieder abbricht, weil jede neue politiſche Verwicklung, jede militäriſche Entſcheidung den von unſicherer Haſt getriebenen Geiſt anders beſtimmen. So nur erklärt ſich der verzweifelte Wechſel der Plane und Einrichtungen, der zunächſt vor dem öſterreichiſchen Kriege wieder das zerriſſene Italien trifft. Indem Napoleon nichts Feſtes mehr ſtehen ließ, untergrub er den Glauben an die Conſiſtenz ſeiner eigenen Gewalt. Dieſes Spiel nach Außen und die Conſcription im Innern haben ihm am furchtbarſten geſchadet. Das Entnationaliſiren hat im geraden Rückſchlage das Streben nach nationaler Zuſammengehörigkeit geweckt. Eine unorganiſche

Vermengung des Alten und Neuen so, daß jenes mehr und mehr überwog, machte seine großartigen Verbesserungen unnütz, ja für ihn selber zu feindlichen Mächten; wenige Jahre noch, und nach den ersten Schlägen des spanischen Krieges ward es allgemein klar, daß nur noch physischer Zwang die Glieder seines ungeheuren Reiches zusammenhielt. Auch das Gute dankten ihm die in den alten trägen Lebensformen erstarrten Völker nicht, ja sie wiesen es verblendet zurück, so Tirol und Spanien; und im Innern huben mit den ebenfalls unaufhörlichen Umwandlungen bereits um 1809 die egoistischen Conspirationen der höchsten Civil- und Militärwürdenträger des Reiches an. Fouché, die auch als Werkzeug des Absolutismus erzdemagogische Intrigantenseele, und Talleyrand, der aristokratisch verbogene geistige Klumpfuß, beide gleich gemein, beide für den Machthaber gleich unentbehrlich und gleich verderblich, hielten alle Fäden in den Händen. In der eigenen Familie aber, das erkannte der Gewalthaber selbst, konnte er weder eine feste Stütze noch einen Erben seiner Plane finden; er gerieth mit ihren Gliedern, die er zu Fürsten erhob und zu Bedienten herabsetzte, in Streit. Auch konnten und wollten seine Brüder in Wahrheit seinem System keine Stützung geben: Weder Joseph, der gebildetste, der aber nie Entschlossenheit oder Thatkraft bewies und, wie sehr gut gesagt worden ist, eben das Zeug hatte zu einem alt legitimen König, aber nicht Stoff genug zu einem neuen; noch Lucian, das begabteste Glied der Familie, durch Kunstsinn, Energie und Geistesgegenwart hervorragend, der Held des Tages beim Staatsstreich des 18. Brumaire, der ihm am besten vorarbeitete, aber dann unglücklicher Weise gleich von Anfang an mit seiner Autokratie bleibend zerfiel; noch Ludwig, der redlichste, sonst weiche und nachgiebige Charakter, der nur für sein Reich Holland eignen Willen zeigte und ebenfalls sich zurückzog; am allerwenigsten der gutmüthige Leichtfuß Hieronymus, der sich bei Wein und Weibern leicht darüber tröstete, daß er König spielen sollte. Napoleons Familienstatut von 1806 enthielt übrigens für seine Angehörigen höchst entehrende Bestimmungen.

Umgekehrt geht Preußen, für das der große Fall zum Heile wird. Die Schlacht bei Jena stürzte erst recht alle alten Verhältnisse in Deutschland um, aber sie wirkte auch regenerirend: sie schreckte aus dem hergebrachten Kunstträumen und der philosophischen Theorie auf; die Noth der Zeit begann gewaltsam das Sinnen und Trachten auf die na-

tionalen Intereſſen zu lenken. Großes geſchah damals in Preußen trotz Finanznoth und franzöſiſcher Spionage; die Hauptmarkſteine ſind: Begründung eines freien Bauernſtandes durch Edict vom October 1807; die neue Städte- und Ständeordnung vom Jahre 1808, ein Muſter geblieben für alle folgenden; 1810 die Errichtung der Univerſität Berlin, die in den erſten Jahren national und freiheitsfreundlich begeiſterte; die ächt volksthümliche Heeresumgeſtaltung (Scharnhorſt) und 1813 die Organiſation der Landwehr. Die leuchtenden Namen jener Zeit werden heute noch mit ungetrübtem Glanz über Europa getragen. Neben dem großen Staatsmann Stein, der Seele von Allem, der dem Dränger das Nöthigſte, die rieſige Willenskraft, entgegenſetzt, dem ſchlauen und fein geſchmeidigen Hofpolitiker Hardenberg, der damals für die Ausführung eben der rechte Mann war und es verſtand, dem Wortlaute der franzöſiſchen Verträge gerecht zu werden und den Sinn zu ändern, den großen Feldherrn und Heeresorganiſatoren Scharnhorſt und Gneiſenau, Blücher und Bülow wirkt auf dem ſchwierigen Boden der Finanzverwaltung der Freiherr von Altenſtein; entmuthigt will er in der Noth Schleſien abtreten und wird deshalb 1810 entlaſſen, um nachher wieder zum Segen des Landes einzutreten. Scharnhorſt erſt, dann Gneiſenau ſind die Chefs von Blücher's Generalſtab; dieſen rühmt Blücher ſehr, jener hat Vorzügliches für die preußiſche Artillerie gethan und 1804—6 ein Handbuch der Artillerie verfaßt. Auch Ludwig von Boyen, ſchon vor den Beiden für humanere Behandlung des Soldaten aufgetreten, neben jenen bei der militäriſchen Reorganiſation lebhaft betheiligt, der Vater und Schützer der Landwehr, ein ächter Patriot, erwirbt ſich hohe Achtung. Die Durchführung der Landwehrconſtitution iſt das Werk des Grafen Ludwig Friedrich Ferdinand von Dohna, der die Reformen Stein's ruhmvoll fortführte, als dieſer 1808 dem franzöſiſchen Drucke weichen mußte. Grolmann erweiſt ſich als einer der wackerſten und gediegenſten Führer. Endlich ſind auf dieſem Felde die Glieder der Familie v. Bülow zu nennen. Friedrich Wilhelm, eine Zeitlang unter dem ſtets mit falſchen Karten ſpielenden Kronprinzen Bernadotte von Schweden dienend, mit dem er ſich nicht gerade gut verträgt, weil er zu ſelbſtſtändigem Handeln entſchieden iſt (Großbeeren, Dennewitz), iſt ein glücklicher und auch theoretiſch gründlich gebildeter Feldherr, höchſt achtungswerth als Menſch und Bürger. Sein excen-

trischer, durch ein wildes Leben und schwere Schicksale verbitterter Bruder A. Heinrich Dietrich, der größte damalige preußische Kriegsschriftsteller, mit glänzenden Anlagen und reichen Kenntnissen ausgestattet, kämpft genial gegen den erstarrten Mechanismus in Krieg und Politik an; er hat in Wahrheit der Kriegskunst neue Bahnen gebrochen und zuerst die strategischen Grundsätze aufgestellt, die hernach durchgearbeitet und modifizirt als die richtigen anerkannt wurden. Ludwig Friedrich v. Bülow entwickelt erst als westphälischer Finanz- und Handels-, seit 1813 als preußischer Finanzminister eine höchst erfolgreiche regenerirende Thätigkeit. Würdig steht neben oder vielmehr über den andern die gründliche Reform des öffentlichen Unterrichtes, in welcher die Errichtung der Berliner Universität nur ein Moment bildet, und das ist das Werk des damaligen Unterrichtsministers, des großen Wilhelm v. Humboldt. Karl Justus v. Gruner, im Tugendbund und in der Presse eifrigst gegen Napoleon thätig, ist als vaterländischer Agitator auszuzeichnen. Preußen greift damals ebenso kräftig zu allen möglichen Hülfsmitteln, wie es zuvor lahm danieder gelegen war; dahin zählen die Veräußerung der königlichen Domänen und 1810 die Verwandlung der Klöster und der übrigen geistlichen Güter in Staatsgüter. So bereitete die Reorganisation des 1807 in nur noch halber Größe erhalten gebliebenen preußischen Staates, durch den Zwang des Augenblicks nun auch offiziell als das einzige Heilmittel erkannt und durchgesetzt, noch mehr aber durch den stillen Gang des Volksgeistes selber sich vollziehend und bald über ganz Deutschland wandelnd, jenem die Auferstehung des Ganzen, diesem die nationale Unabhängigkeit und wenigstens theilweise ein neues nationales Leben vor: das ist die innere Geschichte des deutschen Volkes oder vielmehr Geistes von 1809 an, das ist sein offenes Walten, dem der immerhin aristokratische ‚Tugendbund' höchstens einen Namen gab. Einen rechten und tüchtigen Brennpunkt des Geistes bildete fürs mittlere Deutschland Weimar unter seinem edlen Regentenpaar.

Ein Glück war es für Deutschland trotz des unglücklichen Ausganges, den der zweite österreichische Krieg nahm, daß zur selben Zeit auch die hohen Diplomaten und die Romantiker, nachher die Ritter alles Faulen und Abgestorbenen, eine neue Erhebung gegen den nationalen Feind vorbereiteten, allerdings ächt aristokratischer Natur, während umgekehrt die preußische einen segensreich demokratischen Charakter an-

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

nahm. Der Gang des neuausbrechenden Krieges zeigt bereits, daß lebensvollere Widerſtandskraft erwacht iſt. So fanden ſich ſeit 1809 die verſchiedenſten Elemente der That und Wiſſenſchaft zuſammen, um Napoleon zu ſtürzen, und das Ziel erreicht, fielen ſie auch gleich wieder auseinander in die Lager, welche hernach die widerſprechendſten Seiten der Zeitpolitik darſtellen. Ja, eine ähnliche Conſpiration der unter ſich unverträglichſten Naturen ſpann in denſelben Jahren ebenfalls gegen Napoleon ein Netz reactionär-ariſtokratiſchen, ausgeprägt pfäffiſchen und intriganten Styls über ganz Europa bis in den Norden hinauf und beſtimmte weſentlich die Entſchließungen der von Anfang an reactionsläſternen hohen Diplomatie. Aber keineswegs waren es dieſe Leute, welche in Wahrheit die nationale Erhebung vorbereiteten oder durchführten, ſondern das an Leſſing, Kant, Schiller und Fichte großgezogene Geſchlecht. Nichts iſt verſchiedener und Nichts für den Anbruch einer neuen Zeit bezeichnender als der ſchmähliche Verlauf des preußiſchen und der ſelber die Beſiegten ehrende des zweiten öſterreichiſchen Krieges. Wie raſch auch zunächſt Napoleon in dem ſogenannten fünftägigen Feldzug an der Donau (19.—23. April 1809, Schlacht bei Eckmühl) zum Siege fliegt, wie hemmend der alte Schlendrian, die Langſamkeit und Uneinigkeit im öſterreichiſchen Heere noch mitwirken, dieſer Kampf gewinnt durch das erſte, wenn auch noch gehemmte Aufflackern nationaler Begeiſterung bereits eine unläugbare Größe. Danach macht er auch getheilten Eindruck: Jena und Aſpern ſtehen ſich gegenüber wie die Grablegung einer alten verdorbenen und das Aufdämmern einer neuen lebenskräftigen Zeit, während dagegen die Capitulationen öſterreichiſcher Zopf-Generale und -Commandanten aufs Haar den vorausgegangenen preußiſchen oder denen vor der Ulmer Kataſtrophe gleichen, die berühmten militäriſchen Schaarenzüge, alle drei durch Weſtphalen gehend, noch mehr Ariſtokratiſches als Nationales an ſich haben und das Aufgeben von Tyrol im Schönbrunner Frieden die alte Kleinherzigkeit beweiſt. Die Schlacht bei Aſpern und Eßlingen ging für Napoleon verloren, freilich ohne daß Oeſterreich dadurch gewann; den Sieg wußte der Erzherzog Karl nicht fruchtbar zu machen, trotzdem war er jetzt noch der einzige dem großen Gegner Gewachſene. Die lautern und unlautern politiſchen Umtriebe vor und in dem Kriege waren höchſt verwickelter Natur und Rußland dabei bereits am rührigſten. Welch' verſchieden werthende Motive und

Charaktere, auch wenn man von den mitintriguirenden vornehmen Damen ganz absieht, von einem Stein durch Stadion und Hardenberg hindurch bis auf Tschernitscheff, Rasumowsky und Pozzo di Borgo oder Gentz und Metternich herunter! Schon zu jener Zeit treibt Metternich seinen politischen Jesuitismus. Das Scheitern der Stadionschen Reformversuche 1809 ward Oesterreich für immer verderblich, und dazu kam 1811 in der Blüthezeit der Gentz-Metternichschen Verschwendungen der Bankbruch. Gemäß der alten Stückelung und Zettelung unter den Gegnern, der Napoleon den größten Theil seiner Erfolge verdankt, treffen die britischen Hülfsgelder für den österreichischen Krieg so lässig und verspätet ein, daß sie post festum kommen, gerade wie die schlecht geleitete Expedition gegen Walcheren im Juli 1809.

Der spanische Krieg, dessen Idee schon längst in Napoleons Kopfe gährte, dem aber bangte vor den in Land und Volk, den fremdartigen Elementen, begründeten Schwierigkeiten, dessen Rüstungen schon vor der Jenaer Schlacht begannen, ist für das Kaiserreich der Anfang vom Ende. Das Intriguenspiel, das Napoleon die Pyrenäenhalbinsel in die Hände liefern sollte, ist vielleicht das unsauberste, das er in seinem Leben durchgeführt, und es giebt nur Einen Beschönigungsgrund: die bodenlose Erbärmlichkeit der Personen, mit denen der große Geist zu thun hatte. Die Unterhandlungen führte meist der Duc de Cadore. Der portugiesische und der spanische Hof haben ihre Völker gleich schmählich im Stich gelassen, und die sämmtlichen bestimmenden Personen auf der Halbinsel sind um Nichts besser als das verworfene neapolitanische Regiment, mit dem Napoleon ebenso leichtes Spiel hatte: der schwachköpfige Ferdinand IV., Carolina, der verkörperte Fanatismus, und der englische Baronet d'Aeton, der verachtete und verhaßte Regent; die Spanier haben mit denen allen eine nicht geringe Geistesähnlichkeit. Das Vorspiel in Portugal endete für Napoleon um so glücklicher, als sein Stellvertreter Junot, wie er das sonst und namentlich 1808 im Kampfe gegen die Engländer bewiesen hat, eigentlich ohne Fähigkeit und Thatkraft war. Doch war die Capitulation zu Cintra der Art, daß die Engländer ihren General Dalrymple vor Kriegsgericht stellten. Der Aufenthalt der portugiesischen Königsfamilie in Brasilien hat die langeher wurzelnde Unzufriedenheit dieses Landes nicht gehoben, eher geschürt. Allerdings wird der Handel freier, und das Land öffnet sich nach außen, auch das Innere wird

erst jetzt mehr erschlossen; aber die engherzige Bevorzugung der Portugiesen verdirbt Alles.

Ein Rechnungsfehler hat in Spanien Napoleons Macht gebrochen: es ist dem Schlachtenkaiser, der bis dahin nur in altem Styl geschulte Truppenmassen niedergeworfen hatte, da zum ersten Mal eine wahrhaft nationale Macht entgegengetreten, ein Factor, den er nie zu würdigen nöthig erachtet, denn längst hatte er vergessen, daß dieselbe Macht einst seine erste Größe geschaffen, freilich nach den schneidenden Differenzen von Land und Volk unter ganz andern Formen. Und bei der ihm feindlichen Natur des Landes konnte er auch alle die reichen Hülfsmittel seines militärischen Genies und der neuzeitlichen Kriegsweise überhaupt — die überraschende Schnelligkeit und Initiative in der offensiven Action, die Massenconcentration im gebotenen Momente, überhaupt das Zusammenziehen der Streitkräfte, die Entscheidung durch große Feldschlachten, die combinirten Plane, die großen Reserven, die Beweglichkeit und vollendete Organisation einer mit ungeheurer Geschützzahl versehenen Artillerie, die durch die ausgebildeten Genietruppen und die Benutzung der neuen Wissenschaft vervollkommnete, bei dem Feldherrn der Feldherrn durch den blitzartig raschen und sichern Blick gestützte Terrainverwendung — das Alles konnte er nicht verwerthen. Capitulationen und berühmte kriegerische Märsche (Wellington — Soult) waren es, die in diesem Kriege den Ausschlag gaben. Als außerordentliche Unternehmen für die Napoleonische Kriegszeit, in der sonst Belagerungen keine entscheidende Rolle spielen, Dorfgefechte dagegen von 1792 bis zu Ende von hoher Bedeutung sind, erscheinen die weltberühmten zwei Belagerungen von Saragossa, das Lannes endlich nimmt, nachdem sich Palafox in seiner Vertheidigung unsterblich gemacht; die von Sebastiani geleitete erfolglose von Cadix (Februar 1810 — August 1812); die fast beispiellos hartnäckige Vertheidigung von Gerona 1809 gegen Gouvion St. Cyr und Augereau; endlich, um sie alle zusammenzustellen, 1814 des General Rapp ruhmvolle Vertheidigung von Danzig. Barcelona mit dem Fort Montjoui, schon 1800 von den Franzosen besetzt, bleibt bis 1814 Stützpunkt der französisch-catalonischen Armee. Wo Napoleon selbst auftrat, hielt sein Genie immer noch wie durch Zauber den Sieg an seine Fahnen gefesselt. Aber die Rivalität unter seinen Generalen ließ auch in die französischen Unternehmungen keine Einheit kommen: Anarchie

rettete die spanische und Anarchie verdarb die französische Sache. Die Vertheidigung und der großartige Barrikadenkampf von Saragossa führten ihm ungewöhnliche Mächte entgegen, und Baylen, dessen Held Castaños ist, wurde für seine Herrschaft nicht blos auf der Halbinsel, was Saratoga für die englische Macht in Nordamerika gewesen; der Stern fing an zu erbleichen. — Ein schwerer innerer Kampf mußte bei Alledem die Seele der wahren Josephinos durchziehen: Es ist zweifellos, daß gerade auf diesem Boden der Napoleonismus das einzige Prinzip trug, welches dem tiefgesunkenen Lande wieder aufhelfen konnte, das des erleuchteten Absolutismus, den man gegenüber Allem, was Spanien vor- und nachher erfahren, sogar frei nennen darf; und doch — war hier wie anderwärts selbst dieses hohe Geschenk nicht zu theuer erkauft um den Preis der nationalen Unabhängigkeit? Das ist der verhängnißvolle Widerspruch: denn hier wie in Tyrol ging der Kampf gegen die Fremden zunächst blos von den Interessen des religiösen Fanatismus und der alten Dynastien aus, und ein aufgeklärter Sinn kann sich an ihm nicht erfreuen. Es ist auf die spanischen und die tyroler Bandenführer, deren Kriegsweise natürlichen Bedingungen zufolge dieselbe ist, jedoch in Tyrol wieder nach Naturbestimmtheit etwas weniger auseinanderfahrend (im Aufstande von 1809 bildete der Brenner die Hauptstellung), als auf Heldenkämpfer für die nationale Freiheit ein Nimbus gefallen, den nur wenige unter den theils rohen, theils beschränkten, theils sogar treulosen Persönlichkeiten verdienen. Die Seele der tyroler Erhebung sind Chasteler und Hormayr, jener für das österreichische Militäringenieurwesen das, was Chasseloup-Laubat für das französische. Wenn in Spanien nach Jahren wirklich Volksrechte und Verfassung in Frage kamen, so war das Bewußtsein dafür erst im Kampfe mit den Fremden aufgegangen: die berühmte Constitution vom Jahre 1812 ist erst der Reibung mit den absolutistischen, der Berührung mit den revolutionären Elementen des spanisch-französischen Krieges entwachsen, und die Cortes gehen allerdings auf die mittelalterlichen Ayuntamientos zurück, gestalten sie aber zugleich zeitgemäß um. Die Anhänglichkeit an Land und Verfassung bewährt sich glänzend. Das zeigt nicht blos die berühmte Rückkehr des allzufrüh vom Schauplatz abgetretenen Marquis La Romana aus Dänemark, sondern die Landesföhne in den fernsten Nebenlanden rühren sich. So sendet der Vicekönig von Peru, Don

José Fernando Abascal, der wie Wenige auf ſeinem Poſten mit Segen wirkt, den Cortes Geld und Kriegsmittel. Die Haltung der Engländer im ſpaniſchen Kampf iſt doppelter Art: Was ſie durch Moore und Wellesley in den portugieſiſchen Dingen, an der Oſtküſte und im Innern thun, hat einen großartigen Zug und entſcheidenden Charakter; was im Weſten durch Bentinck und ſeine Generale geſchieht, iſt kleinlich und um Nichts geſchickter als Chatham's Expedition nach Walcheren.

Seit dem Jahre 1809 beginnen ſich die Dinge für Napoleon auf bedenkliche Weiſe zu verwickeln: Der ſpaniſche und der öſterreichiſche Krieg abſorbiren alle Hülfsmittel des Reiches, Deutſchland entwickelt neue Kraft und gährende Stimmung, Rußland nimmt eine drohende Haltung an, deren Sinn der Ukas vom Jahre 1810 deutlich macht, und die Streitigkeiten mit dem Papſte beweiſen dem Gewaltherrſcher bald, daß auch ihm nicht möglich iſt, mit der Curie fertig zu werden. Der unſelige Bund mit Oeſterreich aber, dem die letzten Maßnahmen zur Vollendung der Monarchie parallel laufen und dem zu lieb er die unglücklichen Polen, die ſich — man möchte meinen vermöge einer durchgefühlten Verwandtſchaft des Nationalcharakters — immer nutzlos an Frankreich klammern, mit trüglichen Verſprechungen hinhielt und mißbrauchte, ſollte ihm nur faule Früchte tragen. War doch Oeſterreichs Haltung ſchon vor dem Beginn des ruſſiſchen Feldzugs eine ſäumige und zweifelhafte! Metternich, immer auf franzöſiſche Zuſagen wartend, ſetzte ſein trugvolles Doppelſpiel fort bis zum Teplitzer Vertrag. Schon lange brauchte Napoleon polniſche Hülfe für ſeine Zwecke, und der ausgezeichnete Polengeneral Dombrowski, der fortwährend die polniſchen Legionen bildete und führte, hatte ſchon 1806 einen berühmten Aufruf erlaſſen und trug ſich im franzöſiſchen Lager mit dem erfolglos gebliebenen Gedanken der Wiederherſtellung ſeines Vaterlandes, wie der Fürſt Czartoryski, Alexanders guter Genius, im ruſſiſchen. Bignon vertrat in Warſchau bis 1813 mit großem Geſchick die franzöſiſchen Intereſſen, dann folgte ihm der geckenhaft eitle, unfähige und lächerliche Erzſchwätzer de Pradt, der in Diplomatie machende Erzbiſchof.

Der Krieg mit Rußland war bei Napoleons Strebungen eine unausweichliche Verwickelung; das fühlten die beiden Herrſcher, wie die Geſchichte der Diplomatie beweiſt, ſchon damals, als ſie ſich in Frieden

und Freundschaft den Raub Europas zusicherten. Da schon schwebte Napoleon das einheitliche Universalreich vor, das keine gleichberechtigte Macht neben sich dulden konnte, und die Reiche und Kronen, die er niedertrat, durften nicht ans Recht appelliren: Polens Beispiel war zu frisch und eine kostbare historische Rache, daß er es gegen sie richtete. Der russische Feldzug selber hat in seinen riesenhaften Dimensionen etwas vom Geiste der orientalischen Universalreiche, und schon darin lag, wie die Weltgeschichte an allen Erscheinungen der Art nachweist, ein Keim des Untergangs. Auch zeigte sich in Bälde zum Verderben, daß der große Geist selber die Organisation nicht mehr zu überschauen vermochte. Das furchtbare System eines allgemeinen Verwüstungs- und Rückzugsplanes, dessen Grundzüge zuerst der Freiherr Karl Friedrich von dem Knesebeck soll angegeben haben, mit russischer Beharrlichkeit durchgeführt und mit griechischer Schlauheit ausgenutzt, begründet den großen Fall. Rußland bewährt hierin die gleiche Zähigkeit, die von Anfang an seinen Kampf mit der Revolution bezeichnet und ihm auch zuvor schon wenigstens theilweise Siege und rühmliche Märsche und Rückzüge eingetragen hatte. Das berühmte 29. Bulletin ist die kurze Leichenrede des Kaiserreichs. Die Jahre 1812, 13 und 14, furchtbar reich an großen Kriegsschlägen, gehen mit eisernem Schritt über alle privaten und öffentlichen Verhältnisse hinweg und bereiten mit ihren Erschütterungen eine neue Ordnung unseres Erdtheils vor. Zwei Elemente drücken sich in der deutschen Erhebung gleich gediegen aus: das nationale und das freiheitliche, das nach bürgerlicher Selbstständigkeit verlangt, wie sich die Selbstthätigkeit in diesen schönsten Tagen der deutschen Geschichte mit so glänzender Kraft bewährt. Daß die ursprüngliche Idee einer zeitgemäßen Wiedergeburt zur Freiheit, glänzend verkündet und feierlich verheißen, sofort abgeläugnet und verdorben wurde, hat seine stärksten Gründe in den leitenden Personen. Es sei nur der jünkerlichen und pfäffischen Partei-Interessen und -Gelüste gedacht, die von dem bornirten norddeutschen, insbesondere dem hannöverschen, Adel ausgingen, von den englischen Tories geschürt wurden und sich gängeln ließen von der Fuchspolitik Talleyrands und Metternichs. Deshalb bestrebte man sich auch rasch, der Erhebung von 1813 den freiheitlichen Charakter abzustreiten, was Gentz, zu Allem, nur zu nichts Rechtem und Geradem fähig, auch sofort mit schamloser Frechheit leistete. Die Wendung der Dinge zum

Rückſchritte liegt ſchon innerhalb der beiden Entſcheidungsſchlachten: man hat die von Leipzig mit Recht ‚Völkerſchlacht' getauft, eine Bezeichnung, welche auf die von Belle-Alliance nicht mehr zutreffen würde. — Was Preußen noch Anfangs 1813 am franzöſiſchen Bündniß feſthielt, war einzig die Zaghaftigkeit des Königs, der Frankreich fürchtete und den übrigen Mächten nicht traute; das Volk war längſt anderen Willens und kräftigeren Geiſtes, und hier war die Erhebung gegen das franzöſiſche Joch ächt demokratiſcher Natur, das werden keine Sophismen wegſtreiten. Die preußiſchen Proclamationen von 1813 ſind volksthümlich, verſprechend und begeiſternd, dadurch unterſcheiden ſie ſich gründlich von den ſophiſtiſchen Maſchinenfabrikaten der früheren Jahre, hinter denen nicht mehr Wahrheit lag als hinter Napoleons Bulletins, die in ihrer glänzend auf die Nationaleitelkeit berechneten Rhetorik wenigſtens Wirkung thaten. Aber ſo glorreich die deutſche Erhebung für den deutſchen Namen war, zunächſt für den preußiſchen (denn dieſem ſchloſſen ſich anfangs blos die beiden Mecklenburg an), ſo ſchnell wurden der Nation die Früchte verkümmert. Schon nach der Leipziger Schlacht kamen mit den alten Fürſten die alten Bevorrechtigungen und Mißbräuche wieder, und die ſofortige Einſchränkung der von Steins Geiſte geleiteten Centralcommiſſion war bereits ein Zeichen, daß man nichts Großes im Sinne der berühmten Aufrufe durchführen wolle. Befreiung von Fremdherrſchaft war das einzige Heil, das Napoleons Fall einem Theil Europas brachte.

Beide franzöſiſchen Reſtaurationen ſind das Werk einer Clique von rückkehrenden alten und ſtationirenden neuen Adligen; das Volk, von den furchtbaren Schlägen erſchöpft, ließ ſich die Bourbons, denen die Charte vom ruſſiſchen Kaiſer abgezwungen werden mußte, höchſtens gefallen. Die fremden Mächte thaten im Grunde Nichts für ſie; die Reſtaurationen ſind Palaſtmachinationen von kleinlichem Zuſchnitt und mit lächerlichen Zuthaten. Auch Talleyrand machte die Situation nicht; aber der pfiffige Intrigant, der nie etwas Anderes als ſein liebes Ich gekannt und ſeine einzige Stärke im Schweigen und Laviren hatte, ließ ſie ſich gefallen, ſo wie ſie kam, und wußte ſeine Perſon wieder unentbehrlich zu machen. Er und Fouché nutzten wie gewohnt vortrefflich die Sachlage aus. Nachdem man die Regentſchaft nicht wollte, blieben freilich die Bourbons das einzige Mögliche, denn Niemand ſonſt hatte Anſpruch an den neu aufzurichtenden Thron.

Das Volk wurde weder gefragt, noch regte es sich; es hatte keine Meinung. Erstaunt hörte Paris am 1. April die Kunde von der Rückrufung seines gründlich vergessenen Herrscherhauses, aber auch schon in diesem Moment beginnen die Zucht- und Gesetzlosigkeiten des Reichsstatthalters, Grafen v. Artois, und seiner Emigrantenbande. Die Rückkehrenden zeichnen der diplomatische Vielgeschäftler d'Antraigues, der beständige geheime Unterhändler Fauche-Borel und der würdig neben ihm stehende Spion und Conspirateur Hyde de Neuville. Nach wenigen Monaten hatten es die allseitigen Mißgriffe zu einer allgemeinen feindlichen Gährung gebracht, die fast den Eindruck einer Verschwörung macht. Es war und blieb ebendasselbe Geschlecht, dessen Gebahren in den schweren Zeiten der Verbannung nur Spott oder Mitleiden hatte wecken können, indem es, ungern auch im Auslande gelitten, kleinlich gegen Napoleon intriguirte und cabalirte und Hof spielte. Die königliche Charte war gegen die Senatsverfassung ein gewaltiger Rückschritt nach der Art ihrer Einführung wie nach ihrem Geiste; sie gab sich als ein Zugeständniß des Königs von Gottes Gnaden, und schon der Act des Octroyirens war ein Staatsstreich. Der berüchtigte 14. Artikel, der später die Bourbons stürzen sollte, schlich sich ein. Wie? ist wohl nicht sicher. Ein allgemeines Cabalenregiment, die sinnlosesten Mißgriffe in der Beseitigung und Herbeiziehung der Personen (man denke nur an den unseligen Dupont als Kriegsminister) und dabei die ungeschickteste Verkümmerung der nationalen Kräfte sind dieser Zwischenperiode eigen und machen aus ihr genau ein kleines Vorspiel der kommenden Restaurationsjahre; die Monate thun hier, was hernach in Jahren sich weiter und vollständiger entwickelt. Die Fremden sind es, die in den Restaurationen die neuen Herrscher auf den Weg der Versöhnung weisen müssen, dem sie freilich in der zweiten selber nicht mehr treu bleiben. Daher bei der Rückkehr des Kaiseradlers der allgemeine, fast unerhörte Abfall, der sogar seine nationalen und auswärtigen Feinde mitriß. Freilich ging die Strömung nach der Schlacht bei Waterloo ebenso rasch wieder rückwärts. Eine größere Depravation und allgemeinere Deprimation legt sich selten bloß, als in der rasch sich folgenden dreifachen Umwälzung, und wer das Schauspiel aus der Höhe allgemeiner Prinzipien überblickt, zieht leicht Nichts daraus als bittere Menschenverachtung: Voilà les hommes! wie Napoleon meinte. Der einzige Charakter, der sich in allen Wechseln

treu geblieben war und in jedem Momente seines Lebens den Eindruck eines achtungswerthen ganzen Mannes macht, welcher nicht Einem der gewiegteren Politiker jener Zeit geblieben, ist Carnot. Er hatte gegen das lebenslängliche Consulat und als der einzige Tribun gegen Errichtung des Kaiserreichs gestimmt, dem sich auch Grégoire's reiner Name entgegenstellte. Mit seinen übrigen hohen Verdiensten vereint er das, ein trefflicher Mathematiker und Militärschriftsteller zu sein. Unter den Generalen behauptete ähnlich Dessolles in allen Lagen eine freie Unabhängigkeit, und der größere Marschall Lannes, ebenso tapfer als Soldat wie gediegen tüchtig als General, bewahrte die rauhe Sitte und Sprechweise der Republik.

Gervinus betont scharfblickend, daß die Periode der drei Regierungswechsel in einem engen Rahmen vor- und nachbildend Tendenzen und Verlauf der ganzen Geschichte des 19. Jahrhunderts von 1789 bis 1848 zusammenfaßt, und daß die schwankende Haltung Napoleons zwischen der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines constitutionellen Regimentes und der eingewurzelten Abneigung gegen ein solches insbesondere ein Bild gibt von der politischen Geschichte der ersten Restaurationsperiode, eines unausgesetzten Kampfes zwischen den absolutistischen Gelüsten der Fürsten und Minister und den sich aufdrängenden neuzeitlichen Einsichten und Forderungen. Auch das Maifeld ist eine mittelalterliche Reminiscenz. Die Kammer ist in dieser ganzen Zeit ohne Haltung, von den kleinlichen Interessen der Bourgeoisie regiert, die sich weder jetzt noch später für die politische Leitung befähigt erweist. Die neue Constitution ward auf trügliche Grundlagen gestellt, und das Guizot'sche Preßgesetz bewies bald, in welches Fahrwasser die lahme Politik einzulenken gedachte. Früh entwickelte sich das Elend für Deutschland, und schon der Tractat von Chaumont legte den Grund zu der trostlosen Zerrissenheit, die der Wiener Congreß sanctionirte. Jener ist durch die Form der Unterhandlungen und durch die bindenden Verpflichtungen und das Verhältniß der vier kriegführenden Mächte ebenso merkwürdig als für die kommende Gestaltung bestimmend gewesen. Die politische Freiheit gewann durch Napoleons Fall Nichts, denn die Halbheiten, die der Moment ihr zu Gunsten den Fürsten abzwang, wurden bald genug zurückgenommen. Metternich war frühe durch seine Machinationen der Fluch selbst des Befreiungskrieges, dessen demokratischen Charakter er mit aller Gewalt zu ver-

derben bemüht war, und es ist sehr richtig bemerkt worden, daß schon im Verlaufe des Krieges ein geschichtlich geübter Blick erkennen konnte, wie dem deutschen Volke das Verdienst und die Erfolge der Befreiung mit einander sollten aus den Händen gewunden werden: die Reaction beeilte sich zuzugreifen wie nach 1848. — Napoleon fiel beide Male, weil seine Natur nie demokratisch ward, das bestätigt sein letztes Auftreten. Als er verbannt nach Elba ging, scheint er zwar, nach seinem eigenen Ausspruche zu urtheilen, eingesehen zu haben, daß die Schuld gegen den Liberalismus seinen Sturz begründet habe; aber diese Einsicht besserte ihn nicht. Ja in den Hundert Tagen wollte er nicht begreifen, daß nur das Volk ihm helfen könne; er gab halbe Versprechen (acte additionel) und erließ nievollzogene Decrete; das stürzte ihn wieder. — Recht aber hatte der große Mann gegen die Schwätzer des gesetzgebenden Körpers und des Senates: nicht der Augenblick, wo die fremden Heere auf französischem Boden standen, war der rechte, um über das Regiment zu mäkeln, das Frankreich groß gemacht und zu dem sich die Herren zur Zeit seiner Macht höchst unterthänig gestellt hatten. Sie verdienten eine Schlappe wie Wrede mit seinen Bayern, als er dem weichenden Löwen bei Hanau einen Eselstritt zu versetzen gedachte. Das plötzliche Freiheitsgefühl wird mehr als verdächtig, wenn man auf die Rentenverfassung des Senates nur einen Blick wirft. — Eine hochwichtige Frontveränderung in der politischen Haltung, schon im österreichischen und gegen das Ende im spanischen Krieg angedeutet, hatte sich im russischen vollzogen, und sie ward Napoleon verhängnißvoll: der Napoleonismus vertritt da nur noch die Tendenz des Absolutismus, und die absoluten Reiche sind in die Bahnen der socialen Reform, ja der Revolution hineingetrieben. Das kehrte sich sofort wieder um, als sich nach Oesterreichs Beitritte die Coalition Meister fühlte und die Cabinette glaubten der Völker nicht mehr zu bedürfen. Frankreich aber kam, selbst noch im zweiten Pariser Frieden, gnädig und ohne irgend erhebliche Opfer weg, nicht zum Vortheile Deutschlands. Der Krieg hatte zunächst allerdings blos dem revolutionären Autokraten gegolten, und die legitimen Fürsten schränkten Frankreichs Macht nur so weit ein, als sie nöthig erachteten, um den neuen Thron wie ihre eignen vor wiederkehrenden revolutionären Erschütterungen zu wahren. Man übte gegen die Franzosen auch nicht einmal das Vergeltungsrecht. Was sie trotzdem zu den übertriebenen

Klagen brachte, war wohl das Gefühl der Demüthigung und das Bewußtſein der einflußloſen Iſolirung, aus der ſie ſich bald wieder zu einer einflußreichen Rolle in den europäiſchen Fragen aufzuſchwingen ſuchten und verſtanden.

Mit dem Fouché-Talleyrand'ſchen Proviſorium beginnt die politiſche Schaukelperiode.

Der Napoleonismus hatte Großes und Segenreiches vollbracht. Das Weſentlichſte iſt die einheitliche, ſtarke und von der Einſicht in die Forderungen der Neuzeit geleitete Ordnung in der geſammten Staatsmaſchinerie, dem Rechts-, Finanz- und Steuerweſen, eine Organiſation, welche das Größte und Segenvollſte geleiſtet, aber freilich auch jene büreaukratiſche Hierarchie herausgebildet hat, deren centraliſirende Kraft ſich als das ſtärkſte Hülfsmittel des Abſolutismus gebrauchen ließ. Die Verwendung der Geldkräfte, in den Jahren des Conſulates ohne erheblichen Steuerdruck aufgebracht, war der Art, daß weiſe Ordnung und zweckmäßige Berechnung das Höchſte zur Hebung beitrugen. Gaudin's Verdienſt um die Finanzen, beſonders durch die Entwerfung des Kataſters zur Ausgleichung der Steuern, iſt hoch anzuſchlagen. Die Sorge für Alles, was das äußere Gedeihen und den materiellen Wohlſtand bedingt, war unermüdet. Dahin zählen die nie raſtenden öffentlichen Arbeiten, die großen Nutz- und Prachtbauten, die Canäle und Heerſtraßen, deren bewundernswerthes Prachtſtück unſere Alpen ziert. Neue Triebkraft ward in die Induſtrie, die Gewerbe und den Handel hineingetragen, und eine Maſſe vorher ungenutzter, blos als Figuranten verwendeter Menſchenkräfte und todt liegender Capitalien führte kräftig pulſirendes Leben in die Adern des Staatskörpers ein. Die neue freie Vertheilung des Grundbeſitzes und die Entlaſtung des Bauernſtandes hob den Landbau. Alle Kräfte wirkten mit gleicher Thätigkeit, weil ſie gleichberechtigt waren; es iſt das Verdienſt der Revolution, ſie geweckt und berechtigt gemacht, das Napoleons, ſie gepflegt, zur höchſten Spannkraft getrieben und zum Wohle der Nation, freilich ebenſo ſehr zur Durchführung ſeiner großen perſönlichen Zwecke verwendet zu haben. Im Ganzen hat die Napoleoniſche Herrſchaft viel mehr von den Segnungen der Revolution als von dem Unheil des Abſolutismus zurückgelaſſen, ja dieſer ſelbſt mußte zum Heil ausſchlagen. Seine Willkür hat den alten verroſteten Fürſtengeſchlechtern den Glorienſchein vom Haupte geriſſen, hat die Völker aus dem Schlafe

der Gewohnheit aufgeschreckt und ihr Selbstgefühl wachgerufen, hat durch den unerhörten Riß in die Geschichte die Wurzeln des mittelalterlichen Wustes durchschnitten, hat mit Einem Ruck die politischen Anschauungen und Ueberzeugungen mehr gezeitigt, als beim gewöhnlichen Gang der Dinge Jahrhunderte thun. Die Errungenschaften der französischen Revolution: Gleichheit vor Gericht, Verdrängung des römischen und canonischen Rechtes, die beide gleich sehr der Unterdrückung gedient hatten, Abschaffung der Feudallasten und Patrimonialgerichtsbarkeit ꝛc., verblieben nicht Frankreich allein, sondern meist auch den übrigen reorganisirten Staaten. Umsonst war freilich von den Franzosen die Freiheit nirgendhin gebracht worden, und alle von ihnen betretenen Länder, von der kleinen Schweiz bis zum gewaltigen Oesterreich, hatten ihr Raubsystem, auf das die spätere Republik geradezu ihre Erhaltung, Napoleon zunächst die Existenz seiner großen Heere baute, bitter empfunden. Die Namen von Davoust, 1813—14 dem grausamen Peiniger von Hamburg, den das Grab zu Ottensen anklagt, der, als Mensch klein, als Krieger und Feldherr groß, bei Auerstädt gesiegt und durch eine großartige Umgehung die Schlacht bei Wagram entschieden hatte; von Clarke (Herzog v. Feltre), dem drückenden Verwalter Berlins; von Daru, dem ebenso einsichtigen als herzlosen Administrator, verhaßt durch seine Generalintendantur in Oesterreich und Preußen 1805, 1806 und 1809; von den gleich rohen und raubsüchtigen Soult und Vandamme werden unvergessen bleiben. Doch sind sie alle tüchtige Generale oder Administratoren.

Aber der innerste Grund des Falles ist dem Reiche von Anfang an gelegt in dem Widerspruche zwischen der Bildung und den Neigungen in der Natur des Soldatenkaisers, auf dessen Persönlichkeit die ganze Periode ruht. Ganz der Revolution und ihrer Aufklärung entwachsen, wollte er doch der Legitimität angehören; er stieß das Volk von sich, dessen Sohn er war, und er söhnte doch nie die alten Fürstenhäuser und die alten Stände mit sich aus, die er niedertrat oder zum dienstergebenen Kriechen zwang. Man kann den Zwergen unserer fusionsseligen Tage nicht laut genug in Erinnerung rufen, daß die im größten Styl versuchte Fusion dem Riesen des Jahrhunderts nicht gelang und ihn fällte. — Er hatte durch seinen geistigen Druck und den Mechanismus in der Verwendung seiner Werkzeuge, die er trotz Reichthum und Würden nur zu Maschinen zog, sich selbst aller freien

und wahrhaft ausreichenden Kräfte beraubt; er erniedrigte die Charaktere und ſetzte die Fähigkeiten herab, das erfuhr er ſehr zum Schaden bei den erſten Schlägen auf ſein Glück. Nichts bezeichnet ſchlagender den geiſtloſen Mechanismus der abſoluten Autokratie als der wahrhaft komiſche Verlauf der Demonſtration des tollen Mallet, und Nichts mehr den Ruin der Charaktere, die immer ihre erſte traurige Folge iſt, als das bei der Schlußkataſtrophe über alle Maßen feige und treuloſe und ſelbſt gegen ihren Wohlthäter brutale Gebahren dieſer Herzoge und Marſchälle friſchen Datums oder ſchon ſeit 1808 und 9 die geheimen Machinationen ſeiner Miniſter und Generale. — Selbſt der ganze großartige Segen der Napoleoniſchen Rechtspflege wurde wieder empfindlich beſchnitten durch die verhaßten Prevotalgerichtshöfe, jene Ausnahmsgerichte zur Unterdrückung des Schleichhandels und aller Emeuten. Es verhält ſich damit wie mit der Handelsentwicklung, deren Gedeihen durch das heilloſe Douaneuſyſtem wieder ganz niedergedrückt wird; die Douaniers, beſonders verhaßt, ſind 1812 auf gegen 80,000 geſtiegen und werden doppelt verderblich dadurch, daß ſie auch ein politiſches Gewicht gewinnen. — Es war über Frankreich, nachdem es von der erſten Berauſchung durch die gloire militaire entnüchtert worden, ſelbſt in den höchſten Schichten jener ſtumpfe Gleichmuth gekommen, der immer dem Fall als Anzeichen vorausgeht; die Routine rettet nie. Napoleon hatte ſchließlich für ſich nur noch das niedere Volk, das er nicht brauchen wollte, und die Armee, die ſeine Marſchälle nicht mehr für ihn brauchten. Um ſo leuchtender ſind die wenigen Ausnahmen. So die des Generals Bertrand, der mitten im großen Abfall das unvergeßliche und wahrhaft heldenmüthige Beiſpiel aufopfernder Ergebenheit und Treue giebt, unter feilen Knechten faſt die einzige offen und groß gebliebene Seele. Aehnlich hatte ſich bis an ſeinen Tod 1813 Beſſières erwieſen, einer der wenigen, die nicht Reichthümer zuſammenſtahlen. Die Bürgerſchaft der großen See- und Handelsſtädte war längſt des Militärregimentes müde und die Bourgeoiſie bereits zur politiſchen Entſcheidung aufgewachſen. Schon am 12. März 1814 erklärte ſich Bordeaux für die Bourbons, weil der Druck des Continentalſyſtems ſeinen Handel, das Alles der Philiſter, zerſtört hatte. Die Helden des Cenſus haben im Grunde Napoleon geſtürzt.

So geſchah dem Kaiſerreich Anno 1813 Aehnliches wie Preußen Anno 1807, nur waren die Grundlagen des Erſterbens aller Lebenskraft

verschieden. Aber man täusche sich nicht: England, Napoleons mächtigster, erbittertster und glücklichster Feind, vertrat genau ebenso wenig freiheitliche Interessen, als er (Lord Bentinck auf Sizilien). Der Kampf seiner Diplomaten und Feldherrn gegen Napoleon war nie etwas Anderes als der Widerstreit gegen die in ihm gefürchtete Revolution selbst, sowie gegen die auf ihr fußende Größe und die von ihr geweckte Macht Frankreichs; Pitt vertritt hierin den sichersten und zähesten nationalen Instinct, und Canning braucht gegen ihn den zweideutigsten der Diplomaten, den Grafen d'Entraigues. Nicht die Legitimität entschied, trotz Burke; nicht freiere Anschauungen, trotz Fox. England läßt sich in unserm Jahrhundert nur noch durch den Einen Factor bestimmen, mit dem seine Größe steht und fällt — das Handelsinteresse. Das giebt seiner Geschichte den egoistischen Anstrich; das zersetzt bis zur Nullität die alten politischen Parteien. Die Mittel scheute es so wenig wie Napoleon. Nach Innen und Außen war das Regiment Pitt's und seiner Tories der ausgesprochenst gewaltsame Absolutismus. Die geistigen und materiellen Hebel, welche beide Mächte im Kampfe wider einander spielen ließen, waren die ungeheuersten, die je in der Geschichte sind verwendet worden. England besoldete gegen Frankreich den ganzen Continent, und unter seinen Kriegsmitteln nahm die englisch-deutsche Legion eine erhebliche Stelle ein. So kam's, daß das kolossale Gebäude, eben da es am Vollenden war, viel schneller, als es gebaut worden, zusammenstürzte: die Zeit der Universalreiche ist vorüber.

So schloß eine Periode ab, in welcher die internationalen Beziehungen der mächtig aber einförmig bestimmende Hebel der Lebensbewegung gewesen, in welcher der allgemeine Krieg die Kräfte geweckt und verzehrt und die großen Coalitionen umsonst ihre Mittel gegen den Dränger aufgeboten haben. Das in der Kaiserzeit in Blüthe stehende Geschlecht durchlief eine heftige Strömung in Leben und Wissen, schwere Kämpfe und Prüfungen, furchtbare Störungen, erschütterte Existenzen, wunderbare Carrièren, weite Aussichten und Hoffnungen, neue Welten des Gedankens und der Ahnung. Die Napoleonische Zeit war in getreuer Fortsetzung der Revolution, deren Ideen sie verarbeitete und verkehrte, unerhört reich an Großthaten, Willküracten, inneren und äußeren Erschütterungen.

Eine Zeit völlig verschiedenen Charakters eröffnet für Europa der Wiener Congreß, das einer Aristophanischen Komödie würdige Schaustück: die Flucht vor großen Entscheidungen und scharf ausgeprägten Strebungen, Sucht nach Frieden und apathische Ruhe herrscht; die Maulwurfs-

gänge der Diplomatie graben fort; nur tief auf dem Grunde arbeitet der Geiſt. Das beginnt für Frankreich mit dem kurzen Proviſorium Fouché's und Talleyrand's, der beiden Häupter jedweden Verrathes, die zu den gehäſſigſten Schritten gebraucht und dann nach Verdienen weggeworfen wurden. In dieſer Zeit haben namentlich die Verurtheilungen erbittert; die Nation hat die Hinrichtung des trotz ſeiner Charaktergemeinheit als Held und Feldherr großen Ney nie verziehen, um ſo weniger, als Bourmont, der Verräther bei Ligny, als Haupttriebrad mitwirkte. Eiliger und um Vieles erbitterter als das erſte Mal griff die Reſtauration nach den Hundert Tagen zu, zumal in den Provinzen, auch die pfäffiſche Reaction meldete ſich raſch; der Süden wurde aufgewiegelt, davon ſind das Wüthen der Banden Verdet's gegen die Proteſtanten in Nismes und die Ermordung des Marſchalls Brune durch den Pöbel in Avignon ſprechende Beweiſe. Ueberhaupt hebt 1814 und 1815 an der Loire nochmals die Chouanerie ihr Haupt, die nach dem 18. Brumaire durch denſelben Marſchall niedergedrückt worden war.

Die Geſchichte des Kaiſers und ſeines Reiches nimmt trotz aller Grandioſität einen einförmigen Zug, der die Eiſenhand abdrückt, welche ihre Geſchicke beſtimmt. Thun und Denken laufen divergirend aus einander, jedes folgt conſtant einer Geraden, und beide drücken den Individualismus in den Dienſt einer Univerſalgewalt herab. Das geſchieht ſogar den Nationalitäten, die bis auf drei gewiſſermaßen verſchwinden, direct oder indirect abſorbirt von dem neuen carolingiſch ſein wollenden Weltreich ohne Acht auf Natur und Geſchichte. Frankreich beherrſcht das Leben dieſer Tage, Deutſchland beſtimmt ihr Denken; dort Aeußerlichkeit, hier Innerlichkeit. Das Kaiſerreich iſt Alles und abſorbirt Alles; von nationalem Leben kann nur inſoweit geredet werden, als die Völker jenem unterliegen oder widerſtehen; auch ihr inneres Leben wird durch dieſen Kampf bedingt. Dieſes allein und die Gebietswechſel mögen bei den Einzelſtaaten einer kurzen Betrachtung unterſtellt werden.

Zweiter Abschnitt.

Die einzelnen Staaten: Innere Politik und Gebietsgestaltung.

Der einzige Staat, der während der ganzen Napoleonischen Herrschaft seine großartige Unabhängigkeit behauptet und in seiner Art ebenfalls den Continent beherrscht, ist bekanntlich England, im Inneren überwiegend freiheitsfeindlich regiert und von Pitt bis an seinen Tod mit wahrhaft despotischem Absolutismus nach seinem Willen gelenkt. Die sich folgenden Ministerien sind theils absolutistisch, theils unbedeutend nach Geist und Kraft. Unter Pitt ist auch Canning, der zu entscheidendem Einfluß aufsteigt, schon 1807 mit Wiedereintritt der Tories Minister des Aeußeren wird, Kopenhagen beschießen läßt und mit Spanien unterhandelt, das er im österreichischen Kriege gegen Castlereagh's Willen kräftig unterstützen möchte, durchaus torystisch; seine Zeit als die des großen Whig fällt bedeutend später. So zeigt die englische Geschichte unter Georg III. eine consequent angestrebte und durchgesetzte Vermehrung der königlichen Macht, durch die Suspension der Habeascorpusacte, die Fremdenbill, die Vermehrung der Mitglieder des Oberhauses, wodurch ihr Einfluß aufs Parlament entscheidend wird, endlich durch die Spaltung der Oppositionspartei. Die Civilliste wird wiederholt erhöht (1777, 1804, 1812), steht um 1815 auf 109,000 Pfd., doch steigen ihre Schulden immer, zum Theil wegen ungehöriger Zutheilung des Ausgabenbudgets. Im Kaiserreiche steigt sie mit den Krondotationen und Apanagen auf 32 Millionen. Für

alle liberalen Strebungen bildet in ſeinen letzten Zeiten der geniale Fox das geiſtige Centrum: er iſt gegen die Einkommentaxe, für die Abſchaffung des durch den edlen Wilberforce ſo energiſch und ausdauernd bekämpften Sclavenhandels und ſetzt ſie durch, für die parlamentariſche Reform, für eine gerechte Einigung der engliſchen und iriſchen Intereſſen und gegen die Union Irlands. Sir Francis Burdett ſteht in einer nachher von ihm ſelber widerrufenen Blütheperiode politiſchen Wirkens; er bekämpft Pitt und Addington, unterſtützt die kurze Verwaltung des Miniſteriums Fox, fordert 1807 allgemeines Stimmrecht und jährliche Parlamente, iſt noch 1818 für Radicalreform und 1819 gegen Caſtlereagh (Preßgeſetz); hernach lavirt er erſt verſchiedentlich und wird ſchließlich entſchiedener Tory. Henry Richard Vaſall, Lord Holland, der Mehreres über Politik geſchrieben hat, iſt das bedeutendſte Oppoſitionsmitglied im Oberhaus und ſpricht ſich gegen alle freiheitsfeindlichen Maßregeln aus.

Da die Emancipation der Katholiken bei der Parlamentsvereinigung nicht gewährt wird, ſo bildet ſich 1802 zu Dublin die Catholic association, die ſich zur Aufgabe macht jene durchzuſetzen; ſie breitet ſich über ganz Irland aus, iſt namentlich ſeit 1809 thätig und weiß ſeit 1812 Stimmen im Parlament zu gewinnen. O'Connell iſt es, der ſeit 1809 die politiſche und kirchliche Oppoſition zu einigen und deshalb den Clerus zu gewinnen ſucht. Mit den Katholiken ſchließen 1800 die proteſtantiſchen orangemen eine Union. Caſtlereagh wendet ſeit 1797 als Staatsſecretär von Irland blutige Zwangsmaßregeln an gegen die nationale Partei und läßt gegen die Angeklagten ſogar die Tortur gebrauchen.

Das Zweite, was weſentliches Gewicht hat, ſind die maritimen Eroberungen und die Colonialverhältniſſe, und da richtet ſich der Blick natürlich zunächſt auf Oſtindien. Die Beſitzungen der britiſch-oſtindiſchen Compagnie ſchreiten an Ausdehnung vor. Das politiſche Syſtem der Engländer, ſouveräne aber beſchützte und tributpflichtige einheimiſche Fürſten im Beſitze zu laſſen, bildet ſich feſter aus; ſo macht es Wellesley mit dem Fürſten von Myſore, dem Nizam, den Fürſten von Karnatik und Audh. Die Eroberungen gingen nach der Zeit wie folgt: Tippo Saheb (Saib), 1799 von den Engländern geſchlagen, verliert einen Theil des Königreichs Myſore, der an die Eroberer, an den Subah von Dekan und die Mahratten fällt. 1801 bringt Lord Cowley,

hernach von 1809 an sehr bestimmend auf der Pyrenäenhalbinsel, das Gebiet von Audh unter die Herrschaft der Compagnie. 1802 bricht in Folge innerer Empörung und durch Aufstachelung von Seiten Frankreichs der Krieg mit den Mahratten aus, die 1803 bei Barosch geschlagen und zur Abtretung von Allahabad und dem ganzen Duab gezwungen werden; damit hört der letzte Einfluß der Franzosen auf indischem Boden auf. 1803 siegen die Engländer über Sindia und besetzen auch das heruntergekommene Delhi. Im gleichen Jahr entreißen sie den Mahratten Dschaggernat. Wieder 1803 gebrauchen die Franzosen bei einem Unternehmen gegen die Compagnie den Namen des Großmoguls von Delhi, jenes schlägt fehl und dieser geräth unter die Botmäßigkeit der in seinem Namen herrschenden Engländer. Doch entstehen große und fortlaufende Unsicherheit und Unruhen im Inneren durch die zu Räuberschaaren formirten entlassenen Soldaten, die Pindarees, die seit 1812 ins Gebiet der Compagnie einfallen, bis Lord Hastings seit 1813 mit aller Kraft den Frieden erzwingt. Bis 1814 liegt der jetzt zur politischen Macht angewachsenen ostindischen Compagnie Pitt's East-India-Bill constituirend zu Grunde, dann wird die Charte zwar auf 20 Jahre verlängert, aber das Handelsmonopol auf China beschränkt, der übrige Handel allen Briten freigegeben. — Neben der englischen hält sich einzig die schwedisch-ostindische Compagnie aufrecht, geht gut, constituirt sich 1806 neu und verlegt ihren Sitz nach Gothenburg.

Für die Colonien sind zunächst die Bestimmungen des Friedens von Amiens von Bedeutung. Berbice (Britisch Guiana) wird an die batavische Republik abgetreten, 1803 von den Engländern wieder besetzt und in der Convention 1814 und 15 nebst Essequibo und Demerara an diese überlassen. Den Holländern giebt England das 1795 besetzte Cap zurück, das jene aber 1806 wieder an England verlieren und 1815 förmlich abtreten. Pondichery wird an Frankreich abgetreten, bald von den Briten wieder besetzt und im Pariser Frieden nochmals an Frankreich herausgegeben. Trinidad fällt an England, das sich im Besitze der Insel erhält.

Die meisten wesentlichen Colonien Hollands und Frankreichs erobert der Flottenstaat, giebt sie aber im Frieden von Paris bis auf wenige wieder heraus. So Sumatra, indem die Engländer freilich 1815 den früher den Holländern unterworfenen Sultan von Palem-

bang für unabhängig erklären. Die Stadt Cayenne nehmen sie 1809 weg, sie bleibt bis 1814 englisch-portugiesisch und wird dann wieder französisch. 1810 besetzt Abercromby Réunion. 1810 nehmen sie Isle de France, das ihnen 1814 förmlich abgetreten bleibt. 1811 erobern sie Celebes, geben es 1816 den Niederlanden zurück. Nachdem ihnen der Friede von Amiens das holländische Ceylon zuerkannt, erhalten sie 1814 durch Empörung der Unterthanen gegen den letzten König Anlaß zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten, erklären jenem den Krieg und behalten ihn gefangen. Canada steht im Kriege des Mutterlandes mit der Union treu auf englischer Seite. Doch vollzieht sich in dieser Zeit die scharfe Sonderung der Nationalitäten — in Niedercanada der französischen, in Obercanada der englischen, eine Folge des neuen ganz englischen Verfassungslebens seit 1791. Das Capland hebt sich unter britischer Verwaltung durch Beschränkung der alten Vorrechte der Boers in den größeren Besitzungen, durch Aufhebung des Sclavenhandels und den steigenden Verkehr mit Ostindien.

Deutschland that durch die Mediatisirung auf geistlichem und weltlichem Boden einen mächtigen Schritt vorwärts; doch behielten die Mediatisirten immer noch bedeutende Vorrechte. Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt erlangten durch diesen Act bedeutende Erweiterungen.

Oesterreich hatte nach dem Frieden von Luneville in Folge anderweitigen Gebietszuschusses trotz der Abtretungen an Frankreich noch 452 Quadratmeilen gewonnen, aber die Staatsschuldenlast stand schon auf 1220 Millionen Gulden. Der neue Coalitionskrieg und der Preßburger Friede schadeten ihm sehr an Land und Geld; noch verderblicher war der Wiener Friede, der ihm 2000 Quadratmeilen wegnahm. Nach dem Wiener Congreß geht es schließlich im Vergleich mit dem Zustande, wie er nach der letzten Theilung Polens gewesen, mit 150 Quadratmeilen directem Gewinn und bedeutenden Vortheilen für Abrundung und Handel hervor. Den Quellen des Civilrechtes wird nach Preußens Vorgang (Allgemeines Landrecht von 1794) auch hier durch das bürgerliche Gesetzbuch vom Jahr 1811 größere Ordnung, Klarheit und Uebereinstimmung verliehen. Der Platz des Kaiserreiches, welcher am meisten litt, war Triest; 1804 hatte es sein blühendstes Handelsjahr und sank unter der französischen Herrschaft 1809—13 von 50,000 Einwohnern auf 19,000 herab. Ungarn da-

gegen ist thätig und gewinnt, weil durch die Continentalsperre der Colonialwaarenhandel von Thessalonich und Brody aus durch dieses Land geleitet wird; Pesth hat 1805—11 einen lebhaften Verkehr. Oesterreich legt zur Hebung seines Handels seit 1809 eine große Zahl von Kunststraßen an. Dagegen erläßt die Regierung 1810 ein Zollpatent, welches das Prohibitivsystem vollständig aufrecht erhält.

Die kleineren Staaten: Das Königreich Westphalen leidet an Verschuldung und Finanznoth. Die Domänenverkäufe von 1810 an werden schon im Januar 1814 vom Kurfürsten von Hessen und darauf auch von Hannover und Braunschweig bestritten und die Besitzer aus ihrem Eigenthum vertrieben. Bayern wird wiederholt vergrößert, in Entschädigungen durch den Reichsdeputationshauptschluß, dann von Napoleon 1805 und 1809, zum Königreich erhoben 1806, bekommt 1808 eine leere neue Verfassung nach der westphälischen, tritt 1813 zuerst zu den Alliirten über und giebt einen bedeutenden Theil des errungenen Landes zurück. Seit 1799 unter Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken stehend, beginnt gegen die frühere Elendigkeit eine bessere Zeit; von 1803 an steht Montgelas an der Spitze. Totalreformen: Religiöse Duldung und Klosteraufhebung, bessere Schuleinrichtung, Hebung der Finanzen und des Anbaues des Landes. Die nach dem Repräsentativsystem eingerichtete neue Verfassung tritt im Drang der Umstände gar nicht ins Leben. Nachher drückt der Krieg auch die Finanzen herab, doch wird 1811 die Staatsschuld liquidirt. Genauer zugesehen geschieht freilich auch hier wenig Rechtes für eine wahre innere Reorganisation, dafür sind der „ehrliche" Max und sein Montgelas zu winkelzügig, spielen mehrfach eine recht trügliche Rolle, und am Hofe feiert die ausgebildete sittliche Richtigkeit und Laxheit; es ist eine Art von hellerem Despotismus. Das vom Rheinbund geschaffene Großherzogthum Würzburg wird unter Ferdinand, dem Bruder des österreichischen Franz, wieder ins alte System zurückgedrängt und die Universität vollständig dunkelfreundlich katholisirt. Der Württemberger Sultan, nach despotischer Soldatenlaune für Napoleon eingenommen, schwärmt auch nach der Hanauer Schlacht bacchanalisch für ihn; ein eigenes Verhängniß dagegen ist es, daß Eugen, einer der würdigsten Prinzen des Hauses, 1812—14 unter den tüchtigsten Werkzeugen zum Sturze Napoleons glänzt. Von 1803 bis 1810 wird das Land wiederholt stark vergrößert, so daß es von

660,000 Einwohnern auf 1,350,000 anwächſt; doch iſt auch das ohne Segen. Die innere Geſchichte iſt ein fortwährender Zwiſt Friedrichs I. und der Landſtände. 1805 wird die alte Landesverfaſſung aufgehoben, um die mannigfaltigſten Umwandlungen der Staatsverwaltung und zahlreiche neue Geſetze und Verordnungen folgen zu laſſen, die zum Theil ſehr drückend ſind. Beſſer ſteht es mit Baden, das unter Karl Friedrich vergrößert, zum Großherzogthum erhoben und 1811 von ihm blühend hinterlaſſen wird. 1806 erklärt ſich der Kurfürſt, nachherige Großherzog Karl Friedrich, ein tüchtiger und ehrenwerther Regent, zum unumſchränkten Souverän, indem er die im Altbadiſchen längſt erloſchene ſtändiſche Verfaſſung auch im Breisgau aufhebt. Die Kriege im franzöſiſchen Intereſſe mehren die Schuldenlaſt, wofür die Vergrößerungen nicht entſchädigen. Die Univerſität Heidelberg wird neu organiſirt. Hier wie in den überrheiniſchen Landen wird der franzöſiſche Civilcodex beibehalten; im Uebrigen ſind die dreizehn Organiſationsgeſetze von 1803 die Grundlage der Geſetzgebung des Landes. Naſſau erhält ſchon im September 1814 eine landſtändiſche Verfaſſung in conſtitutionellem Sinn. Braunſchweig wird unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der an einer in der Schlacht bei Auerſtädt erhaltenen Wunde ſtirbt, durch muſterhafte Staatswirthſchaft gehoben; das Land, zu Weſtphalen geſchlagen, kommt nach der Leipziger Schlacht an Ferdinand's älteſten Sohn Friedrich Wilhelm, der 1809 mit einem Freicorps ſeinen Waffenzug unternimmt und 1815 bei Quatrebras fällt. Oldenburg wird unter Peter Friedrich Ludwig glücklich verwaltet. Hannover dagegen iſt ſehr unglücklich: in der ganzen Zeit von fremden Heeren beſetzt, von einem Herrn dem anderen zugeworfen, nach Willkür zerriſſen und vertheilt und von Ariſtokraten verwaltet, wird es 1813 durch den Prinzregenten von England wieder beſetzt und zum Königreich erhoben; 1814 erhält es unter den erſten eine Conſtitution, aber dieſe, octroyirt, ruht ganz auf den alten Feudallaſten und will nur die ſehr verſchiedenen Provinzialverfaſſungen in ein Ganzes zuſammenwerfen. Bremen wird erſt 1803 mit geſchmälertem Gebiet hannöverſchen Anſprüchen gegenüber völlig frei, 1810 Frankreich einverleibt, ſchon im December 1813 ſelbſtſtändig erkannt, weil raſch dem Befreiungskriege beigetreten. Ueber dieſe Stadt wird 1813 zuerſt die Verbindung mit England wiederhergeſtellt. In Hamburg wirkt, namentlich nach ſeiner Einverleibung

ins Kaiserreich, der Maire Amandus August Abendroth sehr viel Gutes. Danzig ist seit 1807 nominell ein Freistaat, thatsächlich ein französischer Waffenplatz, den der General Rapp hart bedrückt. Auch Lübeck, seit November 1806 von den Franzosen occupirt, wird sehr gedrückt, und sein Wohlstand leidet empfindlich. 1811 bestimmt Napoleon die Jahde zur Anlegung des Hauptkriegshafens an der deutschen Nordseeküste, die bereits angehobene Ausführung wird aber durch seinen Sturz verhindert.

Die batavische Republik verliert ihren Handel, ihre Flotte und die Blüthe ihrer Colonien an England, welches im Frieden von Amiens Ceylon gewinnt; im französisch-englischen Kriege büßt sie das Cap ein. Auch das neue Königreich fährt nicht besser: die Staatsschuld häuft sich, und mit ihr mehren sich die Steuern, die Armuth nimmt zu, der Handel ist fast ganz vernichtet, nur Schleichhandel existirt noch, und die droits réunis schaden zugleich dem inländischen Verkehr. Am meisten leidet Amsterdam, dessen Handel erst 1813 wieder steigt. Ende 1813 betreiben Hogendorp und Maasdam auf eigne große Verantwortung die Rückberufung des Oranischen Hauses; schon damals sind die Franzosen fast ganz aus dem Lande vertrieben, dem Wilhelm I. bereits Anfangs 1814 eine neue Verfassung giebt. Schimmelpenninck hatte als Rathspensionär ein neues Abgaben- und Finanzsystem eingerichtet, welches den drohenden Bankerott abwendete und den fast ganz gesunkenen Credit des Staates wieder hob. Belgien, zur österreichischen Zeit schon an die Absperrung der Schelde gewöhnt, empfindet deswegen die Continentalsperre weniger drückend. Die Franzosen schleifen alle Festungen, nur Antwerpen wird erhalten und verstärkt. Unter den Colonien ist Java die wichtigste, die Provinz Bantam ist seit 1803 niederländisch, die Holländer benehmen sich aber gänzlich als Herren der Insel, halten die Fürsten total in Abhängigkeit bis 1811, da erobern die Engländer die Insel und behalten sie bis nach dem Pariser Frieden; diese geben den einheimischen Fürsten wieder mehr Macht und bringen die Colonie zum Blühen.

In Dänemark ist Friedrich VI. erst als Regent, dann als König eine wahrhaft nationale Erscheinung, er entfaltet vielseitiges Wirken, ohne doch den Forderungen der schweren Zeit gewachsen zu sein. Christian Ditlev Reventlow erwirbt sich als Minister hohe Verdienste um die Freiheit und Hebung der Bauern wie um die Auf-

klärung des Volkes. Auch Schimmelmann und Bernſtorff ſind für die gleichen edlen Zwecke thätig, jener daneben glücklich als Finanzminiſter, der 1813 das Bankweſen von allem Einfluß der Regierung freimacht. Im Streite mit England über die neutrale Schifffahrt hält ſich Dänemark nicht unrühmlich, ſo 1801 in der Seeſchlacht auf der Rhede von Kopenhagen, doch muß es Englands Uebermacht weichen. Im Kieler Frieden 1814 tritt es Helgoland an England und gegen Entſchädigung Norwegen an Schweden ab. Die Finanzlage, durch die Kriegskoſten und langjährige Handelsſtockung erſchwert, iſt traurig und Friedrich's Finanzwirthſchaft das Schlechteſte an ſeinem Regimente; die Staatsſchuld iſt 1800—1814 von 28 auf 100, die ſog. Zettelſchuld (unfundirtes Papiergeld) von 10½ auf 142 Millionen Thaler angewachſen; die Folge iſt ein partieller Staatsbankerott durch vollſtändige Entwerthung des Papiergeldes; zur Abhülfe, die übrigens noch nicht genügt, wird auf alles Grundeigenthum eine Steuer von 6% des Werthes gelegt, dabei Schleswig-Holſtein ſehr gravirt und auf dieſen Fond 1813 eine Reichsbank begründet. Seit Anfang des Jahrhunderts geht das Streben, die Herzogthümer der däniſchen Nationalität zu gewinnen; 1806 nach Aufhebung des deutſchen Reiches wird Holſtein mit den däniſchen Staaten vereinigt und die ſtändiſche Verfaſſung aufgehoben, überhaupt der mißlingende Verſuch gemacht, Schleswig-Holſtein vollſtändig dem däniſchen Reich einzuverleiben, und 1814 der weitere mißlingende, den Unterricht in däniſcher Sprache zu verbreiten.

Schweden ſchafft 1806 die Leibeigenſchaft ab und zeigt im Uebrigen unter Guſtav IV. nur ſteigende Ohnmacht nach Außen und Verfall im Inneren. Die Revolution von 1809 iſt durchaus glücklich. Die eben in ihren Grundgeſetzen feſtgeſtellte Conſtitution ſichert einerſeits durch genauere Beſtimmungen gegen alle Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volkes und läßt andererſeits der königlichen Macht doch genügenden Spielraum. Der Kronprinz Bernadotte drängt 1814 die gegen die Verbindung mit Schweden aufgeſtandenen Norweger zurück und beſetzt die Feſtungen; nur Perſonalunion mit Schweden und eine vom Storthing beſchloſſene ſehr freie Verfaſſung werden durchgeführt, welche ſich von der ſchwediſchen ſtark unterſcheidet. In beiden Reichen ſind Bürger und Bauern beſonders hochgeſtellt. — 1809 wird ein Verſuch gemacht zur Wiederherſtellung der ſkandinaviſchen

Union, der aber scheitert an dem Widerwillen der freien schwedischen Nation gegen das absolute Königthum Dänemarks. 1814 entzündet die Lostrennung Norwegens von Dänemark wieder den alten Nationalhaß zwischen Dänen und Schweden. Doch andererseits nähern sich die Völker durch die gleichartige Stammgrundlage, und der gemeinsame germanische Charakter der Sprache, Kunst und Wissenschaft weckt die Idee einer skandinavischen Einheit; darin geht Schweden voran.

Rußlands Geschichte unter Alexander I. zeigt zwei ganz verschiedene, selbst widerstrebende Seiten, parallel der ebenso widersprechenden Doppelentwicklung im Geiste des Kaisers selbst. Alexander I., durch bedeutende Erziehungseinflüsse bestimmt, prägbar, idealistisch aber nicht energisch, mehr humanistisch als staatsmännisch gebildet, macht seinen Völkern große neuzeitliche Gewährungen, freilich nur im Sinne des liberalen Absolutismus; seine Intentionen sind jederzeit größer als die Erfolge. Wesentliches geschieht für die Einführung Rußlands ins europäische Cultur- und Rechtssystem: Gesetzwesen, Wissenschaften, Bildungsanstalten, Hebung von Handel und Industrie, erste Lichtblicke für den Bauernstand, theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft (Ostseeprovinzen). So leitet die innere Politik allerdings auf bessere Zustände über. Aeußerlich läuft das consequente Streben durch, wenigstens den ganzen Süden und Osten Europas dem russischen Prinzipat zu unterwerfen, daher all sein vielfaches Eingreifen in die allgemeinen europäischen Verhältnisse. Bei Napoleon's Falle steigt die Constellation so, daß Alexander sogar die Hegemonie über ganz Europa in den Händen hat und der russische Einfluß von da an zum Unheil bestimmend wird. Er hält schlau berechnend Frankreich in einer gewissen Höhe, um Deutschland und insbesondere Preußen zu schwächen und Oesterreich in eine undeutsche Politik hineinzutreiben. Von da an beginnt Alexander's schlimme Zeit und der Verfall dessen, was er früher selbst angebahnt. Der Graf Araktschejew, von großem und entscheidendem Einfluß, war sein böser Genius; er war es, der die Gründung von Militärcolonien durchsetzen wollte. 1808—12 stand Speransky als Staatssecretär, ein Mann von unermüdlicher reformatorischer Thätigkeit, auf dem Gipfel seines Ansehens und Wirkens: Schule, Recht, Gesetzgebung, Administration, Finanzen unterlagen seinem unermüdlichen Reformeifer, und die wichtigsten Staatsschriften der Epoche sind

aus ſeiner Feder gefloſſen. Turgenew verbeſſert die Schulen, läßt die Bibel in alle ſlaviſchen Dialekte überſetzen und betreibt die Aufhebung der Leibeigenſchaft, wozu er ſelbſt auf ſeinen Gütern das Beiſpiel giebt. 1804 werden die Vorrechte der Koſaken ſtark eingeſchränkt. — Das Bedeutendſte nach Außen ſind die türkiſchen Kriege, eigentlich nur einer, 1807 von der Türkei erklärt wegen Beſetzung der Moldau durch die Ruſſen, welche im Frieden von Sloboſia ihre Räumung zuſagten, aber nicht vollzogen; dann hingehalten, 1809 erneuert und in zwei blutigen Feldzügen entſchieden. Im Frieden von Bukareſt 1812 tritt die Pforte die Moldau jenſeit des Pruth und Beſſarabien ab, und das bleibt ſo bis 1856, welches Jahr die Grenzen bedeutend anders regelt. Das alte Unterthanenverhältniß der Hoſpodare zur Türkei kehrt wieder. 1800 fällt Georgien an Rußland. Dieſes nimmt den Türken 1807 die Feſtung Anapa weg, den Hauptwaffenplatz der Tſcherkeſſen, muß ſie aber im Frieden von Bukareſt wieder räumen. Von den Türken gereizt, machen die Tſcherkeſſen fortwährende Einfälle ins ruſſiſche Gebiet. Rußland aber ſucht eine Verbindung zwiſchen ſeiner Provinz Gruſien (Georgien) und Kaukaſien und gewinnt eine ſolche in dem mit Perſien 1814 geſchloſſenen Frieden zu Tiflis, wo es Dagheſtan und Schirwan abgetreten bekommt. Nachdem Perſien 1797 Derbent und das Land bis an den Kur an Rußland eingebüßt, tritt es 1812 Dagheſtan ab, wo die ruſſiſche Herrſchaft freilich blos nominell bleibt, verliert im Friedensſchluß vom 12. October 1813 große Gebiete (Mingrelien) und muß die ruſſiſche Kriegsflotte auf dem kaſpiſchen Meer anerkennen. Gleich der Türkei bildet nun auch Perſien unter dem Schah Feth Ali ſeine Truppen nach europäiſchem Muſter um. In Folge des ſchwediſch-ruſſiſchen Seekrieges 1808 und 1809 wird Finnland 1808 Rußland einverleibt, 1809 durch neue Abtretungen im Frieden zu Frederiksham erweitert und 1811 zum Großfürſtenthum abgerundet; jener Friede bringt den Ruſſen auch den von ihnen beſetzten Alandsarchipel zu, wichtig als Waffenplatz und für die Oſtſeeherrſchaft. — Die 1803—11 mächtigſt anſteigende Handelsſtadt des Reiches iſt Odeſſa unter dem Gouverneur Herzog von Fronſac. — 1806 erläßt das ſchlecht verwaltete China ein Verbot des Verkehrs mit den Ruſſen, und der Handel mit Canton hört auf. Aehnliches wird gegen die Engländer gethan, die 1808 Macao beſetzen, das ſie aber wieder räumen müſſen. — Der Tilſiter Friede bildet aus dem

größten Theile der polnisch-preußischen Provinzen das Herzogthum Warschau, das die ausgewanderten Polen Dombrowski's aufnimmt und im Wiener Frieden vergrößert wird. Die weiteren Hoffnungen der Polen bleiben unerfüllt. Das niedere und höhere Unterrichtswesen in russisch Polen fördert Stafzye's ausgezeichnete und umfassende Thätigkeit, und Thaddäus Czaski ist mit Czartoryski für den polnischen Unterricht überhaupt aufs Aufopferndste bemüht.

Die Türkei steht von 1789 bis 1807 unter Selim III., welcher den großen Gedanken hat, der Reformator und Wiederhersteller des Reiches zu werden, aber darin gänzlich scheitert und umkommt. Zuerst empört sich Paßwan Oglou, der erst 1803 als Pascha von Widdin die Hoheit der Pforte wieder anerkennt. Selim greift das Grundübel des Staates an, die Janitscharenmacht, zu denen er als Gegengewicht 30,000 Mann europäisch organisirter Truppen (den Nizam) aufstellt. 1807 bricht ein großer Janitscharenaufstand los, in welchem Selim gestürzt und Mustapha IV. eingesetzt wird, der den Nizam wieder aufheben muß; nun erhebt sich für Selim der berühmte Großvezier Mustapha Bairakdar, ermordet den neuen Sultan und dann sich, als die Janitscharen, die er vernichten und dafür die europäisch organisirte regelmäßige Armee stützen will, 1808 einen Aufstand machen. Selim III. ist der Märtyrer der Reform, die durch sein Schicksal weit hinausgerückt schien. Mahmud II. ist bald nur noch frei in seinen Lüsten und in Ausführung der grausamen Begehren der Janitscharen, bereitet aber im Stillen Alles vor, um dieses Corps zu vernichten, und stellt 1814 den Nizam wieder her. Unter ihm fällt das Reich durch die rebellischen Paschas ganz auseinander, und die Griechenkriege beginnen. — Die ganze Zeit über laufen Kämpfe der rechtgläubigen Muhamedaner und seit 1809 auch der Engländer gegen die von ihrem Hauptsitze Derajeh in Nadsched aufbrechenden räuberischen und fanatischen Wahabiten, die meist siegreich sind, aber schließlich durch die Engländer höchst empfindliche Niederlagen erleiden. Die durch große Grausamkeiten und Räubereien berüchtigte Secte schlägt 1801 den Pascha von Bagdad, erobert 1803 zum ersten Mal Mekka, das sie zwar wieder räumen muß, aber zugleich mit Medina noch mehrmals besetzt. 1811 ruft die Türkei gegen sie den Pascha von Egypten, Mehemet Ali, zu Hülfe, der mit seinem Sohne Juffuf Pascha wider sie zieht und sie mehrmals schlägt, worauf sie in Streitig-

keiten unter ſich zerfallen. Sie wollen aber auf ſeine Forderung der Unterwerfung nicht eingehen, der Krieg entbrennt 1814 aufs Neue, Ibrahim Paſcha rückt gegen ſie aus und ſchlägt ſie 1815 bei Baſſora. — Egypten iſt ſeit dem Abzuge der Franzoſen in troſtloſer Lage und allgemeiner Zerrüttung; in dieſen traurigen Zeiten hebt ſich durch eignen Geiſt, durch die Ergebenheit der Albaneſen und den Einfluß der Franzoſen Mehemet Ali, wird 1806 zum Paſcha und Statthalter ernannt und gewinnt bald alle Macht, welche die Mamelukenbeis verlieren. Den Kampf gegen dieſe führt er durch alle grauſamen und treuloſen Mittel und läßt ſie 1811 ermorden, und von da an iſt er eigentlich unbeſchränkter Herr des Landes und die Abhängigkeit von der Pforte blos noch Schein. 1807 ſchlägt er die bei Alexandrien unter Frazer gelandeten Engländer und treibt ſie aus dem Lande; 1811 unterwirft er ſich die Küſten von Hedſchas; 1815 will er bereits die europäiſche Heerform einführen. — Die merkwürdigſten Erſcheinungen auf europäiſchem Boden ſind Ali, Paſcha von Janina, und die Sulioten. Die dreijährigen Kriege des ſchlauen Despoten gegen das heldenmüthige Bergvölklein ſind reich an außerordentlichen Großthaten, eine in unſerer Zeit fremdartige Epopöe, enden aber 1803 mit dem Untergang des Heldenvölkleins und der Herrſchaft Ali's über Epirus. Die Sulioten wandern größtentheils auf die joniſchen Inſeln aus und dienen da ſelbſt unter den Truppen der verſchiedenen Mächte, werden nachher von Ali in ſeiner Bedrängniß zurückgerufen und kämpfen für ihn. Ali tritt ſchlau berechnet bald mit Napoleon, bald mit den Engländern in Unterhandlung, entwickelt die grauſamſte, in ihrer Art aufgeklärte Despotie, iſt ſeit 1807 blos noch nominell von der Türkei abhängig und macht ſich bis 1814 durch Gräuelthaten und Verrath zum Herrn der ganzen Küſte (Klephtenkriege). — Ein dramatiſches Vorſpiel zum griechiſchen Freiheitskampfe giebt Serbien. Czerny Georg, der große Befreier und erſte Fürſt des Ländchens, führt das Werk in einem dreifachen Acte 1804 und 5, 1808, 1810 durch, das dritte Mal unter dem durch innere Spaltung nothwendig gewordenen Schutze Rußlands, den dieſes nach dem zweiten Frieden mit der Türkei zurückzieht. Darauf folgt neue Unterdrückung und 1815 die definitive Befreiung durch Miloſch Obrenowitſch.

Für Griechenland beginnt unter dem Einfluß der franzöſiſchen Revolutionsideen eine neue Zeit; ein friſcher Geiſt lebt auf, die ſelbſt-

ständige Erhebung vorbereitend. Erziehung der Jugend und Bildung des Volkes werden ausgedehnter; viele Schulen, so 1800 auf Chios, ja mehrere Anstalten im Range von Universitäten werden von auswärts gebildeten und heimkehrenden Griechen gegründet. Der Wohlstand steigt; der größte Theil des Levantehandels kommt in griechische Hände, der Seehandel und die Marine wachsen und im gleichen Verhältniß auch die Cultur, namentlich auf den Inseln. Die neugriechische Literatur gewinnt durch ihre Vertreter bald auch hohe politische Bedeutung, und die Gesellschaften mit anscheinend blos wissenschaftlichem Zwecke wirken im Grunde durchaus politisch. 1809—12 thut Napoleon unter der Hand Schritte, um einen künftigen Aufstand zu bereiten. Die Hetairie, deren erster Gedanke von dem 1798 hingerichteten Dichter Constantin Rhigas ausging, scheint 1814 in Odessa entstanden, wahrscheinlich in Wien unter der Mitwirkung des Grafen Capodistrias und des Erzbischofs Ignatius, um christliche Aufklärung und wahre Religiosität unter dem Volke zu verbreiten; 1815 wird sie von Griechen in Moskau weiter ausgebildet, nimmt immer mehr politische Tendenz an und verfolgt als Hauptzweck Griechenlands Befreiung. Sehr bedeutend für diese neue Erhebung, der er namentlich in Paris dient, ist der berühmte Arzt und Hellenist Korais. Er stellt in seinen Schriften (ein mémoire 1803 ꝛc.) die Gründe des Verfalles der griechischen Freiheit dar, aber auch die geistige Wiederbelebung seiner Stammesgenossen, verfaßt eine Geschichte der neugriechischen Sprache, schreibt Schulschriften für sein Volk, liefert auch Ausgaben der alten Classiker, entwickelt ein reiches, segenvolles und ächt patriotisches Wirken. Seine Behandlung des Neugriechischen ist streitig, und die versuchte Reinigung von Ausländischem und Näherung ans Altgriechische hat viele und bittere Kämpfe gekostet. Demetrius Morusi entwirft für die Griechen ein Erziehungssystem und bringt es durch seinen Einfluß auf den Divan zur Ausführung, begründet Schulen und legt das vollständigste griechische Lexikon an; er wird schließlich von den Türken umgebracht. — Das Bergländchen Montenegro hält sich unabhängig, und Frankreich (1806) und Oesterreich machen vergebliche Versuche, es an sich zu ziehen.

Paul I. und Selim III. stiften 1800 durch den Vertrag zu Constantinopel die Republik der Jonischen Inseln, zunächst unter türkische Oberhoheit und russischen Schutz gestellt; sie behält russische Besatzung,

welche das ariſtokratiſche Princip und 1803 die Einführung einer völlig ariſtokratiſchen Verfaſſung begünſtigt. Sie genießt einer ſehr kümmerlichen Freiheit, wird 1807 aufgehoben und dem franzöſiſchen Kaiſerreich einverleibt, die Franzoſen aber von den Engländern vertrieben und auf Corſu beſchränkt. 1814 werden die Inſeln den Alliirten abgetreten, 1815 die Republik erneuert und unter britiſches Protectorat geſtellt.

Ferdinand's IV. Regiment im Königreich beider Sizilien iſt ein merkwürdiges Beiſpiel der Abhängigkeit ſchwacher Monarchen von ihren Umgebungen und Rathgebern; die zwei ſchroff getrennten Perioden ſeiner Regierung paſſen kaum zu Einer Perſon: erſt die friſch vorgehende Reformzeit und in Folge der Revolution die nachherige verworfen blutige Reaction. Die Politik des verkommenen Hauſes wird durch die Königin Karoline eingegeben; ihre niederträchtigſten Werkzeuge ſind: Francesco Pignatelli; Speziale, das nachher in Wahnſinn endende Mitglied der Inquiſition, und neben dem Cardinal Ruffo, der doch zuweilen ſeine Banden noch zur Mäßigkeit mahnt, aber ihrer nicht Meiſter wird, der verruchtere Diener der reactionären Rache; übrigens brauchen die Reactionärs gegen die Franzoſen den Räuberhauptmann Fra Diavolo gerade ſo wie Rom und Franz II. in neueſten Zeiten die Räuberſchaaren. In Sizilien verfallen die Finanzen vollends; große Unzufriedenheit herrſcht mit der neapolitaniſchen Regierung und trotz der neuen Verfaſſung auch mit Lord Bentinck's unnationaler Verwaltung. Rom erleidet die ganze Zeit über große Verluſte und verarmt mehr und mehr.

Ferdinand VII. von Spanien, der elendeſten Kaiſerzeit des alten Rom würdig, verwirft mit der Unterſtützung der „Perſer" 1814 ſogleich die Verfaſſung der Cortes, erklärt alle Handlungen der Regentſchaft für ungeſetzlich, beginnt ſeine Rachacte, ſtellt die ſämmtlichen verroſteten und tyranniſchen vornapoleoniſchen Einrichtungen wieder her und hält übrigens nicht Eines ſeiner Verſprechen. Daher beginnt ſofort der aufreibende Kampf unter den Serviles und Liberales, zwiſchen denen die vermittelnden Aniellos ohnmächtig ſtehen, und die Zuſtände im Inneren gehen mit raſcheſten Schritten dem alten troſtloſen Elende zu. Schon 1814 macht Mina mit ſeinen Guerillas einen erſten Aufſtand, um die Verfaſſung von 1812 wiederherzuſtellen; er wird abgeſchlagen.

Noch läuft der erſte Act eines größeren Ereigniſſes ab, das iſt der Abfall der ſpaniſchen Colonien in Südamerika. Die Erhebung

wird zu allererſt durch die Engländer von Trinidad aus geſchürt. Schon 1806 im Kriege zwiſchen England und Spanien geht Miranda mit britiſcher Unterſtützung nach Venezuela, ſpäter wiegeln die Engländer Buenos Ayres auf, beide Unternehmungen ſchlagen fehl. Seit 1808 wird Centralamerika von der aufſteigenden Gährung ergriffen, doch bei der Uneinigkeit der Stimmführer die Inſurrection leicht unterdrückt; von da an herrſcht allgemeine Spaltung: eine Partei, die ſchwächere, iſt für die franzöſiſche Herrſchaft, eine andere, namentlich aus dem Volke, für Ferdinand, und noch 1808 bricht in Caracas ein Aufſtand los für dieſen. Seitdem ſpiegeln ſich die Schwankungen des Kampfes im ſpaniſchen Mutterlande genau wieder in dem der Colonien; ein erſtes ſelbſtſtändiges Regen erhebt ſich, das die Vicekönige unterdrücken wollen und dadurch den Ausbruch beſchleunigen. Junten bilden ſich raſch und zahlreich, doch iſt unter ihnen keine Einheit, die beſtimmendſte iſt für jetzt die von Caracas 1810. Hier bricht am 10. April dieſes Jahres der Aufſtand los, und der Kampf wird geführt unter Miranda's Oberleitung, unter dem Bolivar ſteht. Don Francesco Miranda, 1811 vom Congreß von Venezuela mit dictatoriſcher Gewalt ausgeſtattet, der erſte groß denkende und handelnde Begründer der ſüdamerikaniſchen Freiheit, leitet den Kampf in Caracas bis 1812, wird im Auguſt ſchändlicher Weiſe, entgegen dem Wortlaut einer mit den Spaniern abgeſchloſſenen Capitulation, gefangen zurückbehalten und ſtirbt als erſtes edles Opfer der Freiheit eingekerkert in Spanien; den Kampf gegen den wortbrüchigen Monteverde führt Morino fort und ſchlägt ihn. Venezuela wird unterworfen, und Bolivar flieht, tritt aber bald wieder unter den Inſurgenten Neugranada's auf, erklärt den Spaniern, erbittert über ihre Grauſamkeit, am 13. Januar 1813 den Krieg auf Tod und Leben und erweiſt ſich bald als die Seele des Befreiungskampfes. 1812 wird Caracas durch das große Erdbeben zerſtört und 1813 von den Königlichen erobert. Im Juli 1811 erklärt der Congreß zu Venezuela die Unabhängigkeit und verkündet eine freie Föderal-Verfaſſung nach nordamerikaniſchem Muſter, gegen welche die Prieſterpartei auftritt; nach ſeinem Vorgang proclamirt auch der zu Bogota ſitzende Congreß von Neugranada die Republik; jener aber wird 1814 aufgelöſt; innerer Streit und Finanznoth werden die Bundesgenoſſen der Feinde. Bolivar wird bei La-Punta von den Spaniern geſchlagen, geht nach Cumana

und übernimmt von dem Congreſſe Neugranada's den Heerbefehl. — Unter Hidalgo bricht im September 1810 die Revolution in Mexico los; erſt glücklich, dann geſchlagen, zieht er ſich zurück, wird gefangen und hingerichtet; die Grauſamkeit des ſpaniſchen Heerführers Calleja geht über alles Maß. Von da an wird ein kleiner Krieg geführt, gräuel- und wechſelvoll, ſeit 1813 für die Inſurgenten wenig glücklich; 1815 wird Morelos hingerichtet. — Die ſpaniſche Regentſchaft und die Cortes verfahren despotiſch gegen die Colonien und treiben dadurch alle in den Aufſtand hinein, ſo daß ſich ſchon 1811 faſt alle vom Mutterland unabhängig erklären. Der Kampf, eine Art Guerillakrieg auf ungeheuren Weiten, berührt nun bis zur großen Entſcheidung des Jahres 1824 weſentlich vier Schauplätze: Caracas und Neugranada, Buenos Ayres und das angrenzende Gebiet (Chile), Mexico und zuletzt Peru. Er geht unter ſpringenden Wechſeln fort bis zur Rückkehr Ferdinand's, deſſen Auftreten im Mutterlande die Colonien ſchreckt; er befiehlt dieſen, die Waffen niederzulegen und ſendet den Inquiſitor Torres und den grauſamen Pablo Morillo mit einem Heere herüber. Ihm gegenüber ſammelt Bolivar die letzten Trümmer der Freiheitskämpfer. Morillo beſetzt die Inſel Margarita, nimmt Cartagena ein, ſchlägt das Heer von Neugranada; der Congreß zu Bogota löſt ſich auf, und die Anführer ziehen ſich in die Llanos zurück, um von da aus den Guerillakrieg gegen die Spanier fortzuführen. Schon ſeit 1810 iſt Paez an der Spitze der Llaneros der Schrecken der Spanier; er befreit Varinas, wird in Bolivar's Heer aufgenommen, kämpft 1813 und 1814 mit Auszeichnung und ſchlägt den Morillo in der Ebene von Apure. — 1810 hatte ſich Buenos Ayres von Spanien unabhängig gemacht, wogegen Peru noch das Bollwerk des Mutterlandes blieb. Jenes iſt die Wiege der ſüdamerikaniſchen Unabhängigkeit; im Mai des genannten Jahres wird der ſpaniſche Vicekönig abgeſetzt und eine Regierungscommiſſion errichtet, an deren Spitze Don Mariano Moreno als Staatsſecretär ſteht; doch ſpalten innere Parteiungen die Junta. Innerhalb eines Jahres dehnt ſich die Revolution über die ſämmtlichen Provinzen des Rio de la Plata aus. Die höheren Claſſen von Chile werden durch das von Buenos Ayres gegebene Beiſpiel aufgeregt, 1810 bildet ſich in Santiago eine Junta, 1811 bricht die Revolution aus; der Congreß tritt zuerſt im Namen Spaniens auf, dann aber handeln die Führer, die drei Brüder Carreras, unab-

hängig. Ein Streit bricht los zwischen dem Congreß und den Carreras, und eine Dictatur steht auf unter dem Obersten Lastra, der die constitutionelle Regierung Spaniens anerkennt; darüber entspinnt sich der Bürgerkrieg, der den von Peru ausgesandten spanischen Truppen unter General Osorio zum Siege verhilft. Paraguay macht sich 1811 los, Dr. Francia reißt 1814 die Regierung an sich, und der Congreß ernennt ihn auf drei Jahre zum Dictator. In Uruguay erhebt sich der frühere Schleichhändler Don José de Artigas für die Junta von Buenos Ayres und schlägt die aus Montevideo anrückenden Spanier 1811 zurück, hernach entsteht innerer Krieg mit den Platatruppen. 1813 wird die erste constituirende Versammlung eröffnet. San Martin treibt die Spanier zurück. Die zweite Constituirende und die förmliche Unabhängigkeitserklärung der sämmtlichen La Plata-Provinzen fallen ins Jahr 1816. — Die Erhebung von Centralamerika drückt 1811 der energische Gouverneur Don Jori Bustamente nieder, was den schwachen Nachfolgern nicht mehr gelingt.

Es gehört keineswegs hieher, diesen Krieg auch nur auszugsweise weiter zu berühren; genug, daß sein erster Act mit der Eroberung Chile's durch San Martin (Januar 1817) zu Ende läuft und die Colonien von da an aggressiv gegen das Mutterland vorgehen.

Der Charakter des Kampfes, der mit Nothwendigkeit Klein- und Bandenkrieg werden mußte, ist gleich dem der Stämme ein wilder und zerrissener, die Llaneros spielen die Hauptrolle.

Die ungeheuren Differenzen in den Naturverhältnissen, die riesenhaften Oeden mit spärlichster Bevölkerung und seltenen, ganz oasenartig zerstreuten Culturſitzen, die kolossalen Verschiedenheiten der Stämme und Rassen, die geistige Unmündigkeit der meisten von ihnen und der vollständige Mangel auch nur einer Ahnung nationalen Lebens, der erschlaffende Einfluß einer üppigen Temperatur, der den Menschen zu einem that- und gedankenarmen Pflanzenleben herabzieht und doch wieder alle bestialischen Leidenschaften bis zur Wildheit entwickelt, mußten hier die (gleichwohl nicht unvorbereitete) Erhebung eines Völkercomplexes, der bis dahin in willenlosem Genußleben und halbbewußter Dienstbarkeit hinzudämmern schien, unerwartet erscheinen lassen. Dieselben Elemente: eingefleischte religiöse und politische Knechtschaft, Indolenz und Denkfaulheit, Sinnendienst und Genußsucht, eine Stamm-Mischung, die erst einer Regeneration durch ganz frisches fremdes Blut bedarf,

haben bis jetzt jede ſtätige Culturentwicklung gewaltſam hintertrieben. Als Republiken können ſich ſolche Lande nimmer entwickeln; ſie werden wohl erſt die eiſerne Schule einer aufgeklärten Despotie durchlaufen müſſen; die Differenzen des Blutes und der Geſchichte gegenüber den Vereinigten Staaten ſind die denkbar ſchroffſten. Kurz, die ungeheuren klimatiſch-geographiſchen und ethnographiſch-hiſtoriſchen Gegenſätze und Widerſtände werden dieſe rieſenhaften und in luxuriöſem Naturreichthum ſchwelgenden Ländergebiete noch lange einem politiſch geregelten Leben verſchloſſen und der neuzeitlichen Civiliſation nur ſchwer zugänglich erhalten.

Die Union erweitert ſich durch folgenden Zuwachs: Ohio tritt 1802 als Staat ein; Louiſiana, wovon Arkanſas noch einen Theil bildet, 1803 von Frankreich angekauft, giebt ſich 1811 eine Conſtitution und wird 1812 ebenfalls Staat; 1803—16 größtentheils durch die Einwanderer den einzelnen Indianerſtämmen abgekaufte Länder bilden das Gebiet von Illinois.

Nach John Adam's Abtreten ſinkt der Einfluß der Föderaliſten, und mit der Präſidentſchaft von Jefferſon 1801 kommen die Principien der republikaniſchen Partei an die Leitung. Von 1801—5 betreiben die Unionsſtaaten unter neutraler Flagge den ganzen Colonialhandel der Franzoſen, Spanier und Holländer; dann aber kommen Plackereien der Engländer und Vergeltungsmaßregeln. Thomas Jefferſon, 1801—9 Präſident, läßt das durch ihn angekaufte Louiſiana durch eine Forſchungsreiſe genauer unterſuchen und beobachtet übrigens als Haupttendenz, die Würde des Freiſtaates gegen England zu wahren; er ſucht die weiße und rothe Bevölkerung allmälig zu verſchmelzen und beide zu bilden. Die Union entſagt im Gefühl ihrer Würde durch die berühmte Embargo-Acte, December 1807, und durch die Non intercourse-Acte, März 1809, freiwillig dem ausländiſchen Handel, um ſich nicht den Bedrückungen der engliſchen und franzöſiſchen Edicte zu fügen. James Madiſon, 1809—17, giebt 1810 den Handel mit Frankreich wieder frei. Dagegen ergeht an England der Handelsverhältniſſe wegen im Juni 1812 eine Kriegserklärung; der Krieg zu Land und zur See wird erbittert und wechſelvoll geführt, im Ganzen für die Union unglücklich (der Viceadmiral Cochrane und der General Roß verbrennen 1814 ſchmählich Waſhington), namentlich in der erſten Zeit, und wendet ſich erſt ſpäter durch die Kraft des Präſidenten beſſer; die Amerikaner ermannen ſich und bewähren den Ruf der Tapferkeit,

namentlich die Marine hält sich tüchtig, und General Jackson rettet 1815 Neuorleans. In diesen Jahren hört aller Handel auf, weshalb 1814 die beiden Acten aufgehoben werden. Im selben Jahre wird auf Grund der früheren Verhältnisse der Friede zu Gent geschlossen und die noch unerledigten Punkte (Grenzbestimmungen) im Londoner Vertrag 1818 an die schiedsrichterliche Entscheidung des russischen Kaisers gewiesen. Schon vor dem Kriege sind die Parteien der Demokraten, am zahlreichsten im Süden und im Inneren, und der Föderalisten im Norden, jene Anhänger des Ackerbausystems und für Frankreich, diese des Handelssystems und für England, scharf und feindselig geschieden, und bereits tritt der Gedanke einer Trennung von Nord und Süd auf. Der Krieg eint sie wieder für das gemeinsame Vaterland. Während der Zeit, da der Handel niederliegt, steigt die Manufactur durch Zuwendung der Capitalien; die Baumwollenfabrikation überflügelt alle anderen, namentlich seit 1815 Massachusetts den Maschinenwebstuhl einführt. 1802 werden die inneren Zölle abgeschafft; 1810 ist die äußere Schuld getilgt, die innere im December 1815 auf 39 Dollars verringert. Die directen Steuern werden für die Bedürfnisse von 1813 und 1815 erhöht, hören aber 1817 ganz auf. 1802 ist der Exporthandel auf 52 Millionen, 1807 auf über 100 Mill. Dollars gestiegen, leidet aber schon in diesen Jahren stark, indem viele amerikanische Schiffe in Folge der französischen und englischen Handelsdecrete von angeblich neutralen Mächten aufgebracht und weggenommen werden; 1808 sinkt er auf 22 Millionen herab, fällt im Kriege mit England gar bis auf 7, hebt sich aber seither constant und gewaltig.

Kämpfe gegen den großen Indianerstamm der Creeks vermindern ihre Anzahl sehr, und sie treten mehr und mehr Gebiet an die Union ab. In derselben Zeit nimmt der ebenfalls große Indianerstamm der Crees durch Unglücksfälle sehr ab. Die kupferbraune Rasse versinkt rasch.

Die politische Existenzfrage der Völker beherrscht das Leben im Großen, es handelt sich um Sein oder Nichtsein der Nationalitäten. Vor diesem Zwange tritt die Richtung einzelner Geister auf das sociale Problem gänzlich zurück, es wird noch nicht zu einer wesentlichen Studie, sondern bleibt erst schwach berührt. Auch sonst drängt das Leben der Zeit weniger nach dieser Seite; das möge der folgende Abschnitt aufweisen.

Dritter Abschnitt.

Sociale Züge.

Noch herrscht gegenüber den folgenden Jahrzehnten viel größere Einfachheit in den socialen Beziehungen, deren Gewebe sich bis heut erstaunlich verwickelt hat, ein Gang, der genau mit der ebenso erstaunlich zunehmenden Steigerung in der praktischen Anwendung der Wissenschaften, mit der fabelhaft wachsenden Industrie und Technik, den Wechseln und Complicationen im Verkehrsleben und seinen Mitteln zusammenhängt. Nichts möchte für die Geschichte des Geistes unseres Jahrhunderts interessanter sein und tiefer zum Denken anregen als ein Abriß dieser mit fast unerhörter Schnelligkeit und Grandiosität vorgegangenen socialen Wandelungen. Es hängt mit jener Einfachheit zusammen, daß noch keine der großen Handelskrisen auftritt, die den früheren Jahrhunderten fast ganz fehlen, dagegen unsere modernste Bank-, Industrie- und Verkehrsentwicklung gesetzmäßig begleiten und nach dem Falle des Kaiserreichs sofort über Nordamerika und England ausbrechen. — Gleich mit dem Anfange des Jahrhunderts beginnt die Macht der Baumwollenindustrie sich über Europa auszubreiten, dessen Geschicke sich mehr und mehr an dieses Product und seine Ausdehnung ketten. Die baumwollenen Zeuge verdrängen die leinenen immer mehr, wodurch die Leinweberei leidet. 1783 hatten die Vereinigten Staaten die erste Baumwolle ausgeführt. Industrieausstellungen gehen von Frankreich aus; die erste unvollkommene fällt 1798, dann kehren sie 1801, 1802 und 1806 wieder. Die Continentalsperre 1806—13

beſchränkt nicht blos ungeheuer den ausländiſchen Handel des Continentes, ſondern giebt auch dem, der ſich noch erhält, andere Routen. Ebenſo hemmt ſie die Auswanderungsluſt. Seit 1814 geht eine ſtarke Einwanderung von Deutſchen nach Rußland, ſo entſtehen die Ackerbaucolonien.

Der Landbau macht tüchtige rationelle Schritte, und dieſer Gang knüpft ſich praktiſch vor allen an den Namen des berühmten Schweizers Emanuel v. Fellenberg, deſſen Auszeichnendes in der eigenthümlichen Verbindung von Erziehung und Landbau liegt. Er führt von 1801 an zu Hofwyl bei Bern eine Muſterwirthſchaft durch, verbindet mit ihr ſeit 1804 ſeine hochbedeutende Muſterſchule, iſt alſo Schöpfer der Ackerbauſchulen, legt ein Inſtitut für verlaſſene Kinder an (Wehrli), eröffnet 1808 die landwirthſchaftliche Anſtalt zu Buchſee, ein ökonomiſches Lehrinſtitut, das er bis 1818 hält, im gleichen Jahr eine bald groß wachſende Erziehungsanſtalt für Kinder höherer Stände. Er ſchreibt 1807 über ſchweizeriſche Landwirthſchaft und giebt 1808—17 die „Landwirthſchaftlichen Blätter“ von Hofwyl heraus. — Aehnlich erhebt Voght ſeit 1814 ſeine ausgezeichnete Ackerbaucolonie in Flottbeck zur Normalanſtalt für den Norden und ſchreibt verſchiedene landwirthſchaftliche Abhandlungen. Thomas William Coke, Graf von Leiceſter (1752—1842), lange der erſte Commoner Englands, beharrlich für alle Anträge der Whigpartei und gegen die Politik von Pitt und Caſtlereagh, immer für Wahlreform, iſt ſehr verdient um die Einführung einer verbeſſerten Viehzucht und auf wiſſenſchaftlichen Principien ruhenden Bodencultur; er liefert einer der Erſten das Beiſpiel, daß geſteigerte Cultur reich macht, bringt den Mais- und Turnipsbau in England in Aufnahme und führt zuerſt ſachgerecht den berühmten Norfolker Fruchtwechſel in vier Feldern in voller Ausdehnung durch. Thaer in ſeiner Schrift über engliſche Landwirthſchaft hat dieſen Mann uns bekannt gemacht. Laſteyrie iſt namentlich auch für den Ackerbau thätig und verfaßt mehrere Schriften zu ſeiner Hebung und Verbeſſerung. Joſ. Nepomuk v. Schwertz entwirft 1807—11 ſeine „Anleitung zur Kenntniß der belgiſchen Landwirthſchaft“; ſie bringt gründliche und ſcharfe Beobachtungen in muſterhafter Darſtellung. Derſelbe ſchreibt ſpäter über den elſäſſiſchen und den pfälziſchen Landbau. In Oeſterreich hat Peter Jordan großes Verdienſt; er gründet landwirthſchaftliche Lehranſtalten und Vereine und führt die beſten

Ackerbauwerkzeuge ein. Arndt ſpricht ſich allgemein für den Bauernſtand und ſeine politiſche Exiſtenz aus.

Nach Sachſens Vorgang beginnen Oeſterreich und Preußen die Schafzucht mit Thieren ſpaniſcher Raſſe. Thaer pflegt auch die Schäfereiwiſſenſchaft mit Vorliebe. Weinbaugeſellſchaften bilden ſich. Die erſte Gartenbaugeſellſchaft iſt die Horticultural society in London 1805, die ſeit 1812 ihre Verhandlungen edirt; 1809 tritt die Caledonian horticultural society zuſammen, und nun bilden ſich ſolche raſch in faſt allen größeren Städten Englands. 1809 entſteht in Paris eine Schule für Obſtbaumzüchter, in Deutſchland zuerſt 1803 in Altenburg die Pomologiſche Geſellſchaft. Johann Volkmar Sickler's Schriften über Obſtbaumzucht haben Autorität. Fabriken für Ackerbaumaſchinen kommen weſentlich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts auf.

Am folgenreichſten hat zur Hebung des Landbaues mitgewirkt die freie Vertheilung von Grund und Boden, die in großer Weiſe von Frankreich ausging und ſich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts ebenfalls im größten Theile Deutſchlands, 1810 durch Stein in Preußen, durchſetzte. Alle ernten von der unbedingten Freiheit der Dismembration dieſelben großen Vortheile; man vergleiche dagegen Mecklenburg! Bereits beginnt ihn nun auch die Wiſſenſchaft ernſtlich und bedeutſam zu tragen, und nach der Seite iſt Thaer am gewichtigſten. Dieſer ſchreibt 1809—10 ſein vierbändiges Werk: „Grundſätze der rationellen Landwirthſchaft", und faſt alle ſeine bedeutenden landwirthſchaftlichen Schriften fallen in dieſe Zeit. Wie Fellenberg wirkt er ſchon mit zur Verbeſſerung des Ackerbaugeräthes und ſchreibt darüber 1803. 1799 legt er die landwirthſchaftliche Anſtalt zu Celle an und 1804 auf ſeinem Gute zu Möglin ebenfalls eine ſolche, die ſeit 1819 königliche Akademie des Landbaus heißt.

Ganz entſcheidend aber wird das Auftreten der neueren Agriculturchemie 1804 durch Sauſſure's Hauptwerk: „Recherches chimiques sur la végétation", welches den ſeit dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts vereinzelt aufgetretenen Verſuchen einen erſten großen Abſchluß giebt. Ihm folgt 1813 Sir Humphrey Davy in den „Elements of agricultural chemistry". Beide halten noch an der Humustheorie und der Annahme einer beſonderen Lebenskraft feſt, der auch Thaer huldigt. — Hemmungen des geſellſchaftlichen Gedeihens, die aus dem 18. Jahr-

hundert auf den größten Theil Europas übergegangen und meist noch über mehrere Perioden des unsrigen mißbräuchlich stehen geblieben sind: Zuvörderst kommen die Feudallasten verschiedener Art, die z. B. noch einen großen Theil von Deutschland drücken. Am verderblichsten wirken die Frohnden, durch welche immer eine Masse von Zeit und Kraft nutzlos, ohne irgend entsprechende Vortheile für den Staat oder den Gutsherrn, verschleudert wird; Frohnarbeit ist stets und überall die langweiligste und schlechteste, das sah schon Turgot mit seinem freien und praktischen Blick ein. Den Unsegen der feudalistischen Unrechte hat am längsten Norddeutschland getragen, ja es krankt heute noch stark daran; so blieb in Hannover Frohnarbeit auf gewöhnlichen Bauerngütern bis 1848 haften. Gewerbsmonopole blieben noch lange hemmend, davon kann wieder Deutschland reden. Nach der Seite gewann Preußen, wo seit Stein's Reformen bis 1849 ungeschmälerte Gewerbefreiheit bestand, dem übrigen Deutschland den Vorsprung ab. Der gewöhnliche Ackerbau litt fort an der übererbten Dreifelderwirthschaft, welche ein Drittheil der Gemarkungen als reine Brache liegen läßt, eine wahrhaft furchtbare Vergeudung.

Noch bleibt mit voller Wucht der Formelwust der freiheitsfeindlichen Rechte, des römischen und canonischen, überall lasten, wo nicht die Revolution ihn weggefegt, so wieder auf dem größten Theile von Deutschland. Da dominirt die ganze Herrlichkeit des langsamen, complicirten, theuren und unsicheren bürgerlichen Rechtsverfahrens, welches die Jahrhunderte des Sinkens im heiligen römischen Reich deutscher Nation begleitet. Wo die Revolution auch in diesem Stücke Tag geschaffen, hat sie unaussprechlichen Segen gebracht, und vielleicht das theuerste Gut, welches Frankreich und seine annectirten Länder dem Napoleonismus verdanken und sich über seinen Sturz hinaus gewahrt haben, jedenfalls das bleibendste Denkmal seiner Weisheit ist der Code Napoléon. Mit der Mangelhaftigkeit des Civilrechtes hängt zusammen die nutzlose Grausamkeit des Criminalrechtes — die Carolina —, der elende Zustand des Gefängnißwesens und der Strafanstalten, die man förmlich als Pflanzstätten des Lasters und Verbrechens bezeichnen durfte, und wieder theilweise dadurch bedingt die in Vielem noch an Mittelalterliches erinnernde Masse von rohen Verbrechen. Selbst die Tortur ragt ins 19. Jahrhundert herein, ist freilich in manchen Ländern schon vor der gesetzlichen Aufhebung außer Anwendung gebracht; 1801 hebt

Rußland ſie förmlich auf, 1806 Württemberg, 1807 Bayern. Die Todesſtrafe, früher abgeſchafft, erhält 1803 in Oeſterreich neue und ausgedehnte Anwendung. Die Cenſur, des Geiſtes Tortur, wird 1805 in Frankreich wiederhergeſtellt, 1814 aufs Neue abgeſchafft, in Schweden 1809 definitiv beſeitigt. Die einzelnen deutſchen Staaten verhalten ſich ungleich. — Der Code de commerce begründet in Frankreich ein Handelsgericht, dem ähnlich 1816 das neue Hamburger folgt. Frankreich erhält auch unter den früheſten ein Expropriationsgeſetz und 1806 Fabrikgerichte. Der franzöſiſche Civilprozeß iſt von höchſt beſtimmendem Einfluß auf Deutſchland geworden. Die Civilehe hat nur in denjenigen deutſchen Ländern Fuß gefaßt, die auch nach dem Aufhören der franzöſiſchen Occupation das franzöſiſche Recht beibehalten. — Volksrechtlich-politiſch ſind die beſonderen Haupterſcheinungen, daß der Napoleoniſche Einfluß auch in einem großen Theile Deutſchlands die Staatsgeſetzgebung dazu führt, ſich mit dem Erlaſſe von Gemeindeordnungen zu beſchäftigen, wobei ſie meiſt das Gemeindeweſen ganz ins Staatsgetriebe auflöſt und das Gemeindeleben unterdrückt, während dagegen die ſegenvolle Reform Stein's in Preußen auf dem umgekehrten Principe ruht, das Gemeindeleben außerordentlich hebt und den lebendigſten Gemeinſinn entwickelt. Ferner begünſtigt die Zeit allgemein das Aufheben der Landſtände und landſtändiſchen Verfaſſungen.

Die Ablöſung der Grundlaſten (Verwandlung derſelben — Dienſte und Naturalleiſtungen — ſeitens der Unterthanen an die Grundherren in abgeſchätzte Geldzahlung) wird von der kaiſerlichen Regierung in den eroberten Ländern überall durchgeführt, Leibeigenſchaft und ungemeſſene Dienſte vernunftgemäß unentgeltlich geſtrichen. Jene Maßregel bezweckt auch größere Vertheilung des Bodens und Aufheben der Schranken ſeiner Erwerbung. Preußen bereitet ſie von 1806 an vor, führt ſie von 1808 an durch, beſeitigt durch die Edicte von 1808 und 1810 die Bannrechte ohne Entſchädigung. Rechts- und vernunftgemäß wird das Abmeierungsrecht der Gutsherren durchgängig aufgehoben. Bayern thut das 1803 und erläßt im gleichen Jahre Geſetze für Erleichterung der Theilung der Allmenden. Die Gemeinheitstheilungen, ein entſcheidender Fortſchritt der Volkswirthſchaft, ſind überhaupt ſeit dem Anfange des Jahrhunderts häufig eingetreten. Hannover, in der franzöſiſchen Periode auf derſelben Linie vorwärts getrieben, geht ſchon 1814 und 15 wieder zurück.

Die Leibeigenschaft ist ein Fluch, über dessen Hereintragen in unser Jahrhundert man nur staunen kann. Preußen hebt 1807 die Erbhörigkeit, Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft gänzlich auf und spricht durch ein Decret im September 1811 die Eigenthumsverleihung der Bauernhöfe und die Abschaffung der Naturaldienste u. a. aus. Baden beseitigt sie 1783 und 1807; Holstein, wo sie wie in Mecklenburg am härtesten durchgeführt war, mit Einschränkungen 1797, gänzlich 1804, und dasselbe geschieht durch Ingersleben in den pommerschen Domänen; Nassau, Bayern und das Königreich Westphalen 1808, das Großherzogthum Hessen 1811, Oldenburg 1814. Rußland trifft Vorkehrungen zu ihrer allmäligen Aufhebung; ein Edict von 1801 sichert den Freigelassenen und Kronbauern das Eigenthumsrecht ihrer Grundstücke gegen einen Grundzins, und ein Ukas von 1803 gründet den Stand der freien Bauern.

Die ganze sociale Entwicklung fängt mehr und mehr an auf die Industrie zu fußen, und es ist sehr sprechend, daß trotz oder wenn man will vermöge der ungeheuren Anstrengungen des schweren Kampfes in England eben jetzt jene großartige Maschinenindustrie emporwächst, in der heute noch der merkwürdige Inselstaat das übrige Europa überflügelt. Die Theilung der Arbeit beginnt ihre großen Früchte zu treiben und der Verkehr die ganze Politik des Volkes nach der guten und schlimmen Seite ausschließlich zu bedingen. Uebrigens tritt dieser Staat, welcher gut und böse das erste Gewicht in die socialen Geschicke des Continents wirft, mit folgenden schweren Grundzügen, meist Grundübeln in die Periode ein und aus ihr, ja er krankt an ihnen zum Theil heute noch trotz des blendenden Glanzes: Zunächst der ungeheure Großbesitz in den Händen von immer wenigeren gewaltigen Familien und damit parallel die eben aufsteigende Großindustrie mit ungeheuren Capitalmassen und riesigen Maschinenkräften, an denen gleichviel Segen und Fluch hängt. Jener drückt die kleinen Landbesitzer nieder, diese das kleine Gewerbe, ohne daß Verfassung und Sitte eine diesen Wechseln und ihren Erschütterungen gemäße Umgestaltung durchmachen. Es kommt auch für England die Zeit, wo es trotz der Vollendung in ihrem Betrieb seine Großwirthschaft nicht mehr erträgt. Sodann: das unsichere Verhältniß zwischen Lohn und Arbeit und die gefährliche Zunahme unbestimmt beschäftigter und ziellos wandernder Arbeiter. Und ferner: die mit der wachsenden Nationalschuld ebenso gefährdend steigende

Laſt der Armen, ein für die Zahl der kleinen Zahlenden wie für die Armen ſelber verderbliches Armengeſetz, die Mißbräuche der workhouses ꝛc. Dieſe Uebel ſteigern ſich genau im gleichen Verhältniß wie die ungeheuer anwachſende Nationalſchuld, die wieder für den Reichthum des Ganzen nicht gefährlich iſt, da die Creditoren meiſt der Nation ſelber angehören, die ſogar den Großen des Reiches Vortheil bringt, aber die Kleinen und den Mittelſtand erdrückt. Das Alles erweitert die nirgends ſo breit gähnende Kluft zwiſchen Reich und Arm, welche zu überſpringen es einſt für England einen salto mortale gelten wird. Die Schuld, ſchon während der Kriege ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unverhältmißmäßig geſtiegen, erhob ſich in dem zehnjährigen Kampfe gegen das Kaiſerreich auf das Doppelte und belief ſich an ſeinem Schluß auf mehr als eine Milliarde Pfund; die meiſten der heut als die älteren bezeichneten Staatsſchulden haben dieſen Urſprung. Aber in derſelben Zeit hob ſich der Nationalreichthum annähernd auf das Dreifache. 1804 werden die Korngeſetze geſchärft; 1805—13 ſteigen die Kornpreiſe durch Krieg und Mißernten ungeheuer, zuletzt bis 120 Shilling per Quarter, endlich wird 1814 die Kornbill aufgehoben, der oſtindiſche Handel in England und der Handel nach Manila freigegeben. Brougham, berühmt durch ſein grandioſes Rednertalent und berufen, die Intereſſen des Großhandels im Unterhauſe zu vertreten, dringt auf Aufhebung der gegen die Continentalſperre gerichteten Orders in council, und 1812 werden auf ſein Betreiben dieſe den Handel der Neutralen und alle Sicherheit des neutralen Eigenthums zur See vernichtenden Reſtrictivmaßregeln zurückgenommen. Die indo-britiſche Induſtrie (feine Gewebe) ſinkt von 1801 an erſchreckend und hat ſich ſeither nicht mehr gehoben; ſprechend iſt dafür z. B. das Schickſal von Dakka in Bengalen.

Der eigentliche Krebsſchaden iſt immer das Verhältniß zu dem nun durch die Verſchmelzung von 1801 auch zum parlamentariſchen Tode verurtheilten Irland, deſſen größter Grundbeſitz in den Händen weniger proteſtantiſcher Engländer liegt, die das Land drücken und darben laſſen, ohne ihm nur Etwas einzutragen (absenters). Die Gründe des Elendes von Irland liegen übrigens tiefer: Die ſehr raſche Bevölkerungszunahme bei ſinkender Productionsfähigkeit des Bodens, die fortwährende Flucht des Capitals aus dem Lande, der Mangel aller Stabilität in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, das Verhalten

der intoleranten anglikaniſchen Hochkirche zur national-katholiſchen und ihrem Klerus, das unſelige Pachtſyſtem, endlich und vielleicht mehr als Alles die Erlahmung und Trägheit des Volkscharakters haben das grüne Erin heruntergebracht und bis vor etwa zwei Jahrzehnten jede Hebung niedergehalten.

Vernehmlicher als Alles ſpricht für das Fortſchreiten der Zeit der Umſtand, daß Frankreich trotz der durch die unaufhörlichen Kriege bewirkten furchtbaren Erſchöpfung an Geld und Menſchen — 5 Milliarden Geld und 2½ Millionen Menſchen waren das Opfer der gloire militaire —, trotz des Fluches der Conſcription, den Montalivet freilich noch 1813 als einen Segen hinzuſtellen unverſchämt genug war, ſogar großartigen materiellen Gewinn aufzuweiſen hat — die Frucht der Revolutionsbewegung und der ungeheuren Kräftigung durch die neue Bodenvertheilung, die allgemeine Gleichberechtigung und Anſpornung in Gewerben, Civil- und Militärämtern, Kunſt und Wiſſenſchaft; ſelbſt der Landbau hatte ſich gehoben trotz der eben auf ihm am härteſten laſtenden Wucht der Conſcription, auf der freilich mit die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere beruhte. Der Gewinn aber concentrirte ſich wie gewohnt blos auf die centrale Staatsgewalt und Paris. Der Zuſtand der Provinzen nach 1815 war ein gänzlich verödeter; weder Handel noch Induſtrie, weder Handwerk noch Ackerbau gediehen mehr; an den Mitteln auch nur für die allergewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe war der allgemeinſte Mangel, die Conſumtion, namentlich bei der ländlichen Bevölkerung, auf ein Minimum herabgeſunken, ihr durchgehender Grundzug das Elend und aufgezwungene Unbekanntſchaft mit allen irgendwie feineren Bedürfniſſen. — Das Bürgerthum (tiers-état) war im Stillen großgewachſen; bereits gehörte ihm in der Kaiſerzeit das größte Verdienſt, die ſehr ſteigenden Anſprüche und ſchon ein bedeutender Beſitz an (die verkauften National- und Emigrantengüter). Die Nationalgüterfrage tritt von da an als eine der gewichtigſten für die ſociale Geſchichte des Landes in die Wagſchale; für ihre definitive Ordnung hat ſich hoch verdient gemacht der Rechtsgelehrte Boulay de la Meurthe, einer der bewährteſten und freimüthigſten Staatsmänner des Kaiſerreichs, den revolutionären Ideen ebenſo treu als dem Kaiſer, gegen den er ſie oft geltend macht, ſchon beim Code civil thätig. Hätten die Bourbonen nur nicht mehr mit ungeſchickter Hand und übler Abſicht daran gerüttelt! Im letzten

Momente war wohl der Adel ſtimmgebend oder mehr ſchreiend, aber der nothwendige Gang der Regierung durch die Wucht und die Intereſſen des bürgerlichen Standes beſtimmt und darum ein conſtitutionelles Staatsleben nicht mehr zu umgehen oder aufzuſchieben. Das ancien régime im Geiſte der Emigranten war nicht mehr haltbar; der Mangel an dieſer Erkenntniß hat beide Male die Bourbons geſtürzt. Damit treten die Werthung der freien Perſönlichkeit und das Recht der Arbeit als die leitenden Mächte der Geſchichte ein.

Handel und Induſtrie Deutſchlands heben ſich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts, namentlich das Eingreifen in den großen Welthandel erweitert ſich. So z. B. lernt Deutſchland erſt jetzt durch die Franzoſen und den Handel mit Spanien die Cigarren kennen. Die deutſche Spinnerei, durch das Continentalſyſtem begünſtigt, verbeſſert und vermehrt ihre Maſchinen und ihre Producte (Sachſen). Die Fabriken von Elberfeld wachſen. 1806—12 leidet der Leipziger Meßverkehr nur wenig, viel dagegen durch die Ereigniſſe von 1813. Der deutſche Buchhandel wird durch die Revolutionsſtürme weniger hart betroffen als 1804 durch die Zahlungseinſtellung der däniſchen Buchhandlungen in Folge des Sinkens der däniſchen Bankzettel. Die Invaſionen aber und die franzöſiſche Zwingherrſchaft (ſcharfe Cenſur) 1805—13 lähmen ihn; dazu kommt noch 1811 die Papiernoth in Oeſterreich und das Herabſetzen ſeiner Bankzettel. Seit 1815 ſteigt er mächtig. — Von der überraſchenden allgemeinen Ausdehnung des Verkehrs zeugt z. B. das Aufkommen des Eishandels nach dem Süden und den Tropen (Tudor aus Boſton, 1803, 1814). Um 1800 ſteht die ſchwediſche Eiſenproduction auf ihrer Höhe.

Die Finanzwirthſchaft der einzelnen Staaten ſchwankt außerordentlich; das Kaiſerreich weiß die ſeine durch Ordnung und ungeheure Reſſourcen auf der Höhe zu halten. Dem engliſchen Parlamente ſtellt 1813 Vanſittart, mit geringen Finanzkenntniſſen ausgerüſtet, den Stand ſeines Staatshaushaltes als günſtig dar, entwirft den (wirklich angenommenen) Plan zu einem neuen sinking found und läßt 1815 der Südcompagnie das Recht des ausſchließlichen Handels mit Südamerika abkaufen. Gleichwohl iſt England wegen ſeiner ungeheuer angewachſenen Staatsſchuld 1814 zu einer ſehr ungünſtigen Anleihe mit empfindlichem Schaden für den Staat geſchritten. Oeſterreich ſteht ſchon damals troſtlos; 1802 will es ſich ohne Erfolg durch eine

Lotterieanleihe und andere Operationen aufhelfen. Der Graf Johann Philipp v. Stadion als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstrebt seit 1805 die Stärkung der politischen und moralischen Kraft gegen den Feind, die nationale Färbung des nothwendigen Kampfes und die Ergänzung der nothwendigen Streitkräfte im bürgerlichen Sinn. 1809 entlassen, um Metternich Platz zu machen, wird er 1812 wieder von Einfluß in Wien und bemüht sich nun energisch um Ordnung und Herstellung der Finanzen; sein Grundgedanke ist, das Papiergeld allmälig ganz aus dem Umlauf zu ziehen — Umwandlung in eine verzinsliche Staatsschuld; und die Erfahrung hatte die Nothwendigkeit eines derartigen Vorgehens deutlich genug erwiesen. 1811 setzte Oesterreich die Zinsen der älteren Staatsschuld auf die Hälfte herab und löste sie mit Scheinen ein, deren Curs später zu 250 gegen 100 Silber gesetzt ward — eine Art Staatsbankerott; ebenso wurden die Anticipationsscheine von 1813 weit unter pari herabgedrückt. Schon nach 1809 hatte der unglückliche Staat 1060 Millionen Papiergeld ausgegeben, das kaum 8% galt. Preußens Schuld ist bis 1806 unbedeutend. Eine russische Anleihe 1810 mit dem Zwecke, die übermäßig gehäuften Assignaten zu vermeiden, ist dem Credite des Staates nur günstig, der Krieg von 1812 aber mit seinen dringenden Bedürfnissen zwingt zum Fortschreiten auf dem Wege der Anleihen. Holland weist seit 1806 immer größere Deficite auf, sie steigen 1807, 1808 und 1809, und 1810 beträgt die Staatsschuld 1200 Millionen Gulden, wovon Napoleon, bei der Einverleibung in Frankreich eine Art Staatsbankerott machend, sofort Zweidrittel vernichtet, die 1814 wieder anerkannt, aber erst nach und nach zinstragend aufgenommen werden. Aehnliches geschieht 1812 in Westphalen.

Im Ganzen herrscht in dieser Zeit wegen der vorausgegangenen französischen Erfahrungen Abneigung gegen das Papiergeld. Humboldt setzt für 1791—1809 den jährlichen Zuwachs des europäischen Baarcapitals nur zu 15 Millionen Piaster an, trotzdem daß die Ausbeute der amerikanischen Minen bedeutender ist als je zuvor (circa 47 Millionen Piaster gehen von da jährlich nach Europa); aber die Silberausfuhr durch den amerikanischen Handel ist sehr stark, zuletzt circa 25½ Millionen. Für 1810—15 sind infolge des Krieges die Silbersendungen aus Amerika fast ganz weggefallen und eher eine Ab- als Zunahme des europäischen Baarcapitals anzunehmen.

Seit 1813 ſteigt durch große Geld- und Anleihegeſchäfte das Haus Rothſchild zu ſeiner mächtigen Bedeutung auf; 1802, 1803 und 1804 contrahirt Anſelm die erſte Anleihe Kurheſſens mit Dänemark.

Die Geſchichte der Banken geht den politiſchen Schwankungen parallel. Die Pariſer Bank wird 1800 mit nur 30 Millionen Grundcapital begründet, nach glücklichen Operationen 1803 mit einem Fond von 45 Millionen Francs von der Regierung, die in ihr alle Privatbanken vereinigt, als Banque de France erklärt und auf 15 Jahre privilegirt; ſie macht glänzende Geſchäfte und zieht ſchon im erſten Jahre 12% Gewinn, wovon 4% zu einem Reſervefond geſchlagen werden. 1805 auf kurze Zeit verlegen, 1806 wieder voll zahlungsfähig, wird ſie auf 40 Jahre privilegirt, der Fond auf 90 Millionen erhöht und ihr ein Gouverneur vorgeſetzt. 1813 durch Anleihen der Regierung wieder in Verlegenheit gebracht, wird ſie erſt nach der Reſtauration dem eigentlichen Zwecke zurückgegeben. Der Bank von England wird 1800 gegen ein dem Staate gemachtes unverzinsliches Anleihen von 3 Millionen auf 5 Jahre das Privilegium bis 1833 erneuert. Der Bank-Reſtriction-Act hebt die Beſchränkungen der Notenemiſſion auf. Anfangs ſteigen die Noten, ſinken dann aber durch übermäßige Ausgabe ſehr bedeutend bis nach dem Frieden. Die Bank zahlt von 1807—22 10% Dividende. 1812 ſetzt George Clinton die Aufhebung der Generalbank durch. Der engliſchen Land- (Provinzial-, Privat-)Banken ſind 1797 280, 1814 940; in dieſem Jahre falliren 27, und die Geſchäfte einer größeren Zahl kommen ins Stocken. Heillos iſt das Bankunweſen in Irland: 1804 beſtehen 50 Banken, faſt ſie alle und viele ſpäter errichtete falliren eine nach der anderen. Die Wiener Stadtzettelbank verliert durch Einmiſchung und Ausnutzung von Seiten des Staates ſo, daß 1811 der Notenwerth auf 1/13 herabſinkt; daran hängt der Staatsbankerott des Finanzminiſteriums Wallis. Zufolge Verordnung dieſes Jahres werden die Noten durch Einlöſungsſcheine erſetzt, aber in den Kriegsjahren 1813—15 ſinken auch dieſe immer tiefer. 1806 flieht in Folge der Kriegsunfälle die preußiſche Bank, die bereits Filialen hat, aus Berlin und ſtellt bis 1820 die Einlöſung ihrer 2%igen Obligationen ein. Die Hamburger Bank wird 1813 von den Franzoſen ihrer Baarſchaft von 7 1/2 Millionen Mark beraubt, 1814 wiederhergeſtellt und genießt bald großes Vertrauen. 1797 ſtellt die alte Amſterdamer Bank ihre

Zahlungen ein, liquidirt 1814 völlig, und für sie tritt die neue niederländische Bank zu Amsterdam auf. Die neue Bank zu Kopenhagen entwerthet ihre Noten wie früher die alte durch übermäßige Ausgabe, 1813 stehen sie auf 1/18; in diesem Jahr wird sie zur Reichsbank erklärt, um Zettel und Silbersorten gegen neues Silbergeld einzuziehen, jedoch gedeihen sie und ihr Unternehmen nicht. 1808 werden die Banken von Venedig und Genua aufgehoben. Die bayrische zu Nürnberg tritt als Staatsanstalt auf, ihr erstes Statut ist von 1806. 1810 wird zu Neapel die Nationalbank beider Sizilien errichtet; 1809 die von Bengalen zu Calcutta. Das Banksystem in Amerika ist ein anderes und ganz frei; 1811 bestehen 88 Localbanken, wovon 55 allein auf die Neu-England-Staaten mit New-York fallen; der Krieg mit England 1812 zwingt sie, die Baareinlösung ihrer Noten einzustellen.

Sparcassen kommen auf, dazu ermuntert das glückliche Gedeihen derjenigen des Herzogthums Oldenburg; 1801 entstehen solche in Göttingen und Altona, 1805 in Zürich, 1811 in Aarau. Die englischen bringen einen wesentlichen Fortschritt durch das Bestreben, die kleinste Einlage zu gestatten; 1804 wird der erste merkwürdige Versuch zu Tottenham gemacht, 1808 in Bath, bedeutend ist 1810 der in Ruthwell auf Wilberforce's Anregung, der ein Muster wird für alle folgenden Anstalten dieser Art. — Ueber Actiengesetzgebung bestehen noch keine festen Grundsätze, der code de commerce stellt zuerst einige ungenügende Bestimmungen darüber auf.

An seinem berühmten oder berüchtigten Armenwesen laborirt England damals schon; die Gast-Acte erklärt 1815, einer früheren folgend, die Armenernährung als eine Kirchspiellast. In Frankreich werden 1801 zur Aushülfe der Armenfonds alle Staatsrenten, deren Zahlung unterbrochen gewesen, und alles von Privaten usurpirte Nationaleigenthum als Gut der nächsten Spitäler erklärt, und das in der Revolution zerrüttete Spitalwesen von Paris wird neu geordnet. 1811 bestimmt ein Decret, daß in jedem Bezirk ein Findelhaus errichtet und verlassene Kinder und arme Waisen auf Staatskosten erzogen werden sollen. Nach einem Decret von 1808 soll jedes Departement ein Arbeitshaus für Dürftige erstellen. Leipzig errichtet 1803 eine Armenanstalt, 1806 eine Armenschule. 1802 entsteht in Detmold die erste Kinderbewahranstalt, begründet durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold. 1793 und 1803 ordnet Dänemark seine Armengesetzgebung.

Die Rumford'ſchen Suppenanſtalten treten erſt ſeit 1813 und dann nach dem Hungerjahre recht ins Leben. Im Sinn und Geiſte Peſtalozzi's nimmt Johann Falk aus Danzig in Weimar 1813 zuerſt verwahrloſte und verlaſſene Kinder auf und erzieht ſie; in der Weiſe entſtehen ſpäter die Rettungsanſtalten, doch ſchon 1788 gründet Robert Young in London die erſte. Durch praktiſche und theoretiſche Thätigkeit ragt auf dem Gebiete des Armenweſens ganz beſonders hervor der Philanthrop Karl Freiherr v. Voght. Schon früher vielfach und ſegensreich um die Armen von Hamburg verdient, ſchlägt er 1806 eine Erſparungs- und Penſionscaſſe vor zur Unterſtützung der arbeitsloſen Claſſen im Alter, vervollkommnet 1801 die Armenanſtalten in Wien, inſpicirt 1807 dieſelben und zugleich die Gefängniſſe in Paris und giebt in deutſcher und franzöſiſcher Sprache Bericht über die von ihm errichtete Armenanſtalt in Hamburg.

Blindenanſtalten ſind jung: die erſte gründet 1784 Hauy in Paris; ſie werden in Rußland, England und Deutſchland eingeführt und nehmen dann ihren Weg raſch über ganz Europa. Zeune eröffnet 1806 die ſeine in Berlin und hält ſie in der Zeit des franzöſiſchen Druckes ſelbſtſtändig aufrecht. Im gleichen Jahr errichten Hauy und Fournier ein kaiſerliches Blindeninſtitut in St. Petersburg. Flemming in Dresden begründet ſeine Anſtalt. 1805 entſteht die zu Norwich, 1808 in Stockholm und Prag, 1809 in Amſterdam und Zürich, 1811 in Kopenhagen.

Nicht in Frankreich allein wird das Verhältniß der Stände ein anderes und der Bürgerſtand dominirend. Napoleon ſchafft allerdings durch die Decrete vom Auguſt 1806 und März 1808 einen neuen Erbadel und Adelstitel, Dotirungen und Majorate, doch keine Vorrechte mehr. In Holland ſtellt 1809 Ludwig Bonaparte den Adel wieder her, muß ihn aber ſchon 1810 wegen Widerſpruchs aufs Neue abſchaffen. Die nach franzöſiſchem Muſter eingerichteten Verfaſſungen und die Stein-Hardenberg'ſchen Reformen beſeitigen auch in Deutſchland einen Theil der Adelsprivilegien. In Schweden wächſt die Adelskraft nach der Revolution von 1809; Norwegen dagegen weiſt durch das Reichsgrundgeſetz von 1814 ausdrücklich alle und jede Bevorzugung zurück. Der Bürgerſtand hebt ſich auch geiſtig, ſo weſentlich durch die mit dem Anfang des Jahrhunderts faſt in allen deutſchen Staaten durch Umwandlung der lateiniſchen Stadtſchulen, Abtrennung der

unteren Gymnasialclassen, Stiftungen ꝛc. entstandenen Bürgerschulen, welche die höchste Spitze der eigentlichen Volksschule bezeichnen und allgemein-menschliche Bildung zu geben bezwecken.

Eine Richtung, welche durch die Revolution dem französischen Volk als Nothwendigkeit auferlegt worden, welche zuerst durch Monge und Berthollet überraschende Resultate für die Anwendung in der Praxis gefördert hatte, die realistische, bleibt in Erziehung und Unterricht bis zur Einseitigkeit herrschend; sie influenzirt nicht nur vollständig die Einrichtung des ganzen Unterrichtswesens, sondern den Geist der Nation, ja des ganzen imperialistischen Reiches. So stellt 1801 der Chemiker Foureroy den Plan für das ganze öffentliche Unterrichtswesen auf, und die Personen alle, welche die Bildung der heranwachsenden Generation wesentlich zu leiten berufen wurden, wie der Mathematiker Laplace, der Chemiker Chaptal u. A., gehören derselben Richtung an. Diese Tendenz, welche in Frankreich übermäßig den Einfluß der humanistischen Studien beschränkt und zurückdrängt, geht in anderen Ländern wenigstens so weit, daß sie jenen die realistischen als gleichberechtigt an die Seite stellt.

Die Unterrichtsmethode wird mächtig umgewandelt, und das knüpft immer noch in erster Linie an das Wirken des edlen Menschenfreundes und Erziehers Pestalozzi (1746—1827), der seine Elementarbücher schreibt und seine Erziehungsanstalt zu Burgdorf, Münchenbuchsee und Yverdon leitet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts entspinnen sich lebhafte Debatten über seine Erziehungsmethode, den Anschauungsunterricht, welcher eben fordert, daß aller Unterricht auf sinnliche und geistige Anschauung gebaut und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung seiner Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen betrieben werde. Der Zweck des Elementarunterrichts soll mehr ein formaler als stofflicher sein: Uebung der gesammten physischen und geistigen Kraft des Kindes an den Lehrgegenständen, nicht das Einlernen gewisser Fertigkeiten. Die Verwendung und weitere Ausbildung seiner Erziehungsgrundsätze, die sich bis nach Nordamerika Bahn brechen, trägt herrliche Erfolge; doch ist seine Methode bis heute noch wenig rein und durchgreifend in Praxis gesetzt. Pestalozzi's wunderherrliches Volksbuch „Lienhard und Gertrud" ist schon 1781—89 entstanden. In Pestalozzi's Geist wirkt auch Rochow,

ſeit dem Anfange des Jahrhunderts gleich jenem für die Hebung des Volksſchulweſens begeiſtert thätig, Beide auf der Bahn des Philanthropinismus fortſchreitend. — Eine beſondere Erſcheinung iſt die Bell-Lancaſter'ſche Methode, d. h. die des gegenſeitigen Unterrichts durch die Monitoren, im Grunde nicht neu, ſondern in Indien alt herkömmlich und von da entlehnt. Sie wird gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von ihren beiden Hauptvertretern ausgebildet, nun aber in ihren Schriften niedergelegt und geht mit großen Schritten über England und ſeine außereuropäiſchen Nebenländer, erſt in der folgenden Zeit aber auf das continentale Europa über. Abrahamſon führt ſie in Dänemark ein. Am wenigſten hat ſich Deutſchland mit ihr befreundet. Die Methode hat allerdings den unter Umſtänden ſehr erheblichen Vortheil, einer großen Zahl von Schülern mit möglichſt geringem Aufwande zu lehren, kann ſich aber hierbei eines mechaniſchen Elementes, das am Syſtem und der Organiſation ſelber liegt, nie entledigen; weſentliche Vortheile leiſtet ſie wohl der Fertigkeit und dem Gedächtniß, die eigentlich geiſtige Entwicklung trägt ſie nie, und die rationelle Pädagogik kann nur ihre theilweiſe Verwendung befürworten. — Der Waadtländer Olivier begründet mit ſeiner Lehrmethode, für die er Mehreres ſchreibt, das Lautiren wiſſenſchaftlich.

Das ſociale Ausgleichungsſyſtem erſtreckt ſich bereits auf die Juden, zu deren Emancipation mannigfach geſetzliche Schritte geſchehen, welche nach 1814 mehrfach wieder zurückgenommen werden. Das Kräftigſte aber wird gegen die Sklaverei unternommen. Merkwürdiger Weiſe handelt es ſich hier noch um die Sklaverei von Weißen neben derjenigen der Schwarzen, und kaum zu begreifen iſt, wie ſie und die Piraterie ſich bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten konnten. Denn noch beſteht eine allgemeine Unſicherheit der Schifffahrt im Mittelmeer und eine ſchmähliche Abhängigkeit verſchiedener Staaten — am ärgſten ſtehen Sardinien und Neapel, die ſich durch Tribut loskaufen — von den nordafrikaniſchen Raubſtaaten. 1814 vermittelt Sir Sidney Smith einen Verein zur Abſchaffung der Sklaverei der Weißen (Institution anti-pirate), dem ſich faſt alle europäiſchen Fürſten anſchließen. 1815 verſprechen die Deys von Tunis und Algier im Kriegsfall die europäiſchen Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln, halten aber Nichts. Erſt das kräftige Auftreten des amerikaniſchen Commodore Decatur, des britiſchen Admirals Lord Exmouth und der Nieder-

länder 1815 erzwingt eine ehrenvollere Haltung wenigstens gegen diese Staaten. — Das Ankämpfen gegen die Sklaverei der Schwarzen geht von England aus, namentlich von dem sein Leben hindurch dafür thätigen edlen Wilberforce, in dessen Geist Fox im Ministerium und Parlament auftritt. Zur Kritik dieses Factums ist aufs Schärfste zu scheiden zwischen den edlen Menschenfreunden des Volkes und der Regierungspolitik des Staates. Die letztere hat, wie die authentischen Quellen darthun, bei der Aufhebung ebenso schachermäßig berechnet wie damals, als sie den amerikanischen Colonien gegen ihren ausgesprochensten Willen die Sklaverei aufzwang; die Zwecke des Sklavenhandels waren ausgenutzt, der englische Markt und seine Fabrikation standen sich von jetzt an besser mit Freien. 1807 wird der Abolition act of slavery erlassen und 1811 verstärkt durch einen Parlamentsbeschluß über Strafe für wissentliche Theilnahme am Sklavenhandel, der nach Brougham's Antrag als ein Capitalverbrechen erklärt wird. Das Afrikanische Institut ist seit 1807 für Abschaffung des Sklavenhandels und Civilisirung der Afrikaner thätig. 1808 erlöscht in Amerika die erste Abolitionistenbewegung mit der schon 1790 auf dieses Jahr festgesetzten Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels; 1815 aber folgen die Union und die La Plata-Provinzen dem Beispiel Englands. Sehr doppelzüngig verhält sich zu der Frage Napoleon. Im ersten Pariser Frieden erklärt Ludwig XVIII. auf Englands Betreiben dem Lord Castlereagh, daß der Sklavenhandel von Seiten Frankreichs innert fünf Jahren aufhören solle und Frankreich allgemein auch am Wiener Congreß dagegen einstehen werde. Hier scheitern durchgreifende Maßregeln an dem Widerspruch von Spanien und Portugal, welche im Januar 1814 blos dem Menschenhandel nördlich von der Linie entsagen. Dänemark verbietet 1804 den Sklavenhandel gänzlich, Schweden schließt 1813 gegen ihn mit England einen Tractat, dem 1814 auch die Niederlande beitreten. 1807 trägt Lord Percy auf vollständige Emancipation der Neger an, dieselbe wird aber namentlich durch die Empörungen auf Haity hintertrieben. Im gleichen Jahre schafft New-Jersey die Sklaverei ab, und eine Congreßacte verbietet für ewige Zeiten die überseeische Sklavenvermehrung und -Einfuhr. Die Cotton gin-Maschine aber und Anbau und Ausfuhr der Baumwolle, die mit ihr unendlich steigen, halten die Meinung von dem unerläßlichen Bedürfniß der Sklavenarbeit in den Baumwollenstaaten

feſt. 1800 hat die Union 893,000, 1810 1,191,500 Sklaven; von 1800—1808 war die afrikaniſche Einfuhr noch eine übermäßige.

Religiös thut die Zeit manche von den freien Schritten der Revolutionsjahre wieder zurück, und unſtreitig hat dazu das franzöſiſche Concordat den erſten großen Anſtoß gegeben. Den alten Orden gegenüber verhält ſie ſich widerſprechend. Der Johanniterorden wird in den meiſten Staaten Europa's vollſtändig aufgelöſt und ſeine Güter werden allmälig eingezogen. Der Templerorden dagegen tritt, von Napoleon als Adelsinſtitut begünſtigt, neu auf. Der Deutſchorden wird 1809 aufgehoben. Kaiſer Franz reſtituirt 1802 die Benedictiner. Die franzöſiſchen Barfüßer ſtrengſter Ordonnanz, 1789 erloſchen, werden 1814 erneuert und von Pius VII. beſtätigt. Die Trappiſten ziehen ſich 1801, anderswo verfolgt, in die Schweiz (das Wallis) zurück, auch ins Preußiſche, werden hier aber auf Regierungsbefehl mehrfach wieder vertrieben. Den Verein der barmherzigen Schweſtern mit dem Zwecke der Krankenpflege ſtellt Napoleon 1807 wieder her.

Eine Anzahl neuer Secten entſtehen auf dem Boden der alten und der neuen Welt. 1803 ſtiftet der Müllerknecht Albrecht die Secte der Jumpers (Springer), eine Miſchung von Baptiſten und Methodiſten, benannt nach den Zuckungen der methodiſtiſchen Wiedergeburt und beglückt durch vollkommene Sündloſigkeit. Die Shakers breiten ſich im Weſten der Union aus. Ebenfalls auf dem Boden von Nordamerika gewinnt des Schwärmers Georg Müller Secte des Evangeliſchen Bundes Anhänger. 1813 bildet ſich aus den Conventikeln des Studenten Empeytaz in der franzöſiſchen Schweiz die Separatiſtenſecte der Momiers. Hans Nielſen Haug, Stifter der norwegiſchen Methodiſten, breitet ſeine Religionsanſichten und ſeine Secte (die Haugianer) in Norwegen und Dänemark aus. Die Harmoniter, religiöſe Schwärmer, werden 1803 vom Württemberger Rapp zu Harmony in Pennſylvanien zu einer Anſiedlung ohne Ehe und Eigenthum vereinigt. Ein von Rapp am Wabeſh gegründetes Dorf Harmony kauft Owen für ſein Coloniſationsunternehmen, doch ohne ihm Folge zu geben. Die Southcotianer, deren Hauptſitz in Southwark iſt, warten auf den von ihrer Stifterin Johanna Southcote zu gebärenden Meſſias und beobachten die Erfüllung des jüdiſchen Geſetzes. 1813 bildet ſich in England die Baptiſtunion aller Particular- und Univerſalbaptiſten. Die niederländiſchen Taufgeſinnten ſind ſeit 1811

durch eine allgemeine Genoſſenſchaft in Amſterdam enge verbunden. Im gleichen Jahre hebt England die Geſetze gegen die Unitarier (Prieſtley) auf und ſtellt ſie den übrigen Diſſenters gleich, was hier die freie Forſchung tragen hilft. Pius VII. iſt für die Jeſuiten, ſchützt ſie erſt theilweis und im Stillen, ſtellt im April 1814 den Orden wieder her und eröffnet im November das Noviziat in Rom. Das Cölibat bleibt überall feſtgehalten, auch durchs Concordat von 1801. Der Exorcismus bei der Taufhandlung wird nur mit großem Widerſtreben in mehreren proteſtantiſchen Ländern abgeſchafft und in der ſächſiſchen Agende von 1812 weggelaſſen. Joſeph Bonaparte hebt 1808 die ſpaniſche Inquiſition völlig auf, Ferdinand VII. ſtellt ſie 1814 natürlich wieder her. Die mit Frankreich alliirten Staaten folgen ihm in der Aufhebung der Orden, geiſtlichen Stifter und Kloſtergüter; dieſe fallen dem Fiscus zu. Auch Italien und Spanien thun daſſelbe. 1810 hebt Preußen faſt alle Klöſter auf, indem es nur die mit notoriſch wohlthätigen Zwecken ſtehen läßt. — Einige Schriften (Planck 1803, Schleiermacher 1804, Sack 1812) ſind für die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Preußen, wenigſtens für Herſtellung einer äußeren Kirchengemeinſchaft; das ſchlägt nicht durch. 1806 legt der Rechtsgelehrte Beaufort Napoleon einen Unionsplan der beiden Kirchen vor, der auch richtig beide gegen ſich hat.

Die Dames du sacré-coeur (ſeit 1799) breiten auch unter dem Napoleonismus ihre Wirkſamkeit für die innere Miſſion aus, und die Damen der chriſtlichen Liebe, 1807 erneuert, gewinnen allgemach ihre frühere Ausdehnung und Wirkſamkeit. 1805 begründet Napoleon den Miſſionspriſterverein zum heiligen Geiſt neu, und 1814 nimmt Ludwig XVIII. den geiſtlichen Ritterorden vom heiligen Geiſt zu Jeruſalem als franzöſiſchen wieder auf. Die evangeliſche Miſſion geht namentlich von England aus, mit dem Jahrhundert beginnt ſie in China, und 1807 tritt in Canton Robert Morriſon als erſter proteſtantiſcher Miſſionär mit erheblichen Erfolgen auf; zugleich engliſch-chineſiſcher Secretär und Dolmetſcher, überſetzt er zuerſt die Bibel ins Chineſiſche und gründet das Miſſionsinſtitut zu Macao. 1810 bildet ſich eine Miſſionsgeſellſchaft zu Boſton. 1814 finden ſich die erſten Miſſionäre auf Neuſeeland, denen es gelingt eine feſte Niederlaſſung zu begründen. Engliſche Miſſionäre ſetzen auch die Einführung des Chriſtenthums auf Otaheiti durch. Tractatengeſellſchaften werden

namentlich von England aus betrieben, wo ſie zu Ende des 18. Jahrhunderts entſtehen; ſo verpflanzen ſie ſich durch die Reiſe der Prediger Steinkopf und Pinkerton 1814 nach Deutſchland, wo ſich ſchon in dieſem Jahre die Wupperthaler Geſellſchaft und der Berliner Hauptverein für chriſtliche Erbauungsſchriften zuſammenthun. 1815 gründen die Baronin Krüdener und Spittler die Baſeler Tractatengeſellſchaft. Den erſten Anſtoß zur großen engliſchen Bibelgeſellſchaft gab 1800 der Prediger Charles, der in London Abhülfe ſuchte für den Mangel an wäliſchen Bibeln; der weitere ging von dem Württemberger Steinkopf, deutſchem Prediger in London, aus, der auf der Verſammlung von Bibelfreunden daſelbſt 1804 durch ſeine Schilderung der Bibelnoth auf dem Continente die förmliche Gründung der Geſellſchaft veranlaßte, dann 1812 eine Reiſe nach dem Feſtlande machte, in Folge deren die württembergiſche entſtand und andere vorbereitet wurden. Ins gleiche Jahr mit der engliſchen fällt die Entſtehung der Baſeler Bibelgeſellſchaft, der älteſten des Continentes, mit welcher ſich 1816 ein Seminar für Miſſionäre verbindet; 1809 und 1813 bilden ſich ruſſiſche, werden aber 1826 durch einen Ukas wieder aufgelöſt; 1812 die ſächſiſche Hauptbibelgeſellſchaft in Dresden, 1813 die Stuttgarter, 1814 die proteſtantiſch-deutſche Hauptbibelgeſellſchaft zu Berlin, 1817 die amerikaniſche und in der Folge viele kleinere mit ausgebreiteter Wirkſamkeit. Die mächtigſte und weiteſtgreifende bleibt immer die engliſche.

Der erſte Mäßigkeitsverein, von Geiſtlichen entworfen und gegen das heilloſe Branntweintrinken gerichtet, bildet ſich 1811 in Maſſachuſetts, tritt 1812 wirklich mit Statuten zuſammen, beſteht meiſt aus Unitariern. Das greift bald weiter in Connecticut und Vermont, 1826 mit ſehr umfaſſendem Plan in Boſton. Die Sache gewinnt auf amerikaniſchem Boden große Erfolge, weniger auf europäiſchem, wo ſie ebenfalls angeregt, aber ſchon der geringeren Dringlichkeit wegen nicht ſo gewichtig wird.

Für die körperliche Ausbildung tritt das Turnen auf. Zuerſt von Baſedow nach der Gymnaſtik der Alten eingeführt, dann von Peſtalozzi empfohlen, der 1807 eine Elementargymnaſtik ſchreibt, wird es ſeit 1811 an Jahn's Anſtalt in Berlin gepflegt. Der widerborſtige und bizarre Turnvater wirkt ganz vaterländiſch im Sinn einer nothwendigen deutſchen Erhebung und verfolgt daneben den Zweck der

Ausbildung tüchtiger Krieger; er ſelber rückt mit ſeinen Jünglingen in den Freiheitskampf. Zu ſeiner Zeit dringt die Gymnaſtik auch ſchon in Frankreich ein.

Volksthümliche Inſtitutionen auf dem Boden der Landesvertheidigung und des Bürgerſchutzes ſind die Nationalgarden und die Landwehr. Jene organiſiren ſich überall, wo die Franzoſen eindringen, werden aber nur zum inneren Dienſte verwendet. Die Landwehr iſt in Deutſch-Oeſterreich ſchon 1805 projectirt, aber erſt 1808 ins Leben getreten und 1809 als tüchtig in Dienſt geſetzt worden. Bei den Ruſſen iſt eine ſolche ſchon 1807 angeordnet, beſonders aus den Leibeigenen des Adels, und wird 1812 weſentlich verwendet. 1813 bezeichnet das preußiſche Landwehrweſen, deſſen Seele Graf Dohna iſt, beſonders die Landwehrcavallerie, die höchſte Blüthe der volksthümlichen Landesvertheidigung. Nach der Leipziger Schlacht ahmen mehrere namentlich norddeutſche Staaten das Syſtem nach, laſſen es aber in der Reſtaurationszeit bald wieder fallen. Auf die Idee einer Nationalmacht, die nothwendig republikaniſch wird, verfällt 1812 auch Napoleon, doch nur, um ſie wieder imperialiſtiſch zu fälſchen und auszunutzen.

Der Druck des Kaiſerreichs ruft conſequenter Weiſe wieder dem in den Revolutionsjahren verſchwundenen Treiben geheimer Geſellſchaften. So ſteigt der durch die Revolution untergrabene Einfluß der Freimaurerei und ihr ganzes überlebtes Ordens- und Ritualweſen. Der fruchtbare Boden aber iſt Italien: die Carbonarie, 1810—15 ausgebildet, verfolgt neben dem politiſchen noch als zweiten Hauptzweck die Religionsfreiheit. Die Calderari, wahrſcheinlich zuerſt gegen Lord Bentinck auf Sizilien entſtanden, ungewiß übrigens, ob in Neapel oder Palermo, ungewiß auch wann, ſpuken zuerſt ſo zwiſchen den Jahren 1809 und 1813. Sie ſchließen ſich den Unitariern an, ſtehen gegen alles Fremde auf, aber auch für die alte faule Staats- und Kirchenherrſchaft, und ſind die erbitterten Feinde der Carbonari.

Es iſt Ein hervorragender Kopf, den man als den Geſellſchaftsconſtructor nicht blos dieſer Periode, ſondern als Präparator der Geſellſchaftsideen für die Folgezeit bis auf den Augenblick herab bezeichnen mag, immerhin mehr nach der legislativen, als nach der nationalökonomiſchen Seite. Das iſt

Jeremy Bentham
(1747—1832),

der in ſeinem ganzen Wirken und Geiſtesleben eine überraſchende Aehnlichkeit mit Rouſſeau hat, auch in der Frühreife. Er entwickelt aber mehr praktiſche Befähigung, mehr durchdachte Logik, mehr Uebereinſtimmung und Conſiſtenz des Urtheils, und wahrt auch immer die engliſche Klarheit, Entſchiedenheit und Folgerichtigkeit. Vor Allem eine unerbittlich kühne Speculation, verbunden mit weiter Phantaſie und ſcharfer Denkkraft, die ihn ungeſcheut zu den äußerſten Conſequenzen vorſchreiten und alle Bedenken und Einwürfe, welche aus dem Weſen unſeres Geſchlechtes oder aus dem geſchichtlichen Rechte der Thatſachen herfließen, auf die Seite werfen und alle Autorität Nichts achten lehren, machen die bahnbrechende Natur zu dem, was ſie ſein wollte, einer Art Entdecker auf dem Gebiete der ſtaatsrechtlichen und geſetzgeberiſchen Moral. Darum iſt er aber auch voller Widerſprüche: Die wunderlichſte Phantaſtik und leeres Wortſpiel laſſen ſich ihm hundert Mal ebenſo gut nachweiſen wie praktiſche Klarheit, rationelle Berechnung, ſchlagende Gewalt ſeiner Lehren und prophetiſche Sicherheit des Wegzeigens.

Bentham zeigt zwei Perioden der Entwicklung, die ſich um die Scheide des Jahrhunderts trennen; das liegt am Verhältniß zu ſeinem Vaterland England, auf das ſein directer Einfluß weniger groß geworden iſt als der in die Ferne gehende. Frühe lernte er die Mißbräuche der engliſchen Rechtspflege und auch die Nothwendigkeit einer Reform des Staatsweſens kennen, dachte und forſchte ſich darum unermüdlich in alle Verhältniſſe ein und ſetzte ſich zum Ziele die Verbeſſerung der Geſetzgebung und Geſetzhandhabung ſowie die Reform der ganzen verderbten Staats- und Kircheneinrichtungen. Der alte Wuſt, das Labyrinth und die Mißbräuche der engliſchen Geſetzesbeſtimmungen mußten den unerbittlich rationellen Kopf gründlich abſtoßen. Aber die Tories haßten natürlich den Mann, der unter Anderem einer der Erſten von der nothwendigen Parlamentsreform ſprach und in richtiger Fernſicht die Principien des Freihandels verfocht; der König mochte ihn nicht leiden; die Durchführung ſeiner reichen und allſeitigen Reformprojecte, denen er Zeit und Studie und Vermögen gewidmet hatte, wurde hintertrieben, wenn er ſich am Ziele glaubte; das führte ſeine Wendung herbei. Der von Natur vom reinſten Humanismus beſeelte, aber auch ſchon von Natur bis zur Einſeitigkeit beharrliche Kopf ver-

bitterte sich; sein Blick wandte sich Schritt um Schritt von England ab, über dessen Staats- und Rechtsverfassung er immer trostloser und schneidender urtheilte, und das Aristokratenregiment der Whigs oder Tories schien ihm nur Eins zu sein im Egoismus, der Staatsausbeutung und dem Conserviren alles Faulen. In demselben Maße richtete sein Gedanke sich immer mehr auf universelle und weiteste Ziele, verlor sich in kosmopolitische Reformpläne und anerbot sich auch, indem er doch immer seine Vorliebe für das Eingehen auf bestimmte Zeitforderungen und praktische Reformen wahrte, aller Welt zum Gesetzgeber.

Der Begründer des Utilitarismus, gleich Rousseau von der Grundidee ausgehend, im Staate solle der allgemeine Wille herrschen und der allgemeine Nutzen erstrebt werden, und gleich ihm immer an einer völlig demokratischen Richtung festhaltend, stellt das pure Nützlichkeitssystem in aller Nacktheit und Nüchternheit eines Geistes hin, dem jedes Verständniß der classischen und ästhetischen Bildung abgeht und beide als bloßer Luxus erscheinen. Er baut die Gemeinnützlichkeit mit dem Ziele des größtmöglichen Glückes für die größtmögliche Zahl auf die Wahrnehmung, daß Jeder nach dem innewohnenden Triebe zum Selbstwohl zuerst den eignen Nutzen sucht, welche Erkenntniß, frei von aller Illusion aufgenommen, die Richtung aufs Edle und das Wohlgedeihen des Ganzen keineswegs ausschließt. Es handelt sich nur darum, diesen Trieb zu lenken und zu regieren, so daß Moral und Politik Eins werden und die Tugend sich mit dem bestverstandenen Interesse jedes Einzelnen verträgt. Zuerst für die Reform der englischen Gesetzgebung und des Gerichtswesens, dann allgemein für die Aufstellung einer Theorie der vernunftgemäßen Gesetz- und Staatsorganisation in zahlreichen Schriften rastlos thätig, entwickelt er sich in stätiger Linie von den theoretischen Einzelfragen aus bis zu den äußersten praktischen Forderungen einer Radicalreform, und verläßt dabei schließlich die Rücksicht auf den englischen Boden ganz. Fast in allen Ideen der Zeit vorangeeilt, ist er ein wegbahnender Geist und hat auf allen Gebieten des Staats-, Rechts- und Verwaltungswesens die Pfade geöffnet, die seither überall von den Fortschrittsmännern sind eingeschlagen worden, und wenn er heute weniger mehr genannt wird, so liegt das einfach an dem doppelten Umstande, daß viele seiner Ideen bereits praktisch durchgeführt und alle gehaltvollen wenigstens

theoretiſches Gemeingut geworden und von hundert Anderen nach ihm bearbeitet ſind, ohne daß wir uns noch erinnern, von wem ſie zuerſt in die Welt geworfen wurden.

Bentham hat kein abgeſchloſſenes Syſtem vollendet und war dazu auch nicht angethan, weil das Leben ſowie die Schule der franzöſiſchen und engliſchen Empiriſten, nach der er ſich bildete, immer für ihn beſtimmend blieben. Nach philoſophiſcher Grundlage ſeiner Elemente zu fragen iſt überflüſſig; ſeine Philoſophie geht auf einen Senſualismus hinaus, der das Erſte iſt und bleibt, wo es ſich um das Wohl der Maſſen handelt; in dieſe Erkenntniß werden wir nationalökonomiſch immer mehr hineingetrieben.

Es wäre nur einer außerordentlich weiten und ins Einzelnſte gehenden Forſchung, die unſeres Wiſſens noch nicht gemacht iſt, möglich, die reiche Zahl von Reformvorſchlägen in ächt philanthropiſchem Sinne zu verfolgen, die der viel beachtete und befragte Mann über den ganzen Erdkreis hin entweder wirklich praktiſch durchführen half oder doch als Saat ausſtreute; man müßte die ganzen Gebiete des Rechtes und der Geſetzgebung, des Staatsweſens, der Straf- und Civilgerichtsordnung und endlich auch der Nationalökonomie durchgehen. Das Armen- und Gefängnißweſen, die Prozeßordnung, das gerichtliche Beweisverfahren, die Geſetz-Abfaſſung und -Vollziehung haben Andere nach ihm auch auf engliſchem Boden von Grund aus umgeſtaltet; der Parlamentsreform, an der England immer wieder laborirt, hat er gerufen; die nationalökonomiſchen Anſchauungen, ſo des großen John Stuart Mill, hat er mächtig beſtimmt; den Gedanken der Trennung von Kirche und Staat hat er angeregt; er hat gezeigt, daß es unpolitiſch iſt, dem Geldverkehr durch Geſetze irgendwelche Beſchränkungen aufzulegen. Doch genug; hier kann nur angedeutet werden.

Praktiſch hat Bentham viel mehr nach Außen gewirkt, da das eigene Vaterland ihn nicht anerkennen mochte. Früh ſchon gewannen ſeine großen Theorien Einfluß auf die franzöſiſche Revolution, die ihn als Ehrenbürger aufnahm; in den erſten Jahrzehnten ging ſein Name über ganz Europa und weiter; er beſtimmte die Regelung der Geſetzgebungen von New-York, Südcarolina und Louiſiana nach ſeinen Principien, wurde von Alexander bei der ruſſiſchen Geſetzgebungscommiſſion berathen, war ſtimmgebend bei der ſpaniſchen und portugieſiſchen Cortesverfaſſung ꝛc.

Befremdend und doch wieder aus der überwuchernden Fülle von Gedanken und Tendenzen erklärbar ist eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die eignen wissenschaftlichen Arbeiten, an denen die Formgebung und letzte Durchführung oft fremdes Werk ist. Daher kommt es auch, daß seine Staats- und Rechtstheorien zu Anfang des Jahrhunderts zuerst in der französischen Bearbeitung von Dumont ihre große Verbreitung nahmen. Noch wunderlicher ist, daß sie in den ihrem Geist allerfernsten Ländern, der pyrenäischen Halbinsel und den spanischen Colonien, am raschesten und entscheidendsten zündeten. Der Genfer Jacques Etienne Louis Dumont ist Hauptbearbeiter und Verbreiter der Bentham'schen Grundsätze; schon früher an den meisten und besten Arbeiten Mirabeau's betheiligt, ist er es erst, der förmliche Ordnung und Organisation in das ungeheuer weitschichtige, oft unverarbeitete und ungenießbare Material des großen Staats- und Gesellschaftsreformators bringt.

Wie sehr übrigens die Zeit in Allem, was den gesellschaftlichen Gang am nächsten und tiefsten berührt, blos präparirenden Charakters für die folgenden Jahrzehnte ist, beweist am genauesten ein Blick auf die technisch-industrielle Entwicklung, mit welcher sich unser Gesellschaftsleben seither immer enger verflochten hat, sowie auf die Erfindungen, die sich zu allermeist nach dieser Seite richten.

Vierter Abschnitt.

Erfindungen, Technik und Bauten.

Vier Gebiete sind es, auf denen sich der Erfindungsgeist der Zeit wesentlich bewegt: die materiellen und geistigen Verkehrsmittel, Beleuchtung, Buchdruck und Typographie, Kriegswesen und Taktik.

Bewegungsmittel: Die ersten unscheinbaren Resultate im Eisenbahnwesen wie auch in Anderem (Entdeckungen ꝛc.) treten jetzt eben auf als die Grundlage zu Höherem; das ist erst der schwache Beginn zu der großen socialen Umbildung aller unserer Lebensverhältnisse. Versuche zur Herstellung von Dampfwagen machen Richard Trevethik 1802; Evans, der 1804 mit der ersten Locomotive in den Straßen von Philadelphia fährt; Trevethik und Vivian, die 1805 eine Locomotive auf einer Eisenbahn treiben; 1812 die Gebrüder Chapman in England; 1812 auch George Stephenson, der seine erste Locomotive für einen Schienenweg im Kohlenwerk des Lord Ravenworth bei Darlington baut. Weder Zugkraft noch Schnelligkeit gehen beträchtlich über die Leistungen der Pferdekraft hinaus, doch erhält sie sich auf der Stockton-Darlington-Bahn. Schienenverbesserungen werden ausgeführt. — Die Anfänge der Dampfmaschine gehen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück; beim Beginne des unseren werden die ersten zur Anwendung gekommenen Hochdruckmaschinen gebaut in Amerika (Evans), England und Württemberg. Symington stellt mit Hülfe des Lord Dundas 1801 und 1802 das erste wirklich praktische Dampfschiff her, aber dieser und die Versuche der Amerikaner Stevens und Olivier Evans werden nicht weiter benutzt. 1807 baut Fulton in Newyork das erste benutzte Dampfschiff, den ‚Claremont', und fährt auf dem Hudson, 1815 läuft die Dampffregatte

Fulton vom Stapel; der Erfinder stirbt in Nahrungssorgen. 1812 führt Henry Bell die Construction eines Bootes in England aus. Durch Boulton und Watt wird die Dampfmaschine verschiedentlich vervollkommnet. Erst Stephenson erstellt 1814 zweckmäßige Dampfwagen für Eisenbahnen.

Neben den materiellen entwickelt sich auch das mächtige Bewegungsmittel des Gedankens, die Telegraphie. Noch sind zwar Rauch- und Feuersignale als telegraphische Boten gebräuchlich, doch wird schon eine Reihe Linien von Zeichentelegraphen (Semaphoren) namentlich in Frankreich erstellt: 1803 von Paris aus eine Linie über Lille bis Brüssel, 1805 eine nach Mailand, 1810 nach Venedig verlängert, woneben weitere. 1802 in Dänemark eine Linie von Nyeborg bis Korsör. 1808 construirt Samuel Thomas v. Sömmering, die chemische Wirkung des elektrischen Stromes benutzend, einen elektrischen Telegraphen von 35 Drähten, der mehrfach auf kleineren Strecken ausgeführt wird, und 1810 geht nach demselben Principe Coxe in Philadelphia vor.

Beleuchtung. Erst seit dem Anfange des Jahrhunderts wird die Straßenbeleuchtung durch die Reverberen verbessert. Die ersten Ideen über Verwendung des Wasserstoffgases als Leuchtmittel veröffentlicht 1801 Lampadius in seiner Hüttenkunde, in Frankreich Lebon, und die Thermolampe, von Runkel erfunden und von Lebon verbessert, ist die erste Ausführung. Boulton und Watt legen schon 1798 die Beleuchtung einer Fabrik an, Murdoch macht 1802 praktische Versuche, und der Engländer Winsor führt 1804 eine Straßenbeleuchtung ein; der Amerikaner Henfrey soll 1802 einige öffentliche Orte zu Richmond durch Gas erhellt haben. 1810 benutzen die Engländer Steinkohlen zur Gasentwicklung, und die erste Actiengesellschaft betreibt schon die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung im Großen; doch sind 1811 nur einige Straßen, 1813 ein kleineres Quartier und erst 1815 der größte Theil der Stadt mit Gas beleuchtet. Vorurtheile halten anfänglich die Durchführung der Idee nieder.

Buchdruck und Typographie. 1800 erfindet Lord Stanhope die nach ihm benannte erste eiserne Presse für den Bücherdruck und 1804 das hernach von ihm und Anderen verbesserte und jetzt allgemein angewendete Verfahren der Stereotypie. Der Deutsche Friedrich König aus Eisleben im Verein mit Friedrich Bauer stellt um 1810 in

England die durch Dampfkraft getriebene Schnellpreſſe her; ſie verbreitet ſich raſch weithin, 1814 wird ſie zum erſten Male bei der Times gebraucht. Faſt gleichzeitig mit König ſind die Verſuche der Engländer Dackin und Bacon, 1815 die von Cowper. 1813 wird in Schottland die Ruthwen'ſche Schnellpreſſe erfunden.—Für Typographie ſind das Haus Didot (Pierre & Firmin Didot) in Paris und Tauchnitz in Deutſchland entſcheidend. Die Didot'ſchen Prachtausgaben der alten und der franzöſiſchen Claſſiker ſind durch typographiſche Vollkommenheit und prachtvolle Lettern und dazu noch durch reinen und correcten Text ausgezeichnet; die Ausgabe des Racine ſoll das ſchönſte typographiſche Meiſterſtück ſeiner Zeit ſein. Firmin Didot, als Schriftgießer hervorragend, erfindet ein neues Verfahren im Stereotypendruck, ſowie dasjenige, geographiſche Karten typographiſch zu behandeln. Beide ſind auch als Schriftſteller aufgetreten. Henri Didot fertigt 1806 ein neues Gießinſtrument für Lettern (fonderie polyamatype). 1800 legt Karl Chriſt. Traugott Tauchnitz ſeine Schriftgießerei an, die ſo bedeutend auf die deutſche Typographie eingewirkt hat. 1806 erſcheinen ſeine erſten Schriftproben in geſchmackvoller Auswahl, 1808 die erſten Bände ſeiner Sammlung claſſiſcher Autoren, welche eine neue Periode für die griechiſchen Lettern eröffnen und überdies von weſentlichem Einfluß auf die Belebung der claſſiſchen Studien geworden ſind. — Die von Louis Robert, Arbeiter in der Papierfabrik zu Eſſonne, gemachte, 1799 patentirte und an den Beſitzer der Fabrik verkaufte Erfindung der Papiermaſchine wird 1801 von dieſem nach England getragen; da entſteht 1811 die erſte Maſchinenpapierfabrik, und 1815 wandert die Erfindung wieder nach Frankreich zurück. 1811 wird in England die vervollkommnete Verfertigung des Papiers ohne Ende ausgeführt.

Daß die Zeit der Napoleoniſchen Herrſchaft auf dem weniger culturtragenden Felde des Kriegsweſens und der Taktik Neues ſchaffen mußte, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Strategie des Schlachtenkaiſers iſt von mächtigem Einfluß. Dazu gehören große, auf Einen Punkt vereinigte Cavaleriemaſſen, und die ſchwere, ſowie die nicht der Infanterie zugetheilte Reſervecavalerie, von Napoleon in eigene Diviſionen, ſeit 1812 in große Corps formirt, hat oft ſeine Schlachten entſcheiden helfen. Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Cavalerie unter Murat durch Geiſt, Fechten in geſchloſſenen Colonnen und Choes in großen Maſſen faſt immer ausgezeichnet. Die polniſchen Lanciers (Ulanen) erweiſen

ſich ſeit 1807 trefflich, ſeit dem ruſſiſchen Feldzug werden ſie 1812—15 in Deutſchland üblich, und 1813 iſt die Lanze die erſte Waffe der preußiſchen Landwehr. Die Brigaden führt 1808 Scharnhorſt nach Frankreichs Vorgang ein, 1813—15 werden ſie anders zuſammengeſetzt. Das Baſtionärſyſtem wird durch die franzöſiſchen Ingenieure verbeſſert: Chaſſeloup geht nach Bousmard's Anſchauungen, Carnot will das offenſive Element darin verſtärkt und verbeſſert wiſſen; er drückt ſich aus in der berühmten Schrift „De la défense des places fortes“ 1809 ff., doch iſt trotz der mächtigen Autorität keine der Manieren ſeines Befeſtigungsſyſtemes zu vollſtändiger Anwendung gekommen. — Das Uebrige bezieht ſich auf die Schießwaffen. Sir William Congrève, der mehrfache Verbeſſerungen im Schleuſen- und Canalbau machte und ſpäter auch den Farbendruck erfand, geſtaltet im Heerweſen Manches um. 1804 ſtellt er die erſten großen Verſuche mit ſeinen Brandraketen an, die 1806 vor Boulogne, 1807 beim Bombardement von Kopenhagen, von da an mehr und mehr im Kriege gegen Frankreich verwendet und ſeitdem in den meiſten europäiſchen Armeen eingeführt wurden. 1808 ſtellt der Zürcher Bodmer die erſte gezogene, von hinten zu ladende Kanone für zerſpringende Granaten und überhaupt verbeſſerte Schußwaffen her. Das Percuſſionsſchloß iſt wahrſcheinlich in England zuerſt aufgekommen; 1807 nimmt hier Forſythe ein Patent darauf, der Franzoſe Pauli ahmt es nach, und 1810 nimmt Lepage ein Patent. Verbreitet und auch in Deutſchland bekannt wird es aber erſt gegen das Ende des zweiten Jahrzehnts. Eine ſpäter (von Perkins) aufgegriffene, aber ſchließlich als werthlos aufgegebene Idee ſind die Dampfſchießwaffen, deren erſte 1812—14 der franzöſiſche Offizier Girard verfertigt.

Die übrigen Erfindungen und techniſchen Vorrichtungen auf zerſtreuten Gebieten mögen chronologiſch folgen, ſo weit das möglich.

Das Erſte iſt die Lithographie, deren Aufkommen und Ausbildung durch Sennefelder unter vielfachen Verſuchen und Schickſalen von 1799 an datirt. Die erhöhte und vertiefte Manier ſcheiden ſich aus, Sennefelder ſtellt 1802 zuerſt den Hochdruck (Hochätzkunſt) her. Günſtigeren Ganges entwickelt ſie ſich ſeit 1806 in München und wird von Sennefelder vielfach vervollkommnet, von Duplat und Suſemihl 1812 in Paris benutzt, ſpäter von Anderen weiter geführt und auch auf Kattun applizirt. Sennefelder ſelber ſchreibt 1819 ein vorzügliches

Lehrbuch der Lithographie, findet 1820 die Kunst, farbige Blätter (Mosaikblätter) zu drucken, die den Oelgemälden gleichen (Mosaikdruck), und 1833 die, solche auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Mosaik überzutragen.

1800 Drahtfabriken, Kettenscheer- und Schlichtmaschinen, Ringprägmaschinen und Walzwerke für Blech kommen in Gebrauch; erstes Blechwalzwerk in England.

1800 Brückenwaage von Schwilgué in Straßburg.

1800 der Engländer Whitfield legt in Chemnitz die erste Spinnmühle Sachsens an.

1800 Jacques André Garnerin's erster gelungener Versuch mit dem Fallschirm am Luftballon.

1801 Chlorbleiche auf Papier angewendet von Fischer.

1802 Farey's Streichwollspinnmaschine.

1802 Knochenmehl als Dünger verwendet von Kropp in Solingen.

1802 das Raffiniren des Silbers wird von d'Arcet erfunden und zuerst praktisch angewendet.

1803 Clichirmaschine von Didot zu Paris.

1803 die Schrauben- (Kreuz-) Ruder des ausgezeichneten Mechanikers Georg Bodmer von Zürich und

1805 dessen Vervollkommnung der zur Baumwollspinnerei dienenden Maschinen.

1803 finden sich in England schon Reliefcopirmaschinen (Collas-Manier) und werden später von Bate zu einer der Collas'schen nahekommenden Vervollkommnung gebracht.

1803 wird die Kupferstechmaschine zuerst in London von Edmund Turell erstellt und bis 1815 geheimgehalten; um diese Zeit erfindet Conté in Paris eine sehr vervollkommnete.

1804 construirt Jacquard eine Maschine zum Netzstricken.

1804 Radcliffe's mechanischer Webstuhl (power-loom).

1804—13 Harwood Horrok's zu Stockport in England Verbesserungen desselben.

1804 Knochensuppen von Pouquet in Tübingen.

1805 steigt Gay-Lussac mit Biot über 21,000′ auf und macht magnetisch-elektrische und thermometrische Beobachtungen.

Der Graf Zambeccari meint die Lenkung des Luftballons gefunden zu haben und zwar durch genaue Beobachtung der

Luftströmung in den verschiedenen Regionen so sicher, daß er sich durch Vermehrung oder Verminderung des Gases stets in der Strömung halten und den Ballon durch Ruder regieren könne; doch verunglückt er 1812.

1806 machen die Franzosen Niepce, 1809 Cagnard-Latour, 1816 Montgolfier und Jayme die ersten bald als unvollkommen aufgegebenen Versuche, die erhitzte Luft als Motor zu gebrauchen (calorische Maschine).

1806 hydrostatische Presse von Real.

1806 die jetzige Mundharmonika von Eschenbach.

1807 legt der Vater des berühmten John Cockerill in Lüttich die Maschinenbauanstalt an, die 1816 nach Seraing verlegt wird.

1807 chemische Feuerzeuge von Seibel-Wagemann.

1808 stellt Jacquard in neuer und weit vorzüglicherer Construction seinen berühmten Webstuhl her, den er zuerst 1801 im Modell und 1802 im Großen verfertigt hatte. 1812 sind deren in Frankreich 18,000 Stück, und seit 1815 breiten sie sich auch auswärts aus.

1808 construirt Schweigger den Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische und hernach den nach ihm genannten elektro-magnetischen Multiplicator zur Messung der Kraft magnetischer Ströme.

1809 Kaliblau auf Wolle angewendet durch Geitner. Derselbe erfindet allgemeine Fixirung chromsaurer Verbindungen auf Zeugstoffe, was wesentlich wird.

1809 Hochätzkunst auf Stein benutzt von Sennefelder, dem Erfinder der Lithographie.

1809 Heathcoat's noch unvollkommene Bobbinetmaschine zum Spitzenklöppeln.

1809 finden der Schweizer Johann Georg Bühler und Dr. Schweighäuser im Kupferoxydul das gesuchte wohlfeile Mittel zur Darstellung des Ueberfangglases (Glasmalerei).

1809 Bordier-Marcell's Astrallampe.

1810 Girard in Paris macht die ersten Versuche in Flachsspinnmaschinen; er gelangt daselbst, sowie in Wien und Sachsen, zu gelungenen Ergebnissen, und das Flachsspinnen kommt auf.

1810 erfindet ein Engländer die Kammgarnmaschine, der Schotte Smith die Nähmaschine.

1810 Gußſtahl in England.

1811 vollendet Sébaſtien Erard, der berühmte Muſikinſtrumentenbauer, die Pedalharfe à double mouvement, wodurch der Harfe erſt ihre Wirkung als Solo- und Concertinſtrument gegeben wird.

1811 Rhinoplaſtik, Bildung künſtlicher Naſen, wiedererfunden von Gräfe.

1812 Daniell's Hygrometer.

1812 künſtliche Schiefertafeln von Scherer.

1812 wird in Paris der Strumpfwirkerſtuhl verbeſſert. Der Kettenſtuhl, der viele neben einander fortlaufende Fäden verſchlingt, wird aus England in Deutſchland (Preußen und Sachſen) eingeführt und verbeſſert. Aubert in Lyon bringt auf die Pariſer Induſtrieausſtellung einen runden Strumpfwirkerſtuhl. Die erſte Spur der Mailleuſe findet ſich 1808 in dem Stuhle des Pariſer Uhrmachers Jules Leroy.

1814 engliſche Verſuche mit geſchmiedeten Eiſenſtangen und Ketten.

1814 Ruß und Sattler in Schweinfurt erfinden das Schweinfurter Grün, das die prächtigſte, aber auch gefährlichſte grüne Farbe heißt.

1814 künſtlicher Ultramarin von Taffaert.

1815 conſtruirt Davy die Sicherheitslampe.

Der große Chemiker und Phyſiker William Hyde Wollaſton findet das Verfahren, Platindrähte von größter Feinheit zu ziehen, vervollkommnet das Mikroſkop, verbeſſert 1809 die Camera lucida und ſtellt ſie als optiſches Hülfsmittel fürs Landſchaftzeichnen her, erfindet die Wollaſton'ſche Doppelplatte, den galvaniſchen Fingerhutapparat, den Reflexionsgoniometer (den er 1809 beſchreibt), wodurch große Sicherheit und Genauigkeit im Meſſen der Kryſtallgeſtalten mittels der Zurückſtrahlung erzielt wird.

Großes leiſten die mechaniſch-optiſchen Anſtalten zu München und Benedictbeuren unter der Leitung von Georg v. Reichenbach, Utzſchneider, Liebherr und Fraunhofer; ſie fertigen ſeit 1805 alle Inſtrumente für die aſtronomiſchen und geodätiſchen Operationen, machen darin die weſentlichſten Erfindungen und erreichen eine bisher ungeahnte Vollkommenheit und Genauigkeit, Leichtigkeit und Vereinfachung der Inſtrumente, ja in Manchem das Unübertreffliche: Fraunhofer's Polirmaſchine für optiſche Gläſer, ſein vervollkommnetes Flint- und Crownglas und die trefflichen achromatiſchen Fernrohre.

Aehnliche Bedeutung haben Amici's große Spiegelteleſkope, ſein Teleſkop neuer Erfindung und die trefflichen Spiegelmikroſkope.

Der große Industrielle Oberkampf führt das Maschinen-Spinnen und -Weben, das er den Engländern nachmacht, in Frankreich ein, und seine Baumwollenspinnerei zu Essonne ist die erste bedeutende. Sein Neffe Widmer, bedeutend als Mechaniker, gilt als der erste französische Manufacturist seiner Zeit und hat viele technische Verbesserungen ins Gewerbeleben eingeführt, so 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln mit Dampf zu heizen, dann eine besondere Art Grün und eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand (hydrocycléphore).

Die großartige industrielle Thätigkeit von Ternaux, der beiläufig auch für die Landwirthschaft wirkt, ist fast ohne Gleichen.

Boulton und Watt prägen treffliche englische Kupfermünzen.

Versuche zur Anwendung der Schiffsschraube werden gemacht, bleiben aber ohne Erfolg.

Gauß stellt das Heliotrop her als Signal bei großen Vermessungen.

Der bedeutende Chemiker und Physiker Achard in Berlin führt praktisch die Runkelrübenzuckerfabrikation durch, die Napoleon der Continentalsperre wegen stark begünstigt.

Die beiden Kaufmann, Vater und Sohn, construiren Flöten- und Harfenuhren, das Bellomon, Friedrich 1808 das Harmonichord; sie vervollkommnen den Bau der Orgelpfeifen.

Kartenzeichnen: Die Schienert'sche und die Lehmann'sche Bergzeichnung treten beide zu Anfang des Jahrhunderts auf und beruhen auf dem Verhältniß des Schwarzen zum Weißen, um die Böschungen anzugeben. Jene ist leichter verständlich, diese macht sich schöner. Als militärische Bergzeichnung wird jene allgemach in den europäischen Heeren aufgenommen.

Die Farbenspiele (Zauberlaternen, Geistererscheinungen, Phantaskope), auf denen reizende Nebelbilder und Chromatropen ruhen, werden zu Anfang des Jahrhunderts mittels des Sonnenmikroskops von dem Physiker und Luftschiffer Robertson erfunden.

Mächtig fördert Napoleon die Bauten. Es handelt sich hier nicht um die großen Pracht- und Glanzbauten, welche den Charakter der Napoleonischen Kunst wiederspiegeln; das Bestimmende sind die grandiosen Nutzbauten, die Canäle, Hafenconstructionen und Kunststraßen. — Seit 1803 wird Antwerpen der erste französische Kriegshafen an der Westküste, die großen Bassins und Werfte werden errichtet, das

Ganze von 1805 an unter der Leitung von Charles Dupin, dem bedeutenden Waſſerbaumeiſter. Ebenfalls von 1803 an gehen die koloſſalen Hafenbauten von Cherbourg, die erſt Napoleon III. vollendet hat; 1808—12 wird das Baſſin des Kriegshafens daſelbſt geſprengt, 1813 die Docks begonnen. 1802 Eröffnung des Canals von Burgund; 1802—5 Bau des Ourcqcanals, der Paris Süßwaſſer zuführt. 1803—5 die großen Hafen- und Lagerbauten von Boulogne. Die vier großen Militärgebirgsſtraßen: 1801—6 die Prachtſtraße über den Simplon, 1803 die über den Mont Genèvre, 1805 über den Mont Cenis, die vierte geht von Nizza über Monaco nach Genua. Ganze Städte verdanken ihm ihr Daſein: ſo Napoléon (Bourbon-Vendée) und Napoléonville (Pontivy), das durch ſeine Unterſtützung ſeit 1808 aus einem elenden Flecken zur Stadt umgebildet wird. — Proviſoriſche Befeſtigungen: 1807 Praga, 1808—14 Madrid, 1811 die verſchanzten Linien von Torres Vedras, 1813 Dresden und Hamburg.

Die bedeutendſten vom Kaiſerreich unabhängigen Unternehmungen: 1800 Trollhättacanal, 1803 Franzcanal in Ungarn, 1804—22 Linthcanal unter der aufopfernden Leitung von Hans Konrad Eſcher von der Linth, Götacanal unter derjenigen des Grafen Platen. — 1800 Beginn, 1802 Eröffnung der Docks der weſtindiſchen Compagnie, der älteſten an der Themſe; von den ſogenannten London-Docks wird das eine 1805 eröffnet, die oſtindiſchen 1806 vollendet, die Katharinen-Docks 1828 eröffnet. Im Jahre 1802 wird auch ſchon der Plan zum Themſetunnel entworfen, das Unternehmen bleibt aber 1809 nach mehrfach geſcheiterten Verſuchen liegen. 1807—11 wird durch den berühmten Baumeiſter Stephenſon der Leuchtthurm von Bell-Rock (Schottland) aufgeführt; 1809 die Kettenbrücke über den Merrimack geworfen, und 1811 ſind ſchon elf ſolcher Brücken in Nordamerika. Endlich ſei der Wiebeking'ſchen Brücken gedacht, benannt nach ihrem Erbauer Karl Friedrich von Wiebeking (1762—1842), dem bedeutenden Waſſerbaumeiſter und Topographen.

Genau daſſelbe Verhältniß des Präparativen kehrt wieder in Bezug auf die Reiſen und Entdeckungen; das Größte wird angebahnt, zum Theil auf Gebieten, auf denen erſt unſere letzten Tage es in ebenſo großer Vollendung ſollten vollenden ſehen.

Fünfter Abschnitt.

Reisen, Entdeckungen und Colonisationen.

Die Reisen dieser Zeit sind im Ganzen fast nur die Einleitung zu Bedeutenderem, das erst nach 1815 geschieht. Die englischen Entdeckungsreisen werden durch die Kriege mit Frankreich zurückgedrängt. Auf mehreren Gebieten werden jetzt eben die Länder erst erschlossen.

So selbst auf europäischem Boden, wo uns erst durch das 1799 bis 1801 entworfene Werk von Pallas über seine letzte Reise im Süden Rußlands die Kenntniß der Krim aufgeht.

Von den neueren Reisen um die Welt sind zu notiren: die von Péron und Freycinet 1800, von Krusenstern 1803—6, von Kotzebue 1814 und 23. Die Krusenstern's steht durch ihren Umfang und ihre Erfolge weit über allen früheren russischen und ist für die Wissenschaft wie für die geschichtlichen und commerziellen Beziehungen Rußlands sehr wichtig; sie erforscht die ostsibirischen, wie überhaupt die nordischen Küsten.

Die in neuester Zeit so großartigen afrikanischen Reisen stehen just in ihren Anfängen, der Erdtheil beginnt eben der civilisirten Welt aufgeschlossen zu werden; wahrhaft bedeutend sind unter den frühesten der Engländer Mungo Park, der Deutsche Hornemann und der Schweizer Burckhardt. Mungo Park's erste Reise fällt in die Jahre 1795—97, die zweite 1804—11. Er ist der erste Europäer, der den Niger sieht, dringt ins Innere (Königreich Haussa) und findet

1804 Timbuktu. Hornemann, Blumenbach's Schüler, reiſt 1799 bis 1805 von Egypten über Siwah und Darfur gegen Timbuktu und nach dem tiefen Sudan, erliegt aber dem Klima. Ihm folgen Röntgen und Burckhardt, auch ſie erliegen; dieſer iſt 1808—17 im Orient (1813 in Nubien) und ſammelt unter Anderem 350 Bände orientaliſcher Handſchriften. Neben ihnen ſteht noch der Engländer Henry Salt; 1802 mit dem Lord Valentia in Egypten, Habeſch und Oſtindien, commentirt er deſſen Reiſebeſchreibung, erklärt die Inſchrift zu Axum, beſchreibt die Hauptſtadt von Habeſch und beſucht dieſes wieder 1809 und 1811. — Unternehmungen zweiten Ranges: 1796 und 1801 dringt Barrow von Süden her ins Innere, 1801 Truter, 1800—1805 Lichtenſtein; Bory de Saint Vincent beſucht 1801 die Inſel Bourbon, Freſſange 1802 Madagaskar, Collin 1809 Mozambique, der Brite Scot bereiſt 1802 Egypten und Habeſch, 1805 Seetzen, ſpäter Light, 1805—18 Peace; 1803 Curtis die Berberei; 1811 Thomas Magils Tunis; 1813 Blanquières Tunis und Tripolis; 1813 der Brite Meredith die Goldküſte; 1815 der Spanier Badia als Ali Bey das innere Nordafrika.

Die Betſchuanen, nördlich vom Gariep in Südafrika, ſind uns ſeit 1801 bekannt.

Aſiatiſche Entdeckungsreiſen ſind von Anfang des Jahrhunderts zahlreich, aber ihr Umfang und ihre Gründlichkeit in wiſſenſchaftlichen Reſultaten erſt in neuerer Zeit geſtiegen. Das Weſentlichſte geſchieht im Orient. Ulrich Jaſpar Seetzen aus Jever weilt 1802—11 in Paläſtina, Arabien und Egypten, kommt um. Sein Tagebuch mit Zeichnungen (viele neuaufgefundene Städteruinen) iſt wichtig für Statiſtik, Geſchichte und alte Geographie und berichtigt weſentlich die ganze Kenntniß Kleinaſiens; er bringt große Sammlungen zuſammen: 1574 Handſchriften, Alterthümer, Naturgegenſtände ꝛc. Speciell Kleinaſien und Syrien durchziehen: 1800 Wittmann, Leake und Beauchamp, 1801 Hunt, 1802 Browne und Seetzen, 1805 Scot Waring, 1806 Jaubert, Hauteroche, Walpole, 1807 Dupré und Gardanne, 1809 Corancez, 1810 Clarke, 1811 Turcoigne, ſeit 1812 Richter, 1814 Kinmair, 1815 Turner. Das Gewichtigſte ſind für Arabien und Syrien die Reiſen von Burckhardt 1808—17, einem der wenigen Europäer, die Mekka beſucht haben. — Perſien: Edward Scot Waring 1802, 1808 Malcolm, Pottinger, Douville,

Kotzebue, 1809 Elphinſtone und Kinmair. — In Indien ſind es namentlich Briten, die forſchen: 1803 Percival, dann Renouard de St. Croix, 1808 der Holländer Haafner längs der Küſte von Orixa und Koromandel. Die Ruinen von Babylon unterſuchen ſeit 1811 Reich, dann der Major Rennel. In Centralaſien reiſen 1805 Webb, 1815 Fraſer; den Himalaya durchforſchen 1809 Kirkpatrick, 1815 Fraſer. — 1811 beſucht Biſſichern Hinterindien. Ueber China geben weſentliche Nachrichten 1803 Renouard de St. Croix, 1805 die ruſſiſche Geſandtſchaft unter Graf Golowin, Graf Potocky, dem Aſtronomen Schubert und Julius v. Klaproth; dieſer große aſiatiſche Sprachforſcher ſucht nach den Verzweigungen der aſiatiſchen Völkerſtämme und nach den Anfängen einer ſicheren Geſchichte bei ihnen. In Japan forſcht 1811—13 der Ruſſe Golowin mit Rikord. — Am Kaspi- und Aralſee und im Kaukaſus ſtreifen 1807 Klaproth, dann Clarke, Rheineggs und Spaßky, 1812 Freygang. — Im Norden und Inneren: 1805 entdeckt der Ruſſe Sannikow Neuſibirien und einige Inſeln, und Hedenſtröm 1809—10 unterſucht ſeine Entdeckungen näher; Iwanowitſch Spaßky forſcht 1806 im Altai und unter den Kalmucken; Adams dringt im nördlichen Polarmeer vor.

Julius v. Klaproth iſt wohl der bedeutendſte aſiatiſche Reiſende; 1805—9 durchzieht er den Erdtheil auf verſchiedenen Gebieten und ſchreibt über ihn.

Central- und Südamerika mit Weſtindien. Epochemachend durch ihre enormen Reſultate, die bedeutendſte der ganzen Periode iſt Humboldt's und Bonpland's große Aequinoctialreiſe; wie Mungo Park erſt Afrika aufſchließt, ſo ſie die tropiſch-amerikaniſche Natur. Bonpland iſt namentlich für Botanik thätig, lernt etwa 6000 neue Pflanzenarten kennen und ſchreibt 1808—16: „Plantes équinoxiales recueillies au Mexique". — Freireiß und Eſchwege bereiſen 1814 die Provinz Minas Geraes, jener 1815 und 1816 mit dem Prinzen Maximilian von Neuwied die Oſtküſte Braſiliens; Bolingbroke 1812 in Demerary, Stevenſon 1805—23 in Arauca, Chile, Peru und Columbia. Weſtindiſche Inſeln: 1800 Lyonnet, 1802 Mac Kinnen und Robin, 1809 Rieto, 1810 Walton, 1813 Leblond, 1819 Plee u. A.

In Nordamerika entwickeln ſich ebenfalls die Anfänge zu Größerem, insbeſondere was die großartigen Nordpolfahrten betrifft. Sir William Edward Parry dringt 1811 bis 76° n. Br. vor und

ſtellt Regeln auf zur Beſtimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixſterne; 1814 beſtimmt Chappell die Küſten der Hudſonsbai genauer; 1815 dringt der Hamburger Wallfiſchfahrer Olaf Ocken bis 80° n. Br. Scoresby unterſucht 1806 genau die Küſte Oſtgrönlands von 75—69° n. Br. — 1801 durchforſcht Perrin de Luc, 1802 Michaux Louiſiana, 1802 bereiſt Drapton Südcarolina, 1805 Pike das Innere, d'Arcy Boulton 1805 und Gray 1808 Canada. 1804 geht zur Erforſchung des Gebietes von Kanſas die große Expedition von Lewis und Clarke den Miſſouri hinab bis zu ſeinen Quellen, entdeckt völlig den Columbiaſtrom mit ſeinen Zuflüſſen und kehrt 1806 über den Stillen Ocean zurück. 1805—6 ſendet Jefferſon eine Forſchungsexpedition in das Gebiet von Oregon, deſſen Beſitz ſeitdem eine Streitfrage gegen England wird. Die nördlichen Gebiete werden namentlich des Pelzhandels wegen bedeutend. Simon Fraſer von der Hudſonsbaicompagnie überſchreitet 1806 das Felſengebirge und gründet im Weſten den erſten Handelspoſten, das Fort am Fraſersſee. Aſtor gründet 1811 an der Mündung des Columbia die Niederlaſſung Aſtoria, welche die Engländer im Krieg 1813 beſetzen, und ſtiftet die Pacific-Geſellſchaft. 1811 erſcheinen die Nordweſters, eine rivaliſirende Compagnie, und es brechen Streitigkeiten aus.

Auſtralien und die Südſeeinſeln. Auch hier beginnen die Forſchungen erſt ſo recht mit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts und ziehen allmälig die Coloniſationen nach, die einzigen weſentlichen in dieſer Zeit.

Das Erſte ſind die Reiſen von Flinders, der mehrere Inſelgruppen findet, und Baß, dem Entdecker der Baßſtraße. Mit Jenem iſt 1801—5 Robert Brown, der in Neuholland gegen 4000 neue Pflanzenarten findet und 1810—14 über die auſtraliſche Pflanzenwelt ſchreibt (1830 Supplemente). Darauf unterſucht 1800 der Franzoſe Baudin die neuholländiſchen Küſten; unter ihm geht auf Bonaparte's Befehl eine Expedition nach der Südſee ab, und ihr wohnen außer Freycinet auch Péron und Leſueur als Zoologen bei. Die Beiden ſammeln für das Pariſer Muſeum eine ungeheure Anzahl Thiere, deren Péron über 100,000 Stück übergiebt, darunter 2500 neue Species und mehrere neue Genera, ſo daß ſie die europäiſche Welt mit einer bisher von Niemandem erreichten Anzahl neuer Thiere bekannt machen. Baudin's „Voyage de découvertes aux terres australes“ erſcheint

1807—16 in Paris, wird von Freycinet fortgesetzt. Unvollendet bleibt ein treffliches Werk über die Medusen. Küstenforschungen: 1800 von Grant und 1801 von Murray die westliche Südküste, 1801 und weiterhin von Baudin und Freycinet die West- und Südküste, seit 1802 von Flinders aufs Sorgfältigste die Süd- und Nordküste. Das Innere: 1813 übersteigen Wentworth, Blarland und Lawson die Blauen Berge, die lange das Vordringen gehemmt. — 1807 entdeckt Kotzebue die Araktschejewinseln im Australocean. — Colonien: 1800 gründet King (nach Hunter) New-Castle auf New-Süd-Wales, hernach (1803 und 1804) er und Flinders (1802) Colonien auf Vandiemensland, in denen nach ihm Anarchie ausbricht; die erste geht von Sidney aus; 1803 legen die Engländer Tasmania auf der Vandiemensinsel an. 1806 werden die Aucklandsinseln von dem britischen Seefahrer Briston entdeckt und von den Engländern besetzt. 1810 legt Lachlan Macquarie mehrere Colonien an, verbessert Ackerbau und Viehzucht und begünstigt die freigelassenen Deportirten. Ueber die Blauen Berge wird eine Straße gezogen und 1815 die Colonie Bathurst gegründet.

Der größte Reisende der Zeit und mehr als das, nach jeder Richtung eine wissenschaftliche Macht ersten Ranges, ist

Alexander von Humboldt. *)

Das wahrhaft Geniale in Humboldt's Natur liegt in der innigen Verschlingung umfassendster Beobachtung und Empirie mit weitgehender, großartig combinirender Speculation; des strengst Wissenschaftlichen und Exacten in Forschung und Darstellung mit lebensfrischer, poetisch warmer Fassung, die sich ebenso gefühlt ausspricht; der ins Einzelne und Kleinste gehenden Untersuchung mit den höchsten und umfassendsten Problemen — eine Vermählung, die in ihrer Innigkeit und Geistigkeit überraschend den Eindruck eines vollen Ganzen von seltenstem Reichthum macht; er ist großartig erfüllte Harmonie. Alexander von Humboldt repräsentirt die mit scharfsinniger Philosophie verbundene Empirie, wie sein gleich großer Bruder die Verknüpfung tiefsinniger Philosophie mit empirisch-realen Studien, und so ergänzen sich die zwei hohen Gestalten wie die weiten Gebiete ihrer Wissenschaft — sie Beide, verschieden und doch ähnlich, sind Sterne erster Größe. Wie

*) Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes, 1812.

in der unendlichen Mannigfaltigkeit der so verschlungenen und doch wieder so differenten Facten, die er beherrscht, die wunderwerthe Tragweite und zugleich die wissenschaftliche Klarheit des Humboldt'schen Geistes zu Tage tritt, so bekundet seine Genialität sich in folgender Erscheinung: Keines seiner Facten steht vor seinem Geist in unverbundener Isolirtheit; es ist ein stets fort bestimmtes großes Princip, das sie verknüpft, entweder gefunden oder Humboldt frägt nach ihm; das ist das Philosophische in ihm, groß schon in den ungelösten Fragen und größer im Suchen als der leere Empiriſt mit seiner Masse abgerissen todter Facten; er will auch nicht die bloße Empirie (s. die Vorrede seines Werkes); denn frühe schon strebte der tief poetisch angehauchte Geist, dessen Auszeichnendes es war, daß er die Erscheinungen in sich klar vollendet abrundete und gewissermaßen plastisch gestaltete, nach einem großen, allgemeinen, innerlich belebt erfaßten Naturbilde. Humboldt hat die bedeutsamsten Probleme theils selber gelöst, theils gestellt, und nicht ohne Interesse wäre es, zu untersuchen, wie viele derselben er überkommen, wie viele er geistig vertieft und durchdrungen, wie viele er selbst aufgegeben. — Im selben Momente, da seine eine Hand festhält am empirischen Factum als Haltpunkt, greift die andere nach ebenso wissenschaftlichen als geistreichen Analogien ins Allgemeine. Und wo er sich zu großen Culturanschauungen und Civilisationsplanen erhebt, da entwickelt er neben mathematischer Abwägung und schlagender Berechnung aller Verhältnisse inniges Gefühl und ächt humanen Sinn — die wahre Wissenschaft weitet das Herz, und auf der Warte seines geistigen Seins und Wissens blickt er trotz des ironischen Kammerherrnspieles von etwas frivolem Anstrich ruhig und sicher auf die Sophismen und Beschränktheiten kleinlicher Zeiten und Geister. So bricht denn auch da, wo die Größe einer tropischen Naturscene ihn faßt oder wo leise Erinnerungen über sein Herz gehen, das Gefühl in bewegte Worte aus, und die Schilderung nimmt den Charakter innerer Ergriffenheit an, um so beweglicher, je seltener der ernste Wanderer sein individuelles Gefühl Wogen schlagen läßt. So fügen sich ihm die Züge immer zu einem vollkommen abgeschlossenen Kunstwerk, das der lebende Spiegel wird hoher geistiger Ganzheit, frisch wie Meeresluft und reich wie Tropennatur die lebenvollen Striche entrollend. Die Quader seiner mächtigen Bauten aber legt er aus in einer Reihe von Einzelschriften über die speciellen Wissenschaften. —

Humboldt's prachtvolle Sprache ist klar wie der Geist, bestimmt und gedankenreich, streng wissenschaftlich und doch voll Reiz, ganz von seiner Wesenseigenthümlichkeit getragen, aber nie gesucht, voll, aber nie schwer. Die lichten Perioden schreiten in lebendig wechselnder Wellenbewegung vor und verknüpfen sich in weichen Rundungen; ein vergeistigtes Princip wirkt wie im Geheimen auf den Ausdruck ein in immer neuer Schöne blühendes Colorit.

Alle diese Züge liegen schon in seinem großen Reisewerk. Es vereint in strenger Wissenschaftlichkeit die allermannigfachsten, zum Theil seltenen Untersuchungen: geographische Breiten- und Längenbestimmungen; Höhenmessungen; feinste barometrische (die Horarvariationen), thermometrische, hygrometrische Beobachtungen; astronomische Daten; Betrachtungen über Himmelblau (Cyanometer) und Wasserfarbe; Luftphänomene; Wärmevertheilung auf Meeren und Continenten; Inclination der Magnetnadel und Stärke der magnetischen Kraft in größter Feinheit der Bestimmungen; zoologische Untersuchungen, die oft ins Einzelnste gehen — es sei nur an die Gymnoten, den Aligator und das Kaiman, die Moskiten ꝛc. erinnert —; botanische, mineralogische und geognostische, diese reichhaltig über die Gebirgsarten, Lagerung und Schichtung, Einfluß auf die Erdbeschaffenheit, die Vulkane und bewegenden Kräfte des Erdinneren u. s. w. Zur Seite stehen die Bestimmungen über Sprache, Cultur und Lebensverhältnisse der Bewohner, Politik und Colonialwesen im weitesten Maßstab: unter anderen die detaillirtesten Untersuchungen über die Zuckerplantagen auf Haiti, über Zucker-Production und -Consumtion im Allgemeinen, über den Zustand der spanischen Missionen Centralamerika's, Plantagenwirthschaft und Sclaverei, den oceanischen Canal ꝛc. Endlich weitgreifende historisch-geographische Daten, die es ganz unbestreitbar machen, daß Humboldt die Geschichte der von ihm betretenen Länder, so namentlich alle bedeutenden früheren Reisebeschreibungen und Karten des spanischen Amerika, mit einer Geduld muß durchforscht haben, die allein schon staunen macht. — Von dem riesenhaften Umfang und dem wissenschaftlichen Gewichte dieser Forschungen mögen die folgenden Angaben einen annähernden Begriff geben: Humboldt und Bonpland haben über 700 Ortsbestimmungen und 459 Höhenmessungen auf astronomischem Weg ausgeführt und 3600 neue Arten von Phanerogamen entdeckt. Die nächsten Wirkungen im Großen sind: Die mit Geographie

und Klimatologie in Verbindung gebrachten botaniſchen und zoologiſchen Studien haben die Pflanzen- und Thiergeographie begründet; die maſſenhaften thermometriſchen Beobachtungen zur Aufſtellung der Iſothermen geführt, überhaupt über Wärmevertheilung und Wärmelinien ganz neue Aufſchlüſſe gegeben und die Grundlagen einer vergleichenden Klimatologie gelegt; die geologiſchen Unterſuchungen höchſt werthvolle Materialien geliefert wie zur Kenntniß des Erdbaues im Ganzen ſo insbeſondere zu derjenigen der Vulkane (Vulkangürtel) und der daran knüpfenden geognoſtiſchen Bildungen, denen Humboldt ganz beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt hat; die Forſchungen über den Erdmagnetismus, eines ſeiner Lieblingsgebiete, 1799—1804, mit Gay-Luſſac 1805—6, wieder aufgenommen 1828—29, namentlich die Intenſität beſtimmt und die mit Oltmanns 1806—7 vorgenommenen ſehr feinen mittelſt des Prouy'ſchen magnetiſchen Fernrohrs die ſtündlichen Variationen und Perturbationen feſtgeſetzt. Endlich hat das Studium der alten Bauten und Denkmale beider amerikaniſchen Culturvölker, ihrer Sprachen und Wanderungen und des ganzen Culturzuſtandes die Statiſtik und Ethnographie nicht blos in hohem Grade bereichert, ſondern auch vertieft, indem Humboldt's combinirender Geiſt alle dieſe Facten zu den naturhiſtoriſchen in Beziehung brachte und die denkwürdigſten neuen Einblicke eröffnete.

Humboldt's Thätigkeit iſt ſo tief und ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakters, daß er bereits weit hinausführt aus dem bloßen Materialſuchen in den Reiſen und uns als der große Bahnbrecher am paſſendſten überleitet in die weiten Kundgebungen der Wiſſenſchaft, zumal dieſe am glänzendſten, raſcheſten und weiteſten vorwärts geht in den Feldern, die er ſelber betreten und bebaut.

Sechster Abschnitt.

Wissenschaft und gelehrte Forschung.

Billig stellt die Betrachtung die Naturwissenschaften an die Spitze, welche gleich von Anfang an die bestimmenden des Jahrhunderts sind, und unter ihnen wieder thut die jüngste, die **Chemie**, die raschesten Schritte und entwickelt sich erstaunlich. Erst jetzt erlangt der Unterricht in den Naturwissenschaften und den mathematischen Studien die allgemeinste Anerkennung und eine ungeheuer steigende Bedeutung und Ausdehnung, und dazu hat die Chemie in erster Linie beigetragen.

Noch reicht die Alchemie in den Anfang des Jahrhunderts herein, und erst aus ihr hat sich die eigentliche Wissenschaft herausgewickelt. Wir treffen sie mitten in der Periode der durch Lavoisier begründeten und deßhalb zuerst in Frankreich durchgedrungenen antiphlogistischen Theorie. Die Masse der Beobachtungen nimmt außerordentlich zu, und die quantitativen Untersuchungen stehen im Vordergrund, um die Gesetze ihrer Regelmäßigkeit zu fixiren. Erst dieses Zeitalter, namentlich vom Anfange des Jahrhunderts an, bringt ihr vollkommene Selbständigkeit auch in der Darstellung sowie die wahrhaft organische Berührung mit der Physik (Gebiet der physikalischen Chemie) und mit der Mineralogie. Neben und nach Lavoisier sind Guyton de Morveau, Fourcroy und Berthollet mit besonderem Erfolge für die antiphlogistische Theorie thätig aufgetreten und außerdem durch selbständige Leistungen namentlich auf dem Felde der theoretischen Chemie namhaft. Alle drei stehen an der Grenze der beiden Jahrhunderte und

reichen mit ihren Arbeiten in das unſrige herein. Fourcroy's großes Lehrbuch in zehn Bänden: „Système des connaissances chimiques“ erſcheint erſt von 1801 an. Berthollet ragt herüber namentlich durch ſeine trotz des großen Irrthums: Läugnung der conſtanten Zuſammenſetzung, hochbedeutende, conſequente und ſcharfſinnige Affinitätslehre, welche er literariſch erſt 1801, 1802 und 1806 in den „Recherches sur les lois de l'affinité“ und am vollſtändigſten 1803 in dem „Essai de statique chimique“ entwickelte. Das ganze erſte Jahrzehnt wird erfüllt von ſeinem gelehrten Streite mit Prouſt, welcher conſtante Zuſammenſetzung annimmt, was bald allgemein als richtig anerkannt wird. Guyton de Morveau erfindet eine beſondere Reinigungsmethode der Luft, die er 1801 und 1805 beſchreibt.

Für dieſe Wiſſenſchaft iſt nach Bedeutung zuvörderſt an die Spitze des Jahrhunderts Berzelius zu ſtellen, der weſentlich ihre Geſtaltung und Forſchung bedingt hat, jenes durch ſeine Nomenclatur und Claſſifikation, dieſes durch ſeine Entdeckungen und Anſchauungen, wenn auch die ſchnell vorgehende Wiſſenſchaft bereits viele von dieſen überholt hat, wie z. B. die Lehre von den Atomgewichten und die elektrochemiſche Theorie, die ſich nicht hat halten können. — Berzelius iſt gewiſſermaßen der große Brennpunkt, in welchem alle ſeit dem Anbruch der neuen Periode ſeiner Wiſſenſchaft aufgetretenen Richtungen zuſammenfließen, und ihnen allen hat er neue und große Impulſe gegeben. Er hat gleich bedeutend gewirkt als ſelbſtändiger Forſcher wie als Sammler, als Schriftſteller wie als Lehrer des Faches, und aus ſeinen Schülern, deren Thätigkeit er für ſeine Arbeiten benutzte, ſind Fachmänner erſten Ranges hervorgegangen. Die Ausbildung der analytiſchen Chemie, die beſonders experimentelle Begründung der atomiſtiſchen Theorie, die Befeſtigung und weitere Anwendung der Lehre von den chemiſchen Proportionen und ſpäter, im zweiten Zeitraum des Jahrhunderts, insbeſondere die auf die Grundſätze der Proportionslehre geſtützte Behandlung der organiſchen, namentlich der erſt eigentlich durch ihn begründeten thieriſchen Chemie, deren Subſtanzen er mit derſelben Genauigkeit wie die unorganiſchen unterſuchen lehrt, die Erkenntniß der elektro-chemiſchen Verhältniſſe, die Aufſtellung eines chemiſchen Mineralſyſtems und die Feſtſtellung der Beziehungen zwiſchen Chemie und Mineralogie, freilich in einer Weiſe, die hernach angefochten worden iſt, die Unterſuchung und genauere Behandlung einer

so großen Zahl von Stoffen, daß Kopp behauptet, es gebe keinen einfachen Körper, über dessen Verbindungen seine Forschung nicht bessere Einsicht verbreitet habe: das bildet den weiten Rahmen seiner unermüdlichen Thätigkeit, deren Grundstreben in der Erkenntniß der Zusammensetzungen ruht. Die inneren Kennzeichen derselben aber sind: ungemeine Ausdauer und gründliche Sorgfalt bis ins Einzelnste hinein, größte Genauigkeit in Auffindung und Festsetzung der Thatsachen, scharfsinnige Wahl und Benutzung der Hülfsmittel, ein conservatives und fast widerstrebendes Festhalten an den einmal empirisch gewonnenen und als sicher geltenden Resultaten. Berzelius ist übrigens ein umfassender und überschauender Kopf, der nie bei der einzeln abgerissenen Thatsache stehen bleibt, sondern sie mit dem ganzen verwandten Gebiet in Verbindung bringt und die Folgerungen ausdehnt. Als die musterhafteste gilt seine Mineralanalyse, und die Anwendung des Löthrohrs in ihr hat wesentlich zum Aufschwunge der mineralischen Chemie beigetragen. Unermüdlich thätig, hat er neben einer großen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen und mehreren Lehrbüchern, die meist in diese Zeit fallen, namentlich sein großes „Lärbok i Kemien“ (1808—18) als bleibendes Denkmal hinterlassen, und sein Cursus über diese Wissenschaft ist für die europäischen Hochschulen Muster geworden.

Ueber die weiteren Arbeiten auf dem Feld und die Lehrbücher des Faches Folgendes:

Gay-Lussac, gleich berühmt als Chemiker, Physiker und Aëronaut, macht wesentlich chemische Entdeckungen über die Gase (atmosphärische Luft, Jod, Chlor ꝛc.), ihre Verbindungsverhältnisse, Ausdehnung, Wärmecapacität, das specifische Gewicht u. A., über die Alkalimetalle, den Blaustoff und andere, stellt wichtige Versuche an mit der Volta'schen Säule, verfaßt 1811 mit Thénard die „Recherches physico-chimiques“. Er arbeitet Manches mit Humboldt und Thénard zusammen. Gay-Lussac hat im Zusammenhange mit Dalton's Grundgesetz die Gesetzmäßigkeit in den Verbindungs-(Volumen-)Verhältnissen gasförmiger Bestandtheile dargelegt, 1804 und 1805 gemeinsam mit Humboldt das einfache Verhältniß von 1 : 2 in der Zusammensetzung von Sauer- und Wasserstoffgas zu Wasser gefunden und 1809 für die Vereinigung zweier Gase allgemein die Regel aufgezeigt, daß die in Verbindung tretenden Volumina derselben in einfachen Verhältnissen zu einander stehen. Vorzügliche Untersuchungen über das Jod (1813

und 1814), zahlreiche über die Chlorverbindungen, 1814 Abſcheidung der wäſſerigen Chlorſäure.

Martin Heinrich Klaproth, der Vater des berühmten aſiatiſchen Reiſenden und Sprachforſchers, beſchäftigt ſich weſentlich mit der chemiſchen Unterſuchung der Mineralien, insbeſondere der Metalle, und ſtellt die genaueſte über Meteorſteine an. 1795—1810 erſcheinen in fünf Bänden ſeine „Beiträge zur chemiſchen Kenntniß der Mineralkörper". Er und Vauquelin haben die Zuſammenſetzung vieler Mineralien beſtimmt und gehen zunächſt auf die Kenntniß der Foſſilien aus. Das „Chemiſche Wörterbuch" von Klaproth und Wolff, ſeiner Zeit als die ausgezeichnetſte und vollſtändigſte chemiſche Arbeit der Deutſchen in alphabetiſcher Ordnung erklärt, iſt jetzt veraltet.

Thénard liefert außer mehreren Entdeckungen wichtige Arbeiten über chemiſche Analyſe: 1803 Unterſuchungen über die Gährung, 1807 über die Aetherarten, ſchlägt mit Gay-Luſſac zuerſt eine ſichere Methode ein in der Analyſe der organiſchen Subſtanzen, ſtellt mit ihm die reine Flußſäure dar, ſchreibt 1813—17 den „Traité de chimie élémentaire" und 1816 die „Recherches physico-chimiques".

Vauquelin macht treffliche Analyſen, zum Theil mit Fourcroy, insbeſondere von mehreren organiſchen Säuren.

Prouſt erforſcht die Zuſammenſetzuug der künſtlichen chemiſchen Verbindungen und macht Beobachtungen über die chemiſchen Verhältniſſe einzelner Metalle.

John Dalton iſt mannigfach gebildet, auch archäologiſch und linguiſtiſch. Theoretiſche Forſchungen über die Gewichtsverhältniſſe in den chemiſchen Verbindungen, Entwicklung der Atomentheorie, Ausbildung der Lehre von den feſten Proportionen und Entdeckung der multiplen Proportionen, Verſuche über Abſorption der Gaſe durchs Waſſer, über Kohlenſtoff, Stickſtoff und ihre Verbindungen ꝛc., phyſiſch ebenfalls Verſuche über die Gaſe und Dämpfe, ihre Ausdehnung und Miſchung ꝛc., meteorologiſche Beobachtungen ſind ſein Verdienſt. Dalton iſt ſchon 1803 und 1804 über die Grundzüge ſeiner höchſt wichtigen atomiſtiſchen Theorie einig, wonach das Atomgewicht einer Verbindung gleich iſt den darin enthaltenen Atomgewichten der Beſtandtheile. Er tritt im erſten Bande ſeines „New system of chemical philosophy" 1808—10, welches die erſte Tafel ſeiner Atomgewichte enthält, ſelbſtändig mit ihr auf.

Digitized by Google

Chaptal, 40 Jahre unermüdlich thätig für die nationale Freiheit wie für die Förderung von Handel, Ackerbau und Gewerbe, verfaßt 1807 ſeine „Chimie appliquée aux arts“ und 1823 auch eine Agriculturchemie.

Stromeyer ſchreibt 1808 einen „Grundriß der theoretiſchen Chemie“ und „Unterſuchungen über die Miſchung der Mineralkörper“, die ihrer Zeit als ausgezeichnet galten.

Gegen das Ende des erſten Jahrzehnts ſind es namentlich zwei Richtungen, welche die Chemie beſchäftigen: die Lehre von der Verwandtſchaft mit Rückſicht auf ihre Wirkungen in quantitativer Beziehung; nächſte Aufgabe: die Unterſuchung der Atomgewichte der Elemente und der Atomconſtitution der Verbindungen. Neu und kräftig ſteigt daneben die elektro-chemiſche Richtung auf, die durch folgende Thatſachen vorbereitet iſt: 1800 machen Nicholſon und Carliſle die erſte Wahrnehmung von der zerlegenden Kraft der galvaniſchen Elektricität, unter deren Einwirkung ſie Waſſer in ſeine Beſtandtheile zerfallen ſehen. 1803 veröffentlichen Berzelius und Hiſinger ihre Unterſuchungen über die Zerſetzung der Salze und den Nachweis eines elektriſchen Gegenſatzes zwiſchen den Säuren und Baſen. Ihr eigentlicher Begründer iſt aber der berühmte Sir Humphry Davy, deſſen Glanzzeit bezüglich der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen die Periode ſeiner Wirkſamkeit an der Royal institution zu London 1801—13 beſchlägt. Die ſcharfſinnigſten und ſchwierigſten Experimental-Unterſuchungen, die er unternahm, ſowie die glänzendſten Entdeckungen, die er machte, bezeichnen dieſe Zeit als eine der fruchtbarſten für die ganze Entwicklung ſeiner Wiſſenſchaft. Obgleich ſeine größten Leiſtungen im Zuſammenhange mit dem Elektrochemismus ſtehen und die erſte elektrochemiſche Theorie von großer Tragweite begründen, haben ſeine Entdeckungen nicht blos dieſen beſonderen Zweig zu den großartigſten Fortſchritten geführt, ſondern der große und geiſtvolle Mann hat ſich von den ſpeciellen Unterſuchungen aus ſtets den höchſten und allgemeinſten Fragen zugewendet. Schon 1806, als die erſte Arbeit über ſeine galvano-elektriſchen Unterſuchungen erſcheint, ſtellt er den Satz auf: die chemiſchen Wirkungen der Elektricität ſcheinen zu beweiſen, daß die chemiſche und die elektriſche Attraction auf derſelben Grundurſache beruhen, Affinitäts- und elektriſche Erſcheinungen nur modificirte Wirkungen einer und derſelben Kraft ſeien. 1807 zerlegt er

auf dem Wege die Alkalien und weist sie als Oxyde darstellbarer Metalle nach, 1808 die alkalischen Erden, 1809 stellt er nach den wegbahnenden Arbeiten von Gay-Lussac und Thénard die richtige Ansicht über das Chlor auf, wonach es ein Element ist. Das Fixiren seiner Untersuchungen über die Natur der Gase und die Wirkungen ihres Einathmens hatte seinen Namen zuerst bekannt gemacht. In den Studien über den Galvanismus und dessen chemische Action betritt er einen Boden, den auch Gay-Lussac und Thénard bearbeitet haben. Die Welt verdankt ihm noch viele weitere Einzeluntersuchungen und praktische Nutzbarmachungen. Davy hat 1812 und 13 seine zwei ausgezeichneten Lehrbücher geschrieben: „Chemical philosophy" und „Agricultural chemistry". Sie legen nebenbei Beweis ab von der vielseitigen, selbst ästhetischen Bildung und der anziehenden Form, die seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Folie dient. — Was seine elektrochemische Theorie, die große Entdeckung der Zeit, betrifft, so ist auch er selber darüber noch nicht vollständig klar. In den Philos. Transact. 1826 hat er sich, gestützt auf seine Entdeckungen von 1800 an, also ausgesprochen: „Ich ziehe den Schluß, daß alle durch Elektricität bewirkten Combinationen und Zersetzungen sich auf das Gesetz der elektrischen Attraction und Repulsion beziehen, und so gelangte ich zu der Hypothese, daß chemische und elektrische Attractionen durch dieselbe Ursache erzeugt werden, die in dem ersten Fall auf die Elemente, in dem anderen aber auf die ganzen Massen der Körper wirkt, und daß überdies dieselbe Eigenschaft unter verschiedenen Modificationen auch die Ursache von allen denjenigen Erscheinungen ist, die durch verschiedene Volta'sche Combinationen hervorgebracht werden".

Besondere Aufmerksamkeit zieht noch der Entwicklungsgang der Stöchiometrie an: Berthollet in seinem „Essai de statique chimique" sucht 1802 die Richter'sche Stöchiometrie zurückzudrängen durch die Behauptung: die Körper gehen in jedem Verhältniß chemische Verbindungen ein, und feste Verhältnisse finden nur dann statt, wenn andere Einwirkungen hinzutreten. Ihn widerlegt gründlich der spanische Chemiker Proust. Einen wichtigen Fortschritt macht die Stöchiometrie 1808—10 durch Dalton, der die Atomtheorie bestimmter durchführt, auch auf die einfachen Körper anwendet und eine Atomentafel aufstellt. Wollaston legt den Aequivalententafeln statt des Wasserstoffes von Dalton das Atomgewicht des Sauerstoffes zu Grund und

führt die logarithmiſchen Rechenſtäbe ein. Gay-Luſſac und Humboldt finden die Geſetzmäßigkeit bezüglich des Volumens in der Verbindung der Gasarten, was auf die Volumentheorie führt. Berzelius bereichert und vervollkommnet ſeit 1806 die Stöchiometrie ungemein und führt z. B. eine einfache und paſſende, jetzt allgemein angenommene Bezeichnung der Atome ein.

Im Allgemeinen geht in der ganzen Zeit der große Anſtoß von Frankreich aus; das von Deutſchland Geleiſtete tritt zurück, und die Kant'ſche Philoſophie, die hier herrſcht, iſt den Naturwiſſenſchaften nicht günſtig.

Genau chronologiſch einreihbare Einzelentdeckungen:

Seit 1800 iſt der Kryolith (mineraliſche Soda) bekannt.

1801 findet Hatchett, 1802 Eckeberg in einem anderen Stoffe das Tantal auf, welches Berzelius und Roſe genauer unterſuchen.

1801 weiſt Klaproth die Eigenthümlichkeit der Yttererde nach.

1801 entdeckt Vauquelin gemeinſchaftlich mit Buniva die Allantoinſäure, 1806 mit Robiquet das Aſparagin.

1803 findet Berzelius gemeinſam mit Hiſinger und gleichzeitig mit Klaproth das Cer (Cerar) und die Ceriumoxyde; von jenem wird 1839 nachgewieſen, daß es noch zwei andere metalliſche Elemente enthalte.

1803 Tennant und Wollaſton entdecken zuerſt, daß das rohe Platin noch vier andere früher unbekannte Metalle enthalte: Palladium, Rhodium, Osmium und Iridium, wozu ſpäter noch das Ruthenium kommt.

1806 entdeckt Vauquelin die Chinaſäure.

1807 ſcheidet Davy zuerſt die metalliſchen Baſen aus den feſten Alkalien aus, die er durch eine ſtarke Volta'ſche Säule zerſetzt, indem er zunächſt das Kaliumhyperoxyd durch galvaniſche Elektricität mit Kali darſtellt und ſo die Zuſammenſetzung des zu Grunde liegenden Alkals aus Metall und Sauerſtoff erweiſt. Das iſt eine für die Wiſſenſchaft epochemachende Thatſache, die vermöge Analogie zu der Annahme führt, auch die Erden ſeien Metalloxyde; zugleich weiſt ſie eben die chemiſchen Wirkungen der Volta'ſchen Säule nach.

1808 ſtellt Davy auch das Calcium und das Magneſium zuerſt rein her und findet die Pottaſche auf.

1808 Gay-Lussac und Thénard entdecken das Fluorborongas und die brennbare Boraxsäure.

1808—10 beweisen die Untersuchungen von Davy, Gay-Lussac und Thénard, daß das Chlor ein einfacher Körper, die Salzsäure eine Verbindung von Chlor und Wasserstoff sei. Dieselben weisen

1809 zugleich das Bor als Element nach.

1809 wird die wasserfreie Blausäure von Ittner in Dampfform,

1811 von Gay-Lussac, der 1815 zugleich ihre chemische Zusammensetzung ermittelt, als Flüssigkeit dargestellt.

1809 findet Wolf in Dresden die dem Neusilber beizuzählende Mischung des Argirophon.

1811 entdeckt Dulon den Chlorstickstoff.

1811 gewinnt Kirchhoff in Petersburg aus Stärkemehl Zucker.

1811 stellt Davy das Euchlorine (Chloroxydul) her.

1811 scheidet Jahn das Betulin als besonderen Pflanzenstoff aus.

1811 unterscheidet Chevreul das Buterin als eigenen Bestandtheil des Butterfettes.

1813 findet der Sodafabrikant Courtois zufällig die Jodine (Jod) auf.

1815 entdeckt Gay-Lussac das Cyan.

Naturgeschichte. In ähnlicher Weise wie Berzelius für die Chemie führt Blumenbach vom achtzehnten bestimmend in die unermeßlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts herüber. Vor Allem großartiger Physiolog und Anatom, macht er zuerst der vergleichenden Anatomie in Deutschland Boden, nimmt sie in den Dienst der allgemeinen Naturgeschichte und giebt dieser ein ebenso solides als umgestaltendes Fundament und damit erst die rechte Achtung in Deutschland. Er hat die drei Hauptmenschenrassen mit ihren Unterschieden aufgestellt und von früh an die Naturgeschichte des Menschen als Lieblingsstudium verfolgt. Sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie" 1804 ist fast in alle europäischen Sprachen übertragen worden. Große und reiche Sammlungen (Schädelsammlung) dienten der lebendigen Anschauung, und derber Witz zog die Zuhörer auf seiner fünfzigjährigen vielwirkenden Docentenlaufbahn an.

Als wesentlichste treten überhaupt zunächst die **anatomisch-physiologischen** Studien in den Vordergrund.

Gall (1758—1828) arbeitet sein System der Schädellehre aus, schließlich in dem gemeinsam mit Spurzheim ausgeführten großen

Werke: „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier“ 1810—20. Neben manchem Unſicheren in den Folgerungen haben doch ſeine Forſchungen bedeutenden Werth durch ihre anatomiſchen Entdeckungen über die Bildung des Gehirns. Die Schädellehre (Kraniologie) iſt nicht identiſch mit der neuen Phrenologie, welche nur die einſeitige Weiterbildung eines Theiles von Gall's Theorie ausmacht; doch iſt das Trügliche an der ganzen Lehre ſchon in der von Gall und Spurzheim im Beſonderen weiter ausgebildeten Organoſkopie herauszufinden.

Für Anatomie bilden die früheren und die gleichzeitigen Schriften des älteren Caldani lange die beliebte Grundlage von Univerſitätsvorträgen; zuſammen mit ſeinem Neffen, dem ebenfalls bedeutenden Anatomen Florian Caldani, verfaßt er die „Icones“, und 1801—14 erſcheinen des Letzteren „Icones anatomicae“.

In Deutſchland hat für die vergleichende Anatomie das Meiſte gethan Johann Friedrich Merkel der Jüngere (1781—1833). Er überſetzt Cuvier's vergleichende Anatomie und verſieht ſie mit Anmerkungen, in denen reiche und ſeltene Kenntniſſe niedergelegt ſind, dann verfaßt er bis 1826 die eigenen Handbücher über dieſes Fach und die Pathologie. Scharfſinnige Anſichten ſind ihm eigen, eine Maſſe der mühſamſten Unterſuchungen durchgeführt, ihre Reſultate unermüdlich verglichen und combinirt, ſo daß er die tiefſten Einblicke in die Bildungsgeſetze des Lebens gewinnt.

Zoologie: Lamarck's Arbeiten haben Verdienſt durch ſyſtematiſche Aufzählung und Zuſammenſtellung von vielen noch unbekannten Arten. Alexander Wilſon liefert eine treffliche amerikaniſche Ornithologie; 1808 im erſten Bande begonnen, iſt ſie 1813 bei ſeinem Tode zum ſiebenten vorgerückt und wird von Ord fortgeſetzt. Johann Wilhelm Eduard d'Alton giebt 1810 und 1817 ſein Prachtwerk heraus: „Naturgeſchichte des Pferdes“, mit ſelbſtgezeichneten und geſtochenen Kupfern. Er beſitzt weite oſteologiſch-archäologiſch-kunſtgeſchichtliche Studien und vielſeitige Bildung und liefert geſchätzte radirte Platten und die erſten Kreidezeichnungen auf Stein. Der bedeutende Reiſende Giovanni Battiſta Brocchi, der ſpäter auch in Egypten weilt, macht ſeine conchyologiſchen Studien und ſchreibt 1814 die „Conchiologia fossile subapennina“. Latreille verfaßt zahlreiche naturgeſchichtliche, beſonders entomologiſche Schriften. — **Botanik:**

Der Schwede Acharius begründet durch seine Schriften die Systematik in der Lichenenkunde, und der Naturforscher und Reisende Labillardière verfaßt von 1791—1812 das Prachtwerk: „Icones plantarum Syriae rariarum". Brown, der größte Pflanzenkenner, auch bedeutend als Pflanzenphysiolog, leistet Großes für die Festsetzung des natürlichen Systems. Er entdeckt die selbständige Bewegung der Moleculartheilchen im Pollen. — **Mineralogie und Geologie:** In diese Zeit herab reicht mit seinen Arbeiten noch der große Mineraloge Hauy, der 1801 in dem „Traité de minéralogie" sein wesentlich chemisch basirtes Mineralsystem aufstellt. Die Geologie schreitet fast durchgängig mit deutscher Arbeit und auf Werner's entscheidenden Antrieb vor; wichtig sind für sie J. K. W. Voigt und J. C. Freiesleben, Beide aus der Schule Werner's; jener legt namentlich die Lehre von der Vulkaneität des Basaltes gründlich dar. Die gewichtigsten Aufschlüsse über die Bildung der Erdrinde giebt Leopold v. Buch, insbesondere mit Rücksicht auf Wesen und Wirkung der Vulkane, während Werner rein neptunistisch vorgegangen war; seine gründlichen Forschungen über den Naturbau der Erde im hohen Norden sind schon vor unserer Periode durch große Reisen gemacht und auch niedergeschrieben. Aehnlich Humboldt. Steffens verfolgt die Werner'schen Ansichten weiter. v. Rauner erforscht den Granit. Scipio Breislak, überwiegend mit geologischen Untersuchungen von französischen und italienischen Gegenden beschäftigt, stellt sich der neptunistischen Ansicht entgegen, ohne doch unbedingt das vulkanische System anzuerkennen. Der Mineralog und Geognost Christian Samuel Weiß ist der Erste (vor Mohs), der 1808 und 1813 in seiner Abhandlung „Ueber die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme" ein natürliches mineralogisches System aufstellt, das zwar die Gestalt zur Grundlage nimmt, aber die Resultate der chemischen Untersuchung nicht ausschließt; Hauptsache ist ihm die Bestimmung der Species; Mohs wendet es hernach auf alle bekannten Gattungen der Mineralien an und erhebt es so zur Basis einer reellen Krystallographie. Als Geognost nimmt Weiß mit Buch und gegen Werner eine noch fortwirkende Kraft im Inneren der Erde an, welche die Erdoberfläche und die Gebirgsschichten nach außen ausdehnt und verändert.

Ignaz Döllinger (1753—1829) ist für Deutschland der Begründer einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte der organischen

Weſen und überhaupt gewichtig durch ſeine vergleichenden anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen.

Sir Joſeph Banks wirkt als bedeutender Förderer der Naturwiſſenſchaften, unterſtützt die Reiſen, begründet und leitet die African association.

Phyſik und Mechanik, mathematiſch-phyſikaliſche Geographie: Elektricität, Magnetismus und Licht ſind die Elemente, nach denen die Zeit weſentlich forſcht, und unſer Jahrhundert mag ſeine großartigen Fortſchritte in dieſen Zweigen füglich auf die 1800 aufgebaute und bald ſo hochwichtige Volta'ſche Säule gründen. Mit Grund iſt von einem der größten Chemiker und Phyſiologen der Gegenwart darauf hingewieſen worden, daß die Volta'ſche Säule es war, welche die Zuſammenſetzung des Waſſers aus Sauerſtoff und Waſſerſtoff endgültig entſchied, und daß dieſe Entdeckung der Ausgangspunkt für die wunderbare Entwicklung der heutigen Chemie wurde. — Nach der Conſtruction der Volta'ſchen Säule ſcheint übrigens die Lehre der Elektricität ſtationär bis auf Oerſted's berühmte Auffindung des Elektromagnetismus 1819.

Der geiſtreiche Phyſiker Johann Wilhelm Ritter macht maſſenhafte Verſuche, namentlich auf dem elektro-galvaniſchen Gebiete, hat darum einen ſehr großen Reichthum an Erfahrungen, entwickelt originelle Anſichten, aber ebenſo viel Unſicherheit in den durch ſie bedingten Schlüſſen. Malus 1808 und Arago 1811 machen neue Entdeckungen über die ſchon 1690 von Huygens aufgeſtellte Polariſation des Lichtes; jener findet die durch Reflexion hergeſtellte. Daran ſchließt die Lehre von der Interferenz, 1800 und 1815 begründet durch Thomas Young, der 1802 in einer ſehr ſchätzbaren Schrift eine mathematiſche Erklärung der Phänomene des Sehens giebt und jenes Geſetz aufſtellt, das übrigens erſt 1827 ſeit ſeiner Anwendung auf die Polariſation durch Fresnel die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen hat. Young's Hauptwerk: „A course of lectures on natural philosophy and the mecanical arts“ iſt von 1807. Arago und Fresnel bilden die Lehre weiter. Polariſation und Interferenz haben zugleich das Princip der Undulationstheorie zur Gewißheit erhoben. Arago giebt 1811 mittelſt ſeiner farbigen Polariſationsphänomene wunderbare Aufſchlüſſe über die Natur des Lichtes und dadurch auch der Himmelskörper (Photoſphäre der Sonne).

Wollaston beobachtet 1802, daß das Spectrum des Sonnenlichtes nicht ein continuirlicher Lichtstreifen, sondern durch dunkle Linien senkrecht auf seine Länge unterbrochen ist, und Fraunhofer untersucht und beschreibt 1815 diese nach ihm benannten Linien. Daran knüpft die neuere Spectralanalyse. Goethe's Farbenlehre, 1810 erschienen, ein Gegensatz zu Newton, aber kein Fortschritt, unterwirft die Farben der Polarität. — Volta's Säule führt auf die Entdeckung des Elektromagnetismus und die erweiterte Begründung der elektro-chemischen Theorie. Joh. Sal. Christ. Schweigger, der eigenthümlich physikalische und antiquarische Studien verbindet, sucht alle elektro-chemischen Erscheinungen auf die consequent von ihm durchgeführte Krystallelektricität zurückzuführen, und diese Lehre bringt ihn auch zu einer neuen Theorie der Zustandsveränderung der Körper.

Chladni's „Akustik" 1802 begründet förmlich diese Wissenschaft.

1802 tritt das Dalton-Gay-Lussac'sche Gesetz von der Ausdehnung der Luftarten durch Wärme in die Wissenschaft, und

1811 stellt Fourier bereits die Gesetze von der Fortpflanzung der Wärme auf.

Benzenberg erhält 1802 und 1804 zuerst beim Beweis für die Axendrehung der Erde durch den freien Fall Abweichungen, die mit den von Gauß durch Rechnung gefundenen übereinstimmen; seine Versuche über das Gesetz des Falles und den Widerstand der Luft sind wesentlich.

Sir John Leslie ist für Physik und Geometrie thätig, erfindet das Hygrometer und das Differentialthermometer.

Ramond ist im Anfang des Jahrhunderts mit Herstellung der möglichsten Genauigkeit in den durch Deluc vervollkommneten barometrischen Höhenmessungen beschäftigt, macht interessante Barometerbeobachtungen und verbessert dieses Instrument.

Delambre's und Méchain's berühmte Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona (1792—99) wird von Jenem in der „Base du système métrique" 1806—14 beschrieben; sie ist eine der längsten und genauesten und nach ihr wird der neu eingeführte Meter bestimmt. Für die Decimaltheilung, wie sie für Münzen, Maße und Gewichte stehend geblieben ist, bearbeitet Delambre trigonometrische Tafeln und liefert historische Arbeiten über die Astronomie. — Als eine der genauesten

wird auch Svanberg's schwedische Gradmessung unter dem Polarkreis 1801—3 hervorgehoben.

Luke Howard, von Bedeutung als Meteorolog, giebt massenhafte Beobachtungen, methodisch geordnete Resultate und Reflexionen über klimatische Verhältnisse.

Für die Praxis sind nennenswerth des preußischen Oberbaurathes Eytelwein Handbücher der Mechanik, Hydraulik, Statik und Perspective, sowie Wiebeking's als classisch erkannte und zum Theil sehr kostbare Werke über Wasser-, Straßen- und Brückenbaukunde.

Geographie: Dieses Fach weist auf Büsching als den Begründer seiner wissenschaftlichen Behandlung zurück, und Zeune in Berlin ist der Erste, welcher ihm in seiner „Gea" (1800, nachher erweitert) eine natürliche und feste Grundlage giebt statt der alten Eintheilung nach Staatsgebieten, eine Skizze zu dem, was hernach Ritter so glänzend durchführt. Aehnlich tritt der berühmte, zugleich als Politiker und Journalist rührige Geograph Maltebrun (1775—1826) einleitend auf mit seinem unvollendeten Hauptwerk „Précis de la géographie universelle" 1812 u. flg. Ein mächtiger Anstoß ist von der „Description de l'Égypte" ausgegangen, dem zuerst 1809—13 erschienenen Prachtwerke mit den gelehrten Beiträgen und den kostbaren Kupfertafeln, welches die Grundlage unserer neueren Kenntniß dieses Landes bildet. Das „Geographische Taschenbuch der Reisen" von Zimmermann, 1802—13 in zwölf Jahrgängen, behandelt in gefälligem und lehrreichem Vortrag einen großen Theil der bekannten Erde. Der bedeutende Reisende und Geograph Barrow giebt in dieser Zeit die Schrift über seine Reisen in China und Südafrika heraus, führt uns in die Kenntniß dieser Länder ein, faßt den ersten Gedanken einer geographischen Gesellschaft und fördert besonders die Expeditionen. Er namentlich hat zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt angeregt, daher ‚Barrowstraße'; später schreibt er über englische Seehelden. Gosselin, mit weiten geographisch-antiquarischen Forschungen beschäftigt, giebt uns in seinen „Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens" 1798—1813 bedeutsame und sichere Kunde von den geographischen Kenntnissen der Alten.

Astronomie: Für diese Wissenschaft giebt sich ein allgemeines, wachsendes Interesse kund, sie steigt fast ebenso rasch wie die Chemie, und ihre Beobachtung gewinnt durch Anwendung der Refractoren. Ausschließ-

lich eigen sind unserem Jahrhundert die merkwürdig schnell gehenden Asteroiden-Entdeckungen in den Räumen, wo die frühere Wissenschaft in ihren Berechnungen einen Planeten angewiesen hatte. Mit dem ersten Tage des Jahrhunderts wird auch das erste dieser durch außerordentliche Kleinheit ausgezeichneten Wandelsternchen aufgefunden, und die letzte Zeit hat ihre Zahl rasch auf 79 getragen. Merkwürdiger Weise gehen diese Entdeckungen in zwei lang unterbrochenen Perioden vor, wovon die erste mit 1807 abschließt, die zweite mit 1845 anhebt, um dann ungewöhnlich rasche Erfolge zu erzielen. Ceres ist der erstaufgefundene dieser Asteroiden, dessen Existenz lange schon vermuthet war; Piazzi findet ihn am Neujahrstag 1800, Bode und Oriani erkennen ihn 1801 aus der Berechnung der Bahnelemente als Planeten, Gauß geräth durch Rechnung auf seine elliptische Bahn, und Olbers findet ihn am Neujahrstag 1802 wieder auf. Dieser entdeckt 1802 auch die Pallas und 1807 die Vesta, Garding 1804 die Juno. Friedrich Wilhelm Herschel beobachtet die vier Planetoiden sehr genau, berechnet ihre Durchmesser und stellt über die Natur dieser Weltkörper scharfsinnige Hypothesen auf. Derselbe beobachtet, nach seines Vaters Vorgang, der 1803 die Umdrehung des einen Sterns um den anderen herausgefunden, auch die Doppelsterne, was Bessel und Struve desgleichen thun. Zur Berechnung der Planetoidenbahnen findet Gauß neue Methoden, wendet sie an und legt sie nieder in dem Werke: „Theoria motus corporum coelestium". Legendre's astronomische Studien gehen insbesondere auch auf die Methode der Bestimmung der Planetenbahnen.

1811 entdeckt Flaugergues den Kometen dieses Jahres, der aber noch nicht genau bestimmt wird. Olbers findet am 6. März 1815 den zweiten der Kometen mit berechneter Bahn (der erste ist der Halleysche); von 1801—27 entdeckt der Franzose Louis Pons, der ganz besonders nach diesen seltsamen himmlischen Wanderern forscht, ihrer 37 und berechnet mehrere.

Im Uebrigen ist es der große Astronom und Mathematiker Laplace, der für unser Jahrhundert diese Wissenschaft einleitet; seine hochberühmte „Mécanique céleste" 1799—1825 wird als ewiges Denkmal der neueren Astronomie stehen bleiben, und ebenso berühmt ist ihre populäre Bearbeitung „Exposition du système du monde". Seine Theorie des Weltalls ruht auf den zuerst von Lagrange auf-

geſtellten virtuellen Geſchwindigkeiten. Laplace weiſt zuerſt analytiſch die Exiſtenz und Größe der Mondatmoſphäre nach, beſtimmt die reciproken Abweichungen aus den Bahnen aller Hauptplaneten und beginnt für die Jupiterstrabanten dieſelbe Arbeit, die Delambre vollendet.

Johann Karl Burkhardt, einer der genaueſten aſtronomiſchen Rechner, iſt durch Berechnung der Kometenbahnen, der Sonnenfinſterniſſe und Sternbedeckungen für geographiſche Längenbeſtimmungen bedeutend, ſeine 1812 herausgegebenen Mondtafeln ſind als die beſten anerkannt. — Der Mathematiker und Aſtronom Freiherr v. Zach, ebenſo gründlich im Studium als klar und faßlich in der Darſtellung, wirkt durch ſeine Correſpondenz über Erd- und Himmelskunde und durch die aſtronomiſchen Tafeln. — 1804—10 erſchließt Friedrich Theodor Schubert's „Populäre Aſtronomie“ ohne höhere Calculs aber mit Klarheit das Weltſyſtem weiteren Kreiſen. Aſtronomiſche Handbücher ſchreiben Biot und Delambre. Sonnentafeln entwerfen 1806 Delambre und 1810 Carlini.

Bode's Himmelsatlas von 1801 iſt den früheren gegenüber außerordentlich bereichert, und Piazzi vollendet 1814 ſeinen zweiten, 7646 Sterne enthaltenden Sternkatalog, das wichtigſte ſeiner Werke.

Mathematik: Mit dem Anfange des Jahrhunderts beginnt die neue Analyſis ſich mit der Trigonometrie zu verbinden; Euler iſt der Schöpfer der analytiſchen Trigonometrie.

Adrien Marie Legendre's tief- und ſcharfgedachte Studien leiten insbeſondere die Geometrie ein; ſein claſſiſches Werk: „Éléments de géométrie“ iſt ſchon von 1790. In die vorliegende Zeit fallen namentlich die Reſultate ſeiner Unterſuchungen über die Attraction der elliptiſchen Sphäroide, wobei er zuerſt den Beweis führt, daß die elliptiſche Geſtalt die einzige iſt, welche eine rotirende flüſſige Maſſe im Gleichgewicht erhalten kann, und daß die einzelnen Theile ſich gegenſeitig proportional den Quadraten der Entfernung anziehen; auch über das Verhältniß der Sphäroide unter einander forſcht er. Seine ebenſo ſcharf- als tiefſinnig gedachte und durchgeführte Methode zur Beſtimmung der Kometenbahnen iſt mit großem Aufſehen aufgenommen worden.

Die Géométrie descriptive verdankt ihre erſte wiſſenſchaftliche Begründung Monge, deſſen Lehrbuch von 1812 iſt, und die analytiſche ſchuldet ihm weſentliche Verbeſſerungen.

1800 begründet Arbogaſt mit dem Werke: „Du calcul des dérivations“ die Derivationsrechnung, verwandt mit der durch Hindenburg eingeführten combinatoriſchen Analyſis.

Laplace, als Mathematiker ebenſo groß wie als Aſtronom, ſchreibt 1812 die „Théorie analytique des probabilités“ und 1814 den „Essai philosophique sur les probabilités“ und legt damit vielleicht das gewichtigſte ſeiner Werke nieder. Er macht durch Anwendung der Integralrechnung die allgemeinſte Auflöſung der verwickeltſten Probleme der Wahrſcheinlichkeitsrechnung möglich.

Gauß, wieder in beiden Gebieten gleich groß, bereichert in den „Disquisitiones arithmeticae“ die höhere Arithmetik mit den glänzendſten Entdeckungen und liefert für die meiſten Sätze ganz neue Beweiſe, die ſich durch Feinheit und Strenge auszeichnen, hier Aehnliches leiſtend wie Legendre in der Geometrie.

Lacroix wirkt ſehr eingreifend als Lehrer des Faches; ſeine Lehrbücher ſind allgemein in Frankreich verbreitet, in den Collegien faſt allein zu Grunde gelegt, viel überſetzt und haben das Studium dieſer Wiſſenſchaft ungemein gefördert. Hauptwerk iſt der „Cours de mathématique“ 1797. Seine wichtigſten Arbeiten beſchlagen die Differential- und Integralrechnung und daran knüpfend die Differenzen und die Reihen.

Endlich hat Charles Dupin, ausgezeichnet als Geometer, Ingenieur, Waſſerbaumeiſter und Statiſtiker, große Verdienſte um die unermüdliche praktiſche Verwendung der mathematiſchen Wiſſenſchaften im Staatsdienſte. Er edirt 1812 in Toulon ſeine „tiefſinnigen“ geometriſchen Unterſuchungen und ſchreibt bis 1815 eine Darſtellung der Schiffsbaukunſt im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

So herrſcht auch hier wie auf dem Boden der Chemie die ganze Zeit über franzöſiſche Arbeit vor; das liegt im Geiſte der wiſſenſchaftlichen Richtung des Volkes überhaupt und noch mehr in Geiſt und Gunſt des Kaiſerreiches.

Dieſen an ſich theoretiſchen Wiſſenſchaften ſchließt ſich die praktiſche der Medicin an, auf deren Gebiete die Chirurgie ſich am weiteſten ausbildet. Eine wiſſenſchaftliche Chirurgie entſteht erſt eigentlich ſeit den Napoleoniſchen Kriegen in Frankreich, ſeit den Freiheitskriegen in Deutſchland, durch die Nothwendigkeit einer beſſeren Militärchirurgie gerufen. Dieſelbe Stellung zum Unterrichte wie Caldani's anatomiſche nehmen

lange die chirurgiſchen Schriften des ebenfalls zu europäiſchem Ruf gekommenen H. Calliſen ein; am bedeutendſten iſt in Frankreich Dupuytren. Praktiſch wichtig, aber auch als Schriftſteller wirkend iſt Jean Dominique Larrey, der ſich edelmüthig aufopfernde und von der Armee halb vergötterte Militärchirurg aller Napoleoniſchen Feldzüge und Erfinder der ambulances volantes. Der große Chirurg und Anatom John Abernethy (1763—1831) hält ſtreng die Anſicht feſt, die Chirurgie dürfe nicht als beſondere Wiſſenſchaft von der Medicin getrennt werden, und behauptet in Parallele damit, alle localen Krankheiten ſeien nur Folge eines allgemeinen Leidens des ganzen Körpers, weshalb die nächſte und größte Aufgabe des Arztes ſei, dieſes zu beſeitigen.

Das Erſte, was in der ſpeciellen Medicin auftritt, iſt der Brouſſaismus, genannt nach ſeinem Begründer François Joſ. Vict. Brouſſais (1772—1838), im erſten Jahrzehnt und mit einer Schule, deren Anhänger ſich weſentlich als die Phyſiologiſchen bezeichnen. Ihm gemäß erhält ſich das Leben nur durch Erregung; dieſe kann bald zu ſtark, bald zu ſchwach ſein, jenes aber häufiger, und auf dieſer Süreexcitation und Adynamie beruhen alle Störungen. Dieſe geben ſich urſprünglich immer nur in einem beſtimmten Organe des Körpers kund, von welchem die übrigen Organe und Syſteme durch Sympathie mit afficirt werden können; allgemeine Krankheiten ohne primäre Organleiden giebt es gar nicht (directer Gegenſatz zu Abernethy's Behauptung). Am häufigſten unter allen Organen ſind Magen und Darmcanal der Reizung ausgeſetzt, daher die Heilung namentlich der Fieber durch örtliche Blutentziehungen, beſonders häufig Blutegel auf den Unterleib. Dieſe Erregungstheorie, einſeitig und übertreibend und bei ſteigender Verbreitung von genauen phyſiologiſchen Kenntniſſen wieder verlaſſen, hat doch weſentlich anregend und entwickelnd gewirkt und einem ſorgfältigen Studium der pathologiſchen Anatomie und ſtrenger Beobachtung der ſpecifiſchen Krankheitsproceſſe gerufen. — Die phyſiologiſche Medicin begründet ganz eigentlich der 1802 geſtorbene Bichat, deſſen Hauptwerke erſt von 1800 an datiren; ſein „Traité des membranes“ 1800 war berühmt und wurde viel verbreitet und überſetzt; doch ſtellte ſich ſpäter der ebenſo bedeutende Dupuytren ſeinen Anſchauungen entgegen. — Reil (1758—1813), als Theoretiker und Praktiker, namentlich für pſychiſche Uebel und

Augenkrankheiten, ausgezeichnet, iſt beſonders um Stadt und Univerſität Halle und nebenbei als hochherziger und unerſchrockener Förderer des nationalen Geiſtes in der Zeit von Deutſchlands Unterdrückung hochverdient. Seine Unterſuchungen gehen weſentlich auf den Bau des Gehirnes und begründen ganz neue phyſiologiſche Anſichten. Hauptwerk: „Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber", 1799—1815.

Das geräuſchvollſte und beſtrittenſte iſt das Auftreten der Homöopathie, eines Heilverfahrens, zu dem 1810 Hahnemann in dem „Organon der rationellen Heilkunde" den Grund legte, nachdem er es ſeit ungefähr drei Jahrzehnten durchprobirt hatte; es rief ſogleich einen Sturm von Polemik herauf. An die Homöopathie knüpft nothwendig eine ganz neue Arzneimittellehre und ſtrenge, jeweilen individuelle Krankheitserforſchung.

Im Uebrigen iſt der größte Förderer der Medicin Chriſtian Wilhelm v. Hufeland, außer gründlichem und vielſeitigem Wiſſen in den alten und neuen Syſtemen, denen er überall mit geiſtvoller Eklektik das praktiſch Brauchbare zu entnehmen verſteht, ausgezeichnet durch ſcharfſinnigen und vorzüglich der Praxis dienenden Blick; er fördert immer die Wiſſenſchaft und ihre Anwendung mit einander („Syſtem der praktiſchen Heilkunde", unvollendet). Zugleich iſt er ein ausgezeichneter akademiſcher Lehrer mit ſehr anziehendem Vortrag. Pathologiſche Unterſuchungen und der Streit mit der Brown'ſchen Theorie, die eben damals in Deutſchland mehrfach, namentlich durch Röſchlaub, kritiſch dargeſtellt und erweitert wird, haben ihn vielfach beſchäftigt.

Die Anatomie fördert Roſenmüller, unterſtützt durch ſeltene Fertigkeit im Zeichnen der Naturkörper.

Profeſſor Oertel in Ansbach macht 1804 auf den Werth einer allgemeinen und ausgedehnteren Anwendung des kalten Waſſers als Heilmittel aufmerkſam — erſter Anſtoß zur Waſſerheilmethode.

Die Einrichtung von Polikliniken iſt eine Schöpfung, die mit unſerem Jahrhundert eintritt.

Recht: Man hat ſeine moderne Ausbildung ſtreng zurückzuführen auf den großen Rechtslehrer Guſtav Hugo (1764—1844), der epochemachend wirkt. Hochverdient iſt er zumal um die tiefere Erforſchung des römiſchen Rechtes und die Rechtsgeſchichte; für jenes hat er außer Savigny und vor ihm das Meiſte gethan und unter den Erſten ſeine

zeitliche Entwicklung erforſcht und dargeſtellt. Seine literariſch-kritiſchen Beiträge zur römiſchen Rechtsgeſchichte und zu allen Zweigen des Faches ſind höchſt werth- und gehaltvoll. Auch kommt ihm das Verdienſt zu, in den civiliſtiſchen Lehrcurſus die Philoſophie des poſitiven Rechtes aufgenommen zu haben. Neben einem Lehrbuch der Geſchichte des römiſchen Rechtes iſt namentlich dasjenige des civiliſtiſchen Curſus (1799—1812) ſein Hauptwerk. Erſtaunlicher Scharfſinn, der ihn zu den kühnſten Folgerungen treibt, tiefe Forſchung und eine Gelehrſamkeit von ſeltenſter Weite zeichnen den bedeutenden Geiſt aus.

Neben ihm ſteht nach Zeit und Gewicht Thibaut (1774—1832), der 1803 ſein Hauptwerk edirt, das „Syſtem des Pandectenrechtes", hervorragend durch genaue und vollſtändige Zuſammenſtellung der Beſtimmungen des römiſchen Rechtes und ſeiner Modificationen unter den neuzeitlichen Einflüſſen, d. h. der Praxis, dem canoniſchen Recht und den deutſchen Rechtsgrundſätzen. Nach dem Sturze des Napoleoniſchen Reiches iſt Thibaut mit Anderen, ſo Schmid und Gönner, der Anſicht, daß Einheit eines der Zeit angemeſſenen und beſtimmten Rechtes unter die weſentlichſten Bedingungen eines wohlgeordneten Staatenbundes zähle und für Deutſchland nothwendig und auch erreichbar ſei, und zwar ein allgemeines Geſetzbuch des bürgerlichen Rechtes, des Proceſſes und des Strafrechtes, zu entwerfen durch ein Collegium tüchtiger Rechtsgelehrten. In dem Sinne ſchreibt er 1814 „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutſchland". Dagegen erhebt ſich Savigny „Vom Beruf unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft" in ähnlichem Sinn wie ſchon 1789 Schloſſer gegen die neue preußiſche Geſetzgebung, die Aufgabe ſo deutend, als ſei vom Schaffen oder vielmehr Aufdrängen eines neuen Rechtes die Rede. Neue Geſetzbücher ſeien weder nöthig noch möglich und im Grunde nicht einmal die deutſche Sprache dafür reif, die vorhandenen Geſetzbücher Frankreichs, Oeſterreichs und Preußens zu allgemeiner Einführung nicht geeignet. Savigny iſt in dieſem Streite das Haupt der hiſtoriſchen gegenüber der philoſophiſchen Rechtsſchule. Sein ebenfalls 1803 erſcheinendes Werk „Das Recht des Beſitzes", Epoche machend, iſt der Ausgangspunkt aller neueren Unterſuchungen über das Beſitzrecht. Thibaut war auch großer Kenner der Muſik, für Paleſtrina begeiſtert und die Neuerungen bekämpfend, weshalb er mit dem Zürcher Nägeli in Streit gerieth. — Anſelm von Feuerbach,

der ausgezeichneteste Criminalist der neueren Zeit, durch Reinhold philosophisch gebildet und auf die Ergründung der Principien in der Rechtswissenschaft geführt, leitet eine ganz neue Bearbeitung der Strafrechtswissenschaft ein und stellt sich an die Spitze der sogenannten Rigoristen. 1806 beginnt er die totale Umbildung der bayrischen Strafgesetzgebung mit Abschaffung der Folter, 1813 wird sein Strafgesetzbuch für Bayern angenommen und bald anderwärts eingeführt oder nachgeahmt. Sein scharfer Blick und seine patriotische Gesinnung wenden sich allen Elementen des öffentlichen Lebens zu und streiten wider alle hierarchischen Uebergriffe. Sein Einfluß auf das Strafrecht ist ein außerordentlicher. Er verwirft die französische Jury, ist aber unbedingt für Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Von der Abschreckungstheorie, die er zuerst streng festhält, kommt er später, durch die Praxis belehrt, zurück. Eine Universalgeschichte des Rechtes, die er unternommen, bleibt unvollendet.

1805 liefert der Rechtsgelehrte Anton Bauer in den nachher umgewandelten Grundsätzen des Criminalprocesses das erste selbstständige Lehrbuch dieser Wissenschaft und bleibt auch durch seine weiteren Schriften als Criminalist bedeutend. — Nikolaus Thaddäus von Gönner ist Stifter der philosophischen Rechtsschule. Von früh an zwischen der rechtswissenschaftlichen und der praktischen Thätigkeit getheilt und bei der Gesetzabfassung bethätigt, lenkt er seit der Mitte des ersten Jahrzehnts überwiegend in die praktische Laufbahn ein, weshalb auch seine späteren nach 1815 erschienenen Schriften, durch seine legislative Bethätigung hervorgerufen, sich durchaus auf Gesetzgebung beziehen. Die in die erste Periode fallenden beschlagen auserlesene Rechtsfälle, den gemeinen Proceß, zu dem er ein Handbuch liefert, das deutsche Staatsrecht und ein Archiv für Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums.

Staatswirthschaftlich erscheint als Hauptfactor, daß Sartorius 1806 durch einen Auszug aus dem Werke von Adam Smith zuerst dessen Lehrsätze auf die Universitäten bringt. In Deutschland hat diesem Fache namentlich Friedrich Julius Heinrich Graf v. Soden Bahn gebrochen durch sein classisches Werk: „Die Nationalökonomie", 5 Bände, 1805—20, das in mehreren, nach einem neuen und genialen Plan entworfenen kleineren Schriften vorbereitet ist. Von reicher, auch

publiciſtiſcher und künſtleriſcher Bildung und genialen Ideen, iſt er aufs Vielſeitigſte thätig.

Philologie, Mythologie und Archäologie, claſſiſche Studien: Als einleitendes Haupt für die claſſiſchen Studien in Deutſchland iſt Gottfried Hermann zu nennen, einer der größten modernen Philologen, der durch ſeine Ausgaben der Claſſiker, durch ſeine Programme, ſeine Gelegenheits- und gelehrten Fehdeſchriften, wie als akademiſcher Lehrer höchſt Bedeutendes gewirkt und die Behandlung der griechiſchen Grammatik gründlich reformirt hat. Geradezu epochemachend iſt nach dieſer Richtung ſein Werk „De emendanda ratione Graecae grammaticae", 1801. Seine kritiſche Befähigung iſt eminent, und er hat ſich gewiſſermaßen den römiſchen Geiſt zu eigen gemacht. Für Frankreich iſt bahnbrechend Jean Louis Burnouf durch die „Méthode pour étudier la langue grecque", 1814, ein Werk, das er ähnlich fürs Lateiniſche wiederholt und durch andere Lehrbücher ergänzt; er iſt als Lehrer und Schulſchriftſteller gleich bedeutend und vollendet ſpäter (1827—33) eine in Frankreich bis jetzt unübertroffene Ueberſetzung des Tacitus. Chr. Fr. W. Jacobs (1764—1847), durch ſein „Elementarbuch der griechiſchen Sprache" 1805 um den griechiſchen Unterricht hochverdient, hat ſich als Humoriſt und Ueberſetzer wie auch als Erzähler einen Ruf gemacht. Gründliche Studien, feingebildeter Geſchmack, correcter Styl und elegante Sprache haben ihn zu einem gleich vorzüglichen Kenner des antiken Lebens als Verbreiter dieſer Kenntniß gemacht. Außerordentlich vielſeitig und productiv, wirkt er durch Ueberſetzungen, Ausgaben, Sammelwerke für Kritik und Auslegung, durch Reden und Abhandlungen. — Gottfried Heinrich Schäfer, um die griechiſche Grammatik ſehr verdient, bezeugt ſeine große philologiſche Thätigkeit durch eine anſehnliche Reihe von Ausgaben. Höchſt ſchätzbare Ausgaben römiſcher und griechiſcher Claſſiker liefert noch Daniel Wyttenbach, der berühmteſte neuere Philologe Hollands, der die große Kenntniß des Alterthums auch durch ſein ausgezeichnetes Latein in den abhandelnden Schriften bezeugt. Das Hervorragendſte für England ſind Thomas Taylor's, des Platonikers, Ueberſetzungen des Ariſtoteles 1804 und des Plato 1810 mit vorzüglichen Unterſuchungen über dieſen und ſeine Philoſophie. — Wohl der größte und jedenfalls gefeiertſte Archäologe der neueren Zeit, Ennio Quirino Visconti, verfaßt auf Napoleons

Anregung und Unterſtützung 1801 die „Iconographie grecque“, der 1818—20 die „Iconographie romaine“ folgt, zwei ganz ausgezeichnete Werke, welche die Kunſt und durch ſie die Geſchichte der alten Welt in lebendiger Anſchaulichkeit dem nahelegen, der nicht die Länder ſelbſt und die großen Muſeen beſuchen kann. Visconti zieht blos das äußerlich Künſtleriſche der Kunſtdenkmale in Betracht ohne mythologiſch-philoſophiſche Forſchungen oder Auslegungen, wie Winckelmann ſie giebt, iſt aber auf ſeinem Gebiet unvergleichlich und ſchreibt bündig. — Um die Archäologie und Kunſtgeſchichte Frankreichs iſt Millin verdient; ſeine Lehrbücher für das Studium der Antike, Münz- und Gemmenkunde, Mythologie bieten einen guten Ueberblick, doch ohne tiefere Ideen. Die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Mythologie beginnt erſt recht mit Heyne und wird fortgeſetzt durch Creuzer und ſeine Gegner. Mehrfache Studien werden unternommen und Reſultate erzielt zu Gunſten der Echtheit und des inneren Werthes der im Ganzen mit der altgermaniſchen zuſammenſtimmenden nordiſchen Sage und Mythologie. Hieher fällt auch die erſte Phaſe des Streites über die im Jahr 1805 anerkannte, ſpäter wieder beſtrittene Echtheit des Macpherſonſchen Oſſian.

Der geprieſenſte Orientaliſt der Zeit iſt Silveſtre de Sacy, deſſen Ruhm ſeine zahlreichen Schüler über ganz Europa getragen haben. Seine „Grammaire arabe“ 1810 entwickelt eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Gründlichkeit der arabiſchen Kenntniſſe und trägt dieſe Eigenſchaften auch in die Interpretation, ſo daß ſie den arabiſchen Studien eine vollſtändig neue Wendung giebt. Seine Gelehrſamkeit hat großartig univerſellen Charakter und bedient ſich der enormen Sprachkenntniſſe nur, um die Geſchichte der orientaliſchen Völker nach allen Seiten zu durchdringen; ſo beſchäftigen ihn die Münzkunde und ſelbſt die Kirchengeſchichte. Sir Charles Wilkins iſt der erſte Europäer, der Sanskrit ſtudirt, bengaliſche und perſiſche Lettern ſchneidet und gießt, Ueberſetzungen liefert: 1808 Sanskritgrammatik, Perſiſches mit Richardſon. Carey bearbeitet 1804 in Oſtindien und giebt heraus die Fabeln des Bidpai als Hitopadeſa; er und Marsham unternehmen 1806—10 eine unvollendet gebliebene Ausgabe des Ramajana mit engliſcher Ueberſetzung. Der große däniſche Alterthumsforſcher Zoega erläutert mit unendlicher Mühe und Anſtrengung die koptiſchen Schriftrollen im Museo Borgiano und

macht weite Forschungen über das ägyptische und griechische Alterthum. Quatremère weist 1808 das Koptische als wesentlich altägyptisch nach.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts werden mit Erfolg gekrönte Versuche gemacht in Entzifferung der Hieroglyphen, und zwar zuerst an der berühmten Inschrift zu Rosette, und diese Entzifferung ist eine der größten wissenschaftlichen Thaten des Jahrhunderts. Silvestre de Sacy, Åkerblad, Quatremère und wesentlich Thomas Young gelangen zu ihrer zwar noch sehr unvollkommenen stufenweisen Auflösung, auf welche die Folgenden weiter bauen. Åkerblad hat in Wahrheit die ersten ägyptischen Schriftzeichen aufgelöst. Young (1773—1829), der englische Arzt, Naturforscher, Mathematiker und Alterthumsforscher, ist nach der letzteren Richtung durch seine Untersuchungen über die alte ägyptische Schrift ausgezeichnet und schreibt 1815 über die Papyrusrollen und die Inschrift von Rosette; der Erste erkennt er die Hieroglyphen als phonetische Schrift und empfiehlt zu ihrer Erklärung das Koptische. — Die Forschungen über die Keilschriften beginnen in Deutschland 1802 durch Grotefend, welcher einige Königsnamen entziffert, rücken aber für geraume Zeit erst langsam vor. — Der Missionär Carey giebt Grammatiken und Lexiken mehrerer indischer Dialekte heraus.

Für die **Sprachwissenschaft** im Allgemeinen ist Bernhardi gewichtig durch seine „Sprachlehre“ 1801—3 und die „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft“ 1805, beide Werke für den damaligen Stand der Wissenschaft von ganz entscheidendem Gewicht. Bernhardi ist mit Tieck, von dem er stark bestimmt wird, der geistreiche Verfasser der „Bambocciaden“ 1797—1800, auch als ausgezeichnet tüchtiger Pädagoge bewährt und steht vielseitig wirksam mitten in den literarischen Kreisen der romantisch-philosophischen Zeit Berlins. — Einer der früheften ist Vater thätig für allgemeine Sprachkunde; als Orientalist sammelt er große Materialien und bearbeitet zugleich das Grammatische; er giebt neue Aufschlüsse über die Sprachzusammenhänge auf afrikanischem und namentlich amerikanischem Boden.

Die Forschungen auf dem Gebiete der einzelnen europäischen Sprachen weisen folgende Hauptträger auf:

Eberhard's, des freisinnigen Theologen und eklektischen Philosophen, „Deutsche Synonymik“ 1795—1802, von Anderen fortgesetzt,

ist anerkannt das Beste, was bis auf ihn herab auf diesem Boden geleistet worden.

Kolbe, zugleich als Kupferstecher ausgezeichnet, vergleicht die französische und die deutsche Sprache in Bezug auf ihren Wortreichthum und ihre Befähigung zur Poesie und kämpft ausdauernd für deutsche Sprachreinheit. Sein Hauptwerk ist „Ueber den Wortreichthum der deutschen und der französischen Sprache und die Anlage beider zur Poesie". Großer Scharfsinn, klares Gefühl, ruhige und gerechte Prüfung, eindringliche Kenntniß des Wesens beider Sprachen und ihrer Literaturen, ein reiner und gerade in den rechten Schranken gehaltener Widerwille gegen Sprachmengerei zeichnen ihn aus.

Für holländische Sprache sind Weiland's Schriften hervorragend.

Italienisch: 1811 wird die Academia della Crusca neu hergestellt, aber nicht neu belebt. Antonio Cesari, pedantisch für die Sprache des goldenen trecento eingenommen, doch bedeutend für nationale Regeneration des durch französische Einflüsse verderbten Italienischen, wirkt durch Wörterbücher, Commentare, Ausgaben, Uebersetzungen und Abhandlungen; 1800—9 giebt er das bereicherte Vocabolario della Crusca heraus, gegen deren Pedantismus vor ihm Cesarotti aufgestanden war. Fernow, der geschmackvolle und gelehrte Kunstkenner, schreibt über italienische Sprache und römische Kunst und macht den ersten Versuch einer Zusammenstellung der italienischen Dialekte. Sebastiano Ciampi hat bedeutendes gelehrtes Verdienst um die Literatur und Sprach- und Kunstgeschichte Italiens und bahnt namentlich der urkundlichen Behandlung der letzteren den Weg. Seit 1816 wird die von dem auch als Reisender und Naturforscher namhaften Acerbi begründete Biblioteca italiana ein Mittelpunkt der geistigen Thätigkeit des nördlichen Italien; sie giebt historische Begründung und Erweiterung des Sprachschatzes.

Das Bretonische (celtisch) wird von Le Gonidec lexikalisch und grammatikalisch bearbeitet, und seine Grammatik desselben 1807 ist als die beste anerkannt; er wirkt auch durch Uebersetzungen und hat es erst eigentlich zur Schriftsprache erhoben.

Joseph Dobrowsky (1753—1829), durch großartige Büchergelehrsamkeit und sehr weite Reisen für das Studium slavischer Sprachen und Geschichten gebildet, gilt als der wissenschaftliche Begründer der

ſlaviſchen Philologie; er bezieht ſich dabei immer wieder auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen. Dobrowsky iſt zugleich der Erſte, welcher die Verwandtſchaft der ſlaviſchen Sprachen mit den claſſiſchen einer- und mit den germaniſchen andererſeits nachgewieſen und ſo eine Grundlage zur neueren vergleichenden Sprachforſchung überhaupt, zur allgemeinen deutſchen Sprachwiſſenſchaft insbeſondere, wie ſie durch die Grimm ausgebildet worden, gelegt hat.

Die Metrik wird erſt wiſſenſchaftlich auf den Begriff des Rhythmus durch den gelehrten Hermann gebaut, aber eine muſikaliſche Grundlage fehlt, was Bernhardi rügt und Apel beſſert. Der Letztere, vielſeitig durch das Recht, die Naturwiſſenſchaft, die Philoſophie, die alte und neue Philologie gebildet, von reichen Kenntniſſen, ſeinerzeit auch als Erzähler und Novellenſchriftſteller viel geleſen („Geſpenſterbuch"), begründet ganz eigentlich ſeinen gelehrten Ruf durch die „Metrik", 1814—16. Seine Sprache iſt immer glatt und gefällig; ſcharfe Beobachtungsgabe prägt ſich in klarer Anſchauung und kräftiger Darſtellung aus. Die dramatiſchen Verſuche, denen er eine eigenthümliche Anſchauung über den Gegenſatz von antiker und moderner Tragik unterlegt, ſind verfehlt.

Als Curioſum ſei der paſigraphiſchen Verſuche und der Schriften über Paſigraphie gedacht.

Geſchichtliche Fächer: Die Forſchung im Großen feiert, es iſt keine Zeit für ſie; das Tagesleben einer-, die Speculation andererſeits nehmen die Kräfte in Anſpruch. Unter den Geſchichtſchreibern reicht Heeren aus dem achtzehnten in das jetzige Jahrhundert herein. Nach mehr gelehrter Seite wirken: Schlichtegroll, vielſeitig, bedeutend für Numismatik und ältere vaterländiſche Geſchichte, auch mit biographiſchen Arbeiten beſchäftigt. Daneben iſt ſein „Nekrolog der Deutſchen" 1791—1806 ein vorzügliches Werk. — Die neueren Studien über Chronologie werden eingeleitet durch das von den Benedictinern verfaßte, von St. Allais fortgeführte große Werk „Art de vérifier les dates", 19 Bände, 1808—21. — Amaury Duval, der große und vielſeitige Gelehrte, arbeitet mit an der ebenfalls von den Benedictinern angefangenen Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. — Henry Thomas Colebrooke (1765—1837) iſt einer der Erſten, welcher mit ebenſo tiefer Gelehrſamkeit als beſonnener Kritik die indiſche Literatur ſtudirt

und ihre Kenntniß nach Europa trägt; er wirkt durch Ausgaben, Ueberſetzungen und Abhandlungen. — Cean-Bermudez (1749—1829), ausgezeichneter ſpaniſcher Kunſtgeſchichtſchreiber, vertrauter Freund des edlen Jovellanos, über deſſen Leben er 1814 auch memorias ſchreibt, iſt von dem berühmten Rafael Mengs zu Madrid in die Kunſt eingeweiht worden. Sein „Diccionario historico de los mas illustres professores de las bellas artes en España“ 1800 und die „Noticias de los arquitectos y arquitectura de España“ 1829 werden mit Auszeichnung genannt, und das erſt nach ſeinem Tod erſchienene Werk über die römiſchen Antiquitäten in Spanien iſt für die alte Geographie und Archäologie des Landes von weſentlicher Wichtigkeit.

Die Bibliothekwiſſenſchaft wird mit unſerem Jahrhundert begründet und ausgebildet, die Diplomatik eben weſentlich umgeformt, bald aber als von wenig Werth aufgegeben. Johann Samuel Erſch iſt der treffliche Begründer der neueren deutſchen Bibliographie und allgemein Muſter geworden für alle bibliographiſchen Arbeiten. Sein erſtes bahnbrechendes Werk iſt das „Allgemeine Repertorium der deutſchen Literatur“ 1793—1809, eine mit Recht als mühevoll bezeichnete Arbeit, welche die Literatur von 1785—1800 vollſtändig und genau und dazu noch die über ſie erſchienenen lobenden und tadelnden Recenſionen, Alles ſorgfältig und planmäßig, verzeichnet. In ſeiner fortlaufenden journaliſtiſch-biographiſchen Thätigkeit, der namentlich ſeine weiten philologiſch-geſchichtlich-geographiſchen Studien dienen, heben ſich ganz beſonders heraus das „Handbuch der deutſchen Literatur ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit“ 1812—14 und die mit Gruber 1818 begonnene „Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte“. Seltene Selbſtſtändigkeit, Genauigkeit und treffliche organiſatoriſche Einrichtung ſind die namhaften Vorzüge ſeiner Arbeiten. — Brunet's „Manuel du libraire“ 1810 iſt maßgebend für die bibliothekariſche Bibliographie, nicht blos in Bezug auf die wiſſenſchaftliche, ſondern auch auf die antiquariſche Werthbeſtimmung aller Preßerzeugniſſe ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt. — Von Thomas Dibdin's bibliographiſchen Schriften wird mehr die blendende artiſtiſche und typographiſche Vollendung gerühmt, viel weniger dagegen treue, ſelbſtſtändige und vollſtändige Wahl des Stoffes, Geſchmack und Genauigkeit auch nur in den rein bibliographiſchen Angaben.

Philosophie und **Pädagogik:** Außer den deutschen ist der größte philosophische Denker Dugald Stewart (1753—1828), der Hauptschriftsteller der schottischen Philosophenschule, nach der durchgängigen neueren Manier der Engländer viel in essays schreibend, von dem berühmten Reid den metaphysischen Studien gewonnen, doch zu wenig mit der deutschen Philosophie vertraut. 1792—1827 verfaßt er sein Hauptwerk „Elements of the philosophy of the human mind". Er will, hierin die schottische Philosophenschule bestimmend, im Gegensatze zu Locke's Empirismus und Hume's Skepticismus die dem Geist immanenten Wahrheitsprincipien zur Geltung bringen, schafft in der schottischen Philosophie Form und Ordnung, macht sie populär. — Gérando, mit Laborde und Lasteyrie ein Hauptförderer des gegenseitigen Unterrichtes in Frankreich, für die Nationalindustrie berühmt, ragt auch als Philosoph und Moralschriftsteller hervor. In der ersteren Thätigkeit geht er von Locke-Condillac'schen Grundsätzen aus, schreibt im Anfange des Jahrhunderts über den Einfluß der Zeichen auf die Bildung unserer Ideen und über den Ursprung unserer Erkenntnisse, was ihm großen Ruf unter den Ideologen macht, entfernt sich aber immer weiter von der sensualistischen Ideologie und wendet sich dem Spiritualismus zu. Seine Geschichte der Philosophie 1803 gilt als das beste französische Werk dieser Art. Das menschliche Leben betrachtet er als eine große fortlaufende Erziehung.

Außer den praktischen Erziehern ist als pädagogischer Schriftsteller namentlich von Ruf der Theologe Schwarz (1766—1837), der sich in der theologischen Wissenschaft innerhalb der populär-philosophirenden und praktischen Theologie und der Moral bewegt. Anfänglich der Philosophie Kant's zugethan, die auch ihn ergreift, tritt er später zu einem mystisch-biblischen Supranaturalismus über. Bedeutend ist sein pädagogisches Hauptwerk „Erziehungslehre" 1804—13, und daneben das Lehrbuch der Pädagogik. Johann Baptist Graser, sehr thätig für Volksbildung in Bayern, schreibt Mehreres über Erziehung und Unterricht. Karl Hahn verfaßt Sprach-, Erziehungs- und Kinderschriften. Der Schnepfenthaler Pädagoge GutsMuths leitet namentlich die physische Erziehung und betreibt die Gymnastik als Unterrichtsfach zunächst aus rein pädagogischem Gesichtspunkte, wozu aber später noch die vaterländische und volksthümliche Betrachtung tritt. Seine

„Gymnastik für die Jugend" ist ein classisches Hülfsmittel der Erziehung und die Grundlage aller folgenden Werke ähnlichen Inhaltes geworden. — Cajetan v. Weiller, der freisinnige, erleuchtete und philosophisch durchgebildete katholische Theologe, um den Unterricht im Sinne der Entwicklung der Vernunft in Bayern sehr verdient, hat über Pädagogik, Philosophie und Religion geschrieben.

Die **Theologie**, das ist richtig betont worden, schwankt durchs erste Drittel unseres Jahrhunderts zwischen einer halben Hingabe an den Rationalismus des achtzehnten, so daß sie die biblische Geschichte wirklich geschichtlich behandeln möchte und doch nicht darf, und einem halben Supranaturalismus romantischen Styls, der den Offenbarungs- und Wunderglauben festhalten möchte und doch fortwährend an die neuerwachte Vernunft in der Forschung Zugeständnisse machen muß. Die allgemeine Denkrichtung ruft den gelehrten Streit zwischen den beiden Richtungen herauf, zunächst durch Reinhard, und es ist natürlich, daß er sich hernach mit politischen Parteiinteressen versetzt. Reinhard, der gelehrte, philosophisch durchgebildete Theologe und berühmte Kanzelredner, giebt sich mit tiefem Interesse philosophisch-theologischem Forschen hin, das sich mehr und mehr dem Glauben an das nach richtiger Schriftauslegung rein hergestellte Christenthum zuwendet. Sein Hauptwerk „System der christlichen Moral" läuft von 1788 bis 1815.

Der ganze Widerstreit mit all seinen Unsicherheiten und Vermittelungsausflüchten spiegelt sich vollständig ab in Christian Friedrich v. Ammon und Karl Ludwig Nitzsch, Beide von Kant's Geiste gestreift, aber in einem wechselnden Entwicklungsproceß begriffen und später einzuführen. Vermittelung ist das ganze Streben. — Speculativ klarer als sie Beide, aber sehr beweglich ist Karl Daub (1765—1836), der in seinen Schriften wie kein Zweiter den Einfluß der philosophischen Systeme von Kant's Kriticismus an wiederspiegelt und die lebendigste Wechselwirkung zwischen moderner Philosophie und Theologie darstellt. Daub zeigt darum fortwährendes Schwanken und immer neue Fortentwicklung, die sich in der Reihenfolge seiner Schriften auffallend ausprägt. Das ist eine doppelt interessante Erscheinung an einem Manne, der dafür anerkannt ist, im Denken und Forschen die strengste Gewissenhaftigkeit zu behaupten. Sein „Lehrbuch der Katechetik" 1801 hält sich durchaus auf dem Standpunkte des Kriticismus; seine „Theologumena" 1806 mit ihren erläuternden „Vorlesungen" 1808 sind unter

dem Einfluſſe der Schelling'ſchen Identitätsphiloſophie geſchrieben, und ſein „Judas Iſcharioth, über das Böſe im Verhältniß zum Guten" 1816 trägt ſogar ein ſtarkes myſtiſches Element in ſich; das aber weicht ſpäter vollſtändig der Hegel'ſchen Dialektik, für die Daub mit großer Thätigkeit wirkt und auf deren Standpunkt namentlich das 1833 erſchienene Werk verharrt „Die dogmatiſche Theologie jetziger Zeit oder die Selbſtſucht in der Wiſſenſchaft des Glaubens". Es iſt richtig bemerkt worden, daß Daub darauf ausgeht, mit Hülfe ſeiner dialektiſchen Kraft dem Glauben neue Stützen zu ſchaffen.

Paulus in Heidelberg ſtellt in ſeinem von 1800 an erſchienenen Commentar zum Neuen Teſtament zuerſt die Forderung an den Forſcher der bibliſchen Geſchichte, zu unterſcheiden, was Factum und was Urtheil ſei; als Hauptaufgabe ergiebt ſich für den pragmatiſchen Hiſtoriker, die beiden meiſt ſo eng verwachſenen und doch im Weſen ganz unterſchiedenen Beſtandtheile zu kennen und aus den Zeitanſchauungen und perſönlichen Meinungen der Betheiligten und Erzähler den Kern des Factums herauszulöſen. Paulus iſt hierin nach Eichhorn, der 1804 in ſeiner berühmten „Einleitung ins Neue Teſtament" den erſten nennenswerthen Verſuch der Evangelienkritik machte und ein Urevangelium annahm, das Haupt des rationaliſtiſchen Raiſonnements, das nach thatſächlicher Geſchichte ſucht und ſich in ihm zuſpitzt. — Im Uebrigen wird in der bibliſchen Theologie die hiſtoriſche Methode eingeführt mit De Wette's „Bibliſcher Dogmatik" 1813, damit der Unterſchied des Alten und Neuen Teſtaments und der Entwicklungsſtufen innerhalb beider geltend gemacht und ſo die Theologie unter den dogmengeſchichtlichen Standpunkt gebracht, was die neuere Forſchung erſt ins Conſequente verfolgt.

Das völlig in der Zeit liegende Streben, den Begriff des Mythus als für alle älteſte Geſchichte allgemein gültigen aufzuſtellen, greift bereits auch auf die ſogenannte heilige Geſchichte über, und ſchon tritt Bauer (1802) mit einer hebräiſchen „Mythologie des Alten und Neuen Teſtaments" auf, was man für jene Zeit in der That als ein Wagniß bezeichnen darf. Es bereitet ſich in dieſen Jahren der Umſturz der natürlich-rationaliſtiſchen Auslegungsmethode durch die mythiſche vor und hängt genau an der oben angemerkten Methode, welche ganz neue Anſichten über die Abfaſſungszeit der teſtamentlichen Bücher begründet; wie dieſe weiter hinausgerückt, die Zeiten des Geſchehens

in fernere Diſtanz von denen des Aufzeichnens gebracht werden, was Vater und De Wette unter den Früheſten auszuführen beginnen, ſo wird auch die rationaliſtiſche Auslegung mehr und mehr von der mythiſchen überholt und zurückgedrängt. Man begann damit auch die Mängel der Paulus'ſchen Erklärungsweiſe aufzuſpüren: das unhiſtoriſche Verfahren gegenüber dem Texte der Urkunden, die gezwungene und meiſt wenig erfolgreiche Ausdeutung, die Herabwürdigung der bibliſchen Geſchichte und ihre Entleerung vom Heiligen und Göttlichen. Doch tritt auch der mythiſche Standpunkt noch nicht rein und conſequent in die Bahn, ſondern geht erſt einen langſamen und eitlen Vermittlungsproceß durch, der die Geſchichte nicht aufgeben will und ſich doch bei ihren klar herausſpringenden Reſultaten nicht beruhigen kann, ein Bemühen, von dem frühe ſchon mit Recht geſagt wurde, daß der ſtrenge Supranaturaliſt es verketzern, der Rationaliſt es verlachen werde, halb Mythe, halb Geſchichte, Dichtung und Wahrheit, Niemanden befriedigend.

Das Schwanken iſt allgemein trotz der ſelber nicht einheitlich in ſich abgeſchloſſenen Hegel und Schleiermacher. Es iſt eine allerdings unerläßliche Vermittelungsphaſe, die uns klarer und entſchloſſener auf ſie Rückblickenden ein leichtes Bedauern abnöthigt; das ganze Streben läuft auf vermittelndes Umhüllen und Verquicken hinaus, deſſen größter Repräſentant mit einem höher als das Ziel ſtehenden Geiſtesaufwande Schleiermacher ſelber iſt. Abgeſehen von den intelligenteſten Spitzen in den Leitern, die auch dem Halben geiſtiges Relief zu geben verſtanden, macht auf denjenigen, der das Glück hat außerhalb des theologiſchen Gezänkes zu ſtehen, dieſe ganze Uebergangszeit einer Theologie, die wiſſen möchte und doch nicht recht darf, glauben ſollte und doch nicht recht will, den Eindruck des Schwächlichen. Die Erklärungsgründe liegen nahe, warum es wieder der deutſche Geiſt iſt, der dieſen Kampf durchficht.

In Bezug auf die Textkritik des Neuen Teſtaments und die Sichtung des bis dahin ungeordnet aufgehäuften Materials iſt eigentlich Epoche machend Griesbach, der durch den kritiſchen Ueberblick und die gewaltige Weite ſeiner Studie die zweite Auflage ſeiner Teſtamentausgabe mit ihren gelehrten Polyglotten zu einem förmlich unentbehrlichen Handbuche des Kritikers machte, übrigens ſich noch ſehr conſervativ verhielt.

So viel über die Forſchung. Ergänzend ſei ein flüchtiger Blick auf ihre Förderungsmittel geworfen.

Ueber wiſſenſchaftliche Inſtitute, welche die Zeit geſchaffen, läßt ſich als Weſentlichſtes das anmerken: Gelehrte Geſellſchaften und Akademien breiten ſich namentlich ſeit Anfang des Jahrhunderts über die ganze Erde aus; die großen polytechniſchen Anſtalten kommen eben erſt auf, neue Univerſitäten und viele höhere Schulen entſtehen; insbeſondere eifert hierin auch Rußland dem übrigen Europa nach.

Univerſitäten: 1802 wird die eingegangene Dorpater neu errichtet; 1803 Wilna eröffnet; ſeit demſelben Jahre, da Heidelberg an Baden kommt, blüht unter Karl Friedrich die Univerſität neu auf, und ihre Bibliothek wird durch eigenen Fond neu gegründet; 1804 entſtehen die Univerſitäten von Charkow und Kaſan und die Moskauer wird verbeſſert und hernach um 1813 wieder eröffnet; 1807 Marylanduniverſität in Baltimore; 1810 die Innsbrucker zum zweitenmal aufgehoben, 1826 wiederhergeſtellt; 1811 Chriſtiania geſtiftet und 1813 eröffnet; im gleichen Jahre wird die Breslauer Univerſität durch Vereinigung mit der Frankfurter erſt zur vollſtändigen erhoben; 1812 Genua, 1813 Petersburg und Helſingfors. Sehr wechſelnde Schickſale hat das ſchwergeprüfte Halle; 1806 wird die Univerſität von Napoleon, der ihren vaterländiſchen Einfluß fürchtet, geſchloſſen, 1808 vom König von Weſtphalen wiederhergeſtellt, 1813 nochmals aufgelöſt, nach der Leipziger Schlacht wieder eröffnet und 1815 die Wittenberger mit ihr vereinigt. Helmſtädt und Rinteln werden 1809, Salzburg 1810 aufgehoben.

1801 entſteht als erſtes in Deutſchland das techniſche Inſtitut in Prag; 1803 wird die polytechniſche Schule in Wien projectirt, 1814 errichtet, 1815 eröffnet, 1818 erweitert; die Pariſer wird von Napoleon neu eingerichtet und mächtig unterſtützt. Napoleon legt die Militärſchule zu Saint-Cyr an, und 1810 entſteht die Marineſchule zu Toulon. 1801 ſteht das geographiſch-militäriſche Inſtitut in Mailand auf, das ſich durch ſeine Karten einen Namen macht; 1804 Bertuch's geographiſches Inſtitut, von dem außer vielverbreiteten Kartenwerken auch andere ausgehen, wie z. B. die von Zach begründeten geographiſchen Ephemeriden; 1812 legt Beſſel die Königsberger Sternwarte an; 1811 gründet Heinrich Cotta die Akademie für Forſt- und Landwirthſchaft zu Tharandt, die 1816 zur königlichen unter ſeiner

Direction erhoben wird. Thiersch stiftet in München ein philologisches Institut, das 1802 als Seminar mit der Akademie und später mit der Universität verbunden wird.

Akademien für Geschichte und Antiquitäten, Naturgeschichte und Medicin werden gestiftet; Neapel, Florenz, Paris, Dublin, Dresden, New-York werden ihre Sitze; weitaus das gewichtigste ist das 1804 von Napoleon umgestaltete und in vier Classen getheilte Institut impérial. In der Union wird Philadelphia Hauptsitz der Wissenschaften und Künste, für die eine Reihe von Anstalten ersteht. Historische, literarische und naturwissenschaftliche Gesellschaften stehen neu auf oder breiten sich weiter über die Länder aus.

Drei Namen sind es, die für sich vor den anderen herausgehoben werden müssen; auf dem theologischen Boden Schleiermacher, auf dem rechtsgeschichtlichen Eichhorn, auf dem philologisch-mythologischen Creuzer.

Schleiermacher
(1768—1834).

Friedrich Eduard Daniel Schleiermacher, dessen geistige Richtung mit dem Anfange des Jahrhunderts ausgebildet auftritt, ist eine reiche und volle, aber nie ganz abgeklärte Mischung aus Platonischem Gemüth, Fichteſcher Vernunft und romantischer Poesie, unendlich bestimmbar und bestimmend, doch überwiegend receptiv, der weiteſt wirkende philosophische Theologe seiner Zeit; die unsere hat freilich seinen Uebergangsstandpunkt schon lange überholt. Er will das allerdings möglichst frei gefaßte Dogma in Philosophie auflösen, was nie ohne Phrase abgeht; aber auch das nahm man als verborgene Weisheit hin der oft bezaubernd schönen Form und seinen Denkweise zu lieb. In dem eingebornen Streben, Plato und Fichte zu vereinen und die verschiedenen Geisteskräfte durch seine Religion gleicherweise zu befriedigen, mußte die rationelle Klarheit oft an die blühende Redeformel verloren gehen, und kaum ein Zweiter hat sich nach der Richtung so viel verzeihen, ja so viel bewundern lassen. Immer giebt er dem religiösen Bedürfniß Ausdruck in philosophischer Form, so besonders schon in den berühmten „Reden über die Religion“ 1799, einem unserer herrlichsten Literaturdenkmale, ebenso kühn im Gedanken als schwungvoll im Vortrag, und in den „Monologen“ 1800. Tiefes religiöses Bedürfniß, auf dem lebhaften Gefühle

ruhend und durch die Erziehung in der Brüdergemeinde gepflegt, immer lebendige philoſophiſche Speculation, am Idealismus Plato's großgezogen und an der Identitätsphiloſophie ihre angemeſſene Ausbildung vollziehend: das nie ruhende und doch in dem reichen Geiſt eine eigen erfüllte Harmonie begründende Ineinanderſpielen der beiden Factoren macht ſeine Geiſteseigenthümlichkeit aus. Er hat etwas Weibliches in ſeinem Gemüth, viel Schöngeiſtiges in dem ganzen Seelenleben.

Bewundernswürdig iſt die Vielſeitigkeit ſeiner Kräfte und Thätigkeiten; in der erſten, glänzenden Zeit der Berliner Univerſität iſt er eine ihrer geiſtigen Größen; in der Zeit der Unterdrückung wirkt er mit dem reinen und hohen patriotiſchen Muthe lebendig erhebend von der Kanzel und dem Katheder herab; wiſſenſchaftlich vertritt er immer das Recht der freien Prüfung und übt die nachhaltigſte Wirkung auf Methode und Ziel der Studien, ſo durch die beiden Schriften über die deutſchen Univerſitäten und das theologiſche Studium.

Beſtimmt durch die herrnhutiſche Erziehung, geht ſeine Anſchauung von der weihenden Anerkennung der individuellen Lebensformen aus, individualiſirt die Religion ſelber zuerſt in unhaltbarer Weiſe, löſt ſie, wohl wieder in Folge deſſelben Einfluſſes, in Empfindung auf und ſpricht das Reich des Handelns von ihrer Einwirkung frei, indem er die Sittlichkeit im Sinne der kritiſchen Philoſophie von ihr unabhängig ſetzt. Noch in der „Weihnachtsfeier" 1806, die bereits mehr auf das poſitive Chriſtenthum eingeht, ſucht er mit zu großer Gefälligkeit die Berechtigung der verſchiedenſten Standpunkte gleichſam naturphiloſophiſch nachzuweiſen. In ſeiner dialektiſchen Entwicklung geht er immer vom chriſtlichen Bewußtſein, der inneren Erfahrung, dem ſpecifiſch religiöſen Bedürfniſſe des Gemüthes aus. Und ſo iſt es dieſelbe Subjectivität, welche ſeiner Chriſtologie eine höchſt unſichere Unterlage giebt. So erhebend und frei entwickelt dieſe iſt, ſie genügt doch weder der Wiſſenſchaft noch dem Glauben; jenes nicht, indem das Ideal in einer einzelnen hiſtoriſchen Perſon wirklich geworden ſein ſoll, dieſes nicht, indem ſie gleichwohl die Grundſteine aus dem Gebäude des ſpecifiſch chriſtlichen Glaubens herausbricht. Es läßt ſich das ſchwerlich zutreffender und markiger ſagen, als wie Strauß es in ſeiner Dogmatik thut, mit Worten, die auf Schleiermacher's ganzes Weſen zutreffen:

„Als ächter Idealiſt geht zwar Schleiermacher in der Deduction ſeines Chriſtus vom Subject aus; aber eben daß er aus demſelben herausgeht, daß er allen abſoluten Inhalt, den er in demſelben antrifft, aus der Mittheilung von dem äußerlich dageweſenen Gottmenſchen ableitet, iſt der Rückfall auf den Boden des altkirchlichen Syſtems. Freilich, will man eben dem Manne um dieſes Verrathes willen zürnen, ſo muß man ihm wieder gut werden, wenn man bemerkt, daß er nicht blos die Philoſophie an die Theologie ſondern ebenſo die Theologie an die Philoſophie verrathen hat: und gerade dieſe Zweiſeitigkeit und Zweideutigkeit iſt das Weſen ſeiner Stellung in der Geſchichte der Theologie, um deren willen ſein Wirken von beiden Seiten her nur als ſegensreicher Fluch oder als fluchwürdiger Segen erſcheinen kann". — Das Recht der Individualität will Schleiermacher überall wahren und gegen den Druck der Geſammtheit ſchützen, und darin weht ein entſchieden freiſinniger Geiſt durch. Zeugniß davon giebt auch die Abhandlung „Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung", welche mit hohem Intereſſe verglichen werden könnte mit der von gleichem Geiſt eingegebenen und beſeelten W. v. Humboldt's über die Grenzen des Staates. Uebrigens bewegt ſich die Unterſuchung in abſtract allgemeinen Sätzen und läßt die hiſtoriſch gegebenen Geſtaltungen und das Recht der Thatſachen zur Seite liegen. Das iſt ein dem Dialektiker allgemein eigener Grundzug.

Der Naturtrieb wird von Schleiermacher bis zu lächerlicher Uebertreibung als heilig erklärt, das hängt principiell mit der Vertheidigung der „Lucinde" zuſammen. Auch er, in ſeinen Anfängen Nichts weniger als hiſtoriſch-chriſtlich, träumt mit ſeinen Freunden von der Romantik zuerſt von der neuen Religion, die der Welt aufgehen müſſe; auch er will mit ihnen das Leben zum Kunſtwerk geſtalten. Seine in Abhandlungen niedergelegte Kunſtanſchauung enthält treffende Beſtimmungen über den Charakter der Kunſt und den Urſprung aus ihren inneren Lebenselementen, leidet aber an einem Mangel logiſcher Schärfe in den Scheidungen und an unhaltbarem, weil zu äußerlichem Ableiten der künſtleriſchen Begeiſterung aus dem den einzelnen Künſten dienſtbaren Material.

Wie Schleiermacher die Aufgabe der Theologie faßt, wird wohl am klarſten aus der kleinen Schrift „Methode des theologiſchen Studiums", die ein glänzender Beleg iſt für ſein tiefes theologiſches Ver-

ständniß. Indem hier bestimmt vom Standpunkte der christlichen Kirche ausgegangen ist und die zwei Seiten der eigentlichen Kirchenleitung und des ganzen zur philosophisch-theologischen Durchbildung erforderlichen wissenschaftlichen Apparates gleicherweise angeschlagen werden, tritt einmal das durchdringend klare Verständniß aller einzelnen theologischen Disciplinen an sich, dann ihr streng einheitlich gestaltetes Verhältniß so unter sich wie zur ganzen wissenschaftlichen Geistesarbeit in ein besonderes Licht. Mängel: Untergeordnete und unsichere Stellung der Dogmatik und Uebersehen des Selbstzweckes der Disciplinen als „das Selbstbewußtsein des Geistes in seiner religiösen Wirklichkeit" entwickelnder und tragender. Die Stellung der Dogmatik ist schief in doppelter Weise: sie soll historisch sein und doch wieder nicht, sie soll nur formell aber keineswegs materiell philosophisch bestimmt sein — eine Begründung der Dogmen durch speculative Beweise ist durchaus unstatthaft. So will Schleiermacher seine Dogmatik forcirt von aller Philosophie unabhängig wissen, während er doch wider Willen oder doch wider Bekennen in dieser fußt und zwar wesentlich auf spinozistischen, im Einzelnen nachweisbaren Grundlagen.

Seine religiöse Ueberzeugung in ihrer ausgebildetsten Reife ist niedergelegt in dem Werke „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" 1821. Es ist tief bedeutsam für die Gestaltung der evangelischen Dogmatik, weil es sich über den Gegensatz von Rationalismus und Supranaturalismus erheben und das dem religiösen Bedürfniß in seiner Unabhängigkeit von der religiösen Reflexion Wesentliche ausscheiden und fixiren will. An diese Fassung knüpft dann auch die Construction des Lebens in der christlichen Sitte. Schleiermacher hält den Grundsatz fest, „daß die christliche Ethik als solche die christliche Glaubenslehre voraussetze", während sich Daub in der Ethik auf freier speculativen Standpunkt stellt. Die „Kritik aller bisherigen Sittenlehre" 1803 will das Ideal einer wissenschaftlichen Darstellung der Ethik entwerfen und mißt daran streng die vorausgegangenen. An sie knüpfen verschiedene Abhandlungen in den Denkschriften der Berliner Akademie.

Schleiermacher ist glänzender Redner; seinen freien Vortrag, der sich ähnlich wie seine schriftstellerische Construction in großem zusammenhängenden Redebau ergeht, zeichnet schon äußerlich Leben und Bewegung aus, und daneben tritt der bedeutende innere Vorzug auf, daß

er die schwierigsten und reichsten Themata klar und scharf zusammenfaßt und mit geordneter Sicherheit in alle ihre Einzelheiten verfolgt. Der Kanzelredner geht Schritt für Schritt an der Hand des Dialektikers einen genauen systematischen Gang: einleitende Prüfung des Textwortes zu Herausentwicklung des Themas, das kurz, scharf und bestimmt herausgestellt wird. Die Abhandlung läuft in einfachster, meist blos dichotomischer Theilung ab, für welche öfters Theorie und Praxis die zwei unterscheidenden Seiten bilden. Ueberwiegend ist die dialektische Reflexion und rationell untersuchende Manier, in welcher der Verstand entschieden dominirt; daher Klarheit, Besonnenheit, Einfachheit der Gedanken, durchgängige Gleichmäßigkeit und mittlere Höhe des Tones. Es ist betrachtendes Anschauen der gegebenen Verhältnisse, die Manier mehr referirend und nach Art eines consulti die Schlüsse ziehend. Die Exemplification fehlt oder geht ins Allgemeine, die Anschauung tritt zurück, es mangeln Gestalten, und doch ist — ganz natürlich — eben in diesen seltenen Partien des lebendigen Anschauens mehr eindringliche und bewegende Innerlichkeit und hervorbrechende Begeisterung. Die lange Periodisirung ist meisterhaft geordnet und ohne alles Dunkel, macht aber den Eindruck des Gedehnten. Muster eines klaren, gediegenen und eindringenden Vortrages, wenden sich seine Predigten immer weniger an das Gefühl als an das Denkvermögen seiner Zuhörer; vielseitig und gedankenreich, wollen sie die Ueberzeugung derselben gewinnen. Sieben Sammlungen sind erschienen.

Die Uebertragung des Plato, früh aufgegriffen, ist sowohl durch die Kunst des Ausdrucks als durch die Einleitung in die einzelnen Dialoge für das Studium dieses Philosophen epochemachend; kaum konnte ein verwandterer Geist mit mehr angeboren liebendem Verständniß in die Tiefen des unerschöpflichen „göttlichen" Denkers eindringen.

Schleiermacher hat nicht blos die negative Kritik des Rationalismus gegen die Kirchenlehre vollständig in sich aufgenommen, sondern noch schärfer ausgebildet, will aber anderseits gleichwohl so viel als möglich von dem positiv christlichen Glauben festhalten, ja eben diesem Rationalismus gegenüber wiederherstellen. Aber in dem Anspruch, der Wissenschaft und dem Glauben zugleich genugthun zu wollen, liegt immer ein Ungenügen gegen beide, und dieses tritt nirgends deutlicher heraus als in seiner Christologie, doch keineswegs in ihr allein; so

verkürzt ſeine Vermittlung auf der einen Seite den Glauben und verletzt auf der anderen die Wiſſenſchaft.

Karl Friedrich Eichhorn.

[Grundwerk: Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, 1808 ff.]

Eichhorn iſt mit dieſem Werk faſt ebenſo bahnbrechend als Savigny mit ſeiner Geſchichte des römiſchen Rechtes im Mittelalter; beide ergänzen und begleiten ſich glücklich. Wenn hier ein ſchwerer zugängliches und zerſtückteres, ſo lag dort ein verworreneres Material vor, und das Quellenſtudium iſt auf beiden Seiten gleich gewaltig und bewundernswerth. Eichhorn vereint die unbeugſamſte, ja abgeſchloſſene Strenge der Gelehrſamkeit mit jener Klarheit und Geſetzmäßigkeit, die das Grundmerkmal des großen Rechtslehrers iſt. Die ſchärfſte Scheidung der Materien, die ſtrengſte logiſche Folge tragen Licht auch in die widerſtrebenden Zeiten und Fragen, deren Knäuel freilich ſelbſt der große Forſcher nicht überall auflöſen konnte, weßhalb er Vieles zweifelhaft läßt. — Man hat Eichhorn's Sprache trocken geheißen, ſie iſt es nicht; ſie hat allerdings eine knapp und bildlos vorgehende Strenge, unterſcheidet ſich übrigens nicht weſentlich und nicht zu ihrem Nachtheil von der Savigny's; in beiden iſt die Durchſichtigkeit ein frappanter und glänzender Vorzug. Dieſe Sprache hat die Decidirtheit großer und ſicherer wiſſenſchaftlicher Studien; ſie ſtellt kurzweg ihre Behauptungen hin und tranſigirt nicht. — Vor Allem Juriſt, entwickelt Eichhorn doch für die in den Anfängen unſeres Jahrhunderts noch danaidenartige Arbeit, die Rechts- und Staatsinſtitute der Deutſchen in ein klares Ganzes zu bringen, die eminenteſte hiſtoriſche Befähigung. Das geſchichtliche Herausentwickeln, die lebendige Verbindung und Beziehung der culturtragenden Momente, die Werthung der inneren Lebenselemente in Staat und Volk ſtellen das Werk unverrückbar auf eine bedeutſame Höhe, die noch gewinnt, wenn man bedenkt, daß jenen Zeiten überwiegend blos äußerlich literäriſche Anſchauungen übergeerbt waren; ſie geben den ſtrengen Materien Reiz, dem Ganzen gehaltvolle Rundung, man möchte ſagen logiſch geſetzmäßige Schönheit. — Eichhorn iſt, wie das der rechtsgeſchichtlichen Anſchauung durchweg zu eignen ſcheint, ſtreng conſervativ, daher wenig angethan weder das Princip der franzöſiſchen Revolution noch die

hochwichtige Bedeutung der Napoleoniſchen Geſetzgebung und ihre ohne allen Zweifel ſegenvollen Reformen auch auf dem deutſchen Boden anzuerkennen; er findet ſich auf dem modernen Felde nicht mehr zuweg und ſteht ihm einſeitig gegenüber; Recht hat ihm allgemein nur das, was ſich aus alten hiſtoriſchen Wurzeln herausentwickelt hat, und in der Verfolgung dieſes Ganges ruht ſeine Kraft. — Was auch in unſerer Zeit mit noch größeren Erfolgen auf dieſem Gebiete gearbeitet wird, Eichhorn's Verdienſte, bahnbrechender Natur, bleiben unverletzlich ſtehen. Sein Werk, das ſich zu den Grimmſchen Forſchungen ähnlich ſtellt, wie Raynouard's, Fauriel's und Thierry's Arbeiten unter ſich, iſt ein lebendiger Organismus und eine wahrhaft nationale That, geboren in den für Deutſchland trübſten Zeiten.

Friedrich Creuzer.

[Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen, 2 Bände, 1810—12, in der 3. Auflage 4 Bände, für das nordiſche Heidenthum fortgeführt von Mone.]

Creuzer nimmt eine älteſte Maſſe von Poeſie an mit philoſophiſchem und theologiſchem Gehalt, dem Homer und Heſiod vorausgehend, dem Orient entnommen und ſymboliſchen Weſens, das in den Prieſterſchaften und nachher in den Myſterien erhalten bleibt und auf eine höhere Offenbarung wie auf einen Urzuſammenhang zurückdeutet. — Dieſe Anſicht ruht ſo vollſtändig auf der allgemeinen Ableitung der religiöſen Vorſtellungen aus dem Oriente, daß alle Mythen und Culte in vielfach verſchlungener Geſtaltung in einander fließen, in welcher die individuelle Entfaltung des helleniſchen Geiſtes ertränkt iſt; der Orient dagegen wird Quell einer den Naturkräften entnommenen Weisheit, an der das Trübe und Dunkle und Dämmerhafte, das phantaſtiſch aus dem Bewußtſein der menſchlichen Nichtigkeit Herausſpringende vornämlich geſucht und gefeiert wird. Zu dieſer Auffaſſung wirken alle in der Zeit liegenden Tendenzen der Naturphiloſophie und Romantik mit. Alle Geſtalten löſen ſich in phyſikaliſch-aſtronomiſche Kräfte und Weſen auf, und völlig überſehen iſt die Hoheit und Macht des gegen die düſtere orientaliſche Weisheit ſelbſtthätig und geſtaltenkräftig reagirenden Hellenenthums, das die aus dem Orient übererbten unklaren Allgemeinheiten in plaſtiſche Perſonificationen umſetzte, kurz ſeine natio-

nalen Götter und Heroen schuf und in diesen seine hochherrliche Culturbedeutung fußen hat, nicht in dem, was gar nicht oder nur halb gestaltet in Geheimlehren von morgenländischen Träumereien zurückblieb. Das eben ist der Ur- und Grundunterschied zwischen hellenischem und orientalischem Wesen, daß dieses sich nie über die räthselhaften und fatalistischen Götterkräfte seiner Naturſymbolik gestaltend, personificirend und individualisirend hinauszuheben verstand, während der Hellenismus aus demselben, immer und allenthalben ersten naturſymbolischen Grunde heraus seine in klarer Poesie leuchtenden Gottmenschen und Menschengötter formte. — In Creuzer arbeitet neben der außerordentlich weiten und nicht ohne Tiefsinn combinirten Gelehrsamkeit eine phantastisch zusammenbildende Gefühlspoesie, mit welcher er durchweg das mystisch ruhende und ebenso umgewandelte Sein, nie aber die historische Bildung aufzugreifen, wohl die in einander fließenden Attribute und Analogien, nicht aber die charakteristischen Differenzen hinzustellen oder eine abgeschlossene Gestalt zu fixiren versteht; es liegt in diesem Gewirre von Abstractionen etwas Chaotisches, so viel naive und ursprüngliche Wahrheit auch in einzelnen primitiven Fassungen anspricht. Da fließen so viele Identitäten mit immer gleichen und sich wiederholenden Grundzügen in einander, daß dem Geiste das Verständniß des Unterschiedenen verloren geht und nur noch das Bewußtsein bleibt von göttlich vorgestellten Naturkräften, deren Wesenheit allerdings überall dieselbe ist; die wirr verwobenen Mythen geben keine Klarheit, weil sich keine feste Consistenz herauslöst. Die etymologischen Ableitungen beweisen Nichts. — Kurz, jedes Maß ist verloren, jede nationale, ja überhaupt historische Entwicklung übersehen und in der Religion nur das unverarbeitete Urelement erkannt und anerkannt. — Die Symbolik versucht für die Religionssage der alten Welt dasselbe, was der ausgeartete Pantheismus für die Kenntniß der Natur thut. Creuzer bleibt in dieser Richtung consequent stehen, während Görres, außer ihm der gewichtigste Repräsentant derselben, als Pantheist anhebt und als fanatischer Katholik endet.

Gegen diese Scheinweisheit, der allerdings eine ungeheure Masse von Kenntnissen dienstbar gemacht ist, treten auf: 1818 und 19 Hermann mit dem ganzen Rüstzeug seines philosophischen Wissens und zugleich mit überzeugender Wahrheit und Consequenz, 1824 mehr polemisirend Voß, 1829 Lobeck in seinem berühmten „Aglaophamus“.

Creuzer edirt in dieser Zeit mehrere Schriften aus der griechischen Geschichte und über sie, 1805—11 die „Studien", zuerst mit Daub, und begründet 1808 die „Heidelberger Jahrbücher der Literatur".

Auf denselben Gebieten treibt sich der phantastische Mystiker Görres, der umgekehrte Lamennais, herum, jetzt noch der Demagoge der Revolution, hernach derjenige der Reaction, dessen Prosa an Z. Werner's Dramen erinnert. Die haltlose Natur geht zur Zeit in den kecken Spielen ihrer Einbildungskraft von einem orientalischen Pantheismus aus, der ihn zu den Mythen Indiens als zu den Mysterien der höchsten göttlichen Weisheit zurückführt. Doch faßt seine subjective Natur auch diese dunklen Dinge nicht einfach als gegebene, sondern versetzt sie sogleich mit den Volksvorstellungen des abendländischen Aberglaubens und den Speculationen der jungen Naturphilosophie und braut daraus eine Art apokalyptischer Mythologie zusammen, die in der schillernd verlockenden Form seiner poetischen Prosa die tiefsten Geheimnisse des Alllebens zu berühren und zu eröffnen scheint, während sie doch nur die wirren Einfälle und willkürlichen Constructionen eines excentrischen und unwahren Seelenlebens giebt. Zuerst begeisterter Anhänger der französischen Revolution, dann durch eigene Anschauung von ihr entnüchtert, wendet er sich für die vorliegende Periode ganz vom öffentlichen Leben ab und taucht in demselben erst mitten in den Befreiungskriegen wieder auf als heftiger Verfechter des Deutschthums, noch mit freiheitlichen aber höchst unklaren Neigungen, bis er politisch in der ausgesprochenen Reaction und religiös im finster-abergläubischen Katholicismus endet. Wir werden den seltsamen Mann, der hier blos einzuführen war, mit seinen schreienden und doch von Natur aus in ihm begründeten Wandelungen später zu begleiten haben.

Das größte Product der Gelehrtheit dieser Tage steht in höchster Ausbildung die deutsche **Philosophie.** Das große Erbtheil der letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, aus dessen Rationalismus sie herausgewachsen, um sich gegen den entnüchterten und verflachten zu wenden, führt sie als Lehrerin das neunzehnte ein, tritt nach Frankreich über und färbt binnen Kurzem bleibend die ganze Literatur dieses Volkes. Es giebt Jahre, wo fast alle anderen Denk- und Literatur-

richtungen vor ihr zurücktreten. Eben jetzt macht ſie übrigens den Proceß des großen Ringens und intenſiven Einarbeitens durch, wenigen Eingeweihten klar und doch von allen Strebenden geſucht. Erſt ſpäter verdeutlicht, populariſirt und verflacht ſie ſich. Auf ihr zuvörderſt beruht das Uebergewicht des deutſchen Geiſtes.

Immanuel Kant.

Kant hat die Bahn des ſtrengſten Kriticismus geöffnet und in der erſten conſequenten Unterſuchung der Quellen und Grenzen unſeres Erkennens die kritiſche Geographie unſeres Geiſtes niedergelegt. — Begriffe ohne Anſchauungen ſind leer und Anſchauungen ohne Begriffe blind, das iſt die Grundlage einer geſunden Erkenntnißtheorie. Seine zwei Erkenntnißſtämme verknüpfen den Senſualismus und Idealismus. Die Sinnlichkeit giebt, der Verſtand denkt die Gegenſtände; die Materie der Empfindung kommt von außen, die Form von innen; jene giebt das a poſteriori ſche, dieſe das a priori ſche Element im Erkennen. Wir erkennen nur die Anſchauungsweiſe, nicht das Was? der Gegenſtände, das Noumenon iſt uns unzugänglich. Das Sinnenerkennen iſt die Fähigkeit von Vorſtellungen aus Affection, receptiv, giebt die auf's Einzelne gehende Anſchauung, aber ſchon in dieſer iſt ein a priori ſches Element; denn die empiriſche Anſchauung (Erſcheinung) kommt nur zu Stande durch die Affection meiner Vorſtellungsfähigkeit und durch die Thätigkeit dieſer ſelbſt. Nach Abſonderung alles Empiriſchen bleibt die reine Form der Anſchauung zurück — Raum und Zeit; dieſe ſind nothwendig, blos ſubjectiv, ideell und real zugleich, der Raum die Form des äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes; in ihnen liegen die von jeder Empirie unabhängigen Geſetze der Anſchauung. — Das Bedeutende iſt hierbei das Anerkennen des geiſtigen Urſprungs dieſer Formen und ihr Feſtſetzen als Anſchauungen. Aber weil nothwendig, müſſen ſie auch objectiv ſein, ſonſt wäre nicht abzuſehen, wie ſie ſich die Dinge unterwerfen; der nothwendige Contact treibt über die Subjectivität hinaus. Die ſcharfe Trennung von Ding an ſich und Erſcheinung iſt unhaltbar; wenn das Erkennen durch Erfahrung objective Bedeutung haben ſoll, ſo iſt das Ding an ſich ein bloßes Phantasma. Schon hier hebt das verflüchtigende Subjectiviren an. — Der Verſtand iſt das Begriffe (Allgemeinvorſtellungen) bildende und verbindende Vermögen. Im wahren Erkennen verbinden ſich An-

ſchauung und Begriff, und dieſe Syntheſis macht das Urtheil. Die den viermal dreifachen Syntheſen zu Grunde liegenden Principe ſind die Kategorien. Der Einheitsbegriff aber, der jeder Verbindung vorausgeht und von allen Kategorien vorausgeſetzt wird, liegt in der ſynthetiſchen Einheit der Apperception. Das ‚Ich denke‘ iſt ein ſpontaner, nothwendiger und unwandelbarer Act, der alle Modificationen der Einen Einheit durchläuft. Nur durch dieſe Syntheſis entſteht Erfahrung; dieſe iſt nothwendig, allgemein, objectiv gegen die Perception der ſinnlichen Erſcheinung. Die Erfahrungsobjecte als verknüpfte Wahrnehmungen ſind den Regeln der Verknüpfung d. h. den Kategorien unterworfen. Natur iſt der Complex der Erfahrungsobjecte, die nur durch den Verſtand ſolche geworden, formell der Inbegriff der Verknüpfungsgeſetze für die Erſcheinungen. Anſchauung und Verſtandesbegriff werden vermittelt durch die transſcendentale Zeitbeſtimmung, die als a priori ſch und allgemein den Begriffen gleichartig, als Form des inneren Sinnes der Sinnlichkeit verwandt iſt. Aus ihr entſtehen die Schemata der geſtaltloſen Kategorien. Der Schematismus iſt das transſcendentale Product der productiven Phantaſie, deren Weſen Bewegung iſt: Nacheinander in der continuirlichen Linie, Nebeneinander in der ſich ausbreitenden Bewegung. — In der Ableitung der Nothwendigkeit und Allgemeinheit im Erkennen aus der transſcendentalen Einheit des Selbſtbewußtſeins iſt bereits das Fichteſche Ich vorgebildet. Dieſe Einheit aber mit ihren Kategorien iſt nur ſubjectiv. Wie kann der Verſtand die objective Einheit der Dinge begreifen, wenn die Erfahrung nur die Erſcheinungsweiſe des Dinges kennen lehrt? Dieſe Subjectivität reicht nicht an die Sache, weßhalb dem Denken des Objectiven der künſtliche und ſchon an ſich nicht reine Schematismus zu Hülfe kommen mußte. Die Einheit des Selbſtbewußtſeins iſt nicht nothwendig auch die objective — Anklang an Fichte. In der Application der Kategorien miſchen ſich materielle Elemente bei. Das triadiſche Gleichmaß in der Bildung der Kategorien, freilich ſelber ſchon geſtört, bezeichnet den hiſtoriſchen Ausgangspunkt von Hegel's dialektiſcher Methode. Groß bleibt in Alledem das Geltendmachen der Bedeutung des Geiſtes gegen die Empirie; überwiegt ja ſchon im Erzeugen der Erkenntniß entſchieden der ſubjective Factor. — — Vernunft iſt das Vermögen des reinen Erkennens ohne empiriſchen Beiſatz, ihre Thätigkeit rein formell, ihr Inhalt die Ideen. Dieſe haben trans-

ſcendentalen Gebrauch, nur regulativen Werth, ſind ohne gegenſtändliche Realität; im Praktiſchen iſt die Idee, das ſein Sollende, das Höchſte, da erhält ſie materielle Bedeutung. Alles Schließen geht aus Prämiſſen, die ſelber nur durch Proſyllogismen gelten. Daher nöthigt die Vernunft, die Geſammtheit der Bedingungen zum gegebenen Bedingten in aufſteigender Reihe zu ſetzen, und dieſe Totalität führt aufs Abſolute. Die Vernunft zwingt ſo, jenſeit des Bedingten ſolches zu ſetzen, was nicht Erſcheinung iſt, d. h. das Noumenon, als welches das Sittengeſetz zu bezeichnen iſt. Das Noumenon iſt ein bloßer Grenzbegriff, der rein negativ am Ende des Gebietes der Erſcheinungen ſteht; das Unbedingte muß aber, um Princip der reinen Vernunft zu werden, als objectiv exiſtirend gedacht werden — Umſetzen des Subjectiven ins Objective, wobei die Vernunft vernünſtelnd verfährt. Forderung abſoluter Einheit der objectiven Bedingungen aller Erſcheinungen — Weltganzes, eines unbedingten Subjectes als Subſtanz — Seele, eines abſoluten Ganzen als Inbegriff aller Realität — Gott. Pſychologiſch: Die Schlüſſe der rationellen Pſychologie auf Immaterialität, Incorruptibilität, Spiritualität und Immortalität ſind Paralogismen, die das abſtracte Gedankending eines abſoluten Subjectes für alle Verſtandesfunctionen real ſetzen. Es iſt nur empiriſche Pſychologie möglich, das ſubſtantielle Daſein der Seele unbeweisbar; Materialismus und Spiritualismus, Verneinen und Bejahen gleich haltlos. — Kosmologiſch: Das Weltganze als reale Behauptung genommen erzeugt die Antinomien, daher die vier transſcendentalen Ideen: abſolute Vollſtändigkeit der Zuſammenſetzung, der Theilung, der Entſtehung, der Abhängigkeit des Daſeins. Theoretiſche Erkenntniß der Welt iſt unmöglich; die Idee einer Totalität des Seins der Natur nur regulatives Princip. — Theologiſch: Auch die Idee von einem All der Realitäten iſt nur regulativ; als Ding gefaßt wird das allerrealſte Weſen objectivirt und hypoſtaſirt. Wie die Vernunft in den Sinnengegenſtänden das Erſcheinende auf gegebene Realität bezieht, ſo will ſie auch hier thun, das iſt Grenzverwiſchung. Der ontologiſche, der kosmologiſche und der teleologiſche Beweis fallen. Es giebt keine Theologie mit objectiver Gewißheit, aber auch keinen Materialismus, da ſich ebenſo wenig verneinen als bejahen läßt. Die Vernunft ſetzt jenſeit der Erſcheinung das ſein Sollende (Imperative), und das führt auf die Metaphyſik der Sitten. — Die Vernunftideen als Zuſammenhang

bringend in die Verſtandeserkenntniß und damit erſt ein ausreichendes Merkmal empiriſcher Wahrheit bietend können nicht bloße Illuſionen ſein; ihnen muß objective Bedeutung zukommen. Kant's hiſtoriſcher Sieg über die frühere Metaphyſik, der keineswegs ein abſoluter iſt, hängt in letzter Linie wieder ab von der Subjectivität der Anſchauungsformen und Kategorien und von der abſtracten Trennung des Dinges an ſich und der Erſcheinung. Jene Subjectivität aber, die nur die Erſcheinung wahrnehmen läßt, kann er nicht mehr abſtreifen, daher nichts Abſolutes weder im Denken noch im gedachten Sein; die Kluft und damit Troſtloſigkeit wächſt und gipfelt in der Metaphyſik. Die praktiſche Vernunft aber mit ihren unumgänglichen, aber unerklärbaren Poſtulaten drängt ihn wieder in den Dogmatismus zurück. So wird ſein Verhalten ein dualiſtiſches; er kommt nur mit einem Sprung über die Kluft hinaus, die ſeine Logik nicht überbrücken kann.

Hochbedeutend iſt bei Kant das Wurzelfaſſen der einzelnen Wiſſenſchaften in der Metaphyſik. — Seine Naturanſchauung ruht auf dem Satze: Alle Prädicate der Natur führen auf die Bewegung zurück, durch welche jene die Sinne afficirt. Danach löſt ſich die Materie auf in zwei Grundkräfte: die Repulſivkraft, die allein alles Körperliche ins Unendliche zerſtreuen würde; die Attractionskraft, die allein es in einen mathematiſchen Punkt zuſammenzöge; erſt ihr Gleichgewicht bildet die Materie. Darin iſt eine weſentlich noch gültige Naturphiloſophie begründet, in der zunächſt Schelling wurzelt. Es iſt die dynamiſche Anſicht, wenn auch noch nicht vollſtändig durchgeſetzt. Was iſt der Träger ſeiner zwei Kräfte? Indem Kant von Theilen redet, ſetzt er in dieſen wieder die Materie voraus. Kant's Dynamismus, der zuerſt entſchieden gegen die mechaniſche Atomenlehre aufgetreten, beſtimmt glücklich die ganze neuere Naturanſchauung und iſt von den verſchiedenen Richtungen der Naturphiloſophie weiter verfolgt worden; die Atomiſtik iſt ganz überwunden, denn auch der neuere Materialismus kehrt nicht zu ihr zurück, und ſo bleibt Kant's großes Verdienſt ungeſchmälert ſtehen.

Sittenlehre. Ohne die Freiheit, in der die Vernunft ſich lediglich durch ſich ſelber beſtimmt, iſt keine Sittlichkeit, beide ſetzen und beſtimmen ſich gegenſeitig; jene iſt der Realgrund dieſer, dieſe die Bürgſchaft jener. Die praktiſche Vernunft muthet ſo der theoretiſchen zu, ihre Poſtulate zu dulden, ergänzt, was dieſer fehlt, hat das Primat.

Das Sein wird durchs Sollen, die Natur durch Freiheit begrenzt. Nur in der Autonomie giebt es ein Sittengeſetz; jedes fremde Gebot, auch wenn göttlich, führt nur auf die Nothwendigkeit einer Handlung aus gewiſſen Intereſſen und Neigungen. So weit der Menſch als Phänomenon unter der Naturnothwendigkeit ſteht, iſt ſeine Handlung bedingt durch das, was vor ihr vorhanden war; aber als Erſcheinung des Charakters, in dem das Ich ſich als durch eigene Geſetze außer der Zeitbeſtimmung determinirt ſchaut, iſt ſie frei, darin ruht das Gewiſſen. Zufolge dieſer ſeiner Doppelnatur hat der Menſch ein getheiltes Gefühl gegen das Sittengeſetz: es iſt die Achtung der Furcht, ſo weit es uns zwingt, die der Erhebung, ſo weit es in unſerem eignen Willen begründet iſt — freie Unterwerfung neben unvermeidlichem Zwang. Auf dem Sittengeſetze, deſſen Typus das Naturgeſetz wird, ruhen die Begriffe gut und böſe. Man ſoll das Sitten- ins Naturgeſetz umwandeln, d. h. eine Welt erzeugen, in der das Sittengeſetz ſo herrſcht, wie das Naturgeſetz in der Erſcheinung; das iſt die moraliſche Welt, das Reich der Zwecke. Dieſes führt zum höchſten Gut, der Tugend, mit welcher die Glückſeligkeit in Verhältniß ſteht. Weil es hier nie völlig realiſirbar, iſt ein endloſer Proceß der Heiligkeit poſtulirt — Unſterblichkeit; darum auch ein Weſen nothwendig, das mit dem Sittengeſetz übereinſtimmende Cauſalität hat und doch zugleich Urheber der Natur iſt, das höchſte urſprüngliche Gut — Gott. Kategoriſcher Imperativ des Sittengeſetzes: Handle nur nach der Maxime, von der du wollen kannſt, daß ſie allgemeines Geſetz werde. Abſoluter End- und Selbſtzweck iſt die Vernunft, die ſich nur in Perſonen findet. Daher jene Formel auch ſo zu ſtellen: Handle ſo, daß du die Menſchheit — die vernünftige Natur in und außer dir — als Zweck, nicht als bloßes Mittel brauchſt. Die moraliſche Handlung, in der Triebfeder von der blos legalen unterſchieden, iſt die um des Geſetzes willen das Geſetzliche thuende. — — Rigoriſtiſch und erhaben iſt dieſe Moral, die völlig autonom auftritt, da nur eine autonome Vernunft das Sittengeſetz des kategoriſchen Imperativ möglich macht. Sie bedarf ſelbſt des Göttlichen nicht, das macht ihre freie Willensſtärke aus. Das Gewicht dieſer ſtrengen und reinen Moralprincipien ruht weſentlich darin, daß ſie das ganze Sein einheitlich dominiren; das Leben des Gedankens iſt Kant vollſtändig zu dem des Gefühls und Gewiſſens geworden; die Macht des Gedankens macht ihn und

ſeine Forderungen zu einer kraftvoll concentrirten Einheit. Beſtimmend iſt ihm nur der Gedanke des Allgemeinen, darin liegt das Große, allgemein Menſchliche gegenüber der Utilitäts- und Abrichtungsmoral. Aber dieſe Allgemeinheit iſt leer, durchaus abſtract, die bloße, von ihrem Inhalt ſchroff geſchiedene Form; es giebt kein Princip fürs Particulare, das ſich aus der bloßen Form nicht entwickeln läßt, das Individuelle als Willkür geſetzt geht unter, während doch nicht alles Materielle auf Willkür führt, ſofern es nur ein Allgemeines an ſich trägt. Die Berührung mit Plato und der Stoa liegt nahe.

Recht. Das Recht fordert blos äußere Uebereinſtimmung mit dem Geſetz; Rechtspflicht iſt Zwangspflicht. Recht iſt der Inbegriff von Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der des Anderen nach einem allgemeinen Geſetze der Freiheit vereint werden kann; geheiligt wird es nur durch die Allgemeinheit. Beſchränkung der Freiheit des Einzelnen durch die der Anderen iſt übereinſtimmend mit der Freiheit nach allgemeinen Geſetzen, da ein gewiſſer Gebrauch der Freiheit ihr ſelber hinderlich wird, ja ſie aufhebt. Das Recht verwirklicht ſich nur im Staate, der eine Vereinigung Vieler unter dem Vernunftrechte darſtellt und auf dem Vertrage ruht, daß Alle ihre Freiheit aufgeben, um ſie im rechtlichen Zuſtande wiederzufinden. Die beſte Verfaſſung iſt am nächſten realiſirt in der Republik. Die Völker ſtehen zu einander im Naturzuſtande; Völkerrecht iſt das Recht in und nach dem Kriege. Dieſer ſoll aufhören, ewiger Friede werden, ein Völkercongreß zur ernſtlich geordneten Völkergemeinſchaft führen. Die merkwürdige Schrift „Zum ewigen Frieden“ weiſt gewichtig als die feſteſten Garantien des Friedens nach ſtarke ſtändiſche Verfaſſungen und Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — — Auch in Kant's Rechtsfeſtſetzung iſt kein Princip des Individuellen; das Recht in ſeiner Lostrennung von Moral und Religion iſt lediglich als äußeres Verhältniß betrachtet, mechaniſirt, ein Nothſtand, der als Naturgewalt wirkt. Der Staat als bloße Rechtsanſtalt iſt zu eng und nicht tief gefaßt, wieder veräußerlicht. Das Schriftchen „Zum ewigen Frieden“ nimmt ihn allerdings tiefer als moraliſche Perſon und ſetzt dieſe Faſſung als die philoſophiſche Hauptforderung für die Freiheit. Seine ſcharfſinnigen Schlußfolgerungen ſind bedeutend geworden für die neueren Anſchauungen des ſtaatlichen und internationalen Lebens; in beiden pointirt er aufs Recht als das Höchſte und ſetzt mit Feinheit als ſein

Kennzeichen die Publicität; international will er einen im Frieden civiliſirenden Proceß. Abgerechnet jene einſeitige Veräußerlichung iſt ſeine juridiſch-philoſophiſche Anſchauung tief und von unabweisbarer Folgerichtigkeit gegenüber der moraliſch-teleologiſchen, die nach ihrer Natur immer einen einſeitig äußerlichen Anſtrich behält.

Religion. Die Naturreligion hat zum Grunde die autonome Sittlichkeit, die Pflicht für den Vernunftglauben iſt im Sittengeſetz gegeben. Die geoffenbarte Religion iſt Autoritätsglaube, der die Pflicht als göttliches Gebot hinſtellt. Göttliche Offenbarung iſt möglich, an ſie zu glauben nicht Religionsſtück, keine Wunder noch Gnadenwirkung, weil ſie die ſittliche Praxis ſtören. Chriſtus iſt Träger und Beiſpiel der ſittlichen Idee, nicht übernatürlich, unſer Verhältniß zu ihm das der freien moraliſchen Gemeinſchaft, keine Stellvertretung, die Schuld als das Allerperſönlichſte nicht transmiſſiv. Die Sündenvergebung iſt ſo zu nehmen, daß Gott rückſichtlich der Geſinnung das Unvollendete als Ganzes anſieht. Mit Gott verbindet uns kein Band. Der hiſtoriſche Kirchenglaube iſt willkürlich poſitiviſtiſch, ſein ſtatutariſcher Theil (die Cultushandlungen) werthlos, auf dem Bedürfniſſe ſinnlicher Introductionsmittel der Religion ruhend. Das Böſe iſt begründet in einem thatſächlichen, aber unbegreiflichen Hang zu Verkehrung der ſittlichen Ordnung der Triebfedern, worin die Sinnlichkeit über die Vernunft ſiegt. — — Auch dieſe einſeitige Religionsphiloſophie ruht auf der Rechtsanſchauung; die Moral abſorbirt die Religion. Seine moraliſche Schriftinterpretation ſucht nach Ideen, die ihm nur als praktiſche (moraliſches Sollen) Gewicht haben. Deßhalb geht er gleich dem Theologen De Wette bereits in die ſymboliſche Auslegung über. Gott durchdringt den Menſchen nicht; die Unendlichkeit des göttlichen Willens iſt in den menſchlichen hineingelegt, der deßwegen des abſoluten nicht bedarf; hier ſchon hebt ein Verabſolutiren des Menſchen an (Feuerbach). Göttliche Offenbarung und Gnadenwirkung ſind als Möglichkeiten zu nehmen, die im ſupranaturalen Gott liegen, aber unbegreiflich; das iſt die rationaliſtiſche Mitte zwiſchen Naturalismus und Supranaturalismus. Thatkraft, aber mit ihr wieder autonomer ſtoiſcher Stolz kehren wie in der Sittenlehre wieder. Chriſtus iſt nicht als übernatürliche Perſönlichkeit gefaßt, weil er als ſolche — ſehr richtig! — keine praktiſche Bedeutung für uns hätte. Zu Gott iſt kein Verhältniß, weil er ſupranatural; ſo ein Dualismus zwiſchen Gott und Menſch.

Kant hat philoſophiſch die rationelle Theologie fundamentirt, deren größter Vertreter Paulus iſt. Durch ihn bleibt (und das iſt das Größte) das geſetzt und gewonnen, daß die Seligkeit des Menſchen (ſein innerer Werth) nicht von einem beſonderen Meinen oder Glauben, ſondern von der Geſinnung und dem durch ſie bedingten Handeln abhängen; das iſt ſein praktiſcher Rationalismus.

Kunſt. Auf Begriffe, die in der Mitte liegen zwiſchen Natur und Freiheit, baut die Kunſt. Die Urtheilskraft, deren Gebiet ein Mittelglied iſt zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie — Erkenntniß- und Begehrungsvermögen —, ſtellt die a prioriſchen Geſetze auf für das Gefühlsvermögen und giebt ſo die transſcendentalen Principien des Schönen. Das Kunſtwerk iſt ein aus genialer Natur hervorgegangenes Freiheitsproduct, worin die Idee ſinnlich, das Sinnliche ideell wird. In jeder Vorſtellung liegt ein ſubjectives Moment, das zur objectiven Erkenntniß des Gegenſtandes Nichts beiträgt, das iſt das äſthetiſche, auf dem die äſthetiſche Luſt beruht, der zufolge dem Gegenſtand formale und ſubjective Zweckmäßigkeit zugeſchrieben wird. Der Genuß geht hervor aus einem in Harmonie-Setzen von Verſtand und Einbildungskraft. Schön iſt das ſubjectiv Zweckmäßige, die Zweckmäßigkeit der Form, die Erregung für dasſelbe Gemeinſinn; das Wohlgefallen am Schönen iſt nothwendig, ohne auf einen Begriff geſtützt zu ſein. Freie Schönheit und gebundene: Jene bezeichnet lediglich die Harmonie der Einbildungskraft und ihrer differenten Richtungen mit ſich ſelber, beſteht für ſich. Dieſe wird durch das Maß eines Begriffes, bezeichnet den Einklang von Begriff und Anſchauung, iſt vollendete geiſtige Schönheit, von der es ein Ideal giebt, d. h. die Idee eines einzelnen als einer Idee adäquaten Weſens. Das geiſtig Schöne wurzelt in letzter Inſtanz im Wahren und Guten. Vollendete Harmonie von Anſchauung und Verſtand liegt in der menſchlichen, weil ſittlichen Schönheit als Offenbarung der ſittlichen Freiheit. Verwandt und entgegengeſetzt dem Schönen iſt das Erhabene, in welchem Einbildungskraft und Verſtand ein Verhältniß eingehen. Erhaben iſt Alles, deſſen Anſchauung die Idee der Unendlichkeit in ſich trägt — Unangemeſſenheit der Anſchauung zur Idee. Durch den Widerſtreit der Einbildungskraft mit der Idee entſteht eine mit Unluſt gemiſchte Befriedigung. Mathematiſch und dynamiſch Erhabenes; dieſes erregt die Idee der Freiheit. — — Tiefe Faſſung des Schönen,

höchſt bedeutſame philoſophiſch-äſthetiſche Principien — Lehre vom Erhabenen, mächtige Einwirkung (Schiller) bezeichnen Kant's Kunſtlehre. Die zwiſchen Ideal und Realität ausſöhnende Stellung, die er der Kunſt gab, ſtimmte trefflich zu der Strömung des romantiſchen Geiſtes. Doch bleibt Kant noch auf dem Boden der überkommenen pſychologiſchen Aeſthetik ſtehen, fragt noch nicht nach der Beſchaffenheit des Schönen und der Kunſt an ſich, d. h. nach den objectiven Eigenſchaften der den Eindruck des Schönen machenden Werke. Schon Schiller geht auf Kant'ſcher Grundlage über dieſe Schranke hinaus.

Kant's Kriticismus iſt ächt proteſtantiſcher Natur, wohl die gewichtigſte Thatſache innerhalb des Fortſchrittes des bis heute kaum zum vollen Ausleben gekommenen proteſtantiſchen Geiſtes, deßhalb iſt er auch die gewaltige Subſtruction der rationellen Theologie der Gegenwart. Er und ſein Fortbildner Fichte ſtehen ganz auf ſich, losgeriſſen von den ſämmtlichen früheren Philoſophien. Früh iſt Kant in Holland und dem Norden eingeführt worden, Charles Villers und Gérando verſuchen es in Frankreich ohne großen Erfolg, doch iſt Victor Couſin von ihm beſtimmt.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Gegenüber der ſcharfen Tageshelle des Kriticismus iſt der Jacobiſche Dogmatismus des Unmittelbaren, der nur dadurch über dem früheren ſteht, daß er über ſich ſelber reflectirt, ein greller Rückfall ins Alte. Dieſe Glaubensphiloſophie, d. h. die des Nichtwiſſens, ſchon vom unterſten Erkennen an durchgeführt, konnte wenig mehr verfangen, und der ſtrenge Dualismus von Subject und Object, auf dem ſie fußt, geht gegen alles Wiſſen und Wollen der Neuzeit. Schleiermacher, der von den verſchiedenſten Seiten beſtimmbare, ließ zwar auch ſie auf ſich einwirken.

Jacobi iſt ein manierirter ariſtokratiſcher Phraſenmacher. Seine zwei größeren philoſophiſchen Romane haben einerſeits zu wenig Handlung und anderſeits zu wenig Philoſophie; es ſind Unterhaltungen über die Tugend mit declamatoriſch-pädagogiſcher Färbung. Die Unmittelbarkeit des Gefühls und der Inſtinct ſpielen im Ethiſchen mit, wie das unmittelbare Wiſſen im Logiſchen. Schwelgen in leicht überſtrömenden Gefühlen, Selbſtquälerei mit unbeſtimmten Empfindungen,

aus Schöngeiſterei und Sentimentalität ſchwachherzig zuſammengeflickte Charaktere, kein Begriff von Realität.

Die bedeutendſten Philoſophen aus Kant's Schule ſind **Fries** und **Reinhold.**

Jakob Friedrich Fries (1773—1843) iſt ſyſtematiſch durchbildend und ſehr fruchtbar, namentlich in dieſer Zeit; ausgeſprochener Kantianer, hat er das Streben, die Methode Kant's durch ſeine philoſophiſche Anthropologie, die eine analytiſche Naturlehre vom menſchlichen Geiſte ſein ſoll, zu vervollkommnen. Aus den Geſetzen der pſychiſchen Anthropologie müſſe nachgewieſen werden, wie und warum ſich gerade dieſe Formen der philoſophiſchen Erkenntniſſe in den menſchlichen Beurtheilungen vorfinden: eine Deduction der Principien aller rein vernünftigen Urtheile. Metaphyſiſch eigen iſt ihm die Lehre von der unmittelbaren Gültigkeit des Glaubens und der Ahnung ewiger Wahrheit durch das Gefühl. Daher eint die philoſophiſche Zwecklehre Ethik, Aeſthetik und Religionsphiloſophie, daher ſind ferner die ſittlichen und die äſthetiſchen Ideen in denen von der Schönheit der Seele begründet. Die Philoſophie ſoll nach Fries namentlich auf Aufklärung des Glaubens hingehen; das bringt ihn ebenſo der Theologie nahe wie ſeine mit Jacobi's Vernunftanſchauung ſtark zuſammenſtimmende Glaubenslehre.

Karl Leonhard Reinhold (1758—1823), der eigentliche Lehrer und Verbreiter des Kant'ſchen Syſtems, von den Jeſuiten und Benedictinern gebildet, entflieht 1783 dem Kloſter; faſt alle ſeine weſentlichen Schriften fallen vor 1800. Ein großartiger Wahrheitsdrang zeichnet ihn aus; er iſt mehr receptiv, folgt darum nach Kant auch den Anderen, ſelber Jacobi. Er ſucht einen oberſten Grundſatz für Kant's Erkenntnißlehre. Neben Philoſophiſchem ſchreibt er auch religiös-moraliſche Abhandlungen, reflectirt überhaupt übers Leben.

Nahe an Kant's Kriticismus ſchließt ſich der außerordentlich fruchtbare Wilhelm Traugott Krug, der ſein Hauptwerk, die „Fundamentalphiloſophie", einen tranſſcendentalen Syntheticismus nennt. Grundidee iſt: Weder der Realismus noch der Spiritualismus befriedigen in ihrer Einſeitigkeit die Vernunft, mithin liegt die Wahrheit nur in einem mittleren Syſtem, welches ausgeht von der urſprünglichen Ver-

Digitized by Google

knüpfung des Seins und des Wiſſens in der Vernunft. Danach iſt ihm Philoſophie die Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Geſammtthätigkeit. — Krug hat ſich an den Zeitbegebenheiten und ihrer Betrachtung lebhaft bethätigt.

Um die weitere Verbreitung von Kant's Lehre iſt neben Reinhold noch Schütz beſonders verdient.

Gegen die von Reinhold dargelegte Kant'ſche Philoſophie tritt in ſkeptiſchem Sinn auf Gottlob Ernſt Schulze („Aneſidemus"). Er beſtreitet die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Theorie von den oberſten Urſachen alles Bedingten, weil der Urſprung menſchlicher Erkenntniß außerhalb des Bereiches dieſer Erkenntniß liegt. Wir müſſen uns deswegen beſchränken auf Erforſchung und Unterſcheidung der Beſtandtheile der menſchlichen Erkenntniß. Schulze kämpft immer beharrlich gegen die Anmaßung philoſophiſcher Syſteme an, iſt aber kaum zu einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Anſicht über die Philoſophie gekommen. Später hat er ſeinen Skepticismus etwas beſchränkt und giebt pſychologiſchen Empirismus, der in etwelcher Annäherung an Jacobi religiös beſtimmt wird.

Jena, durch ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit und zugleich freien Geiſt langehin ausgezeichnet, iſt Ausgangspunkt der neuen philoſophiſchen Bewegung; hier fand Kant's Lehre zunächſt Anhänger, hier auch lehrten zuerſt Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel.

Johann Gottlieb Fichte.

Das bei Kant fehlende gemeinſame Fundament der zwei Erkenntnißſtämme liegt im Ich, und das Ding an ſich iſt nur ſubjective Vorſtellung, der Einbildungskraft entſprungen, das Object nur ein Gedachtes. Der Geiſt muß nach dem Satze der Cauſalität Dinge außer ſich annehmen, aber nur das Ich ſetzt ſie. Das Ich iſt abſolut ſpontan, das Ding außer mir ſeine That, das Außenſetzen ſein Act, und ebenſo die vermeinte Wechſelwirkung zwiſchen Geiſt und Ding. Damit kann die Realität der Außenwelt beſtehen, aber ſie hat kein Intereſſe für den Geiſt, denn wir wiſſen von ihr nur Gedachtes. Auch die Vorſtellungen, von denen wir nicht wiſſen, daß unſer Ich ſie geſchaffen, müſſen von ihm und nach ſeinen Normen geſetzt ſein. Wäre das Ich nicht abſolut frei, beſtände ein dasſelbe bedingendes Object, ſo wäre

es nicht Geist. Daher ist schon in den ersten sinnlichen Anschauungen die Form des Verstandes zu treffen, das Bild nicht der reine Abdruck des Dinges. Jene unbewußten Vorstellungen scheinen Schranken des Ich; sie zu erklären setzt es ein Nicht-ich voraus, dem es die Causalität zuschreibt, von welcher es annimmt, daß nicht es selber sie ausübe; aber diese Vorstellung selbst ist Voraussetzung vermöge der Denkgesetze des Ich — das Gesetz des zureichenden Grundes liegt in ihm selber. Das Setzen von Dingen außer mir ist die Objectivirung meiner subjectiven Anschauung. Die Vorstellung von einem Object, selber secundärer Natur, ist als solche meine Wirkung; Vorstellung entsteht überhaupt nur, wo der Geist sich selber zum Objecte der eignen Anschauung macht. Diese Objectivirung des Ich, welche nach den Kategorien das Gegenständliche erzeugt, ist unerklärlich, aber nothwendig; es liegt in der Natur des Bewußtseins, daß die subjective Thätigkeit des Ich sich an einem unbegreiflichen Anstoß breche, sonst wäre kein Bewußtsein, das nur im Gegenüberstehen von Subject und Object ruht; ohne diese Schranke würde die Phantasie sich ins Unendliche expandiren. Das Gebrochne stellen wir uns vor als etwas außer uns, aber es sind nur die Bestimmungen des Ich. So ist die Intelligenz reines Thun, das zeigt sich, indem man einen Gegenstand denkt, was nicht möglich ist ohne sich mitzudenken. Indem man das Ich setzt, setzt man Subject und Object zugleich, das ist die absolute Identität beider, und in ihr besteht das reine Selbstbewußtsein. In jedem Denken wird nothwendig das Ich mit gesetzt, und indem man das thut, setzt man Subject und Object zugleich, das ist die Identität beider. Die Denkthätigkeit im Denken des Ich kehrt in sich selbst zurück, so daß Subject und Object sich als dasselbe erfassen: das ist der Charakter des reinen Ich; in diesem, das absolut ist, der kategorische Imperativ des individuellen (empirischen) Ich, dem deßhalb auch die intellectuelle Anschauung zugemuthet wird, ist keine Scheidung des Subjectiven und Objectiven. Ich ist das sich selbst Setzen, in sich zurückgehendes Handeln. Die Ichheit ist die Intelligenz in der absolut ersten, als Grundbedingung alles Bewußtseins aufzufassenden Urhandlung als Subject-Objectivität, das Anschauen seiner selbst im Acte des sich Setzens — intellectuelle Anschauung. Diese, von Kant nicht zugegeben, ist Hegel's reines Denken, das in der absoluten Ichheit fußt. Der Act des Erhebens zur intellectuellen Anschauung giebt den ersten Grund-

ſatz: Das Ich ſetzt urſprünglich ſich ſelbſt als ſeiend, darin beſteht ſein Weſen, und weil es durch ſich geſetzt, deßhalb iſt es. Das iſt die Urthat alles Wiſſens und der erſte Erklärungsgrund aller Thatſachen des Bewußtſeins. Auf dieſem Satze ruhen die Kategorien der Realität und das Denkgeſetz der Identität. Zweiter Grundſatz: Dem Ich wird entgegengeſetzt das Nicht-ich, und in dieſem liegt die innere Möglichkeit der Erfahrungswelt. Das Entgegenſetzen iſt der Materie nach bedingt, der Form nach unbedingt. Auf dieſem Grundſatze ruhen das Geſetz des Widerſpruches und die Kategorie der Negation. Die zwei ſich unter einander aufhebenden Handlungen können ſich nur in einer dritten einen, ſo daß Ich und Nicht-ich ſich gegenſeitig beſchränken, d. h. theilweiſe aufheben; die poſtulirte Handlung ſetzt ſomit das Ich und Nicht-ich theilbar, das vermittelt ihre Syntheſis, auf der die Einheit der Reflexion ruht; ſo entſteht der dritte Grundſatz: Ich ſetze im Ich dem theilbaren Ich ein theilbares Nicht-ich entgegen. In dieſem Satze liegt die Kategorie der Beſtimmung, und auf ihn ſtützt das Geſetz des Grundes. Der Satz drei, die Grundſyntheſe, ſchließt die zwei ein: Das Ich ſetzt ſich als beſtimmt durch das Nicht-ich, und es ſetzt ſich als beſtimmend das Nicht-ich, und der erſte der zweie enthält wieder die zwei Sätze: Das Nicht-ich beſtimmt das Ich, dieſes iſt alſo leidend, und das Ich ſetzt ſich, iſt alſo thätig. Das Nicht-ich hat an ſich keine Realität, nur inſofern, als das Ich von ihm afficirt wird; der entſprechende Begriff für dieſes Verhältniß von Thätigkeit und Leiden und die Syntheſis der Wirkſamkeit iſt die Cauſalität. Als Totalität aller Realitäten iſt das Ich Subſtanz; in eine beſtimmte Sphäre verſetzt und damit begrenzt, tritt in ihm ein Accidens auf. Das Ich ſetzt ſo viele Grade der Realität ins Nicht-ich, als es in ſich aufhebt; die ſcheinbare Realität des Nicht-ich beſteht in der wirklichen Affection des Ich, und dieſe Weiſe des ſich Beſtimmens von Ich und Nicht-ich bildet die Wechſelwirkung. Dem Begriffe der Relation gemäß kommt dem Nicht-ich nur inſofern und in dem Grade Realität zu, als das Ich negativ thätig d. h. leidend iſt. Hieraus entſpringen die übrigen Kategorien durch die Thätigkeit der producirenden Phantaſie, die durch ihre das Bewußtſein ſchaffenden Schranken das entgegenſtehende Object ſetzt. Ihr Product fixirt der Verſtand, giebt ihm Realität und ſchafft ſo den Begriff, der Nichts iſt als die in ihrer Ruhe aufgefaßte innere Thätigkeit. Empfindung iſt die unterſte Stufe

des Producirens, worin das Ich unterdrückt Fremdes als Eigenes in ſich findet; dabei ſind Empfindendes und Empfundenes nicht mit Bewußtſein geſchieden; das Ich ſetzt das Nicht-ich als Schranke, aber ohne ſich davon zu unterſcheiden; äußere und innere Anſchauung liegen im Keim. Der Zwang der Empfindung bringt das Ich zur Unterſcheidung ſeiner, dadurch wird die Empfindung Anſchauung, aber noch nicht bewußt; das Ich weiß ſich noch nicht als producirend, da Anſchauung ein Verlieren im Object iſt. Indem die abſolute Thätigkeit objectiv wird, vernichtet ſie ſich als abſolute; in dieſer Rückſicht tritt ein Leiden ein, und darin liegt die Bedingung der objectiven Thätigkeit — im Ich tritt das Nicht-ich auf, die Urmöglichkeit des Endlichen iſt gegeben. Das Object hat einen Theil der Realität des Ich abſorbirt; das Leiden des Ich iſt anzuſchauen, es iſt Unmöglichkeit der entgegengeſetzten Thätigkeit, Gefühl des Zwanges zu einer beſtimmten Handlung, welcher vom Verſtande fixirt wird als Nothwendigkeit. Das Gegentheil dieſer durch Leiden bedingten Thätigkeit iſt die freie. Dieſe wird von der Phantaſie angeſchaut als Schweben zwiſchen Verrichten und Nichtverrichten derſelben Handlung, zwiſchen Auffaſſen und Nichtauffaſſen desſelben Objectes, und der Verſtand faßt dieſes Schweben als Möglichkeit. Das Ding in der ſynthetiſchen Vereinigung von Möglichkeit und Nothwendigkeit iſt das wirkliche. Die Kategorien ſind unabhängig von Raum und Zeit, weil vor ihnen. Für die reine Vernunft iſt Alles zumal, nur für die Phantaſie exiſtirt die Zeit. Die Vernunft ſetzt ein Feſtes, indem ſie die Einbildungskraft fixirt. Dieſe überſpringt jede Schranke, ſchwebt zwiſchen Beſtimmung und Nichtbeſtimmung, und dieſes Schwanken zwiſchen Endlichem und Unendlichem dehnt im Widerſtreite das Ich zu einem Zeitmoment aus. So die Anſchauung an und in ſich fortleitend macht ſie das Bewußtſein möglich als fortlaufende Zeitreihe, denn Zeit iſt eine Reihe fortlaufender Vereinigungspunkte des Ich und Nicht-ich in der Anſchauung, die Form des inneren Sinnes. Die Setzung der Objecte als ſich ausſchließender oder continuirender iſt nur in einer gemeinſamen Sphäre möglich — Raum, von der Einbildungskraft geſetzt als Form der äußeren Anſchauung. Das Ich bedingt ſich als Intelligenz durchs Nicht-ich; anderſeits iſt es ſchlechthin durch ſich ſelbſt geſetzt und Nichts in ihm, was es nicht ſelber ſetzte — ein durch Syntheſe zu löſender Widerſpruch. Dieſe Syntheſis iſt da, wo das unendliche Ich Urſache ſeiner eigenen End-

lichkeit wird, d. h. ſich ſelbſt beſchränkt, wodurch erſt Intelligenz und Thätigkeit möglich wird. So entſteht überhaupt die Endlichkeit, indem das Ich praktiſch iſt; das unendliche Ich ſetzt ſich Schranken (im Nicht-ich) um des Sollens willen, das eben nur denkbar iſt als Widerſtreben; das Wollen iſt vor dem Vorſtellen, die praktiſche Vernunft erhält das Primat. Endlich iſt das Ich in theoretiſcher, unendlich in praktiſcher Beziehung. Der kategoriſche Imperativ iſt Poſtulat des abſoluten Seins, ableitbar aus der Abſolutheit des Ich, das dem auf dem praktiſchen Standpunkte Stehenden als außer ihm ſeiend erſcheint — moraliſche Weltordnung. Handeln, das Endliches und Unendliches vermittelt, iſt das unendliche Streben, die Schranken des empiriſchen Ich d. h. die wirkliche Welt zu überwinden; möglich nur eine unendliche Annäherung, Ideal das Subject-Object. Ewige Dauer kommt dem Ich nur zu, ſofern es die Gottheit (das reine Ich) durch ſeinen Willen realiſirt; das endliche Ich iſt von der Ewigkeit der Idee getragen.

Indem Fichte das Ding an ſich nur als ſubjective Vorſtellung faßt, die aus der Einbildung ſtammt, geht er zum vollendeten Idealismus über, der Kant's Wahrheit und Conſequenz iſt. Die ſynthetiſche Einheit der Apperception, deren Quelle das „Ich denke" als der letzte Grund alles Erkennens iſt, wird zum ſchöpferiſchen Ich. Fichte geht dabei durchaus genetiſch zu Werke, ſchaut Alles im Werden, das iſt ſein großer Fortſchritt. Aber ſeine Ableitungen können nicht beſtehen ohne die untergeſchobenen Anſchauungen, die er verwirft; er kommt nur zu einem unbeſtimmten Setzen, das nicht ans Wirkliche heranreicht, und hat das Erkennen wieder nicht in ſeiner erſten Grundlage erfaßt. Das Fichteſche Nicht-ich, Kant's Noumenon, nur daß dieſes außerhalb des Ich liegt, iſt gleicherweiſe ohne alle poſitiven Beſtimmungen, nur die ſchlechthinige Negation des Ich, in dem alle Realität liegt. Das natürliche Sein iſt nur eine Seite des Ich, und Kant's Dualismus ſcheint überwunden; aber er iſt blos verdeckt, ein innerer geworden. Das Ding an ſich bei Kant und der Anſtoß bei Fichte ſind gleich unerklärt. Woher kommt der Anſtoß fürs Ich, zu einem zu werden, das ſich zu einem Anderen verhält, als es ſelber iſt? So ſind im Grunde das Entſtehen des Selbſtbewußtſeins, ſein Uebergang ins Bewußtſein und die Rückkehr von dieſem in jenes nicht aufgewieſen. Wie kommt das unendliche Ich, das nur ſich ſelber gegenſtändlich, reine Indifferenz iſt, dazu, ins endliche überzugehen und aus dieſem wieder in ſich zurück? woher

die innere Nothwendigkeit? Alle Mühe, ins Endliche herauszutreten, ist umsonst. Und was für ein Absolutes ist das? Das reine Ich in seiner Unbestimmtheit ist eine willkürliche Abstraction und dadurch selber verendlicht. Dasselbe geschieht Hegel's reinem Denken. Auch darum bleibt es nicht absolut, weil es, graduell passiv, nicht alles Bestimmtsein durchs Nicht-ich aufzuheben vermag; dieses ist nicht sein absolutes Product und hat ebenfalls einen Grad von Realität. — Ebenso ist im Praktischen als Wollen, d. h. in der versuchten Rückkehr des Endlichen zum Unendlichen das Ich nicht absolut, es kommt nicht aus dem Dualismus heraus; das Wollen ist nicht reine Selbstbestimmung, weil nicht möglich ohne das Aeußere und die Beziehung auf dasselbe. Die Wissenschaftslehre vermag das gesammte Nicht-ich weder zu erklären noch zu überwinden, ein Theil bleibt stets in seiner Ungeistigkeit als reiner Gegensatz zurück. Das Denken ist die Thätigkeit, der die Priorität zukommt, nicht das Vorstellen hängt vom Wollen ab. — Die praktische Philosophie bei Kant und Fichte verlangt und setzt im Interesse des moralischen Wollens und Handelns, freilich nicht in der Weise des alten Dogmatismus, das wieder, woran ihre Theorie überhaupt nicht langt — die bei Kant halb, bei Fichte ganz verflüchtigte Substanz und das Absolute. Freiheit und Unsterblichkeit, Gott und Tugend sind blos Postulate, und ihre Realität ein Glauben behufs des moralischen Wirkens und durch Freiheit. Fichte tritt durch einen entschlossenen Sprung aus dem Reiche des Denkens in das des Handelns über, und hier fußen ihm Pflicht und Recht auf eine durchzuführende moralische Weltordnung, deren Material die Dinge dieser Welt sind, und insoweit gewinnen diese wieder eine Realität.

Kant weist die Idealität der Objecte aus der vorausgesetzten Idealität von Raum und Zeit nach, Fichte diese aus der nachgewiesenen jener. Kant braucht ideale Objecte, jene zwei Anschauungsformen zu füllen, Fichte die Formen, um jene zu stellen. Fichte's Objecte sind unmittelbar ideal; der Anstoß, der bei Kant noch von außen kommt, tritt bei ihm in die productive Einbildungskraft hinein. Seine Denkformen, die Kategorien, entstehen mit dem Objecte zugleich und um es erst möglich zu machen, sie sind Eins mit dem ersten Acte der Erkenntniß in der Phantasie, bedürfen keiner Schemata. Bedeutend ist dabei, daß die Kategorien genetisch erzeugt, ihre letzte Quelle die Einbildungskraft ist. Aber wenn sie verstanden sein sollen, so sind wieder

die Anſchauungen unterzuſchieben. Raum und Zeit ſind nicht abgeleitet, ihre Natur unerkannt; ſie können auch nicht nach den Objecten entſtehen, die ohne jene Formen nicht denkbar ſind; Anſchauung iſt das Erſte im Erkennen.

Naturrecht. Das Recht gründet aufs Individuum. Die Ichheit, urſprünglich dem Es entgegen, trägt auf dasſelbe den Begriff des Ich über, daraus wird das Du; dieſes, ein anderes Individuum, iſt ein Ich gewordenes Es. Da das reine Ich abſolute Thätigkeit iſt, ſo iſt das von ihm geſetzte Individuum auf Freiheit begründet, in der es beruht; das vernünftige Weſen iſt ſelbſtſtändig, ſein Sein auch ſeine eigne That. Das Vernunftweſen wird ſo Individuum, indem es ſich als Eines ſetzt unter mehreren vernünftigen, ſeine Freiheit ſomit beſchränkt. Daraus entſtehen die allgemeinen Rechtsbeſtimmungen: Die Idee meiner Freiheit ſchließt in ſich den Begriff der Freiheit aller anderen, und ich kann ſie mir nur durch dieſe beſchränkt denken. Das vernünftige Weſen muß zu ſeinem freien Handeln als Material ein von ihm vorgefundenes Unabhängiges ſtatuiren — Sinnenwelt. Meine ausſchließliche Sphäre der Freiheit iſt meine Individualität, eine ſolche iſt auch den Anderen zuzuſchreiben, das iſt die gegenſeitig anzuerkennende Wechſelwirkung und Beſchränkung, aus der das Recht wird; es iſt kategoriſch unbedingt, und keiner kann ſich ihm entziehen. Die Urrechte bilden den Inbegriff der Perſönlichkeit und Freiheit des Menſchen, näher das Recht auf Fortdauer der Freiheit, Unantaſtbarkeit des Leibes, Fortdauer des Einfluſſes auf die Sinnenwelt, d. h. Eigenthumsrecht. Verletzung dieſer Rechte macht Sicherung nothwendig, daraus wird ein Zwangsrecht zu Herbeiführung des Gegentheiles vom Beabſichtigten. Hierzu braucht es einen Vertrag der freien Individuen, das iſt der Staat, die Statuirung des allgemeinen Willens. Durch den hiſtoriſchen iſt der Vernunftſtaat zu realiſiren. — — Dieſes Naturrecht iſt nach den Ideen Kant's ſchärfer entwickelt, auch Fichte's Staat eine bloße Zwangsanſtalt.

Sittenlehre. Sittlicher Wille und innere Geſinnung ſind für die Moral entſcheidend; Ziel der Moral, das endliche Ich zum unendlichen zu machen. Jenes iſt begrenzt im Gefühl und der Unmittelbarkeit des Triebes, das reine Ich frei, Sein und Grund des Seins. Dieſe Freiheit iſt zu denken unter einem Geſetze, deſſen oberſte Form der Gedanke der Intelligenz, daß ſie die Freiheit nach dem Begriffe

der Selbstständigkeit bestimmen soll; darin liegt ein Hinausgehen über den ans materielle Bedürfniß gebundenen Trieb. Der niedere Trieb geht auf Genuß, der obere auf Unabhängigkeit von demselben — absoluter Selbstbestimmungstrieb zur Thätigkeit; er ist bloße Unterlassung, nicht eigentlich Wille, weil nicht mehr auf einen Gegenstand, die Sinnenwelt, gehend, giebt keine positive Handlung. Indem der Trieb nach Selbstständigkeit thut, was auch der Naturtrieb fordert, ist der Widerspruch gelöst, die sittliche Freiheit gezeigt; in dieser muß in derselben Handlung die Materie dem reinen und dem Naturtrieb angemessen sein. Das Ich will sich von der Natur unabhängig machen, ist aber stets im Verhältniß zum Naturtrieb; daher hat es die Natur in sich mit Freiheit umzubilden — unendlicher Prozeß. Der sittliche Trieb erscheint als Pflicht, die aus der Forderung der Selbstbestimmung und aus der Beschränkung durch den Naturtrieb erwächst. Oberste Maxime ist: Handle nach bester Ueberzeugung deiner Pflicht. Absolute Freiheit ist gleich der Vernichtung des individuellen Ich und constituirt das reine — Gott; diese Verschmelzung geschieht nie in der Zeit, statt dessen tritt die Gemeine der Ich ein, die allgemeine Uebereinstimmung über das Vernünftige anstrebt und die absolute Vernunftform darstellt. Wille ist zuerst Willkür, seine Stufen: Naturtrieb, nur formal freier Wille — Thier; Handeln nach Maximen mit Unterscheidung von gut und bös, die Klugheit ist leitend, Ziel aber kann sein die Befriedigung des Naturtriebes — verständiges Thier; Genialität des heroischen Charakters, die lieber großmüthig ist als gerecht; moralischer Standpunkt — Thun der Pflicht, weil sie als solche erkannt ist. Die Erhebung ist das Werk der Freiheit, selbst moralisch, nicht das der Natur, die träge ist, und die Trägheit ist das radical Böse. Eine Wechselwirkung im Sittlichen, ethische Gemeinschaft tritt in der Kirche ein — Symbol. Auch hier ist die Umwandlung der historischen in die Vernunftkirche gefordert; letztes Ziel: die freie Uebereinstimmung Aller über Recht und Moral. Gesetz und Symbol — Staat und Kirche — sind nothwendig, verpflichtend, vervollkommnungsfähig; das höchste Ziel erreicht, würden sie beide wegfallen. — — Fichte's Fassung der Moral ist tiefer als die des Rechtes, sein Wirken hierin ächt protestantischer Natur, die Nachwirkung auf Hegel und Schleiermacher bedeutend. Bei diesem ist das oberste ethische Princip der Verstand als Handelndes auf die Natur, beide aber als ursprünglich in einander

zu denken; die Vernunft soll immer mehr Natur werden, der Prozeß vollendet sich aber nie. Das erinnert an den reinen Trieb Fichte's, der die Natur selbst umgestaltet in einer Reihe von Freiheitsacten, selber aber Eins ist mit dem Naturtrieb. Hegel's Begriff der absoluten Vernunft erinnert an das sich selbst Setzen des reinen Ich im Willen der endlichen Iche.

Religionsphilosophie. Zwei Perioden sind zu unterscheiden, die erste mit Kant'schem Aufgehen der Religion in der Moral. Kant sagt: Gott ist Grund der nicht aus der Natur noch aus dem Sittengesetz entspringenden Weltordnung, ihr Urheber mit Sonderexistenz, das ursprüngliche höchste Gut gegenüber der moralischen Weltordnung als dem abgeleitet höchsten; der Glaube an ihn kann schwanken, die Heiligkeit der Pflicht nie. — Fichte: Die Ordnung in uns und durch uns auf die Außenwelt — moralische Weltordnung — ist selbst Gott, reines Handeln, außer ihr kein für sich seiendes Wesen. Die Weltordnung ist ohne Grund, nur das Zufällige fällt unter den Causalnexus. Persönlichkeit würde ihn verendlichen — Anthropomorphismus; er wäre darin ausgedehnte Substanz und sein Wille höher als er. Die wahre ist die Religion des Rechtthuns mit der obersten Forderung: Handle fröhlich und unbefangen, wie es die Pflicht gebeut, ohne Zweifeln und Grübeln über die Folgen. Dadurch wird das reine Ich lebendig; im Klügeln über die Folgen dagegen macht der Mensch sich selber zu Gott — Atheismus. Erfüllung der Pflicht ihrer selbst halben ist Seligkeit. — Zweite Periode: Leben ist Sein, Gott Sein schlechthin, Seligkeit Sein und Leben in dem Einen. In der Religion geht das Ich auf im Göttlichen. Indem der Mensch sich selbst als Negation der Gottheit vernichtet, versinkt er in Gott. Gott ist das, was das ihm Ergebene und von ihm Begeisterte thut, er liegt in ihm — Mysticismus. Die wahre Religion besteht im Thun.

Der Kampf seiner ersten Periode gegen den persönlichen Gott enthält Wahrheit, würde aber weiter treiben zum deistischen Gotte, dem ordnenden Geist; auch die moralische Weltordnung ist eine sich auflösende Analogie. Seine spätere Entwicklung nimmt einen rein religiösen Standpunkt ein. Da gewinnt der starre kategorische Imperativ Kant's, der anfänglich gerade eine Natur wie die Fichte's unwiderstehlich packen mußte, durch vertieftere religiöse Bestimmtheit ein man möchte sagen weicheres Leben. Wenn er aber Seligkeit und Ewigkeit

ins Sein und Leben in dem Einen ſetzt, iſt das nur eine religiös umgeformte Redaction der früheren Faſſung, wonach ſie in der weihenden und bereichernden Hingabe des individuellen an das Leben der Gattung beruhen. Immer bleibt die That gewahrt. Fichte iſt nie ſpecifiſch chriſtlich, auch in ſeiner Entwicklung nicht, und die populär-philoſophiſchen Schriften („Grundzüge“, „Anweiſung zum ſeligen Leben“) ſind darin wieder ganz mit dem Syſtem conſequent. Immer bleibt ihm das Leben in der Idee, d. h. in der Gattung, Leben in Gott oder Leben ſchlechthin, alles Andere iſt Tod. Die Menſchheit iſt das Eine ſelbſtſtändige Daſein Gottes, das iſt der Inhalt der wahren Religion, insbeſondere des Chriſtenthums. Allerdings ſuchte er 1806 in ſeiner „Anweiſung zum ſeligen Leben“, in der nach ſeiner Auffaſſung von Leben das „ſelig“ faſt tautologiſch klingt, nachzuweiſen, daß ſeine Moralphiloſophie mit dem Chriſtenthum übereinſtimme; aber dieſer Verſuch war ein erkünſtelter, der ſich unter der Hand eben ein Chriſtenthum formte, wie der Philoſoph es brauchen konnte. Einzig das iſt richtig, daß er ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin um ſo viel mehr die religiöſe Weltanſchauung zu Grunde legt wie früher die rein ſittliche, und daß dadurch allerdings ſein Syſtem umbildend beeinflußt wird. Ein perſönlicher Gott aber bleibt ihm wie zur Zeit ſeiner Verurtheilung wegen Atheismus und ſeiner „Appellation“ ein Hirngeſpinnſt; das chriſtliche Dogma von der Weltſchöpfung der abſolute Grundirrthum aller falſchen Metaphyſik und Religionslehre; das Dogma von Jenſeits und Seligkeit ein Dienſt des ſinnlichen Genuſſes. Fichte will überhaupt aufs Strengſte die Umbildung und Auflöſung der geoffenbarten Religionsſätze, die er als ſolche verwirft, in Vernunftbegriffe durchführen und iſt ſich ſehr bewußt, mit den noch herrſchenden religiöſen Anſchauungen im Kampfe zu ſtehen. Er findet ſeiner Auffaſſung, die jede Emanation verwirft und die ewige Einheit und Weſensgleichheit des Geſchaffenen und des Schaffenden feſthält — die Menſchwerdung des Logos iſt blos von hiſtoriſcher Bedeutung — Plato und den Johanneiſchen Chriſtus (λόγος) am nächſten verwandt.

Das ganze Syſtem der Wiſſenſchaftslehre, die er 1810 abgeſchloſſen hat, vermittelt Denken und Sein nicht, es iſt einſeitige Geneſis, nur ein Wiſſen vom Wiſſen möglich, keine Wiſſenſchaft des objectiven Geiſtes, wie er Natur und Geſchichte durchzieht, keine Naturphiloſophie. Daher dringt die Wiſſenſchaftslehre, eingeſchränkt aufs Subjective,

nicht in die Kenntniß des Realen ein, wird nicht Begründerin der Einzelwiſſenſchaften; das wirkt auf ſie zurück, ſie verkommt in ſich ſelber.

Aehnlich wie Reinhold, der mit größter Klarheit und Kraft wirkende Kantianer, iſt Fichte nicht blos Schulphiloſoph, ſondern eine ſeltſam zwiegeſpaltene Natur. Der Nihilismus des Syſtems mußte ihn von jeder Einwirkung auf die Zeit, ja von jedem wahren Verſtändniß des realen Lebens abziehen, und doch leiten ihn die männliche Willenskraft und Charakterſtärke wieder mächtig ins Geſammtleben der Zeit und Nation zurück. Das eine Mal verzweifelt er an ihr, das andere Mal will er ſie bildend beſtimmen. Keiner macht ſo ſcharf als dieſer markirte, einerſeits ſo feſt in ſich ruhende, andererſeits ſo fein beſtimmbare Charakter die fortwährenden Schwankungen durch zwiſchen den beiden Extremen. Seiner Natur gemäß zum thätigen Einwirken aufs nationale Leben getrieben, die Revolution begrüßend, hernach zweifelnd ins Studium der Kant'ſchen Philoſophie vertieft, hält er 1806 die politiſchen Zuſtände für unrettbar, will ſich 1807 ganz vom Leben abkehren, findet 1808 die ſtaatlichen Zuſtände hoffnungsvoller als die wiſſenſchaftlichen und giebt ſelber die Mittel zum Heil an. Aber immer bleibt ihm das ſittliche Handeln das Höchſte, und wenn auch ſeine Metaphyſik ſich mehr und mehr vom Leben abwandte, ſo kehrt ſich umgekehrt ſein thätiges Wirken mehr und mehr ihm zu. Dieſem ſind auch überwiegend ſeine populär-philoſophiſchen Schriften gewidmet, wahre Zierden unſerer Literatur. Die Conſiſtenz in der merkwürdigen Doppelnatur, die ſich nach beiden Seiten mit demſelben heiligen Ernſte, derſelben unbeirrten Folgerichtigkeit des Denkens und Wollens bewährt und ihn zu einem charaktervollen Ganzen ſtempelt, bedingt ſeine eigenthümliche Größe. Er hat für die Naturwiſſenſchaften wenig Sinn und giebt ſich auch nicht dafür, in ihren Gebieten beſondere Kenntniſſe zu beſitzen; dagegen ſucht der große Gelehrte das fundamentale Material ſeiner Philoſophie in der Geſchichte, in der er die reichſten Kenntniſſe hat, und trotzdem beweiſen ſeine „Grundzüge", daß er den Realismus in ſeinem Fortſchreiten nicht verſteht, und ſeine Geſchichtsconſtructionen von oben herab enthüllen Nichts als die Bizarrerien eines eigenwilligen Denkens. Realen Werth hat die Schrift nur darin, daß ſie die alten Zuſtände in glänzender Satire zeichnet und der Zeit ihre Sünden aufdeckt, und zwar in derſelben heiligen Begeiſterung und mit der gleichen warmen Liebe für ſein Volk, die ſich anders in den „Reden" äußert.

Doch auch darin geht ſie zu weit. Sie bezeichnet das Zeitalter als das der „leeren Freiheit", das ſich nicht die Mühe nehme zu wiſſenſchaftlicher Prüfung und Unterſuchung, und geißelt damit aufs Bitterſte die ſogenannte Aufklärung, die naturgemäß dem ſpeculativen Philoſophen verhaßt ſein mußte. Er hält den Sinn für die ſchöne Kunſt für verloren zu einer Zeit, als ſie eben wieder neue glänzende Flüge zu nehmen begann, werthet aber allgemein die Kunſt, über die er ſich ſonſt weniger ausſpricht, als eine der edlen Bildnerinnen der Menſchheit. — Die vielberufenen „Reden an die deutſche Nation" 1808 ziehen die „Grundzüge" ausdrücklich als ihre Grundlage heran und wollen ſie gewiſſermaßen fortſetzen. Sie preiſen die Vaterlandsliebe als den mächtigſten Hebel für die Erhebung des Geſchlechtes und verwerfen im Kampfe gegen die drückende Wirklichkeit die Idee einer Univerſalmonarchie. Das Verhältniß der beiden Schriften iſt dieſes: Die „Grundzüge" gehen aus von einem vernünftigen Weltplan, der die Entwicklung der Gattung zur Freiheit langſam und vermöge nothwendiger Glieder und Epochen des Weltlebens realiſiren ſoll. Das giebt die zeitliche und räumliche Gliederung der Geſchichte d. h. die Zeitepochen und Volksgeiſter als vernünftige und nothwendige Träger gewiſſer Stufen innerhalb dieſer fortſchreitenden Entwicklung. Dabei erſcheint ihm gerade das deutſche Volk als der Träger des Begriffs, auf welchen das einſtige Reich der vollendeten Freiheit gebaut werden müſſe. Hierin tiefer als Kant, erklärt er ein Volk als eine Gemeinſchaft derer, die unter Einer Grundanſicht ſittlicher Welt ſtehen, unterbaut ſeine weltbürgerlichen Ideale, die er nicht ins Leere hinausſtellt, mit nationalen Grundlagen, hat etwas durchaus Patriotiſches und anerkennt eben darum die Vaterlandsliebe als mächtiges Triebrad. Sein einſtiges Vernunft-Weltreich, ein philoſophiſches Ideal nach Kant's ewigem Frieden, widerſpricht dem in keiner Weiſe, und auch hierin bewährt Fichte die merkwürdig feſthaltende Strenge ſeines Gedankenlebens. Die Bedeutung der „Reden" iſt die, daß ſie eine That der reinen Begeiſterung ſind; übrigens geben ſie romantiſch-politiſche Pädagogik, ausgehend von der immerhin kühngefaßten Idee einer deutſchen Nationalerziehung, deren Baſis die Peſtalozziſche Methode ſein ſoll, für die er den Freiherrn von Stein ſelber zu begeiſtern verſtand. Erſt wenig klar, abſtract, dann flacher und nur gegen das Ende wieder kräftig, in breiten Perioden überfließend, in verwandten Gedanken ſich ergehend,

hat ſich mit ihrer Zeit auch ihre Bedeutung überlebt. Grund und Ziel ſind der willenskräftige Charakter und die ſittliche Abſolutheit des Ich: das iſt der treue Stempel des Fichtianismus als Syſtem, und inſoweit wird die Doppelnatur wieder Eins, und wir haben den großen deutſchen Mann aus Einem Guß, deſſen großartiges Wirken aufs Leben der treue Abdruck ſeiner theoretiſchen Ueberzeugung iſt; die mächtige Harmonie zwiſchen Wiſſen und Wollen iſts, die ſeine Größe macht. Fichte iſt ſtreng demokratiſchen Geiſtes und bildet ſchon darin die directe Oppoſition zu Jacobi. Seine Schrift über die franzöſiſche Revolution, die man mit vielem Intereſſe vergleichen könnte mit Burke's phraſenhafter Rhetorik oder Gentzens diplomatiſcher Dialektik über denſelben Gegenſtand, ſowie die Abhandlung über die von den Fürſten zurückgeforderte Denkfreiheit (beide von 1793) ſind ſcharf und ſtreng durchgeführte Vertheidigungen des freien Vernunftrechtes der Völker gegen die Ungerechtigkeiten des überkommenen hiſtoriſchen. Er hat hernach den Ton gemäßigt, die Geſinnung beibehalten, immer weſentlich befreiend gewirkt; er will auch, um die Einſicht des Vernunftbegriffes möglichſt weit zu verbreiten, allgemeine Volkserziehung und eine ſtehende Gelehrtenſchule.

Politiſchen Illuſionen giebt ſich Fichte in Bezug auf die nahe Zukunft Deutſchlands nicht hin; er erwartet ſchon 1813 („Politiſche Fragmente") von dem Freiheitskrieg in erſtaunlich reſignirter Ruhe für die innere Entwicklung des deutſchen Lebens bereits ſo viel wie Nichts und ſieht mit faſt erſchreckender Klarheit das ganze Elend der deutſchen Zerriſſenheit und des rückkehrenden Feudalismus voraus. Er will auch weder ein Oeſterreich noch ein Preußen, obgleich er letztere Macht im Gegenſatze zu jener die ächt deutſche heißt, ſondern eben Deutſchland, und findet Heil für die deutſche Einheit nur in einer kommenden Republik, alles das in directer Oppoſition zu den gleichzeitigen öſterreichiſch-katholiſchen Phraſen Fr. Schlegel's.

Selten hat eine Philoſophie ſo kräftigend aufs nationale Leben eingewirkt, als die Kant's und Fichte's zugleich gethan, die ſtudirende Jugend wie die Männer des deutſchen Volkes adelnd und begeiſternd; ſelber Gentz wird durch ſie eine Zeit lang über die Fäulniß ſeines Weſens emporgetragen. Die nächſte große Einwirkung geht auf die theologiſchen Studien — Forberg, Niethammer, Schleiermacher; auf

die Aeſthetik und Ethik — Kunſtanſchauungen der ganzen romantiſchen Periode, allgemeine Kunſtprincipien der Neuzeit; zunächſt und durch Schelling auf Naturwiſſenſchaft und die ihr verwandten Zweige — Medicin; ebenſo hat in der Folge Fichte's Kampf mit der Naturphiloſophie mächtig befruchtet. In der Pſychologie hat er ſeinem directen Gegenſatze gerufen, dem Herbartſchen Syſtem, das gleich ihm aus der dualiſtiſchen Erkenntnißlehre Kant's herauswächſt. Politiſch aber wirken nicht ihre politiſchen Schriften allein, ſondern das allgemeine Wehen des Geiſtes der neuen Wiſſenſchaft. Der Idealismus Kant's und Fichte's bildet den directen Gegenſatz zum nachfolgenden Pantheismus, die beiden ſtehen im Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit.

Fichte's Syſtem, die nach Zeit und Weſenheit natürlich zutreffende logiſche Ergänzung zu Schiller's Idealpoeſie, iſt die folgerichtigſte Durchführung des deutſchen Idealismus und zugleich die kühnſte Kundgebung proteſtantiſch-deutſchen Geiſtes in ſeiner perſönlichen Freiheit und ſtrengen Sittlichkeit. Die Kühnheit und Freiheit der Geneſis in der theoretiſchen Entwicklung iſt das folgerechte Gegenbild zu der Freiheit des Charakters, welche in großartiger Unabhängigkeit die ſittliche Selbſtbeſtimmung zugleich als das Geſetz der Selbſtſtändigkeit aufſtellt. Die logiſche Kraft des Gedankens, die ihn zum äußerſten Idealismus (Verflüchtigen) forttreibt, iſt eine und dieſelbe mit der Kraft des Charakters, der die That erzeugen und das Leben reformiren will, und die letztere iſt in Fichte das Erſte und Höchſte; dort nihiliſtiſch, wirkt dieſelbe Kraft hier ſehr poſitiv. Fichte's innerſter Kern liegt in derſelben mächtigen Energie des Wollens, die bei Hegel als ſolche des Denkens erſcheint. Beider Natur iſt ebenſo ſtarr und geſeſtet als die Schelling's flüſſig.

Nichts Treffenderes läßt ſich über Fichte ſagen als die Worte ſeines Grabſteines thun: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich".

Schelling und ſeine Schule.

Fr. Wilh. Joſ. Schelling iſt erwachſen aus der Oppoſition gegen Fichte: das Objectiv-Reale iſt zu erfaſſen und nachzuweiſen als urſprünglich Eins mit dem Subjectiv-Idealen, wenn überhaupt Wiſſen ſein ſoll. Wiſſen und Sein ſind ſchon für Fichte identiſch, ebenſo für Schelling, der

aber die ideale Thätigkeit von jenem als reale faßt und das subjective Ich zum objectiven ausdehnt. Wie im subjectiven Ich Fichte's Denken und Gedachtes, so sind im Universum, dem Grund-ich Schelling's, Reales und Ideales dasselbe; sie gehen zusammen im Absoluten, das Freiheit — Willen ist. Schelling's Thätigkeit vollzieht sich in den Grundformen der ersten geistigen Thätigkeit des Anschauens — Raum und Zeit, denen beiden die Eine absolute Selbstthätigkeit zu Grunde liegt. Raum ist die sich unendlich expandirende Thätigkeit der productiven Phantasie, Zeit deren Maß und Grenze. Ohne Zeit wäre das Subject formlos, kein Halt des Anschauens, ohne Raum kein Object; Zeit ist negativ, hemmend, Raum positiv, ausdehnend. Alles Anschauen erzeugt sich durch diese beiden Thätigkeiten, der Inhalt kommt von der expandirenden, die Form von der contrahirenden, Quelle ist die absolute Selbstthätigkeit. Die positive Kraft, centrifugal, ist die Phantasie, die negative, centripetal, der Verstand; dort ein Ausdehnen des Ich ins Unendliche, hier ein Begrenzen des Ich und Abtrennen des Objectes. Raum und Zeit und Bewegung, diese Formen des Anschauens, sind aber auch die Mächte der realen Natur — das ist Kant's Einfluß. Diese Thätigkeiten, nur unbewußt, erzeugen in der Natur das Ding: in den astralen Regionen expansive Lichtkraft und attractive Schwere. Das absolute Ich (willkürlich so genannt) ist das alle Realität umfassende Subject-Object. Das Welt-ich liegt in und außer mir; die allgemeine Weltnatur wirkt im Menschen nur potenzirt; ihr Wesen, das Leben ist und Thätigkeit, wird in ihm Geist, daher Denken und Sein identisch. Die ganze Natur ist was der Menschengeist, erzeugt in absoluter Selbstentwicklung alle Dinge aus sich und geht Stufen durch bis zum Selbstbewußtsein. Denken ist die selbstbewußte Thätigkeit der Natur im Geiste, das Sein wird Selbstbejahung; das Verfahren der intellectuellen Thätigkeit (Vernunft) ist constructiv, in ihr betrachtet sich der producirende Geist in seinem Schaffen, ist daher bewußt; sie leitet ins Wesen der Natur ein, schaut die Gegensätze in Einheit, führt die vom Verstande gesetzten Differenzen in solche zurück und versetzt so ins Absolute — Identität, Immanenz, Pantheismus, daher Schelling's Philosophie ganz speciell die Identitätsphilosophie heißt. — Weltgrund und Welt sind gleich ewig; es giebt keine Weltschöpfung in der Zeit und keinen Weltschöpfer außer ihr, nur Evolutionen. Die stufenweise Selbstentwicklung der Natur ist ein

Objectivwerden der natura naturans bis zum Geiſt; überall ein Trennen und Wiedervereinen Entgegengeſetzter, das auf die höchſte Syntheſis führt. Das Eine Naturweſen nach ſeinen zwei Seiten betrachtet giebt die beiden Grundwiſſenſchaften der Naturphiloſophie und der Geiſtesphiloſophie, deren jene vom Object — Natur, dieſe vom Subject — Geiſt ausgeht. Das höchſte Ziel jener iſt die Vergeiſtigung aller Naturgeſetze zu Geſetzen des Denkens; mit dem Geſetzmäßigen verſchwindet mehr und mehr das Phänomen. Das Licht iſt zweideutige Materie, im Magnetismus verſchwindet dieſe ganz, in der Gravitation bleibt nur noch das Geſetz zurück. Die bewußtloſen Producte ſind nur mißlungene Verſuche der Natur, ſich in ſich ſelbſt zu reflectiren; die todte Natur iſt unreife; in der höchſten und letzten Reflexion, dem Menſchen, wird ſie ſich ſelbſt Object, verklärt ſich in der Freiheit zu Empfindung, Intelligenz und Willen.

Naturphiloſophie. Das Abſolute iſt Einheit der natura naturans und der natura naturata, Identität des Subjectiv-Objectiven, ſtets Potenz und Actus zuſammen. Aller Unterſchied des Einen oder Anderen, des Idealen oder Realen, fällt ins Endliche, iſt quantitativ, das Sein nirgends abſolute Sub- oder Objectivität. Das Unendliche iſt abſolute Thätigkeit, die Verendlichung ein in ſich ſelbſt Unterſcheiden des unendlich in ſich ſelber thätigen Seins, das ſo identiſch wird mit ſeinen Schöpfungen. Ueberwiegende Objectivität iſt da, wo die Selbſtthätigkeit der Natur noch nicht Selbſtanſchauung iſt, und umgekehrt. In der Reflexion der Naturthätigkeit in ſich zum Selbſtbewußtſein und ihrer Abſtraction von ſich liegt die Freiheit. Der objectiven und ſubjectiven Thätigkeit — Phantaſie und Verſtand — entſprechen auf realer Seite die expandirende und contrahirende Bewegung. Unendlich ausgehendes Anſchauen erzeugt das Leere, Fixiren und Begrenzen durch den Verſtand den Begriff. Das zuſammenziehende negative Princip, das eigentlich realiſirende, weil es auf Geſtalten geht, erſcheint als Schwere und erzeugt die Materie, das poſitive als Licht und verhält ſich als Anſchauung; jene bindet, dieſes entbindet. Licht iſt das abſolut Repulſive gegen die Attraction, erlöſendes und das Subjective entfaltendes Princip, Weltſeele, ſeine Erſcheinungsweiſen auch Klang, Wärme, Elaſticität (der Aether der Alten). Die beiden Factoren wirken ſtets kämpfend zuſammen, daraus entſtehen die Kräfte und Formen der Natur in potenzirter Geſtaltung, die nie abſolutes Schaffen, ſondern

bloßes Verwandeln iſt und die Geſchichte der Natur ausmacht. Licht und Schwere, urſprünglich zuſammenwirkend, erzeugen Magnetismus, Elektricismus, Chemismus, und durch dieſen dreifachen Proceß bilden ſich die urſprünglichſten Formen. Mit dem chemiſchen Proceß grenzt die Entwicklung an das organiſch ſelbſtſtändige Leben, die dritte Potenz. Alles Sein iſt Leben. Schwere ſpricht ſich in der Cohäſion und dem Magnetismus aus, erſcheint als Ausdruck urſprünglicher Ganzheit des Weſens in jedem ſeiner Punkte. Die Materie im Ganzen iſt eine unendliche magnetiſche Linie, der Magnetismus das Princip, welches ſie als Ganzes ſetzt, Theilganze erzeugend; die einzelnen Materien, d. h. die Körper beſtehen in einem relativen Plus oder Minus der Poſitivität oder Negativität. Dasſelbe Geſetz, das im einzelnen Ding Magnetismus iſt, tritt in der Beziehung der einzelnen als Elektricität auf. Geſetz der Natur iſt: Einheit im Gegenſatz und Differenz in der Identität; es realiſirt ſich im Galvanismus, der Magnetismus (Identität) und Elektricität (Duplicität) vereint, und in dem darauf ruhenden Chemismus. Der chemiſche Proceß erzeugt ein Drittes, Höheres als der beiden Band. Chemiſches Trennen iſt ein Potenziren der Materie zu Sauerſtoff und Waſſerſtoff, Zuſammenſetzen ein Depotenziren zur Indifferenz des Waſſers, welches das Urbild der Materie iſt. Abdruck der Schwere iſt das Starre, das auf relativer Verſchiedenheit der Theile beruht; Abdruck des Lichtes iſt die Luft, die Indifferenz beider das Waſſer. Die Natur iſt ein unendlicher Organismus, Zweck iſt, ihr Weſen mehr und mehr zu entfalten und für ſich ſelber zum Objecte zu machen. Sie ſtrebt durch Individuation in den Einzelnen relative Ganzheiten herzuſtellen. Das allgemeine Naturweſen will Licht und Materie herabſetzen zum Objecte, das die Natur anſchaut. Das geſchieht in ihrer dritten Entwicklungsſtufe, wo ſie ſich potenzirt zum Leben, das Licht und Schwere und ihren Kampf beherrſchendes Subject iſt. Der chemiſche Proceß ſtreift an den organiſchen, doch mangelt ihm das Centrale, Seeliſche. Leben iſt der in den Organismen ablaufende Proceß einer ſtetigen Störung des Gleichgewichtes, in welches die zwei Principien des chemiſchen Proceſſes, zur Ruhe gekommen, ſich neutraliſiren. Pflanzenleben: Aufnehmen und Ausſcheiden von Oxygen; Thierleben: Aufnahme und Zurückhalten desſelben. Die Capacität der Organe für Aufnahme des Sauerſtoffs iſt Irritabilität, die ſich als

Selbstbeweglichkeit kundgiebt. Diese mögliche Bewegung wird verwirklicht durch die Sensibilität, die dem Trieb nach Bewegung Form und Bestimmtheit giebt. Irritabilität ist ein positives, Sensibilität ein negatives Moment; jene liefert für die auf ihr ruhende Bewegung den Stoff, diese die Form; beide in einander greifend machen den Instinct aus als den durch Sensibilität bestimmten Trieb nach Bewegung. Beide Functionen sind bewußtlos; Bewußtsein tritt da ein, wo sich die Thätigkeit vom Producte losmacht und als solche sich selbst anschaut; dadurch wird die Regung Empfindung, erster Grad von Bewußtsein. Das Thier hat blos potenzielles Bewußtsein, weil es nicht frei ist. Die höchste Stufe ist Geist als rein idealistische Thätigkeit, Denken gegenüber der bewußtlosen Natur, das absolute Subject Anschauen seiner selbst geworden. So sind Denken und Sein die beiden Pole desselben Indifferenten, des Absoluten, denn die Materie ist Selbstthätigkeit der Natur, die sich so lange wiederholt, bis sie durch ihre Kräfte und aufsteigenden Processe hindurch Geist wird und als solcher sich selbst erkennt; so ist eben auch Erkennen möglich. Es giebt nur immanente Zweckmäßigkeit, nach der die Natur mit begeistet wird; auch sie ist Denken, nur unbewußtes, objective und subjective Vernunft sind dieselbe, rein ideal nur im Menschen. Aus dem bewußtlosen Wirken entsteht bewußtes durch eine Anschauung in unserem Bewußtsein, die zugleich bewußt und unbewußt ist; das ist die productive Einbildungskraft, die Natur und Geist im Genie verknüpft und die dichterisch-künstlerische Wirksamkeit hervorbringt. Potenzen der Entwicklung des Idealen, auf denen die Geschichte ruht, sind: Kunst, Religion, Wissenschaft; letztes Ziel: das höchste Selbst- und Weltbewußtsein, wodurch die Freiheit des Menschen vollendet wird und die Rückkehr zu Gott gegeben ist. Das Unendliche, im Menschengeiste selber liegend, erscheint seiner Freiheit als Gesetz, und daraus entspringt ein Gegensatz, der die Geschichte erzeugt. Als frei sieht der Mensch diese Gewalt außer sich, das Wahre ist aber, daß er sich als integrirenden Theil derselben erkenne. Im Menschen ist das Absolute reales Wissen und Wirken zugleich. Erste Offenbarung des unendlichen im endlichen Geist ist die Kunst, wo jener in diesem wirkt als Begeisterung; zweite Stufe die Religion, darin alle Creatur als Moment des All-Einen verschwindet; höchste Stufe die Philosophie mit der vollen Einsicht ins wahre Verhältniß des Idealen und Realen.

Das natürliche Sein ist in der Genesis des Wissens gleichberechtigter Factor wie das Ich; von da ausgehend will Schelling Logik und Metaphysik in Eins bringen, die Einheit und Versöhnung des Idealen und Realen versuchen — Spinoza. Doch wächst alles das aus Fichte heraus. Schon bei diesem haben wir eine Wesensgleichheit des Subjectes und Objectes, des Ich und Nicht-ich; der Unterschied besteht nur darin, daß Schelling das, was im Ich vorgeht, ins Universum übersetzt und das All zum Ich macht — Pantheismus. Sein Potenziren oder quantitatives Objectiviren des Absoluten in Natur und Geschichte hat den historischen Ausgangspunkt ganz in Fichte's Theorie des Ich. Die Grundidee seiner Lehre, welche das allgemeine Leben als prius und Erzeugendes der Materie und die einzelnen Naturdinge als bloße Beschränkungen des allgemeinen Organismus setzt, ist durchaus Spinozistisch, im Einzelnen aber bestimmt ihn überwiegend J. Böhme. Ohne die versuchte Einheit dränge das Denken nie ins Sein, und in der Erscheinung bliebe stets ein dunkles Etwas zurück, da das Heterogene nicht erfaßbar ist. — Schelling greift ins innerste Leben der Natur, faßt dieses wie das des Geistes und der Gottheit als der Einheit beider und will es in seinem Wesen und Werden schauen und so das Absolute in seinen Quellen aufsuchen. Daher die Berührung mit den Einzelwissenschaften, die er — ganz im Gegensatze zu Fichte — zu befruchten sucht, daher aber auch der Kampf dieser gegen sein furchtbares Zusammenpressen in eine Einheit, die oft unnatürlich das Recht der langsam aber sicher gehenden Empirie zertritt und das Mannigfaltige — so in den Naturkräften — überall auf einheitliche Principien zurückführen will. Seine Naturphilosophie hat poetischen Reiz, genial großartige Combinationen, aber schwebende Allgemeinheiten, welche die strenge Naturwissenschaft großentheils bestreitet. — Absolutes Ich ist ein Widerspruch, Ich nur möglich in Beziehung auf ein Anderes, relativ bedingt. Die absolute Identität ist als solche indifferent, wie soll aus ihr das Differente kommen? Schelling kommt aus der absoluten Indifferenz nicht zum Gegensatze von Subject und Object und kann so das Endliche nicht erklären noch ableiten. Zwischen den Einzelnen besteht nur quantitative Differenz, ein Ueberwiegen des Sub- oder Objectiven, was außerhalb der Identität fällt; diese aber ist Totalität, das Endliche somit ohne Sein. Diese Anschauung muß also das Endliche wegleugnen. Die Philosophie kann überhaupt nicht

vom Abſoluten ausgehen, das ohnehin nicht erkennbar iſt, die reine Indifferenz im Eins aller Gegenſätze iſt nur das Leere, auch die intellectuelle Anſchauung hört hier auf.

Wie ſind Immanenz im Abſoluten und Freiheit vereinbar, wie dieſe dem Pantheismus möglich? Schelling ſagt: Die Dinge enthalten in ſich etwas Poſitives, wenn auch Abgeleitetes; die Abhängigkeit hebt die Freiheit nicht auf. Das organiſche Individuum iſt abhängig dem Werden, nicht aber dem Sein nach; was Folge des Abſoluten, iſt nach anderer Seite wieder Grund und Subſtanz; der Grund beſtimmt nur das Werden der Folge, nicht ihr Weſen. Aber: das Werden und die Weſenheit des Werdenden laſſen ſich nicht trennen; dieſe Deduction verwechſelt Unterſchiedenheit und Unabhängigkeit. Was weſentlich unabhängig, iſt formell nicht abhängig; abgeleitete Abſolutheit iſt ein Widerſpruch und die Freiheit der Folge nicht hergeſtellt.

Wenn die Welt die räumlich-zeitliche Erſcheinung Gottes iſt, wie iſt das Uebel erklärlich? Die Freiheit als Vermögen des Guten und Böſen würde auch dieſes in die Gottheit verſetzen. Nun iſt die Immanenz nicht aufzuheben; aber was dem endlichen Weſen immanent, iſt nicht das ganze abſolute Weſen der Gottheit, kann gerade das nicht ſein, was im Abſoluten das Göttliche ausmacht. Das führt auf ein Princip in Gott, das nicht er ſelbſt iſt, einen erſten Urgrund. Gott und Welt ſind dieſer Urgrund, beide aber nicht blos er; er iſt die Natur in Gott, nicht deſſen Exiſtenz mit, als ſelber nicht göttlich, von Gott unterſchieden, aber nicht ſein prius. Er iſt die Sehnſucht, die das Eine empfindet ſich ſelbſt zu gebären, mit dem Einen gleich ewig, Wille, aber nicht ſelbſtſtändiger, den Verſtand ahnend; im dunklen Grunde herrſcht das Regelloſe, ſein Werk iſt der ewige Geiſt. An ſich weder Welt noch Gott, aber beider Wurzel, läßt ſich aus ihm etwas ableiten, was nicht göttlich iſt: das Böſe. — Das Alles iſt ein dogmatiſches Setzen ohne Ableitung, ein Zumaldenken, in dem kein Begreifen und auch keine Entwicklung möglich iſt. Gott iſt nach menſchlicher Analogie gefaßt, daraus entſteht ein Widerſpruch; er wird dem Werden unterworfen. Der Urgrund iſt vollends ein Undenkbares; wie kann er gleicherweiſe Ideales und Reales ſein, ohne doch dieſem Gegenſatze zu verfallen, und wie iſt eine Entwicklung aus ihm möglich? Er iſt eine völlig nutzloſe Annahme, die wieder nicht über den Dualismus hinaushebt. Dieſe begriffloſe Deduction hat bereits theil

an dem ganzen Mysticismus seiner verfehlten späteren Entwicklung. Das verworrene Gewebe, das selber schon ein Räthsel bleibt und allen Begriff von Entwicklung abschneidet, ist menschliche Analogie ins Unbegreifliche übersetzt, Böhmesche Theosophie, die Gott im Werden schauen möchte und darum Nichts sieht. So will Schelling in seiner späteren Zeit aus der Böhmeschen Negativität in Gott auch dessen Persönlichkeit ableiten. Bei allen diesen Deductionen kehrt er in einem sinnlosen Cirkel einfach zur absoluten Indifferenz zurück.

Theorie des Guten und Bösen. Gott als Geist ist die lebende Einheit beider Principien, des dunkelen und des lichten, im Grunde; ebenso der Mensch in Gott seiende Identität beider, die jedoch trennbar sind: darin liegt die Möglichkeit des Bösen, das scheidende Princip in ihm ist das der Selbstheit, das in der Umwandlung in den Universalwillen Geist wird. Gottes Wille will Alles centralisiren, in Einheit setzen mit dem Licht; der des Grundes will Alles particularisiren, das Losreißen vom Centrum und Erheben der Endlichkeit zum Selbstsein ist des Bösen Grund; seine Geburt liegt rein im Willen, nicht im Urgrunde, der wohl gegen das Uebernatürliche reagirt, aber nur damit ein unabhängiger Grund des Guten da sei. Nicht die erregte Selbstheit an sich ist das Böse, sondern nur sofern sie sich vom Lichte getrennt hat. Hätte darum Gott sich nicht geoffenbart, so siegte von vorn herein das Böse. Die Endabsicht konnte nicht unmittelbar erreicht werden, weil Gott Leben ist; daher unterwarf er sich dem Proceß von Leiden und Werden, der die Weltgeschichte ausmacht. Der Grund reagirt, damit das Gute sich steigere; Ziel ist die höchste Einheit des Universal- und Eigenwillens. Die menschliche Freiheit ist nicht leere Wahlfreiheit ohne bestimmenden Grund, sondern Handeln nach den Gesetzen der eignen Natur ohne Bestimmtsein von außen, so innere Naturnothwendigkeit, des Menschen eigne That; sein empirischer Zustand ist gesetzt durch eine vorzeitliche intelligible That von ihm, die dem Bewußtsein vorausgeht, aber seine eigne Schuld oder Unschuld begründet.

Die Geschichte eines menschlich leidenden Gottes und die vorzeitliche intelligible That des Menschen sind für uns ebenso ohne Interesse als an sich ohne Halt. Abgesehen aber von der Rückführung auf dieses phantasmagorische Princip ist das Böse in psychologischer Tiefe gefaßt, und in seiner Natur läßt sich das Losreißen des Eigenwillens vom absoluten bis ins Einzelste verfolgen.

Eigenthümlich iſt, wie Schelling in ſeiner früheren Zeit und Hegel ſich zu den neuteſtamentlichen Schriften ſtellen, über deren Autorität und Vollkommenheitsgrad ſie ſich ſehr frei äußern; ſie Beide erklären dieſelben nur für eine erſte, noch unentwickelte Erſcheinungsweiſe des Chriſtenthums.

Wenn die Geſchichte des Geiſtes ihr Recht nur im humanſten Sinne geltend machen und auch nur das verwerthen will, was ſie wahrhaft brauchen kann, ſo begleitet ſie den ausnahmsweiſe frühzeitig entwickelten Geiſt, der viel von einem platoniſch gearteten Dichter hat und gerade von der Wende des Jahrhunderts an ſeine beſonderen Wege gegangen iſt, nicht über das Jahr 1809 hinaus, mit welchem ſeine productive Thätigkeit bereits erloſchen ſcheint. Sonſt hätte ſie eigentlich von mehr als Einem Schellingſchen Syſteme zu reden und jenen reactionären Myſticismus zu durchſtöbern, der allerdings in Schelling früh angelegt war und keine geſunde Faſer mehr hat. Seine erſte Entwicklung dagegen zeigt ihn ſo geſund wie die Fr. Schlegels, des ebenſo früh entwickelten, dieſen, nur verfällt Schelling raſcher den dunklen Neigungen. Ueberraſchend gleichen ſich Beider Anſchauungen in ihrer kräftigen Jugendzeit, ſo wenn auch Schelling eine neue wahre Kunſt nur unter der Bedingung eines neuen Lebensinhaltes möglich erachtet. Doch iſt mit der Identitätsphiloſophie frühe ſchon bis zum Hokuspokus Unſinn getrieben worden. Einmal in die Dunkelheit verrannt, verſteht Schelling weder Natur noch Geſchichte mehr, behauptet das Widerſinnigſte (ſo über das Verhältniß des Chriſtenthums zu den griechiſchen Myſterien, die er im Geiſte der Symbolik als eine Geheimweisheit des Göttlichen feiert) und bringt anſtatt der Dialektik, die ihm vollſtändig ausgegangen, nur noch poetiſche Einfälle und Schwulſt. Schelling hatte leicht den Standpunkt des „Sehens aller Dinge in Gott ohne allen weiteren Beweis und Begründung" vollſtändig als den ſeinen zu erklären und von da aus ſo ſehr mit dem Chriſtenthum zu identificiren, daß ihm die Myſterien des chriſtlichen Kirchenglaubens als der ſinnbildliche Ausdruck ſeiner philoſophiſchen Weltanſchauung erſchienen. — Schon 1809 ganz vom Leben abgewandt („Ueber das Weſen der menſchlichen Freiheit"), nennt er den Charakter der neueren Zeit idealiſtiſch und das Zurückgehen nach Innen den herrſchenden Geiſt, im directen Gegenſatze zu den gleichzeitigen Anſchauungen Fichte's. Ja ſchon 1804 („Philoſophie und Religion") ſchwatzt er von einer

primitiven Erziehung des Menschen durch ein Geistergeschlecht und von einem großen Falle. Daher ist ihm die Urwelt mit ihren Göttern und Halbgöttern eine geschichtliche Thatsache und die Mythologie das größte aller Kunstwerke, unendlicher Auslegung fähig. Daher das kommende Rückwenden zu den urgeschichtlichen mythologisch-symbolischen Forschungen und Deutungen. Fichte geißelt diese Umkehr zu erträumten goldenen Zeitaltern, „die Beschränktheit der Erstorbenheit", als undeutsch.

In seiner glücklichen Zeit brachten großartige und immer anregende Constructionen und die classisch schöne Form ungeheure Wirkung hervor. Sein Thun richtete sich damals gegen die in Nihilismus ausgelaufene einseitige Subjectivität und den Formalismus und knüpfte vom ächt antiken Standpunkte der Immanenz aus belebend an die positiven Wissenschaften. Seine Methode ist die der intellectuellen Anschauung, eines sogenannten unmittelbaren Ergreifens, das aber sowohl in ihm als in seiner Schule oft ein Vergreifen ward und jene zufälligen Combinationen erzeugte, die nie klar und streng waren und später ganz in mystischem Dunkel verschwammen. Mit Spinoza hat er die Identität gemein; während aber bei jenem in der lebenlosen mathematischen Durchführung Denken und Sein noch in keinem Causalnexus stehen, hat Schelling, schon durch seine nächsten Vorgänger vor jener formalen Constructionsweise bewahrt und gewarnt, volle Anschauung des Organischen und gegenseitige Durchdringung. Er begründet ebenso eine geniale Auffassung der Naturwissenschaften wie Hegel der historischen; aber in seiner rückwärts gehenden Bewegung hat er sich in dem Maße vom Leben und seinem Licht abgekehrt, wie Fichte sich ihm zuwandte; die Gänge der zwei Geister gehen denen von Görres und Lamennais parallel.

Fichte konnte keine Schule haben, das liegt in seinem Princip, welches nur diese eigen individuelle Ausbildung trug; Schelling hat eine reiche Schule, die immer Geist entwickelt, aber selten Logik, wofür sie meist poetische Phantasien giebt. Sein geistvollster Schüler ist Oken; Franz v. Baader und Schubert geben christliche, Steffens poetische Mystik der Natur und der Seele.

Oken ist genial in der factischen Naturauffassung; seine mathematischen Constructionen sind oft weniger scharf als dogmatisch hingestellt, und jene Form verdeckt blos das individuell Eigenwillige in

der Folge der apodictiſchen Behauptungen. Was eigen anzieht und vertraut berührt, iſt die Erſcheinung, daß man ſich von dieſen ganz vorausſetzungslos ſein wollenden Conſtructionen aus an den verſchiedenſten Punkten wieder zwanglos den Ideen genähert findet, die alte und tief einſchneidende Facten unſeres wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins geworden ſind. Die Claſſificationen in allen Naturreichen ſind originell; die vollkommen identificirende Tendenz wird im Großen verfolgt am Bau des Univerſums und, in ſeiner Beziehung zur Urkraft Gott, an der Wirkung der großen Naturkräfte, auch die verſchiedenen Naturproceſſe und Elemente ſollen auf Ein centrales Princip als die bloßen Formen ſeiner Activität zurückführen. Bis auf einen gewiſſen Grad muß ſich auch die experimentale Naturforſchung — und ſie hat es nach einer anders tendirenden Zeit in unſeren Tagen neu wieder gethan — dieſer centraliſirenden Anſchauung nähern, um ihres rieſenhaften Materials geiſtig Herr zu werden und zugleich die höchſten und überraſchendſten Reſultate hervorzurufen. In der graduellen Herausbildung des Geiſtes aus der Natur prägt ſich ſchärfer das Materialiſtiſche des Syſtems aus. Seine Bildung der Elemente und Stoffe — Stöchiogenie — iſt höchſt ſonderbarer Natur und kann in ihren rein individuellen Gedankencombinationen kaum wiſſenſchaftliche Bedeutung anſprechen. Für die ſpecifiſche Kenntniß der Natur thut der ganze individuell geniale Bau ſeiner Naturphiloſophie doch wenig, trotzdem daß kein Anderer der Schule mit gleicher Sicherheit ein ſo reiches Material beherrſcht. Oken macht den erſten gelungenen Verſuch eines philoſophiſchen, in ſich zuſammenhängenden, das Ganze umfaſſenden Naturſyſtems, deſſen Begründung und allgemeine Grundzüge (Lehrbuch der Naturphiloſophie) das „Lehrbuch der Naturgeſchichte“ weiter ausführt. Für ſein natürliches Syſtem braucht er eine neue Terminologie. Oken betrachtet die Pflanzen als ſelbſtſtändige Darſtellungen ihrer Organe, die Thiere als Theile des großen Thieres, welches das Thierreich iſt, entſtehend, wenn ſich ein einzelnes Organ von dem großen Thierleib ablöſt und für ſich die weſentlichen Functionen des Thierlebens ausübt. Demnach hat er ſo viele Pflanzenclaſſen als Organe und geſtaltet ſein letztes (drittes) Thierſyſtem. Oken iſt ein freier Geiſt, das zeichnet ihn ſchlagend vor den Anderen aus.

An ihn grenzt Steffens. Weniger der logiſchen Entwicklung Meiſter, giebt er die Philoſophie der immanenten Naturpoeſie. Steffens

hat etwas Diplomatiſches und verſtändig Berechnendes und ſchwärmt für das Wunderbare einzig aus poetiſchem Reiz; er überſchätzt ſich. Auch er ſchweift ins Poetiſche hinüber, reiht nach Phantaſie ſeine Einfälle an einander, bringt Allgemeinheiten, an denen das Einzelne nie klar wird, und wunderliche Analogien, vor denen die Differenzen verſchwinden. Er treibt mit der Natur, was Creuzer's Symbolik mit Geſchichte und Sage. Steffens' „Grundzüge der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft" haben beſonders eigen die Aufſtellung der Quadruplicitätslehre; ſeine „Anthropologie" will Daſein und Weſen des Menſchen aus der Natur und dem Zuſammenhang mit dem Univerſum begreifen und erklären. Als Novellen-, Zeit- und polemiſcher Schriftſteller iſt er ſpäter zu betrachten.

Baader ſchreibt ſchwer und ſehr ermüdend, weil er weder ſich noch Anderen klar iſt, und es frommt Nichts, wenn die geiſtesverwandte Reaction hinter den langen und verworrenen Perioden und dem diſparaten Gedankengang des Theoſophen beſonderen Tiefſinn wittern will. Die beliebten Ahnungen, Hypotheſen, myſteriöſen Beziehungen ſind willkürlich in Natur und Seele hineingetragen; ein unendlicher Horizont liegt ihnen allerdings vor, aber ein leerer. Baader geht, immer tendenziös, auf ſehr gezwungen ausſehende Beziehungen der Philoſophie zu den chriſtlichen Dogmen und den reactionär-kirchlichen Anſchauungen aus. Es iſt in ihm eine gelinde geſagt curioſe Denkweiſe, welche die Sprache verſchroben macht und dem Geiſte keinen logiſchen Halt giebt. In der Natur ſucht er in einer Art kabbaliſtiſcher Weisheit die mannigfaltigſten und unverſtändlichſten Deutungen der Formen und Zahlen. Er treibt es am ärgſten, bringt Zahlen- und Farbenſpiele in unermüdlichen Wiederholungen, haſcht nach den Naturgeheimniſſen, ohne auch nur den Verſuch zu machen zu ihrer logiſchen Durchdringung, und treibt dabei chriſtliche Myſtik. Seine philoſophiſchen Grundlagen ſind: der Urwille, als Urbewußtſein zugleich Urgeiſt und Urperſönlichkeit, und ihre Attribute: die ewige Natur und die ewige Idee. Von dem durch den Willen bedingten Verhältniß der Idee zur Natur hängt das dreifache Daſein ab: das infernale, das räumlich-zeitlich-materielle, das himmliſche; dieſes iſt entſchieden das primitive. — Baader wandte den größten Fleiß auf die Erklärung J. Böhme's. Fr. Schlegel war der Erſte geweſen, der auf die philoſophiſche Tiefe der Gedanken dieſes mittelalterlichen Myſtikers hinwies; Schelling ging in ſeinem ſpäteren

Syſtem viel und ſtark auf ihn zurück; auch Hegel berief ſich bei Anlaß verwandter Begriffe gern auf ihn und betrachtete ihn als den Anfänger der neueren Philoſophie. Von Baader iſt dieſes Rückweiſen am begreiflichſten, machte er ſich doch zur Lebensaufgabe, die alte deutſche Myſtik zur Grundlage einer neuen religiöſen Philoſophie zu erheben! Reiner iſt Schelling's Verdienſt darin, daß er im „Bruno", ſeinem herrlichen Geſpräch platoniſchen Geiſtes, zuerſt wieder den Blick auf den bis dahin wenig beachteten Giordano Bruno lenkte.

An Baader grenzt Wagner mit ſeinem mathematiſch-figürlichen Symbol; tetraederſche Entwicklung in der nach Schelling fundirten Conſtruction des Weltalls.

Der jungen Naturphiloſophie kam zu gute, daß Volta eben ſeine Säule entdeckt hatte und Ritter in Jena ſein Geſetz aufſtellte: ein beſtändiger Galvanismus begleite den Lebensproceß. Nun wandten ſich alle Blicke begeiſtert dieſen Erſcheinungen zu; man fing an Magnetismus, Galvanismus und Elektricität zu beobachten oder vielmehr zu combiniren; man machte neue Entdeckungen oder glaubte ſie zu machen; man ſtellte Geſetze auf, deren größten Theil die kühlere Energie unſerer Tage wieder umgeſtürzt hat; man ſuchte mit Hülfe jener Kräfte, die man allgemein herrſchend fand, nach dem Einen dynamiſchen Lebensprincip der ganzen Natur, in welchem ſich zugleich ihr Zuſammenhang mit dem Geiſte darſtellen ſollte; man ſtrebte ein univerſelles Vergeiſtigen an.

Schelling lenkt wieder auf die frühere Philoſophie zurück, findet die Elemente ſeiner Lehre in Plato, Spinoza, Leibnitz, dem unächten Philoſophen J. Böhme und den Myſtikern, und die äſthetiſche Kritik unſerer claſſiſchen Dichterperiode beſtimmt weſentlich ſein Schaffen; auch ſein philoſophiſches Organ, die intellectuelle Anſchauung, iſt überwiegend äſthetiſcher Natur und hat ihre Analogien in jenen älteren. Dieſes halb myſtiſche Schauen, dem zugleich ſchöpferiſche Kraft zugeſprochen ward, half die Geiſteskräfte, die Kant ſo ſcharf geſchieden hatte, und ihre Thätigkeit wieder durch einander werfen; es trug mit Schuld an dem fuſionsſeligen Arbeiten der romantiſchen Schule, die ſynthetiſch combinirend Kritik und dafür analyſirend Poeſie trieb; es hat die empiriſche Naturforſchung für lange durch ſeine glänzenden Syntheſen in den Schatten geſtellt und ihre Ergebniſſe unſicher gemiſcht; die geiſtreichen Analogien hielten phyſikaliſche, phyſiologiſche

und pſychologiſche Erſcheinungen und Geſetze mit mathematiſchen Formeln zuſammen und warfen ſie willkürlich durch einander. In einem fieberhaften Drange nach Begeiſtung der Natur griff man zu den mittelalterlichen Wunderkräften zurück; die Aufklärung ſchlug um in die Sucht nach dem Unbegreiflichen. Schon war der Mesmerianismus aus Frankreich nach Deutſchland eingewandert, um erſt ſo recht unter der Reſtauration zu wuchern und jede phyſiologiſche Zucht abzuwerfen. Seit der durch Schelling angenommenen Richtung iſt die Philoſophie wieder von dem Streben beherrſcht, in den Werken der Theoſophen, namentlich ihren naturphiloſophiſchen Träumereien, einen großen Reichthum tiefer Blicke in das Weſen des Göttlichen zu ſuchen. So reicht bis in unſere Zeit herein der jüngſte und einer der größten dieſer Claſſe, Saint-Martin, der zwar gegen die franzöſiſchen Senſualiſten und Materialiſten mit Recht auftritt, aber dogmatiſch keinen Halt bieten kann. Durch ſeinen Einfluß wird eine ganze Reihe myſtiſcher Schriften gerufen.

Die Schellingſche Schule (Solger) macht das thatſächliche Weſen der Schönheit zum Gegenſtande der philoſophiſchen Unterſuchung, faßt das Schöne als die in der ſinnlichen Erſcheinung ausgedrückte innigſte Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen und als die Spitze des Schönen die Kunſt, d. h. die vollkommene und abſolute Ineinsbildung der beiden Factoren, in welcher Inhalt und Form ſchlechthin in einander aufgehen.

Der nach einer myſtiſch-poetiſchen Seelenkunde greifende Schubert iſt ſpäter einzuführen.

Frühe ſchon war in Schelling jene Verwirrung des Begriffes und Verirrung des Wollens vorgebildet, die ihn in den frömmelnden Charlatanismus hineintrieb; das Urtheil über dieſe ganze weitere Entwicklung in ihm und der Schule iſt bald gefällt: eine Philoſophie, die ſich als willfähriges Werkzeug aller reactionären Launen brauchbar erwies, iſt zu verwerfen. Die Vorſtellung von einem durch den Sündenfall eingebüßten göttlichen Urzuſtande des Menſchengeſchlechts, die Behauptung von der Ungöttlichkeit der Sinnenwelt (der Identitätsphiloſophie ohnehin ſchlecht paſſend) und von der Nothwendigkeit ihr abzuſterben, um dadurch zu Gott zurückzukehren, die Unmöglichkeit, die menſchliche Freiheit neben dem vorzeitlichen Acte, der ihn einer Naturnothwendigkeit verfallen macht, aufrecht zu halten, der myſtiſche Urgrund in Gott,

alle dieſe Urhandlungen und Urdinge, die zu Undingen wurden, mußten die Thatkraft erſticken, zu quietiſtiſcher Aſceſe führen und auf die bodenloſe Myſtik ableiten, die das früh hereinbrechende Ende dieſer Schule wurde. — Schelling will im größten und allgemeinſten Styl die Natur in intelligenten Willen und ihre Nothwendigkeit in Freiheit umſetzen, aber die Größe dieſer Aufgabe bewältigt ihn und führt ihn irre. So geht er mit der ganzen in der Zeit — ſogar ihrem Drama — liegenden abergläubig frömmelnden Dämonologie in ein Ziel aus, das dem urſprünglich angeſtrebten direct entgegengeſetzt iſt: das gewollte hyperſpirituelle Vergeiſtigen der Materie ſchlägt um in ein Herabſinken des Geiſtes ſelber zur Materie.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Hegel's logiſche Conſtruction iſt der umfaſſendſte und ſtolzeſte, aber mißlungene Verſuch, abſolut eine nicht blos weltbezwingende, ſondern ſelber weltſchöpferiſche Begriffsherrſchaft herzuſtellen — Panlogismus.

Die ſich potenzirende Naturkraft Schellings vertritt der logiſche Begriff, das Abſolute als Denkthätigkeit iſt die Subſtanz der Welt, das menſchliche Denken in ſeiner höchſten Stufe göttliches, ſeine Entwicklung durch Negation und Zuſammenfaſſen zu höherer Einheit zugleich Entwicklung der objectiven Beſtimmungen der Mächte der Welt — Ontologie.

Dieſe Identität erweiſt ſich, indem der Geiſt durch ſeine Entwicklungsſtufen fortgeführt wird, was die „Phänomenologie des Geiſtes" ausmacht, in der ſich die Eigenthümlichkeit am friſcheſten darſtellt. Seine erſte Stufe iſt das gemein-ſinnliche Bewußtſein, dem das Einzelne für wahr gilt; dieſer Standpunkt hebt ſich auf in ſeiner Negation, indem das Sinnlich-Einzelne aufgeht im Allgemeinen. Der Proceß geht fort: die Anſchauungsweiſe des niederen Standpunktes wird jedesmal als Moment in den höheren aufgehoben (tollere et conservare), und ſo geht die Entwicklung bis zur Philoſophie. Weil dieſe Entfaltung des Geiſtes alle thatſächlichen Erſcheinungen ſeiner Bildung umſpannt, iſt ſie zugleich Pſychologie der Weltgeſchichte, die wieder zuſammenſtimmt mit der Weltgeſchichte der Philoſophie, es iſt überall derſelbe Bildungsproceß. Der abſolute Standpunkt iſt derjenige der abſoluten Gewißheit des Geiſtes von ſich, daß er ſelbſt alle

Wahrheit, Begriff und Realität Eins ſeien, das Reale nur objective Erſcheinung ſeines Weſens. Dieſes mit dem Sein identiſche Denken iſt das abſolute, in dem das ſubjective aufgehoben und von den zufälligen Vorſtellungen abſtrahirt iſt; denn das Weſen der Dinge iſt der Begriff, der ſie in ihrer Nothwendigkeit und Allgemeinheit erfaßt. Der Geiſt, ſich ſelbſt als alle Realität begreifend, muß ſich, indem er dieſe Totalität eben ſo ſehr in ſich aufhebt als ſetzt, entſchließen, ſich ſelbſt und ſeine Begriffsmomente zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung zu machen; mit dieſem Acte beginnt die Selbſtentwicklung der Philoſophie in der

Logik, die vom Standpunkte des Panlogismus zugleich Metaphyſik iſt. Ihr Gegenſtand iſt das reine Denken als Object ſeiner ſelbſt; ſeine Entwicklung ein Aufſtellen der allgemein gültigen Denkbeſtimmungen, die der Identität zufolge zugleich Seinsbeſtimmungen ſind; das Denken und ſeine Momente ſind die Sache an ſich ſelbſt. So iſt der Inhalt der Logik das allein Wahre, das Subſtantielſte; ihre Entwicklung zeigt das Abſolute in ſeiner Entfaltung und jeder Fortſchritt eine reichere Beſtimmung des Denkens zum Sein. Der ſich entwickelnde ſpeculative abſolute Begriff iſt Gottes eigne Selbſtbewegung. — Ausgang iſt das reine Sein, das in der Abſtraction von aller Beſtimmtheit gleich iſt dem Nichts, das einfach unbeſtimmt Unmittelbare, weil die Negation aller Beſtimmtheit; ſo auch das Nichts; die Differenz beider iſt unfaßbar, ihre Wahrheit aber ihre Einheit, und die iſt das Werden. Dieſes vermöge der Widerſprüche von Sein und Nichts in ihm hebt ſich wieder auf zum Daſein; folgt das Fürſichſein, womit die Qualität beſtimmt und der Uebergang in die Quantität gegeben, deren Einheit das Maß iſt. Das Weſen als Grund der Exiſtenz geht in dieſe als ſeine Negation über und erzeugt den Begriff des Dinges; das Weſen in der Erſcheinung wird von dieſer negirt, und ſie erhebt ſich durch die Begriffsmomente der Welt der Erſcheinung (Inhalt, Form, Verhältniß ꝛc.) zur Einheit mit dem Weſen. Dieſe Einheit erzeugt die Wirklichkeit und die, dialektiſch fortſchreitend, den Begriff. Dieſer iſt ſubjectiver, er geht über in den objectiven, und der in die Idee; die Idee geht durch Leben und Erkennen fort zur abſoluten, die eben als das Abſolute alle früheren Begriffsbeſtimmungen zu Momenten hat. Sie iſt das Abſolute als reines Denken ſeiner ſelbſt, wie es als Naturkraft im Menſchengeiſt waltet und

durch denselben sich selbst erfaßt; dieses Denken hat die absolute Negativität seiner Momente an sich, dadurch schlägt es um in seine Negation, das Materiell-Natürliche.

Naturphilosophie. Indem das Denken als absolute Freiheit durch eignes freies Entlassen übergeht in die Natur, wird diese nicht ein Anderes, sondern der Idee eignes Andersein, ihr Widerschein. Darin ist die Selbstbestimmtheit der Idee negirt, sie ist entäußert; daher das erste Begriffsmoment der Natur die Aeußerlichkeit und Nothwendigkeit und damit zugleich die Zufälligkeit, die das objectiv Willkürliche ist. Aus diesem Aeußerlichsein führt wieder ein Uebergang ins Innerlichsein durch die verschiedenen Momente eines aufsteigenden Processes vom Tode zum Leben und von diesem zum Geist — Mechanik, Physik, Organik. Die äußerste Aeußerlichkeit bezeichnen Raum und Zeit, die Materie mit ihren Kräften und die Bewegung. Alles Umschlagen ist ein innerlich begriffliches, da es eben das Wesen der Natur ist, dem Begriff nicht zu entsprechen. Das Thier, mit dem der Höhepunkt der Natur, das Leben, beginnt, ist Subject, aber nicht selbstbewußt noch selbstbestimmend, sondern der äußeren Gattungsbestimmtheit unterworfen. Mit der aufgehobenen Natürlichkeit erscheint der Begriff in seinem Fürsichsein, d. i. der Geist als Negation der Negation der Idee, diese kehrt zu sich selbst zurück.

Geistesphilosophie. Die Idee in ihrer Rückkehr und dem Insichgehen schließt sich nur mit sich selbst zusammen, wird so Einheit des Objectiven mit dem In- und Fürsichseienden, und dieses Subject-Object ist Geist. Das Andersein des Geistes, in welchem er kraft seiner Negativität immer bei sich selber bleibt, ist nur als sich aufhebend, daher hat der Geist Macht darüber. So ist er das für sich seiende Allgemeine, das sich selbst besondert und in dieser Besonderheit wieder mit sich zusammenschließt; Wesen des Geistes und Puls der Bewegung ist hierbei die absolute Negativität. Aus der Aeußerlichkeit wird durch Insichgehen zunächst der Geist noch nicht als solcher, sondern als Seele, welche alle Kräfte der Natur in eine Einheit zusammenfaßt. Sie entwickelt sich zum Bewußtsein, und damit ist der subjective Geist gegeben, dessen Stufen sind: Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Vernunft. In dieser schließt sich der Geist mit aller Objectivität zusammen, ist erst wahrhaft als Geist; seine theoretischen Thätigkeiten sind Anschauen, Vorstellen (Erinnerung, Einbilden, Gedächtniß) und

Denken, die praktiſchen praktiſches Gefühl, Trieb, Willkür und Glückſeligkeit. Aus den zwei letzteren Momenten entſpringt der freie Wille, und damit iſt der Uebergang gegeben zum objectiven Geiſt.

Rechtsphiloſophie. Der freie Wille iſt zunächſt unmittelbar und als ſolcher einzelner, d. h. Perſon, darin noch ohne alle Beſtimmtheit und Erfülltheit aus ſich; er gewinnt die Erfüllung an einer äußeren Sache. Wenn ich ihn in eine ſolche lege, ſo iſt ſie nicht mehr willenlos, und weil mein Wille in ihr iſt, ſo iſt ſie mein — Eigenthumsrecht als Grundbegriff alles Rechtes. Dieſes als äußerliches Daſein des freien Willens an und in einer äußeren Sache ſchlägt wieder um in die Reflection in ſich ſelber, welches Inſichgehen des Willens vermittelt wird durch das Unrecht. Im Rechtsſein iſt der blos perſönliche Wille nur dann wahr, wenn er in Uebereinſtimmung ſteht mit dem allgemeinen. Indem der Wille Erfüllung und Beſtimmtheit an ſich gewinnt, iſt er zurechenbar und damit die moraliſche Freiheit gewonnen. Die Moralität entwickelt ſich durch gut und böſe zur Sittlichkeit. Im Böſen gipfelt die ſubjective Freiheit. Das Subject als Wählendes im Widerſpruch der Pflichten ſieht ſich über dem allgemeinen Willen. Der Gute wie der Böſe gründen die Wahl auf ihre ſubjective moraliſche Unendlichkeit. Indem aber auf dieſem Standpunkte Gutes und Böſes ſich in ihr Gegentheil verkehren, hebt ſich der ſubjective moraliſche Wille ſelbſt auf und ſchlägt um in den allgemeinen als das abſolut Affirmative, und damit iſt Einheit des Rechtes mit dem ſubjectiven Willen, d. h. der Pflicht mit der Sittlichkeit gegeben. Dieſe gewinnt ihre Realität im Staate, der nur im beſonderen Volksgeiſte wirklich iſt; dieſer beſchränkte Geiſt aber mit endlichem Daſein geht als Moment über in die allgemeine Weltgeſchichte. Die hiſtoriſchen Begebenheiten ſind die Dialektik der verſchiedenen Völkergeiſter, die als beſchränkt negirt werden durch den allgemeinen Geiſt als das leitende Agens der weltgeſchichtlichen Entwicklung. Der Weltgeiſt iſt vermöge ſeines Urſprungs noch mit der Aeußerlichkeit und den Gegenſätzen des endlichen Daſeins behaftet; indem der Geiſt ſelber dieſe negirt, entwickelt er ſich zum abſoluten. Die Sittlichkeit iſt die wahre Subſtanz auch des Weltgeiſtes, ihn reinigend von den endlichen Schranken, und indem ſie als denkender Geiſt von ſich weiß — Innerlichkeit, erhebt ſich das Wiſſen zum Wiſſen vom abſoluten Geiſt. Der Einzelne faßt ſich in der Sittlichkeit als Moment des allgemeinen Geiſtes und

als das in seiner Endlichkeit an den absoluten sich aufgebende Ich, dies ist die Realität des absoluten Geistes, der die concrete Einheit des endlichen und unendlichen ist, in welcher der menschliche Geist zum An- und Fürsichsein gekommen. Der absolute Geist ist nur, indem er aus seinem Fürsichsein übergeht ins Andersein und im menschlichen sich selbst erfaßt und so in sich zurückgeht; dieser Act ist kein zeitlicher, sondern ewig. So unterscheidet er sich selbst in sich in die zwei Seiten: das substantielle Sein und das Wissen des menschlichen Geistes von ihm; dieses, sein eignes Begriffsmoment, ist ein wesentlicher Proceß, dessen unmittelbare und substantielle Einheit den Glauben bildet. In diesem Proceß ist die unmittelbare Gestalt des Wissens die der Schönheit, das erste Moment die Kunst, für welche der absolute Geist die Form des Ideals hat, das sich nur in der Vielheit concreter Gestalten darstellen läßt. — — Die Hegelsche Schule hat das Kunstprincip der Schellingschen vollkommen durchgebildet: das Schöne ist wie bei Schelling die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Seine erste Form ist das Naturschöne in der Natur und (nach Vischer) in der Geschichte. Dieses ist noch zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem, weil unbewußt. Bewußt wird es in der Phantasie, deren Bild verwirklicht das Kunstwerk liefert, das idealisirte Natur ist. Die einzelnen Künste bezeichnen das stufenweise Herausbilden des Geistes aus der Materialität. In diesen wenigen Sätzen deutet sich übrigens bereits eine ganze große Entwicklungslinie an bis auf die neuen bedeutenden Fassungen der Aesthetik herab (Vischer). — — Aber die Vielheit hebt sich zur Einheit auf, und der absolute Geist wird der Form nach für das subjective Wissen zur Vorstellung. Diese giebt seinen Inhaltsmomenten Selbstständigkeit und macht sie gegenseitig zu Voraussetzungen und einem Zusammenhang des Geschehens nach endlichen Reflexionen; anderseits wird diese endliche Vorstellung im Glauben an den Einen Geist aufgehoben, und dadurch wird das zweite Moment, die Religion, die stets geoffenbarte ist, Gott, ein Angeschautes, Aeußeres. Der Begriff des Christenthums ist die durch den Schmerz und die Gebrochenheit der römischen Welt in der Kaiserzeit nothwendig gewordene Versöhnung des Menschlichen und Göttlichen und damit die Befreiung des Geistes, deßhalb sein Charakteristisches der Gottmensch, während die jüdische Religion die Natur entgöttert. So faßt also die christliche Religion das in der Form der religiösen Vorstellung und Anschauung,

was Hegel's Philoſophie begrifflich faſſen will, nämlich daß der menſchheitliche Geiſt, der Geiſt der Gattung, allein Gott iſt. Das war ſchon Fichteſch. Hegel giebt ſich alle Mühe, den Dualismus von Göttlichem und Menſchlichem (Diesſeits und Jenſeits) im Chriſtenthum in einen Monismus aufzulöſen, der zu ſeinem Panlogismus paßt, und das iſt doch nicht möglich. — — Auch die religiöſe Vorſtellung hebt ſich auf, weil an ſich der göttliche und menſchliche Geiſt im abſoluten zu concreter Identität ewig zuſammengefaßt ſind, das religiöſe Subject ſchließt ſich im Glauben mit dem abſoluten Geiſte zuſammen; ſo wirkt ſich das allgemeine Weſen als innewohnend im Selbſtbewußtſein des ſubjectiven Einzelgeiſtes — Gott als Gegenſtand der Philoſophie, die gemäß Schellingſcher Anſchauung die Wiſſenſchaft der ſich ſelbſt begreifenden Vernunft iſt. Sie vereint Kunſt und Religion in die einfache geiſtige Anſchauung und erhebt ſie dadurch zum ſelbſtbewußten Denken, und ſo wird die Totalität des abſoluten Geiſtes zuſammengefaßt im Begriff. Die höchſte Spitze bezeichnet folgender Inhalt: das ſubjective Bewußtſein des abſoluten Geiſtes in der abſoluten Wahrheit ſeines Inhaltes und der abſolut wahren Form ſeiner ſelbſt als freie Selbſtbeſtimmung und Selbſtentwicklung.

Die ſchlechthinige Vorausſetzungsloſigkeit und Verſchmähung aller Erfahrung, das reine Denken und damit der vollendetſte Apriorismus, die dialektiſche Methode: Setzen, Entgegenſetzen und Verbinden finden ſich alle ſchon bei Fichte und werden von Hegel durchweg aufgenommen, weiter ausgebildet und durchgreifender applicirt. Hegel iſt vollſtändig überzeugt von der Bedeutung des Genetiſchen im Erkennen und inſofern der treueſte Fortſetzer von Fichte's Lehre. Er will keine Unmittelbarkeit im Wiſſen, wie ſie bei Schelling und ſeiner Schule ins verworrenſte Verquicken umgeſchlagen hatte, ſondern tritt — und das iſt ſein beſtes Verdienſt — dieſem phantaſtiſchen Behaupten gleich von Anfang an mit der ihn auszeichnenden Energie entgegen. Ebenſo ſehr iſt er im Rechte, wenn er der Anmaßung des Ich in dem verflüchtigten Idealismus gegenüber mit Schelling die Berechtigung der Natur feſthält. — Das reine Denken, d. h. das abſolute iſt leer und beſtimmungslos wie das reine Ich. In die Speculation, die alles Empiriſche ausgeſchieden und ſich ins Selbſtbewußtſein zurückgezogen, geht der göttliche Gedanke ein; der Gottheit Weſen, die Hegelſche Kategorienkette, erſcheint in der Vermählung mit der Natur. Gottes

und des Philoſophen Denken auf der Spitze des Denkproceſſes coincidiren, und ſo giebt es auch für den Menſchen ein abſolutes Denken — Fichte's und Schelling's intellectuelle Anſchauung. Aber aus dieſem abſoluten Denken, das ohnehin nur in Gott als ſchaffendes zu ſetzen iſt, kann Hegel wieder das Endliche nicht ableiten.

Hegel iſt durchaus ſyſtematiſch, kein philoſophiſches Syſtem tritt ſo abgeſchloſſen und abgerundet auf, das iſt ſein großes Verdienſt und das Ergebniß jener univerſellen Energie, welche alle Geſtalten des Seienden zu durchdringen und alle Disciplinen weiter zu führen ſich erkühnte. So hat er den philoſophiſchen Organismus ebenſo wohl erweitert als nach ſeinen einzelnen Gliedern hin neu belebt. Er hat in ſeinem Syſtem die ſtraffſte Einheit geſchaffen, in die er die Elemente des geiſtigen und des natürlichen Alls will aufgehoben wiſſen; aber dieſe Einheit iſt künſtlich, er opfert ihr alles individuelle Leben und thut den Elementen, denen er alle ſelbſtſtändige Weſenheit raubt, Gewalt an.

Der logiſche Begriff, der alle Realität iſt, bewegt ſich in ähnlicher Weiſe wie Schelling's ſich potenzirende Naturkraft und vertritt dieſelbe. Dieſer Begriff ſchlägt von ſelbſt um in ſein Gegentheil und kehrt wieder in ſich zurück, um von Neuem die Expanſion zu einer höheren Stufe zu beginnen. Was bei Schelling die Natur, thut hier der Begriff — abſoluter Idealismus, Panlogismus. Subject-Object wird der abſolute Begriff, und die Entwicklung desſelben bis zur concreteſten Fülle liegt in der Logik. Dieſe Stellvertretung ſelber geht aus Schelling hervor, dem alles Leben actuelles Denken und das Abſolute überall eine und dieſelbe abſolute Vernunft iſt.

Dieſe Logik als reines Denken, deſſen Beſtimmungen ebenſo die des Seins ſind, wodurch die Logik Metaphyſik, in letzter Linie Theologie wird, iſt der kühne Verſuch, Gottes Weſen in ſeinem Urſprung zu ſchauen — neue und großartigſte Conſtruction des durch Kant gefällten ontologiſchen Beweiſes. Vom reinen Sein ausgehend, führt der Proceß des reinen Denkens in immer gleichem Dreiſchlag durch alle möglichen Zwiſchenſtufen bis zur abſoluten Idee hinan und durch das Umſchlagen in ſeine Negativität zur Natur über, die ſich wieder zum Geiſt als der aufgehobenen Natürlichkeit emporentwickelt; dieſer entfaltet ſich weiter als ſubjectiver, objectiver und abſoluter, und des letzteren ſubjectives Bewußtſein in ſeiner abſoluten Form bildet die Philoſophie.

Hegel geht durchweg im Dreiſchritt vor: Umſchlagen der Poſition in die Negation und Wiederherſtellen der Affirmation durch Aufheben dieſer Gegenſätze. Nach dem Princip bilden ſich die Begriffe — der Begriff iſt das Uebergehen des Beſonderen ins Allgemeine zur Einheit beider im Einzelnen —, ebenſo die Idee, bis ſie ſich zum abſoluten Geiſt entwickelt. So geht die dialektiſche Methode einen ewigen Kreislauf durch, deſſen Seele das Princip der abſoluten Negativität iſt. Dieſes Princip nun ſoll zugleich reales ſein, aus dem aller Inhalt ſtrömt. Aber das Ganze iſt ein leerer Formalismus, der es nie zu realem Inhalt bringt; es bleibt bei ſubjectiven Abſtractionen. Auch das Aeußerlichwerden der Idee, die Natur, iſt bloßer Schein, dem dasſelbe Princip der Entwicklung innewohnt, und, da dieſes das Centrum iſt, auch derſelbe Inhalt, wieder nichts Materielles. Entweder iſt ſomit kein Andersſein der Idee als Natur, oder die abſolute Methode widerſpricht ihrem Begriff, demzufolge Inhalt und Form zuſammenfallen. Die ganze Entwicklung des Bewußtſeins, die ſich ihren Inhalt ſelbſt erzeugt, ſetzt jede Objectivität zu einem bloßen Namen herab, und im abſoluten Wiſſen iſt alles Objective nur es ſelbſt, das Product ſeiner immanenten Selbſtunterſcheidung — wieder Fichte's Ich. Aber auch der Proceß iſt unmöglich: das ſinnliche Bewußtſein kann ſich, weil bedingt, nicht zum abſoluten Wiſſen potenziren. Was die ſpecielle logiſche Fortbildung betrifft, ſo iſt das reine Denken eine Fiction; es erſcheint gleich in ſeinem Anfang keineswegs vorausſetzungslos, wie es zu ſein vorgiebt, ſchon das reine Sein hat das empiriſch Gegebene zur Vorausſetzung, das Nichts aber iſt undenkbar, das Werden erſchlichen. Die Entwicklung kann aus Unterſchiedsloſem überhaupt gar nicht hervorgehen und ſich auch nicht vollziehen ohne die Bewegung, deren Anſchauung hier ebenſo unterläuft, wie beim Begreifen des Extenſiven die des Raumes, des Intenſiven und der Zahl die der Zeit. Und ſo erſcheint überall das Willkürliche der ſubjectiven Reflexion. — Logiſche Mittel der dialektiſchen Methode. Die logiſche Negation: Sie kann nie einen Fortſchritt des Gedankens beginnen, ſodaß ein neuer Begriff entſteht, welcher die ſich rein ausſchließende Bejahung und Verneinung poſitiv in ſich verbände; ſie will reale Oppoſition ſein, aber dieſe läßt ſich durch den reinen Gedanken wieder nicht gewinnen. Identität, die Satz und Gegenſatz in einen höheren Begriff aufhebt und vereint, ſoll wieder als reale Einheit erſcheinen, iſt aber genau genommen

Nichts als die Reflexion einer logiſchen Gleichheit. Der Proceß ins Unendliche kann ebenſo wenig etwas Poſitives erzeugen und hat blos die Bedeutung eines negativen Beweiſes.

Der Fortſchritt zur Natur iſt für Hegel unmöglich, darum macht er einen Sprung, der um Nichts erklärbarer iſt und wieder nicht zur Natur überführt; der Naturbegriff fällt in ſich zuſammen, widerſpricht ſich ſelber. Es kommt auch zu keinem Entlaſſen, woher oder warum ſolches? Und in demſelben bleibt es bei der Identität. Die Aeußerlichkeit iſt als Moment der logiſchen Idee ſelber geſetzt; Mechanismus und Chemismus treten ſchon in der Logik auf. Geſetzt, der Abfall der Idee von ſich wäre richtig, ſo hätten wir Dualismus; entweder ſind zwei Abſolute oder keine reale Verſchiedenheit von Idee und Natur. Im Recht iſt nur die linke (pantheiſtiſche) Richtung der Schule. Die logiſche Idee iſt Gottheit, vor allem materiellen Sein, die Natur nur die aus ſich entlaſſene Gottheit, Spinoza's Subſtanz. Die Behauptung, daß der Natur die Ohnmacht eigen ſei, den Begriff in ſeiner Ausführung feſtzuhalten, iſt nicht blos unbewieſen, ſondern ſelbſt undenkbar; wäre ſie's aber, ſo würde ſie die fatalſten Conſequenzen nach ſich ziehen und auf eine Ohnmacht der Idee, einen ohnmächtigen Gott zurückführen.

Der Uebergang vom ſubjectiven Geiſte zum objectiven, deſſen Lehre die Rechtsphiloſophie bildet, iſt wieder verfehlt. Das Recht iſt von Anfang an nur abſtract gefaßt, die Freiheit nicht gewonnen, der Begriff der Perſon nicht in ſeiner Wahrheit genommen, das Eigenthumsrecht mangelhaft begründet; die Natur iſt dem Menſchen gegenüber keineswegs das ſchlechthin Rechtloſe. Hegel's Staatsrecht nimmt Etwas vom Fauſtrecht an. Der Fortſchritt iſt ein der wahren logiſchen Folge wie dem geſchichtlichen Gang zuwiderlaufender: das Recht ſoll daſtehen ohne das ethiſche Moment, zu dem es erſt aufſteigt, und dieſes ohne das religiöſe, das doch die beiden anderen erſt bedingt und hält. Wenn ferner der Weltgeiſt in den einzelnen Völkergeiſtern ſelber das Spiel der Leidenſchaft mitſpielt, um ſich ſelbſt aus ihnen herauszuwickeln, warum ſollte nicht auch das weltliche Individuum Unrecht thun dürfen, damit ſich das Recht an ihm bewähre? Dieſe ganze Entwicklung der Hegelſchen Philoſophie hat bis hinauf zum abſoluten Geiſte das Spiel des Böſen unbedingt nothwendig, ja ſie wird nur von ihm gehalten und ſetzt ſeine Macht auf den Thron; der Teufel ſchlägt ſchließlich um

in Gott. Wie verhalten ſich ferner Weltgeiſt und abſoluter, wodurch ſind ſie geſchieden und wie erzeugt jener dieſen? Aber nicht blos das: der abſolute Geiſt erweiſt ſich als völlig identiſch mit dem endlichen in ſeiner Wahrheit und vollkommenen Sittlichkeit. Dadurch aber wird die Realität Gottes abhängig von der ſittlichen Selbſtbeſtimmung des Menſchen, und mit einer fehlerhaften Ableitung gewinnt Hegel Nichts als den idealen Menſchen. Trotz einer doppelten Faſſung kommt Gott nur im menſchlichen Geiſte zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, hat nur im Wiſſen des menſchlichen Geiſtes von ihm ſeine Realität als Geiſt, das Abſolute wird perſönlich nur mittelſt des durch dasſelbe geſetzten Menſchen und in ihm; damit wird aber auch das Selbſtbewußtſein Gottes zum zeitlich werdenden, und das Abſolute bleibt nicht mehr es ſelbſt. Das religiöſe Wiſſen (Glaube) in ſeiner Entwicklung durch Kunſt, Religion und Philoſophie geht einen Gang, der den Philoſophen in Widerſpruch bringt mit ſeiner eignen Pſychologie wie mit dem hiſtoriſchen Fortſchritt und ſo ſelbſt aus den Hegelſchen Grundſätzen heraus verworfen wird, denn die Weltgeſchichte iſt ihm Gottes Geſchichte. In der ganzen Fortſchrittslinie dominirt allein das theoretiſche Moment, und darum löſt ſich auch die Religion, die mit dem Gedanken durchdrungen zu haben freilich Verdienſt Hegel's iſt, in Philoſophie auf.

Hegel's Stellung zur Geſchichte der Philoſophie. Die Geſchichte des erkennenden Geiſtes iſt ihm die Pſychologie der Weltgeſchichte und dieſe zugleich die Weltgeſchichte der Philoſophie. Die Stufen der Bildungsgeſchichte des einzelnen denkenden Weſens ſind zugleich die Grundanſichten der Zeitalter und die Standpunkte der Syſteme, denn überall tritt derſelbe Bildungsproceß auf. Darin liegt ein großartiger, aber mißlungener Verſuch begründet, mittelſt dieſer durchgeführten Conformität die dialektiſche Methode in ihrer Abſolutheit hinzuſtellen. Mißlungen; denn logiſche Ableitung der Kategorien und geſchichtliche Entwicklung der Syſteme ſind ſich in den bedeutſamſten Fällen und ſchon im Anfange der abſoluten Wiſſenſchaft diametral entgegengeſetzt. Die Geſchichte hat Entwicklungen, die ſich in keiner Kategorie unterbringen laſſen, und das Syſtem Kategorien, die geſchichtlich nicht ausgefüllt ſind. So fällt die ganze erkünſtelte Congruenz dahin, und es bleibt nur ein ebenſo erkünſtelter Uebergang der Syſteme in einander, wie es die Uebergänge der Kategorien ſind. Seine „Geſchichte der Philoſophie" zeichnet allerdings der ſcharfe geiſtige Blick, der einzige

philoſophiſche, der den Gedanken unabläſſig in ſeine Werkſtätte verfolgt; das iſt die bleibende Größe, aber auch die für Hegel's combinirende Conſtructionsſucht doppelt gefährliche Klippe. Darum ſucht er nach tiefſter Denkweisheit da, wo ſie gar nicht ſein kann, ſchon in den erſten Syſtemen des Alterthums, die doch wie das ganze glückliche Leben und Denken der Alten weit einfacher und naiver ſind. In den großen Gedanken hinein, die dialektiſch entwickelte Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Gedanken durch die Zeiten und Völker hindurch zu verfolgen, trägt er ſeine dialektiſche Methode als Zielpunkt der Bewegung, darin liegt das unheilbare Uebel ſeiner Darſtellung, das ſeine gänzlich ſchiefen Auffaſſungen, ſein willkürliches Verſetzen und Uebergehen erzeugt hat. In der mittelalterlichen Philoſophie hat Hegel den allerdings ſchwachen doch nachweisbaren geiſtigen Zuſammenhang verloren, es iſt zufälliges Nebeneinanderſtehen und oft plötzliches Einfallen neuer geiſtiger Proceſſe. So geſchieht auch einzelnen Syſtemen, über die er ſtückweiſe reflectirt, ohne genetiſch zu entwickeln, während überall, wo er den Stoff innerlich durchdrungen, der Grundgedanke als belebender Angelpunkt herausſpringt. Endlich, mußte Hegel nicht fühlen, daß die nichtsſagende Anmaßung, die über die bedeutendſten Geiſter abſpricht und zumal gegen die ungerecht iſt, denen er ſelbſt am meiſten verdankt, weder wiſſenſchaftlich noch human iſt? Vielleicht möchte ein künftiger Geſchichtſchreiber der Philoſophie aus dem Beiſpiele die Berechtigung ziehen, die dialektiſche Methode ſelbſt, die der Handhaben nur zu viele bietet, mit denſelben Waffen zu züchtigen.

Ueberall erweiſt ſich die Seele dieſer fälſchlich ſo geheißenen abſoluten Philoſophie, die Methode, unzureichend. Sie hat mächtig gewirkt, indem ſie die logiſchen Forderungen ſpannte, aber ſich ſelbſt gefällt dadurch, daß ſie dieſelben überſpannte und entwickelnd begreifen wollte, was ſich nicht begreifen läßt. Die Methode erzeugt Nichts ohne die Erfahrung, das Syſtem kann auf keinem Punkte ſeines Fortſchreitens beſtehen ohne die Anſchauung, es leiſtet auf keinem, was es behauptet.

Hegel hat weſentlich eine neue Auffaſſung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften begründet, doch bleibt der abgezogene Geiſt excluſiver Schulphiloſoph, und erſt von ſeiner Schule, deren linke Seite die urſprüngliche Wahrheit des Syſtems weiter bildete und verwandte, ging eine allgemeine Einwirkung von ebenſo überraſchender Weite als Intenſität

aus — rationelle Theologie, Aesthetik. Sein eignes Verhalten zu Zeit und Nation aber, so bei Anlaß der Schlacht von Jena, stößt erbittert ab. Eine gewaltige positive Kenntniß zeichnet übrigens den Altmeister vor einer Masse geistloser Nachbeter aus. Mit seinem Aufenthalt in Berlin 1811 beginnt erst seine Philosophie in Deutschland Epoche zu machen.

Hegel schreibt unverständlich, schwer, hart und unschön; seine Sprache, bald abgerissen, nachlässig, incorrect, bald die mehr wuchtigen als klaren Ideen schwerfällig in einen Schwall dunkler Worte hüllend, stößt ebenso sehr ab als sie ermüdet, und es muß eine Tortur sein, der sich heute kaum noch Jemand unterzieht, seine vierzig Bände systematisch durchzustudiren. Gleich von dem Anfang seines neuen Systems an entwickelt er jene abstruse Terminologie, die baroken Ausdrücke und Zusammensetzungen, die das Verständniß ungeheuer beeinträchtigen und das ästhetische Gefühl verletzen; es ist moderne Scholastik. Am ehesten sucht er sich in der „Encyclopädie" durch die Form und erläuternde Noten dem gewöhnlichen Verständniß anzubequemen.

Der Hegelianismus hat sich ebenso wohl freiheits-feindlich als -freundlich verwenden lassen je nach seiner Ausdeutung und den Consequenzen, das ist an ihm sogar ein logischer Fehler und sein Gericht.

Mit ihm ist die philosophische Entwicklung an einem nothwendigen Schlußpunkt angelangt; die seit Kant eingeschlagene Linie, die mit dem berechtigten Geltendmachen des geistigen Factors gegenüber dem Sensualismus des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts anhob, hatte ihren Weg bis zur alleräußersten Zuspitzung durchlaufen, über die hinaus kein Weiterbauen möglich war; die große systematische Bewegung stand stille.

Während Frankreich sich die politische Weltherrschaft anmaßt, verfolgen deutsche Literatur und Wissenschaft ihren constanten Gang, emporsteigend zu einer universellen geistigen Leitung und zunächst sich werfend auf das unbeschränkte Suchen der idealen Wahrheit. Der großartigste Ausdruck dieses Geistes ist die tief nach Innen gehende Bewegung der Philosophie im geraden Gegensatze zu dem mechanisch-epikuräischen Sensualismus der Franzosen, der den Eigennutz als erste

Triebfeder des Handelns, den Genuß als ſeinen letzten Zweck proclamirt hatte. Dagegen gab der Kantianismus dem Menſchen mit der neubegründeten Willensfreiheit und der Herrſchaft der Pflicht die abgeſtrittene Würde und Selbſtſtändigkeit wieder, und eben die materialiſtiſche Verflechtung der franzöſiſchen Bildung trieb den deutſchen Geiſt, dem ſie am wenigſten munden konnte, um ſo ſtrenger und einſeitiger in die Irrgänge der idealiſtiſchen Bahn hinein.

Alle die Literaturelemente, die ſchon um die Wende des Jahrhunderts politiſch ſchwankend oder dem Leben abgewendet oder ſelbſt reactionär waren, ſind noch ein halbes Jahrzehnt zuvor in freier Hoffnung dem neu erwachten Leben zugewendet, ſo die junge Dichterſchule in England und die Philoſophenſchule in Deutſchland, Schelling und Hegel ſo gut wie Fichte. Die terroriſtiſchen Ausſchreitungen und die Furcht vor dem gewaltigen Flügelſchlage der neu erwachten nationalen Größe der Franzoſen drängten gleicherweiſe die Literatur und Politik in die romantiſche Abwendung vom Tagesleben hinein. Der deutſche Geiſt ſank in den Quietismus, aus dem ihn erſt die furchtbarſten Schläge wieder aufrütteln konnten; er jagte ebenſo einſeitig den idealen Gütern nach, wie Frankreich ſie einſeitig opferte um der politiſchen Größe willen. Den Wendepunkt bezeichnet die Aufnahme und Umbildung der Kantſchen Philoſophie durch Fichte, der zuerſt ſtreng vom Handeln und der Charakterbildung ausgeht, bald darauf aber ſein Syſtem der Weltläugnung ausbildet. Die furchtbaren Stöße eines Jahrzehnts des ſchneidendſten Realismus erſt vermochten wieder in die Wirklichkeit zurückzulenken, aus der das Ideal geflüchtet war.

Die neue Philoſophie, die bis nach der Jenaer Schlacht weſentlich von dieſer Univerſität ausging, wirkte ſtählend auf die Charaktere, hebend auf die Seelen, veredelnd auf den Ton des deutſchen Lebens, reformirend auf die Formen und Anſchauungen der Literatur, und ſelbſt auf die franzöſiſche erſtrecken ſich ihre Wirkungen. Sie trug einen unſchätzbaren Reichthum in die allmälig arm und monoton gewordene Gedankenwelt der Aufklärer und eine ſegensreiche Begeiſterung in die Entnüchterung des Lebens durch die Nützlichkeitslehre. Das gilt von der geſammten kritiſchen Reform Kant's, von der idealiſtiſchen und zugleich praktiſchen Einwirkung Fichte's, von Schelling's erſten reinen Anregungen und der dialektiſchen Zucht Hegel's. Die erſten Zwei bewahren immer eine Energie des Geiſtes, welche in den Zeiten

der deutſchen Erniedrigung den Seelen der Beſten unſchätzbare Spannkraft gab und durch ſie die Nation wieder hob, und eine ungleich andere und mächtigere iſt ihre Einwirkung auf das Leben als diejenige der beiden pantheiſtiſchen Philoſophen, die trotz des Reichthums und der Weite der überſchauten Stoffe doch an Großartigkeit und durchgebildeter Conſequenz nicht an den in einzig hoher Ruhe gefeſteten Pantheismus Spinoza's hinanreichen.

Unbedingt ſegensreich war die Erhebung des Idealismus in der Zeit, als alle edlen Deutſchen unter dem Drucke des franzöſiſchen Militärregimentes ſeufzten; er bezeichnet den der That vorauseilenden theoretiſchen Befreiungskampf des deutſchen Nationalgeiſtes. Seine Wirkung ging aber bald weiter; der mittelmäßige Dichter Jens Baggeſen führte die neue Philoſophie in Dänemark ein, und Kiel ward einer ihrer weſentlichen Sitze; Niels Treſchow trug ſie nach Norwegen und Dänemark hinüber; Frankreich ward bald mit ihr bekannt gemacht, um ſich — freilich erſt ſpäter — von ihr beſtimmen zu laſſen.

Kant und Fichte vollziehen in einem genau parallelen Gang an der Wiſſenſchaft genau dasſelbe kritiſche Zerſetzungswerk, das die franzöſiſche Nation mit gleich unerbittlicher Conſequenz an der Politik und dem Geſellſchaftszuſtande der damaligen Menſchheit durchgeſetzt hatte. In beiden Arbeiten tritt die Perſönlichkeit mit ihrem Recht und ihrer That in den Vordergrund; der Geiſt beherrſcht die Naturbedingungen, der Wille wird autonomiſch, er erzeugt die ſittliche Freiheit, mit welcher er die Dinge mißt und beherrſcht: das iſt ihre unendlich befreiende Tendenz. Dieſe Freiheit der Kantſchen Idee poetiſch vollzogen und in Schönheit verklärt zu haben iſt des edlen Schiller höchſtes Verdienſt. Fichte's eiſerner Wille, ſelber von der unerſchütterlichſten Energie des freien Bewußtſeins getragen, that auch den letzten kecken Schritt in der Vollendung einer Weltanſchauung, die ihre erſten noch unerſchloſſenen Keime in der Reformation angeſetzt hatte und zur Loſung hat den Sieg der freien Perſönlichkeit über die Naturgebundenheit. Frankreich arbeitet hierin weſentlich für den freien Staat, von dem es immer wieder abſpringt, England für die freie Arbeit, Deutſchland für das freie Denken — Souveränetät der Nation, der Geſellſchaft, des Subjectes. Die Arbeit jener zwei Völker iſt mehr äußerlich, die des deutſchen mehr innerlich: das entſpricht den Volksgeiſtern und ihren Schranken. Daß dieſe Arbeit ſich nicht gleichmäßig durchſetzte, ja es

nicht konnte, daß dort ein gewaltiges Reſiduum blieb der mangelnden principiellen Erkenntniß gegenüber dem factiſch Angeſtrebten oder Durchgeführten, hier der empiriſchen Staatenzuſtände gegenüber der philoſophiſchen klaren Einſicht, das hat allerſeits die Reſtauration möglich gemacht, deren Strebungen mit dem Augenblick fallen werden, wo eine allgemeine ſolidariſche Völkerthätigkeit, der unſer Jahrhundert ſtufenweiſe zuſtrebt, mit gemeinſamer Wucht und Klarheit in die Speichen der Zeit eingreifen wird.

Von reichſter Anregung waren nach Kant und Fichte die kühnen Combinationen über Geiſt und Natur, aber mit aller Schärfe iſt der Anſpruch einer abſoluten Geltung, wie ihn die Hegelſche Methode für ſich erhob, zurückzuweiſen, und die Gegenwart hat nicht blos das Recht, ſondern die Pflicht, den Einfluß und den rein formalen Terrorismus der Hegelſchen Formen, über deſſen Zucht ſie in allen ihren wiſſenſchaftlichen Gängen längſt hinaus ſein ſollte, von ſich abzuwerfen. Der dürr gewordene Formelzwang beengt leider! heute noch vielfach den deutſchen Geiſt in einer Weiſe, welche an die Einwirkung des zum theologiſchen Dogmengezänk heruntergeſunkenen Proteſtantismus erinnert und ſie auch wirklich in unſerem Jahrhundert vertritt. Die in chineſiſchem Deutſch umgelegte Hülle birgt als Kern immer wieder Theologie, das ſauergewordene Lieblingsgericht der deutſchen Speculation.

Nichts weniger als Zufall, der überhaupt nie in die Geſchichte eintritt, iſt es, ſondern ein mächtiges Ringen der Geiſter um ideale Freiheit, daß das Kaiſerreich und die große philoſophiſche Arbeit der Neuzeit in ihrer Blüthe coincidiren; dieſe, von jenem umſonſt bekämpft, bezeichnet die intenſive, noch in die innerſten Räume der Vernunftthätigkeit verſchloſſene Oppoſition gegen die unlogiſche Herrſchaft der brutalen Thatſache.

Die Deutſchen vollziehen ideell in ihrem philoſophiſchen Denkproceß dieſelbe Weltaufgabe, welche die Franzoſen durch ihre Revolution in der praktiſchen Politik durchführten; dieſe Betheiligung entſpricht dem Charakter der beiden Völker. Das Stehen auf der Perſönlichkeit und ihrem Recht iſt im Denken und Leben die durchſchlagende Grundforderung. Das Subject will mit die Geſchichte machen und mit ſeinem perſönlichen Geiſte die Natur in Abhängigkeit halten, ja nach der äußerſten Conſequenz ſchafft es dieſe erſt; dem entſpricht die praktiſche Autonomie. Die deutſche Philoſophie (ſo nehmen

wir einen früheren Ausſpruch wörtlich auf) iſt nichts Anderes als der ſtreng wiſſenſchaftliche Ausdruck einer neuen Weltanſchauung für die durch Frankreichs Staatsumwälzung und Englands Maſchineninduſtrie geſchaffene neue Weltſtellung der Geſellſchaftsclaſſen und des Individuums. Weil aber in dieſen Ländern das Factum dem Gedanken, in jenem der Gedanke dem Factum bei Weitem den Vorſprung abgewonnen, darum war die Reaction möglich, und ſie kam. — Eine Nation, die beide Thätigkeiten in gleicher Höhe in ſich durchzuführen verſtanden hätte, würde Europa vor den Rückſchritten der Reaction bewahrt haben.

Die **franzöſiſche Philoſophie** arbeitet ſich allgemach aus dem Senſualismus des achtzehnten Jahrhunderts heraus. Destutt de Tracy ſtellt noch den vollendeten, an dem Studium der exacten Wiſſenſchaften herangezogenen Senſualismus dar: alle Kräfte des Geiſtes ruhen auf der ſinnlichen Empfindung; Tugend iſt nichts Anderes als die Regelung der Begierden durch das richtige mittlere Maß. Politiſch durch das Studium Montesquieu's beſtimmt, bevorzugt er eine gemiſchte Verfaſſung, denkt übrigens erleuchtet und hält ſich immer frei, wie er denn auch ein durchaus nobler Charakter und claſſiſch gebildet iſt. Es iſt eine immer noch auf Condillac's Sätzen ruhende Theorie, die er in den „Eléments d'idéologie“ zum Ideologismus umgeſtaltete. Er hat auch eine politiſche Oekonomie und einen berühmten Commentar zum Esprit des lois verfaßt. — Der eng mit Condorcet verbundene Cabanis, in der Revolution gemäßigt-liberalen Tendenzen im Sinne ſeines Freundes Mirabeau zugethan, iſt in der Philoſophie zwar noch Senſualiſt, vermittelt aber doch ſchon den Uebergang zum Idealismus. Die Seele des Lebensprincipes iſt ihm eine Subſtanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet und belebt; die Trennung der beiden Factoren iſt der Tod. Die Ideen entſpringen aus der ſinnlichen Erſcheinung — das behauptet er zur ſelben Zeit, als in Deutſchland Kant das a prioriſtiſche Element im Erkennen nachweiſt; die geiſtigen Kräfte reduciren ſich auf die phyſiſchen; die ſinnlichen Functionen und Begierden bedingen das Wollen und Denken. Die Materie ſteigt im Menſchen zum Geiſt auf, und ihre Attractions- und Repulſionsbewegung ſchafft auch die Harmonie des Weltgebäudes.

Doch ist er eben nicht mit sich einig. Seine Exposition der Endursachen führt vergeistigend Gott wieder ein, und die Intelligenz ist es, welche überall das Streben des Organisirens verfolgt und trägt. — Von Cabanis führt ein größerer Schritt zum reinen Idealisten Maine de Biran, nach deutschem Sinn dem Philosophen vorzugsweise; dazu stempeln ihn Denk- und Ausdrucksweise, die beide etwas Schweres haben; er dringt tiefer als die Anderen. Maine de Biran ist ganz specifisch Psycholog, nach seinem eigenen Bekenntniß von der Natur angelegt zur Selbstbeobachtung, zu der ihn schon die zarte und für alle Einflüsse höchst empfindliche Organisation treibt, weßhalb er zwar eine Masse der feinsten Betrachtungen niederlegt, aber auch wenig Festigkeit und Beständigkeit in seinen Ideen wahrt. Das ewige Hineinschauen in sich wirkt verdüsternd, verwirrend und lähmend. — Er sucht das Glück in harmonisch gemäßigter Thätigkeit, welche aus einem regelmäßigen Spiele der Lebensfunctionen folgt, und in dem Bewußtsein von ihr. Die in der Reinheit des Inneren begründete Ruhe der Seelenkräfte ist das Ideal des Lebensglückes. Ueberhaupt stützt er Glück und Werth des Lebens auf Grundsätze, die stark an die Stoa erinnern. Das Wesentlichste ist die Freiheit des Willens und des von ihm bedingten Handelns, eine Freiheit, auf der ganz eigentlich der Kern der menschlichen Wesenheit ruht. Wir sind durch den Willen, welcher sich den durch die sinnliche Empfindung auf uns einwirkenden äußeren Kräften gegenüberstellt und als besonders bestimmendes Princip die persönliche Thätigkeit erzeugt. Der Wille und das Ich sind vollkommen identisch. Das ist eine Philosophie des abgezogensten autonomen Charakters, die er selber nicht ertrug. Wie er später Einsicht gewinnt in die Unbeständigkeit dieses Willens selbst, auf den er ausschließlich fußt, verliert er jeden Halt für die selbstständige Persönlichkeit und kann nur noch in der vollständig passiven Hingabe des Ich an die Gottheit Rettung finden. Er kehrt also zur Religion zurück, indem er freilich Gott auch wieder unter der Form des (absoluten) Willens faßt, und wirft sich, von Zweifeln gequält, schließlich der Gnade in die Arme. Wie nach ihm über dem thierischen Leben das des Willens steht, so jetzt über diesem das des Geistes, der sich höheren Einflüssen unterordnet. Die früher so hoch gehaltene Autonomie des Willens hört vollständig auf, und das letzte Ziel, das Frieden giebt, ist die vollkommene Einigung mit Gott. Maine de Biran thut hiebei,

freilich in weit höherem Maße, nur dasſelbe, was Kant in der Rückkehr von ſeiner ſelbſtbeſtimmten Moral zur Religion anbahnt; der Gradunterſchied in der Wandelung aber bezeichnet die Differenz in der Feſtigkeit der Charaktere; Kant giebt den Philoſophen nie auf, während Maine de Biran ihn vollſtändig an den gläubigen Chriſten vertauſcht.

Der Studie und Forſchung ſei mit wenigen Worten die **Geſchichtſchreibung** angehängt, die, abgeſehen von der Tagesgeſchichte, noch mehr feiert als die Geſchichtsforſchung ſelber. Namentlich ſoweit ſie ſpeciell politiſch-erzählender Natur iſt, tritt ſie faſt ganz zurück; die Denkrichtung der Zeit begünſtigt ſie nicht, und auch hier zieht das Individuelle, d. h. die einzelne fixirte Thatſache, wenig an. Unter der Herrſchaft der neuen Philoſophie konnte die Geſchichtſchreibung nichts Bedeutendes leiſten. Es mangelte der Zeit die Liebe und Wärme für Vergangenes, um ſich in die früheren Perioden zu vertiefen; es mangelte ihr die anſchauende Einbildungskraft, um nach den Bildern der früheren Zeiten zu ſuchen, der abſtractionsfähige Sinn, um ſich außer die Gegenwart in ihre Zuſtände und Thatſachen zu verſetzen; es mangelte ihr das Intereſſe fürs Detail. Man ſuchte nur wenige poſitive Facten auf, gerade ſo viele, als es brauchte, um darauf aus der neuen Tendenz und Schlußweiſe heraus Gebäude mit ganz neuen Räſonnements aufzuführen. Daher entſpricht dem philoſophiſchen Zuge nach dem Allgemeinen genau das Ueberwiegen der Cultur-, Literatur- und Kunſtgeſchichte, neben denen blos noch Staats-, Rechts- und Verfaſſungsgeſchichte, politiſche und nationalökonomiſche Ableitungen, Excurſe über den Zeitgeiſt, über Stamm- und Volksnatur, mehr oder minder ſtreng philoſophiſch combinirt und gefärbt, von Belang ſind.

Der Hiſtoriker Karl Ludwig v. Woltmann hat viel Talent, das aber verflüchtigt und durch Charakterfehler gelähmt wird, weßhalb er nichts Bleibendes und Vollendetes leiſtet; er unternimmt viel, läßt ebenſo viel als Fragment liegen und ſpringt auf das Verſchiedenſte über, wie er auch in der Politik die größten Wendungen macht; ſeine zahlreichen und raſch nach einander angefangenen Werke ſind meiſtens nicht einmal äußerlich durchgeführt. Erſt Freund, dann Feind J. v. Müller's, ſchreibt er über ihn Wahres und Falſches in höchſt unwürdigem Tone.

Hormayr iſt ganz ſpeciell als der Geſchichtſchreiber Tyrols und Oeſterreichs, namentlich ſeines Regentenhauſes, zu faſſen. Er hat viele archivaliſche Studien, iſt überhaupt als Forſcher zu werthen, als Geſchichtſchreiber aber von zu beſchränktem und tendenziöſem Standpunkt, um unparteiiſch zu ſein und allgemein die Lage der neueſten Zeit richtig beurtheilen zu können. Seine Sprache iſt unſchön und ſchwülſtig.

Der ältere Ségur, Louis Philippe, verfaßt außer leichten Gedichten in eleganter Sprache, humanen mémoires und einer großen compilatoriſchen Weltgeſchichte insbeſondere 1800 das „Tableau historique et politique de l'Europe 1786—1796".

Lacretelle le jeune iſt ohne tieferes Denken und philoſophiſche Bildung wie ohne Feſtigkeit der politiſchen Anſchauung, die ſeinen älteren Bruder auszeichnet. Er ſchreibt gut und verfolgt eine ziemlich fortlaufende Geſchichte Frankreichs ſeit den Reformationskriegen bis auf die Reſtauration herunter. Die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts verſteht er nicht, weil er keinen Begriff hat von ſeinem philoſophiſchen Geiſte, und die Revolution ſtellt er im Sinne der Ultras dar, was ihm genug Spott eingetragen hat.

Origineller wenigſtens iſt des Grafen Montlosier „Geſchichte der franzöſiſchen Monarchie" 1814, mit Fortſetzungen, im altadeligen Sinn: er kennt nur eine Feudalmonarchie, in welcher der privilegirte Adel die ſtarke Stütze des Thrones ſei, und will die Macht auch nicht mit der Geiſtlichkeit theilen. Sein Styl iſt blühend.

Die unvollendete Geſchichte Jacobs II. von Fox, wenigſtens weit genug geführt, um den großen Geiſt des Autors widerzuſpiegeln, iſt eigentlich eine geniale Vertheidigung der 1688er Revolution.

Saalfeld verfaßt zahlreiche Schriften zur Geſchichte, zum Staats- und Völkerrecht. — Charles Ganilh, zu ſeiner Zeit berühmter franzöſiſcher Staatswiſſenſchaftslehrer, ſchreibt er über die Theorie und Syſteme dieſer Wiſſenſchaft ſowie einen „Essai politique sur le revenu public des peuples de l'antiquité, du moyen-âge et des siècles modernes".

In Literatur- und Kunſtgeſchichte nebſt Aeſthetik ſind zunächſt zu nennen die beiden ſich ſehr verwandten Deutſchen Karl Auguſt Böttiger und Friedrich Bouterwek. Jener, einer der thätigſten und vielſeitigſten aus dem Weimarer Kreiſe, ganz in deſſen Sinn claſſiſch gebildet und wirkend, arbeitet in Archäologie, Kunſtgeſchichte und Aeſthetik. Er ſchreibt mit großer Gewandtheit und beſitzt ſehr

ausgedehnte Kenntniſſe, aber dieſen gehen das Syſtem und die Durchbildung, dem Urtheil philoſophiſche Begründung und Tiefe ab. In dem ganzen Weſen iſt etwas ſchöngeiſtig Zerſtreutes. Bouterwek, der auch nicht von beſtimmendem Einfluß geworden, hat mit jenem die vielſeitige Thätigkeit, die ausgebreiteten Kenntniſſe und die geringe Sicherheit des Urtheils und der Durchbildung gemein. Beide ſind Aeſthetiker und Literaturgeſchichtſchreiber mit dem Unterſchiede, daß Böttiger mehr einen archäologiſchen und Bouterwek mehr einen philoſophiſchen Ausgangspunkt hat. Seine philoſophiſche Anſchauung iſt von keinem Halt, geht von Kant zu Jacobi über und verweiſt dann mit dieſem an den unmittelbaren Glauben. Hauptwerk iſt die ſehr ungleich gearbeitete weitſchichtige „Geſchichte der neueren Poeſie und Beredtſamkeit", zwölf Bände, 1801—19. Beider Arbeiten auf allen Gebieten ſind bereits veraltet und vielfach überholt. Deutſche Kunſtſchriftſteller ſind Fernow und Fiorillo; Alois Hirt ſchreibt namentlich über die Baukunſt der Alten.

Zu ihrer Zeit wurde Comiani's italieniſche Literaturgeſchichte 1809—13 mit viel Beifall aufgenommen. Zu größerem und bleibenderem Ruhme hat es Ginguené gebracht durch ſeine „Histoire de la littérature d'Italie", von der noch während ſeines Lebens 1811—13 ſechs Bände erſchienen. Sie fußt auf reichlich geſammelten und ernſt benutzten Quellen und verfolgt einen allgemeinen Entwicklungsgang; damit ſteht ſie unter den erſten bahnbrechend der früheren literäriſchen Detailmanier gegenüber.

Reicher iſt die Tagesgeſchichte, ganz natürlich in einer Zeit, wo jeder Tag Geſchichte machte, wo das Auge mit Nothwendigkeit zu den gewaltigen Wechſelfällen und Erſchütterungen im großen Völkerleben hingezogen werden und auf ihnen haften bleiben mußte.

Siebenter Abschnitt.

Tagesgeschichte und Politik, Memoiren; Journalistik.

Tagesgeschichte und Politik, Memoiren. In erster Linie stehen natürlich die französischen Arbeiten, eine Reihe von Memoiren der mithandelnden Diplomaten und Generale, Quellenschriften zur Zeitgeschichte von mehr oder weniger Glaubwürdigkeit. Alle Arbeiten aus der Zeit und über sie überragt an innerem Gewicht und Zuverlässigkeit die „Histoire du consulat et de l'empire" des Staatsrathes Thibaudeau. Abgerechnet die Ruhmredigkeit, eine Schwäche, die allen französischen Geschichtschreibern ohne Ausnahme anklebt, sobald die Nationaleitelkeit ins Spiel kommt, entwickelt er die großen und seltenen Vorzüge unbefangener Anschauung, freien Urtheils, das sich auch im Leben der Autokratie nicht unterordnet, und der nach Wahrheit suchenden Forschung. Das wird am klarsten, wenn man seine Geschichte mit dem rhetorischen Prunkwerk von Thiers über denselben Gegenstand zusammenhält. Einen ähnlichen Rang behauptet Lefèbvre's „Histoire des cabinets d'Europe".

Die Memoiren von Savary sind ein nicht unwesentliches Document für die Kenntniß der Zeit; die von Gaudin sind sehr gewichtig für die Geschichte des französischen Finanzwesens und Staatscredites von 1800—20. Namentlich über die diplomatischen Beziehungen Napoleon's sind die „Manuscrits" seines Geheimsecretärs, des Baron

Fain, zu befragen, allerdings selber diplomatisch gehalten, aber als Materialien darum von Werth, weil er Zeuge der meisten Staatshandlungen war und die Acten von Anfang bis zu Ende entwarf. Ueber das Treiben der Bourbons im Auslande und die Geschichte der französischen Emigration verbreiten sich die Memoiren von Fauche-Borel, über Napoleon's zweites Auftreten und die erste Restauration diejenigen von Fleury de Chaboulon. — Von Italienern ist namhaft Carlo Giuseppe Botta, Geschichtschreiber und Dichter, in letzterer Eigenschaft mit einem Epos, in ersterer mit mehreren Geschichtswerken, aufgetreten. Das wesentlichste ist die 1824 erschienene „Storia d'Italia dal 1789 al 1814", die auch seiner speciellen Fortsetzung zu Guicciardini angehängt ist. Seine Darstellung ist gefärbt, sein Urtheil frei, aber oft vorschnell. — Zur Geschichte der spanischen Revolution bringen das Beste bei die Memoiren des edlen Kriegers und Staatsmannes O'Farrill, 1814. Der spanische Minister Pedro Cevallos giebt 1808 seine berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens heraus, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne, und diese wirkt als eine Hauptursache mit zum thätigen Ausbruch des Unwillens der Mächte gegen Napoleon's Politik. — Einer der interessantesten Zeitcharaktere ist der Graf Gustav von Schlabrendorf, der in Paris einfach lebt, hochgesinnt und tiefgebildet, sonderbar, voll überraschender Kenntnisse und origineller Ideen, einer der wenigen völlig unabhängigen Menschen, die durch persönliches Beispiel, weite Beziehungen und sehr mannigfaches und segenreiches Eingreifen ein höchst eigenthümliches, großes und reiches Wirken entfalten. Die von dem Kapellmeister Reichardt, seinem ebenso geistvollen als vielseitig anregenden Freunde, 1804 herausgegebene berühmte Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter dem Consulat" ist wesentlich das Werk von Schlabrendorf. Ueber Preußens Zustände ist von Schladen's Tagebuch „Preußen in den Jahren 1806 und 1807" eine authentische Quellenschrift. Der politische Schriftsteller Georg Friedrich v. Cölln, streng, allerdings einseitig tendenziös, aber mit vielen und tiefen Einblicken in die damaligen politischen Zustände und Regierungskreise, hat in seinen Schriften seit 1806 mit aller Schärfe die Schwächen der preußischen Verwaltung, namentlich der Staats- und Finanzverwaltung, aufgedeckt und angegriffen und redigirt von 1805 an dieses Sinnes den „Preußischen Staatsanzeiger". Schon die Titel

von einzelnen ſeiner Schriften („Feuerbrände“ und „Fackeln“) bezeichnen den ſcharf aggreſſiven und freimüthigen Kopf. Paul Ferdinand Friedrich Buchholz, 1802 zuerſt als Hiſtoriker hervorgetreten mit der aus dem Studium der franzöſiſchen Revolution abſtrahirten „Darſtellung eines neuen Gravitationsgeſetzes für die moraliſche Welt“, woneben noch insbeſondere das 1808 entworfene „Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Königreich Preußen bis 1806“ zu intereſſiren im Stande iſt, ſucht ſich mit Ernſt, wenn auch nicht immer mit Erfolg philoſophiſch über die Erſcheinungen des geſchichtlichen Lebens zu orientiren und ein großes moraliſches Geſetz für ſie aufzuſtellen. Einen höchſt eigenthümlichen Standpunkt nehmen ein die Schriften des meiſt in volksthümlichem Tone ſich haltenden und durchweg auf die unmittelbaren Zeitverhältniſſe gerichteten bayriſchen Freiherrn Chriſtoph v. Aretin, deren erſte „Die Plane Napoleons und ſeiner Gegner in Deutſchland“ 1809 von einer Conſpiration der Boruſſomanen und Anglomanen mit einer proteſtantiſchen Liga gegen Napoleon redet und dieſen als den Repräſentanten der Deutſchheit, d. h. des Kosmopolitismus, bezeichnet. Damit hängt zuſammen, daß er ſich 1815 in der Schrift „Sachſen und Preußen“ entſchieden für jenes ausſpricht. Es iſt natürlich, daß dieſe Auffaſſung der Zeitlage einen großen Sturm und Streit aufregte. Rühle v. Lilienſtern ſchreibt Mehreres zur Tagesgeſchichte, namentlich nach militäriſcher Seite.

Lauderdale, nach dem Tode von Fox nur noch in der Oppoſition thätig, verfaßt eine Reihe intereſſanter Flugſchriften über die iriſchen und indiſchen Angelegenheiten, die Kornbill ꝛc. In „An inquiry into the nature and origin of public wealth“ 1824 iſt er Gegner von Adam Smith. William Cobbett, ein merkwürdig unruhiger Mann, der ſich zweimal in Amerika umtreibt und namentlich als Tagesſchriftſteller wirkt, iſt erſt toryſtiſch und unterſtützt das Cabinet Pitt bei jeder Gelegenheit, wird aber ſeit 1805 entſchieden radical. 1803 begründet er das „Weekly political register“, das durch geiſtreiche Polemik anzieht und für die Zeitgeſchichte von Werth iſt. Am berühmteſten hat er ſich gemacht durch ſeine glänzend beredten Briefe über den Vertrag von Amiens. Weſentlich ſind auch ſeine „Collection of State trials“ 1809—10 und die „Parliamentary Debates“ 1803—11. — Der niederländiſche General Daendals, in napoleoniſchem Dienſt als Gouverneur erſt der oſtindiſchen, dann der

afrikanischen Besitzungen von großen Verdiensten, schreibt ein an Aufschlüssen über die Zustände des Landes reiches Werk, dem seine Verwaltung in Java zu Grunde liegt. — Bredow, in der Alterthumswissenschaft, Geographie und Geschichte gebildet, verdient namentlich durch Schul- und Handbücher, aber auch durch die „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts", fünf Bände, 1808—11, einen Namen; sie entwickelt Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Eifer für vaterländischen Sinn, den Bredow als Lehrer und Schriftsteller der Jugend einzuflößen sucht; der Geschichtschreiber Venturini hat sie fortgeführt. Aehnlich wirkt Zeune in Berlin, neben Jahn patriotisch anfeuernd und die Jünglinge begeisternd; in dem Sinn schreibt er dazumal über Sprachkunde, Politik und Volksthum, in dem Sinn auch liest er über das Nibelungenlied. — Gerhard Anton v. Halem hat außer mehrerem Historischen mit Runde 1806—7 eine Sammlung der wichtigsten Actenstücke zur neuesten Zeitgeschichte herausgegeben.

Eine Reihe von Briefsammlungen bedeutender Personen der Zeit (wie Varnhagen von Ense, Prinz Louis Ferdinand ꝛc.), zum Theil erst in letzten Jahren veröffentlicht, sind ebenfalls zu befragen.

Leicht erklärlich und bezeichnend ist das Auftreten einer Anzahl von bedeutenden Militärschriftstellern, die fast alle in den Kriegen der Zeit praktisch bethätigt und geschult sind und auch die Feldzüge dieser Jahre behandeln. Hieher gehören außer den Memoiren der Marschälle und Generale noch besondere kriegsgeschichtliche Arbeiten, so neben Anderen des Oberfeldherrn Erzherzog Karl, der sich auch als Kriegsschriftsteller berühmt machte und an den Feldzügen von 1796 und 1799 die Strategie erläuterte. Der mit großen militärischen Kenntnissen ausgestattete General Graf Dumas schreibt die Geschichte der Feldzüge von 1797—1807; des umsichtigen, feingebildeten und urtheilsfähigen Generals Pelet Memoiren stellen den Krieg von 1809 dar. Von Werth ist Valentini's „Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1809", unparteiisch und mit großer Sachkenntniß verfaßt. Derselbe bearbeitet 1821 in schätzbarer Weise die Lehre vom großen Krieg. Aehnlich stellt sich der Schweizer Jomini: als Militärgeschichtschreiber schöpft er gewichtig aus den Quellen (Archiv des Kriegsministeriums), als Strateg entwickelt er in seiner Operationslehre die Theorie zu dem, was Napoleon, dessen Kriegsweise er mit derjenigen Friedrichs II. vergleicht, praktisch durchführt. Hauptwerk die „Histoire critique et

militaire des campagnes de la révolution", 1806. — v. Müffling, als Organisator im Kriege selbst ausgezeichnet, schreibt über die großen Feldzüge der Zeit, namentlich der stoffreichen Jahre 1813 und 1814, und über höhere Strategie. — Als der beste Militärschriftsteller des russischen Feldzuges, dessen begeistert rhetorischer Maler der jüngere Ségur ist, wird de Chambray erklärt. — Hier mögen zugleich die theoretischen, als classisch erkannten Werke des niederländischen Admirals Kinsbergen über See- und Kriegskunde und seine trefflichen Karten erwähnt sein. —

Der hervorragendste Schriftführer der Tagespolitik, derjenige, dessen Name in der Literatur stehen bleiben wird, ist Gentz. Keiner der französischen Politiker konnte diese Stelle einnehmen, sie wurden von der wuchtigen Arbeit und dem Genuß des Tages, die auf ihnen lagen, absorbirt; keiner hätte die Muße finden können und noch weniger sie nutzen dürfen, die es braucht, um bleibende Schriftdenkmale zu hinterlassen. Gentz, das willfährige Instrument Aller, verstand sie sich von Allen schenken zu lassen und den Genuß und Müßiggang obendrein.

Friedrich Gentz.

Ein furchtbarer nationaler Haß gegen den Weltbedrücker zeichnet in dieser Periode ihres reineren geistigen Wirkens die beiden hervorragenden Männer aus, Müller und Gentz, bis zu Müller's unheilvoller Apostasie und Gentzens unheilbarer geistiger Erlahmung. Es liegt unstreitig etwas Großartiges in dieser Wucht und Leidenschaft, womit die zwei so tief in das Getriebe einer auf den Grund erschütterten Zeit eingreifenden Männer sich den höchsten Fragen ihres Landes hingeben; wären nur Beide nicht so schmachvoll gescheitert! — Müller greift begeistert Alles auf, was dem tief gesunkenen Vaterlande wieder nationalen Halt zu geben verspricht; das bezeugen am besten seine Briefe. So belobt er den damaligen Kronprinzen, nachherigen König von Bayern höchlich wegen des bereits gefaßten Gedankens zum Bau der Walhalla: „Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß ihrer selbst nicht zu vergessen und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen". — Hier ist Gentzens unrealistische Natur noch idealistischer Erhebung fähig, wohl nur in den besten Augenblicken; denn schon in den Tagen, als sein Wirken gegen den nationalen Feind

einen begründet ruhmvollen Anstrich hat, ist seine Natur durch grundfaules Leben verdorben; er ist damals schon, was er später einzig noch blieb, der verkaufte Demagoge der feudalen Aristokratie; vermutheten ja zur Zeit des Friedens von Amiens die französischen Diplomaten in Berlin, daß er sich auch dem französischen Interesse verkaufen würde, und zeigen seine eignen Briefe (schon 1785) eine bodenlos blasirte Fäulniß, die immer steigt, so daß er sich 1810 eigentlich als Leichnam bloßlegt; diese Geständnisse machen den widerwärtigsten Eindruck. Nichts bezeichnet die glaubenleere Schwäche dieser Natur mehr als der Umstand, daß er schon früh an den Erfolg des theoretischen Reagirens ebenso wenig glaubt als später an den des praktischen; denn einer der Ersten hat er die bewußte Allgemeinheit im neuen politischen Geiste, gegen den er so unermüdet aufruft, und seine unwiderstehlichen freiheitlichen Consequenzen geahnt. Mit einer ängstlichen Logik, die nicht ohne Feinheit ist, sucht er alle Gründe zusammen, die den revolutionären Schriftsteller im Zeitgeist vor dem reactionären begünstigen. Aehnlich steht's mit der Beschönigung des politischen Wetterfahnenwesens in Burke, die wie vorahnend die eigne Charakterlosigkeit decken zu sollen scheint. Ueberall Zweifel, selbst am eignen Lager und bald mit Recht an sich. Gentz glaubt weder an Gott noch an die Welt noch an sich; von Recht schwatzt er, hält aber nur Etwas von der Macht des fait accompli. — Natürlich ist ihm die französische Revolution gleich in ihrem Ursprunge verhaßt; sie ist ebenso gotteslästerlich und zerstörend, als die Declaration der Menschenrechte, über die er auch geschrieben, zweckwidrig, unlogisch, gistig berauschend, das Machwerk der blinden Leidenschaft des Augenblickes. Die alten Regierungen aber sind wunderschön, so die päpstliche über Avignon und Venaissin; Leopold II. heilt, was Josephs II. „intolerante Reformen" verbrochen! Es ist ein „Wunder", daß „mehr und mehr die politische Freiheit ein Gegenstand der menschlichen Verehrung geblieben" ꝛc. — So berührt Gentz schon früh wie ein Phantom, das allerdings noch einmal galvanisch belebt ward: sein ächt deutsches Wirken gegen den Napoleonismus, wenn auch der Romantik nahe verwandt — schon mittelalterliche Liebhabereien und wenig mehr ideales Verständniß — trägt doch einen Stempel nationaler Größe. Hernach bleibt ihm nur noch die Routine der egoistischen Gemeinheit und die Lahmheit des Unglaubens an alles Hohe. — Der gesunde

Menschenverstand im höchsten Grad und die vollendete Eingeweihtheit ins praktische Leben stempeln ihn zum ausgemachten Politiker. Er und Metternich haben nie die Thorheit begangen, Idealismus zu treiben oder sich zu begeistern, nicht einmal für die Weiber. Beide gebrauchen Alles und Alle nur als Mittel, deßhalb berührt es wie eine Rache der Geschichte, daß sie Beide auch nur als verbrauchte Werkzeuge ableben mußten. Weder von der Poesie noch von der Mystik der Zeit hat sich Gentz je berühren lassen, die Philosophie hat ihm höchstens die rechnungsmäßige Schlußfähigkeit geschärft, den Geist nicht gebildet; sein späteres Verfallen in die romantischen Grillen ist rein tendenziöser Natur. Einen schöpferischen Gedanken hat er nie, sondern kennt nur praktische Administrativmaßregeln. Feiges Zurückweichen vor allem Entscheidenden ist sein stehender Grundzug; das hat auch seinen Verstand gefangen genommen und macht aus dem Manne das leibhafte Urbild der Restauration. In Wien berühren sich seine Ansichten und Neigungen, so verschieden die Naturen sind, doch nahe mit Friedrich Schlegel („Vorlesungen über neuere Geschichte" 1810). Durch das theoretische und praktische Treiben der zwei Männer in der Stadt des faulen Genusses wurde gleich mit dem dann stehend gebliebenen Uebermuth jene faule Reactionspolitik eingeleitet, die durch zwei Jahrzehnte so unsägliches Elend in die Welt gebracht, die Völker niedergetreten und die Geister gelähmt und beirrt hat.

Der Reaction ist Gentz früh verpfändet, das beweist 1792 seine Uebertragung der Burkeschen Schrift über die französische Revolution und insbesondere ihre Einleitung, obgleich er sich Mühe giebt, in den Principien eine mittlere Mäßigung zur Schau zu tragen. Er hat überhaupt eine eigentliche Manie, die französische Revolution zu bekämpfen, von deren großen Anstößen und Grundlagen er nie eine Ahnung hat, und überträgt drei Hauptschriften gegen sie. Schon als er noch im preußischen Dienste stand, vor 1802, war er ans österreichische Interesse verkauft, während er doch 1805 und 1806 schärfer als Einer die unsägliche Verkommenheit des öffentlichen Lebens in Deutschland durchschaute und brandmarkte und auch noch die österreichischen Reformen Stadion's für unausweichlich nothwendig erklärte. Genau läßt sich sein Rückgehen verfolgen, wie er zuerst noch die ruhige Reform anerkennt, dann erschrocken auch diese abweist, wie er mehr und mehr in Apathie und von dieser in die Parteilichkeit des Stumpfsinnes verfällt,

der sich nicht im epikuräischen Genießen und Denken will aufstören lassen. Weil er vermeint, die Zeit wolle alles Alte zerstören, will er alles Verrostete erhalten; das ist der faule Conservatismus, der gleich nach Napoleon's erstem Sturze die Geister zu verderben und die Völker zu unterdrücken begann. Programm dieser Rückschrittshelden ist: das deutsch-römische Kaiserthum, gestützt von dem Feudaladel und einer mächtigen Hierarchie, der Staat monarchisch-ständisch nach altem Zuschnitt, die Obrigkeit ohne alle Einschränkung heilig; selbst Leibeigenschaft und Hörigkeit widerstreben dem christlichen Zuschnitte dieser Politik nicht. Um übrigens die schreiendsten Phasen seines Rückwärtsgehens zu zeichnen, nehme man das Manifest an Friedrich Wilhelm III. von 1797, wo er ihm Namens der ganzen deutschen Nation Preßfreiheit abfordert, und die Abhandlung (von 1817?) über die englische Preßfreiheit, wo er mit der durchdachtesten Rechtssophistik durchführen will, daß das Censursystem das absolut nothwendige und einzig wohlthätige sei.

Als der engst mit der Gegenwart verflochtene Politiker und ihr lautester Sprecher, mit beschränkterem Kreis, aber diesen ganz verarbeitet in sich tragend, hat er die für den Moment entscheidendere Fassung als der weiterblickende und zugleich schwankendere Müller, weßhalb er denn auch die ganze politische Gestaltung Deutschlands, rück- und vorwärts, meisterhaft durchschaut. Auch besitzt er im Anfange noch einen allgemeinen geschichtlichen Blick, den er hernach mit der zunehmenden Austrocknung und mit dem Versinken ins jämmerliche Getriebe der Tagespolitik verloren hat. Ist Müller's Abfall von der deutschen Sache bedauerlich, so ist Gentzens Verrath an der Sache der ganzen europäischen Staatsentwicklung um so trauriger und grundloser, als er schon 1799 die ganze Elendigkeit der österreichischen Regierungsweise durchschaut hat — eines Systems, genau wie er es in Bälde selber mit aller Macht durchsetzen half; und es hilft Nichts, daß sein Urtheil in seiner gefährlichen persönlichsten Subjectivität sich immer an die Personen, nicht an die Sache hält. — Zwei Grundideen sind hier für Gentzens Auffassung im Großen am springendsten: der strenge Gedanke einer Einheit Deutschlands, respective für den Moment der gesuchten Rettung der eines Bundes zwischen Oesterreich und Preußen; dann die entschiedenste Abneigung gegen die Reformation und ihre Folgen, der ohnehin falsch und einseitig die ganze Zer-

ſplitterung des deutſchen Staatslebens zugeſchrieben wird. Die erſte Idee, von unendlicher Tragweite, verſchiedener Beurtheilung unterliegend, je nachdem von der freiheitlichen oder abſolutiſtiſchen Entwicklung Deutſchlands, von der Geſtaltung des Geiſteslebens oder der rein ſtaatlichen ausgegangen wird, hat ohne Zweifel eine nothwendige Lebenskraft und geht jedenfalls weit über das elende Flickwerk hinaus, das hernach mit unter Gentzens Auſpizien der Wiener Congreß zuſammentrug. Hier iſt der einzige wahre Lichtſchimmer in dem Leben des großen Sünders; hier wahrhaft deutſches Gefühl, hier hartnäckig feſtgehaltener Glaube — eine gewaltige Macht für die Zeiten des Kampfes. (Eine Nation, die für ihre Geiſtesbefreiung ſo viel gethan wie die deutſche und gerade in unſeren Zeiten den theoretiſchen Zirkel zur Uebergenüge durchlaufen hat, iſt, wofern ſie weiter proſperiren will, angewieſen, ſich nun energiſcher der Entwicklung des öffentlichen Lebens zuzuwenden, und da muß für ihr internationales Daſein jener Einheitsgedanke entſcheidend werden; das Abſolutiſtiſche daran hat Deutſchland, gerade weil jene Geiſtesarbeit gethan iſt, nicht mehr zu fürchten.) — Die Auffaſſung der Reformation und das hernach factiſch daran knüpfende Katholiſiren ſteht bei Gentz im innerſten Zuſammenhang mit ſeiner Natur; es iſt eine Seite jenes Conſervatismus, der den öſterreichiſchen Staatsmann ſpäter zum Fluch des Jahrhunderts machte und alles Alte und Schlechte ſtützte in jener diaboliſchen Geiſtesträgheit und Indifferenz, die ſo unbegreiflich ſchnell über den vom großen Weltleben verdorbenen Halbmann hereinbrach. Schon 1810, nach einem Wiener Aufenthalt, bekennt ſich Gentz geiſtig gelähmt; die großartige deutſche Erhebung, zu der er mit glänzender Logik alle Fäden der Cabinetspolitik — mehr, d. h. die Nation verſtand er nie — hatte zuſammenziehen helfen, hob ihn nicht mehr aus dem Sumpfe heraus, und von da an geht ſein Wirken und Leben nur mehr ſo weit, das faule Haus mit faulen Stützen ſo lange zu unterbauen, daß es nicht ihm und Conſorten über dem Kopfe zuſammenbreche. Er und Metternich wollen mit der Feder eigentlich das Gleiche erreichen, was Napoleon mit dem Schwerte: die allgemeine Knechtung; aber jenen fehlt Eines vollſtändig, der Grundzug der Kraft.

Ein die Politik der Gegenwart glänzend überſchauender und beherrſchend combinirender Kopf, hat Gentz doch in ſeiner beſten Phaſe nie darüber hinausgeſchaut; er hat nie verſtanden noch geſucht, einen

allgemeinen Standpunkt einzunehmen. Daß er die europäischen Staatenverhältnisse gründlich einstudirt hat, ist eine der Gerechtigkeit einzuräumende Bemerkung; nicht minder, daß er weitblickend genug ist, selbst seine Einseitigkeit zu vergessen, wenn er nämlich will; gesteht er doch dem Verfasser der Juniusbriefe, der ihm zwar natürlich etwas Satanisches hat, den eminenten Geist zu! Aber er hat wenige Actenstücke hinterlassen, die wahrhaft wissenschaftliches Interesse behalten und wesentlich eingedrungenes Studium verrathen (solche sind z. B. in den „Kleineren Schriften" die Aufsätze „Ueber die englische Preßfreiheit" und „Ueber das Wesen und die Behandlung des Papiergeldes im Allgemeinen"). Im Uebrigen spiegelt er nur die reactionäre Parteiweisheit ab, die seine und unseres Jahrhunderts zweite Periode charakterisirt. Da ist Gentz das ausgeprägte Muster des diplomatischen Styls, und wer in solchem eine erwünschte Vollendung sucht oder sieht, für den giebt es keinen besseren Codex als diese kleineren Schriften. Obschon hier dem Gehalte nach die ganze Erhaltungs- und Rückschrittspolitik in ihren Hauptzügen entfaltet liegt, so ist doch mit ganz wenigen Ausnahmen die Form so geschmeidig, das ganze Streben erscheint so beruhigend, das Friedensgemälde Europas definirt sich so nett, daß es die Masse der seichten Köpfe leicht gewinnt. Wenige Punkte lassen sich herausgreifen, in denen man dem Verfasser über der That beweisen kann, daß er muthwillig der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht geschlagen habe: so da, wo er die Bedeutung der ächt nationalen Erhebung von 1813 und 14 herabsetzt, so in Lafayette's hämischer Beurtheilung (von 1821). Selber da hingegen, wo er wiederholt das Versprechen landständischer Verfassungen und das Recht der deutschen Völker sie zu fordern abstreiten will, geschieht es mit einer so sachten und spaltenden Sophistik, daß dem Leser die Wahrheit aus den Händen gewunden wird, und es ist keineswegs leicht, sondern fordert große Durchdringung, wenigstens in den früheren Aufsätzen, das Gefährliche und Freiheitsfeindliche in seinen Tendenzen zu fixiren; er umhüllt immer und combinirt, auch mit Thatsachen, so gewandt, daß er die Wahrheit, die ihm feindlich ist, umkehrt, ohne gezwungen zu sein sie geradezu abzuläugnen. Er ist fein genug für Alles, was ihm dient, möglichst plausible Rechtsgrundsätze aufzustellen, so für das hernach so abscheulich mißbrauchte Recht der Intervention, das nach seiner Meinung gleich zu Anfang gegen die Revolution hätte angewendet werden sollen.

Noch mehr Vorſicht braucht die Beurtheilung ſeiner hiſtoriſchen Behauptungen, in denen Wahrheit und Lüge viel ſchwerer zu ſcheiden iſt als bei den augenfälliger rhetoriſirenden Franzoſen wie Bignon und Thiers, auch hat er unſtreitig eine durchdringendere Einſicht. So geht die ganze ohne Zweifel ſcharfſinnige Schrift „Ueber den Urſprung und Charakter des Krieges gegen die franzöſiſche Revolution“ darauf aus zu beweiſen, daß gar keine Coalition gegen Frankreich beſtand, ſondern der Krieg ausſchließlich von den Führern der Revolution ausging, daß das ganze franzöſiſche Regiment der Revolutionsjahre überhaupt verderbliches Factionswerk war, und die Ausführung der Urſachen, warum die Gegner Frankreichs im Kriege ſo unglücklich waren, iſt mit mathematiſcher Schärfe gedacht und geordnet. — Gentz iſt Meiſter in der zur Vollendung eingelernten und eingenaturten öſterreichiſchen Hofſprache. Zum Erſtaunen ſchön iſt es, wie unter der gewandten Feder alle Zuſtände und Perſonen, die in ſein Syſtem paſſen, ſich roſenroth färben: wie die Geiſtesträgheit und Beſchränktheit des öſterreichiſchen Regimentes zur Friedens- und Rechtsliebe, wie der Wiener Congreß ein Werk der höchſten Staatsweisheit, wie alle retrograden Maßregeln (Karlsbader Beſchlüſſe) zum Heile der Welt entſprungen ſind, wie die öſterreichiſchen Völker ſich unendlich glücklich preiſen müſſen unter dem erhaltenden Scepter, wie ſelber ſeine zerrütteten Finanzen ſich zum Frommen Aller geſtalten, ſteht ja ein depreciirtes Papiergeld als Verkehrsmittel faſt über dem Metallgeld! Bei Gott, Gentz ſollte, um keinen Schaden zu ſtiften, nur von Denen geleſen werden, welche die Verhältniſſe auf den Grund kennen!

Ganz im Gegenſatze zu Burke's dithyrambiſchen Tiraden verfährt dieſe kühle Natur gewöhnlich mit der gewandteſten Logik, mit Feinheit und Scharfſinn. Nur zuweilen bricht auch in dem ſchlauen und abgemeſſenen Kopf Etwas von der Burkeſchen Rhetorik aus, wo er nämlich des Haſſes fähig iſt, wie in einer Stelle über den Fanatismus der Freiheit („Ueber die politiſche Freiheit und das Verhältniß derſelben zur Regierung“).

Gentz iſt nur Einer Sache treu geblieben, ſeiner grundloſen Ausſchweifung und der frühe mit ihr anhebenden Luſt der Selbſtanklagen, in die er verliebt iſt wie der Pietismus ins allgemeine Sündenbewußtſein. Widerſtandslos wie ein Weib, feige wie ein Caſtrat, immer teufliſch blaſirt, will er der eigenen Verdorbenheit einen äſthetiſchen

Genuß abjagen. Der Knecht und sein Herr seien dem unauslöschlichen Fluch der Geschichte geweiht!

Gentz ist gleich sehr Politiker wie Journalist; die sich so nahen Eigenschaften verschmelzen sich in seiner beweglichen Natur zu Einem, und das macht seine eigenthümliche Persönlichkeit aus. Er ist die Hand und das Wort der Politik des Tages, führt sonach von selbst über auf die Presse der Zeit.

Gleicher Tendenz ist der Nationalökonom der romantischen Schule

Adam Müller.

Müller sucht seit 1809 in Breslau, seit 1811 in Wien durch Vorlesungen in illiberalem Sinne zu wirken und der katholischen Kirche Proselyten zu gewinnen. Er wird von den reactionär-katholisirenden Romantikern (Gentz, die Schlegel) über alle Gebühr als glänzender Kopf herausgestrichen. Seine Hauptwerke sind von 1809 „Die Elemente der Staatskunst" und von 1812 „Die Theorie der Staatshaushaltung", insbesondere jenes, zu dem alles Uebrige, was er verfaßt, nur weitere Ausführungen sind. Durch theologisch-juristisch-naturphilosophische Studien hindurchgegangen, ist er durch die Freundschaft mit Gentz, unter dessen bestimmendem Einfluß er steht, zum Interesse an der Restaurationspolitik herangezogen worden. Während Adam Smith die Person nur als ökonomisch wirkende Einzelkraft faßt, läßt Müller sie nur als Bürger gelten, will allerdings mit Recht neben dem physischen Capital auch das geistige in Rechnung gebracht wissen, findet aber einseitig verblendet in den politischen Institutionen des Mittelalters die wahre Freiheit und individuelle Ausbildung verwirklicht, fordert nationale Concentration der Arbeitskräfte, geht aber viel dringlicher auf das Verhältniß der jetzt gesonderten Stände ein und stellt der Zeit als Aufgabe, für sie wieder ein natürliches Gleichgewicht herzustellen, das er in derselben rückschauenden Befangenheit darin findet, daß ein jeder wieder in seine alten Rechte eingesetzt werde. Immer theologischer werdend und für die gesammten Staatswissenschaften, für die Staatswirthschaft insbesondere, eine theologische Grundlage absolut verlangend und setzend, verfällt er in die größten Absurditäten, und es ist bereits als eine der vollends närrischen herausgehoben worden, wie er, an den Begriff der göttlichen Dreifaltigkeit

knüpfend, die Nothwendigkeit der Dreifelderwirthſchaft demonſtrirt. Der Menſch, und vor allen der Grundeigenthümer, hat ſich nach Gottes ewiger und unabänderlicher Anordnung als einen glebae adscriptum zu betrachten, und der Ackerbau fordert nach derſelben ein allgemeines Dienſt-Unterthänigkeitsverhältniß. Danach bleibt der Landbau, durchaus feudaliſtiſch geregelt, mit großem, durchs Majorat geſeſtetem Grundbeſitz, Hörigkeit und Leibeigenſchaft, die wahrhafte materielle Grundlage des Staates; die geſammte bürgerliche Thätigkeit mit Verkehr, Gewerbe und Handel ſtehen ihm nach, das Gewerbe bleibt zünftig, der Handelsſtand in Innungen und Gilden geſchloſſen — kurz, die ganze Herrlichkeit der mittelalterlichen Schranken und Corporationen iſt feſtzuhalten. Es iſt der ganze alte Wuſt, nur poetiſch-idealiſtiſch verbrämt, mit theologiſcher Argumentation ausgerüſtet und mit einem gewiſſen Schwung und Geiſt ausgelegt.

In Müller's Gedankengang zeigt ſich ſchon von Anfang an das Trügliche einer tendenziös verſeſſenen Schlußfolgerung, ſowie der Einfluß eines krankhaft verſchrobenen Gemüthslebens. Kein ſicheres poſitives Wiſſen regelt, kein ſtrenges Denken zügelt ſeine geiſtreich phantaſirenden Einfälle. Man mag mit ſeiner Staatsidee, wie er ſie 1809 in der Vorleſung „Von der Idee des Staates und ihrem Verhältniß zu den populären Staatstheorien" entwickelt, vollkommen einverſtanden ſein und ſie als geiſtiger vertiefte namentlich gegenüber der äußerlichen der herrſchenden Philoſophie anerkennen, aber daraus folgert nicht, was er damals ſchon ſchließt: daß die Revolution unſelig mit dieſer Idee breche und durchaus zu verwerfen ſei; daß es kein Naturrecht gebe (es handelt ſich, was man darunter verſteht); daß der Geburtsadel und die Majorate feſtzuhalten ſeien, kurz — das ganze große Stück Mittelalter.

Journaliſtik. Selbſtverſtändlich iſt, daß das Militärkaiſerreich die Preſſe entweder in ſeinen Dienſt zwang oder unterdrückte, daher iſt in Frankreich die Tagesjournaliſtik arm und unzuverläſſig. 1800 beſtimmt ein Edict der Conſularregierung die Zahl der politiſchen Blätter auf dreizehn, alle anderen werden beſeitigt. Von da an ſind die meiſten blos ein Widerhall des „Moniteur", der häufig Aufſätze aus des Kaiſers eigner Feder oder wenigſtens nach ſeiner Redaction bringt;

dieſes Blatt, 1789 entſtanden, iſt ein mächtiges Regierungsorgan und für die Kenntniß ſeiner Zeit immerhin gewichtig. Das Feuilleton, zum Theil wegen der Dürftigkeit und Mißlichkeit der publiciſtiſch-politiſchen Discuſſion entſtanden, ſoll auch für ſie entſchädigen, denn die Herausgeber werden eben durch den Mangel an erlaubtem Stoff und das Gefährliche eines ſelbſtſtändigen Urtheils über die öffentlichen Dinge gezwungen, ſich auf Literatur und Theater zu werfen; es bringt auch große Abonnentenzahl ein, ſo ſteigt durch dasſelbe ſeit 1800 auf einmal das „Journal des débats“. Dieſes weſentliche Blatt ſteht ſeit dem Anfange des Jahrhunderts unter der Leitung der Brüder Bertin, die royaliſtiſcher Geſinnung ſind, aber gezwungen werden, dasſelbe unter dem Kaiſerreich zum „Journal de l'empire“ umzutaufen und zum Echo des officiellen Moniteur herzugeben; 1814 nimmt es wieder den früheren Titel an. Der ältere Bertin weiß etwa unter dem Schilde der Literatur die unterſagte Behandlung politiſcher Fragen einzuſchwärzen. An dem als kritiſcher Richterſtuhl verwendeten und gefürchteten Feuilleton, das anfänglich auch Chateaubriand und Madame de Staël benutzen, ſteht bis 1807 unter Napoleon's Auſpizien Fiévée, ſpäter Etienne; jener iſt, um als Original zu gelten und Einfluß zu gewinnen, ein charakterloſer Parteigänger mit mehrfachen Uebertritten; er verſucht ſich auch als Romanſchreiber. 1815 entſteht „Le Constitutionnel“, anfangs „l'Indépendent“, der ſich nach vielfachen Wandelungen erhält. Der „Mercure“, an dem die bedeutendſten Kräfte, wie Saint-Aignan, Lacretelle aîné, Benjamin Conſtant, Etienne, Jouy arbeiten, geht trotzdem ein. Ginguené, Duval u. A. gründen die „Décade (hernach Revue) philosophique, littéraire et politique“ 1794—1807, dann mit dem „Mercure“ verſchmolzen; auch ſie hört 1813 auf. Die „Annales encyclopédiques“ mit reichen Originalnachrichten erhalten ſich bis 1818.

Die engliſchen Zeitungen und Zeitſchriften haben ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr raſch und beträchtlich vermehrt; eine Reihe ſchottiſcher Blätter ſteht auf. Die Preſſe in der Form der täglichen Zeitungen wie der Zeitſchriften wird vom größten Einfluß. Den erſten Rang nimmt die „Edinburgh Review“ ein, 1802 von Jeffrey, Brougham und Sidney Smith begründet; ſie verdankt ihre bald anerkannte Bedeutung namentlich Brougham und bricht erſt eigentlich kritiſchen Erörterungen in England Bahn; dabei vertritt ſie

die Grundſätze der Whigs, geleitet von dem in den kritiſchen Zeitſchriften immer mehr aufkommenden trefflichen Gedanken, bei einem literariſchen Erzeugniß weſentlich die Beziehung zu den Verhältniſſen des Staates und Lebens zu beachten; ihre ſcharfe Beurtheiluug der politiſchen und ſocialen Mißbräuche und der veralteten Inſtitutionen erregte bald großes Aufſehen und machte das Blatt zu einem der einflußreichſten. Ihr entgegen tritt ſeit 1809 in London die toryſtiſche „Quarterly Review", begründet von Gifford und geleitet von Scott, Canning und Croker, die ſich ganz im Sinne der Regierung hält und ihr ſehr dient. Der Agitator William Cobbett beginnt 1803 ſeine für die Zeitgeſchichte wichtige und durch geiſtreiche Polemik anziehende Zeitſchrift „Weekly political register", ſchreibt berühmt gewordene Briefe über den Vertrag von Amiens; erſt Tory, ſeit 1805 heftig whiggiſtiſch, glänzt er durch große Beredſamkeit. Der „Globe", 1803 entſtanden, das für Handels- und Religionsfreiheit einſtehende Organ der Whigs, iſt unter den Abendblättern wohl das bevorzugteſte. „Galignani's Messenger" erſcheint ſeit 1814 engliſch von Paris aus.

Im Jahr 1800 haben die Vereinigten Staaten 150, 1810 bereits 359 Zeitungen; das Zeitungsweſen nimmt hier überhaupt einen Umfang, an den in der alten Welt Nichts reicht. In Boſton wandeln ſich erſt 1813 die Wochenblätter in Tagesblätter um, in New-York und Philadelphia dagegen iſt das ſchon bald nach der Revolution geſchehen.

Das deutſche Zeitungsweſen liegt unter der franzöſiſchen Herrſchaft im Ganzen natürlich danieder. Die unterhaltenden Tageblätter, deren erſtes die 1801 von Spazier in Leipzig begründete „Zeitung für die elegante Welt" iſt, verdrängen immer mehr die früheren Monatsblätter. Daneben kommen die Taſchenbücher und ihre Literatur auf. Seit 1798 beſteht die „Allgemeine Zeitung", die bald alle anderen überflügelt. Der „Hamburger Correſpondent" iſt durch ſeine genauen engliſchen Nachrichten von Gewicht. Der „Oeſtreichiſche Beobachter" zieht von 1809—12 Beachtung auf ſich, weil er auf Spanien und die politiſche Stellung der europäiſchen Mächte Streiflichter wirft. — Seit 1808 beſtehen die „Heidelberger Jahrbücher", mit Auszeichnung zu nennen, weil ſie ſelbſt prüfen und ſelbſtſtändig urtheilen. Das ſtellt ſie über die Wiener und die Erlanger Literaturzeitung, die es zu keiner beſtimmten Haltung bringen. Des vorzüglichen und namentlich als

eleganter Stylist renommirten Latinisten Eichstädt „Jenaische allgemeine Literaturzeitung", 1803 begründet, ist unter seiner Leitung durch Gründlichkeit der Kritik ausgezeichnet; an ihr arbeitet auch der Bibliograph Gruber. Das „Athenäum" der Brüder Schlegel entwickelt wenigstens frischen Geist. 1807 gründet Cotta das „Morgenblatt", das bald zu einer sehr gehaltvollen Unterhaltungsschrift aufsteigt. Der „Hesperus", 1809—20 von André geleitet, für die Gebildeten berechnet, reichhaltig, hält sich bis 1831. Derselbe Mann, um Pädagogik (Salzmannsches Institut) und Landwirthschaft verdient, begründet im „Patriotischen Tagblatt" 1800—1805 das erste und eine Zeit lang einzige Volksblatt; er tritt auch später wieder auf mit einer Reihe von volksthümlichen Schriften. Das „Archiv für Statistik, Literatur und Kunst" wird 1810 von Hormayr begründet, hernach von Buchholz fortgeführt; es ist mit reichen Beiträgen und Sammlungen ausgestattet. Brockhaus edirt 1813—16 die „Deutschen Blätter", bringt 1808 zugleich das ins Stocken gerathene Unternehmen des Conversationslexikons an sich und führt es mit erhöhter Bedeutung fort. Populär sind: 1800 die „Nationalzeitung der Deutschen" und seit 1806 der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen", 1791 von Becker in Gotha als „Reichsanzeiger" begründet und rastlos für vernünftige Aufklärung thätig.

Die politische Journalistik in Spanien erhält erst seit dem Befreiungskriege 1808 größere Bedeutung. Das „Diario de las Cortes" ist am gewichtigsten, neben ihm treten auch einige andere auf. Nach der Restauration von 1814 flüchten die Liberalen ins Ausland und wirken von da aus, wo sich überhaupt einzig noch eine nennenswerthe spanische Literatur erhält; so 1815 der „Espanol Constitutional". In Portugal bleibt die Journalistik noch ganz nichtig. In Griechenland erstehen die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften. Alexander I. thut Nichts für die Presse. Schweden bildet erst jetzt eine vom französischen Einfluß und Ton sich emancipirende und durch deutsche Einwirkung freier gewordene Kritik aus; seit 1813 erscheint eine „Schwedische Literaturzeitung".

In Deutschland kommen die Musenalmanache auf; der Schillersche 1796—1801 bricht Bahn (1797 die „Xenien"); es folgen die von A. W. Schlegel und Tieck, von Vermehren, Fr. Schlegel, Varnhagen v. Ense und Chamisso 1803, Leo v. Seckendorf 1806 und 1807, musterhaft sein „Neujahrstaschenbuch für Weimar" 1801.

Sie alle werden aber nicht mit dem Beifall aufgenommen, wie er dem Schillerſchen geworden, und ſpäter gezwungen, überwiegend proſaiſchen Taſchenbüchern zu weichen.

Von den verſchloſſenen, ſtrengen und abgezogenen Gebieten des Denkens, von den zu allen Zeiten vielfach unlauteren und verwirrenden Stimmen des Tagestreibens wendet ſich der Blick mit erleichterter Befriedigung aufwärts zu den erſchloſſenen, leichten und lichten Höhen der Kunſt, der Werkſtätte des freien Genies. Auch ſie feiert eine weſentliche Auferſtehung, vor allen anderen in den Schöpfungen der Bildnerei und Malerei. Die wahre innere Reorganiſation geht aber nicht vom Kaiſerreich und ſeinen begünſtigten Kunſtgebilden aus; nicht die Protection ſchafft das Genie, ſie trägt es nicht einmal, die mediceiſchen Zeiten ſind die ſeltenen Ausnahmen in der Geſchichte. Die höchſten Meiſter der Zeit entwickeln ſich wie immer nur nach ihren inneren Geſetzen, wie gewöhnlich iſolirt oder ſelbſt im Gegenſatze zu den begünſtigten Tendenzen, in denen parallel der äußeren Maſſenentwicklung das Koloſſale und Maſſige überwiegt.

Wo nicht lebendige Anſchauung der künſtleriſchen Productionen unterlegt werden konnte, da ſind im Folgenden die Urtheile über die einzelnen Künſtler nach verſchiedenen kunſtgeſchichtlichen und kritiſchen Werken combinirt.

Achter Abschnitt.

Bildende Künste.

Die Kunst des Kaiserreichs bewegt sich in dem schweren Prunke der Formen der römischen Kaiserperiode; es richtet gewaltige Steinbauten auf, in denen immer etwas Kolossales und Erdrückendes liegt, das bezeichnendste Denkmal ist das palais du corps législatif. Uebrigens hebt mit dem Anfange des Jahrhunderts das Studium der Ueberreste griechischer Baukunst an, das hernach auch praktisch verwendet worden ist. Sculptur und Malerei stellen denselben Geist des römischen Imperatorenthums dar, der dem Napoleonismus überhaupt anhängt. Das Rückgehen auf den antiken Styl geht bis auf die Goldschmiedekunst herunter, mit denselben Fehlern der Nachahmung (Steifheit und Kälte) wie in der Sculptur und Architektur. Es ist übrigens ein dreifacher Zug, der durch diese Jahre geht; der neue Sinn für die Classicität verschmilzt mit einer idealistischen Färbung, dem Erbtheile der Revolution, und diese wieder treibt — das ist nicht zu verkennen — mit der nationalen Helden- und Bürgertugend eine Art theatralischer Coquetterie, welche dem nachfolgenden Schaugepränge des Kaiserreichs Nahrung giebt; alle diese Grundzüge haben sich in der Kunst abgespiegelt.

Der erste und einst größte Name, auf welchen die Malerei der Periode zurückführt, ist der von Jacques Louis David. Der Hauptvertreter des antiken Formenwesens, seinerzeit namentlich durch eine zahlreiche und glänzende Schule hoch gepriesen und doch nicht von schöpferisch kunstgeschichtlicher Einwirkung, ist in seiner Kunstrichtung

ſchon vor der Revolution ganz entſchieden und weiſt durchaus in die Bildung des 18. Jahrhunderts zurück. Die Revolution, ſturmartig vorüberrauſchend, hat ſich überhaupt keine Kunſt ſchaffen können; auch Davids Bilden hat mit der revolutionären Geſinnung Nichts zu thun und paßt keineswegs zu der republikaniſchen Einfachheit, ſondern nur zum Prunke des Kaiſerthums, deſſen Maler, die in jener Zeit großgeachteten Gros, Gérard und Girodet, eben auch in ſeinem Atelier gebildet wurden. David gehört ſtreng der rationaliſtiſchen Bildung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, hat mit ihr die republikaniſchen Ideen eingeſogen, die ſeine Kunſtanſicht zuerſt oppoſitionell gegen den monarchiſchen Rococoſtyl auf die Antike führten und die er praktiſch in einer faſt verhängnißvoll gewordenen Theilnahme an der Revolution bethätigte, iſt aber nachher ebenſo leicht und mit unveränderter Kunſtrichtung dem Napoleonismus dienſtbar geworden. Der Republik paßten und dienten künſtleriſch dieſe römiſchen Formen im Grunde nicht beſſer als politiſch die römiſchen Sympathien. In den wenigen Werken, in denen ſeine Kunſt ſich jakobiniſch beſtimmen ließ, verſtand David einen eindrucksvollen Naturalismus zu entwickeln, verfiel aber bei ſeinen Entwürfen leicht ins Grotesk-Koloſſale. Herrſchende Richtung bleibt ihm jedoch das ſteife und manierirte Antikiſiren, das ſeiner Malerei bei Weitem zu viel vom plaſtiſchen Elemente beimengte, den Sinn für Naturwahrheit verderbte und olympiſche Apotheoſen ſchuf. Vielleicht das einzige Bild, das ihm aus dem rein ſchöpferiſchen Drange der innerlich treibenden und begeiſternden Kraft erwachſen, iſt das merkwürdige von Marats Ermordung. Als ſein Meiſterwerk gilt im Allgemeinen der Raub der Sabinerinnen oder vielmehr die Verſöhnung nach dem Raube. In ſeinem Reiterbilde Napoleons beim Uebergang über die Alpen, dem Gegenſtücke zum Marat und vielleicht des Künſtlers gelungenſtem Werke, verbindet er auf vollendete Weiſe Wirklichkeit und Ideal; eine große und im unmittelbaren Anſchauen feſtgehaltene Natur und die imponirende Erſcheinung des kaiſerlichen Helden geben hier der Neigung zum Pathetiſchen und Ueberſchwänglichen den natürlichen Stoff. — Groß iſt David nur, wenn er nicht in ſeine conventionelle Manier verfällt, die ihm für claſſiſch gilt und die ſeine großen römiſchen und griechiſchen Hiſtoriengemälde verderbt, d. h. wenn er das falſch verſtandene Pathos und einſeitig erfaßte und verfolgte Ideal zu überwinden verſteht. Wo

er ergriffen ist, beweist er reines Naturgefühl und den lebendigsten Sinn für correcte und schöne Form, die er auch technisch durchzuführen weiß. Uebrigens fehlt ihm Ursprünglichkeit. In den früheren und wieder den spätesten Werken ist seine Auffassung selten bestimmt und die Durchführung nicht kräftig genug.

David und seine Schule sind mitten in ihrer Periode gestanden, aber auch so ziemlich mit ihr vorübergegangen; es ist das selbstverschuldete Verhängniß dieser Werke, daß mit dem Glanz ihrer Periode auch der ihrige erbleichen mußte. Schon mit dem Ausgange des Kaiserreichs stand eine kräftige Reaction in Ausbildung da gegen diese allerdings gut componirte, reine und sicher den Effect packende Formgebung und die Herrschaft der farblosen Zeichnung. Die Kälte in den großen und gestaltenreichen Gemälden, die leere und leblose Nüchternheit in Auffassung der antiken Formen sind allen gemeinsam und liefern ebenso wenig Ewiges in der Kunst als die classischen Schulregeln in der Poesie. In dieser Malerei liegt neben dem steif Conventionellen der Form — berechneter Gruppirung der Gestalten und stehend gewordenem Linienzug — das Pathos der großen Schlachtscenen des Kaiserreichs, das ist Alles. Davids lange unbestrittener Einfluß ging erstaunlich weit, ja über die ganze romanische Welt hin. Es liegt stark mit an ihm, daß die frühere belgische Kunst noch ganz unter den französischen Einwirkungen, denen sie sich im 18. Jahrhundert gefügt, befangen blieb, ein Verhältniß, das auch für die Architektur stehen bleibt.

Davids berühmteste Schüler sind drei:

Jean Antoine Gros ist 1804 durch sein Bild „Die Pestkranken zu Jaffa" zu Ruf gekommen; es leidet an einem Zuviel des nackten Gräßlichen, wofür auch das Malerische des orientalischen Wesens und der Zauber des südlichen Himmels nicht ganz entschädigen. Uebrigens ist schon in seiner „Schlacht von Nazareth" entschieden ein neues Moment hinzugetreten, die Realität ist der Natur entnommen, die unmittelbare Anschauung und lebendige Phantasie haben Bewegung und Gruppirung eingegeben, nicht mehr die starre conventionelle Regel, auch die Farbe ist lebendiger. Gros, wohl der begabteste von den Künstlern seiner Zeit, ist, hierin den eignen Meister überflügelnd, der eigentliche Maler des Kaiserreichs, dessen Schlachten sein Genie zu halten scheinen; gleich mit der Restauration verliert er seinen Boden,

arbeitet nicht mehr mit Liebe und endet in der Verzweiflung tragiſch. — Im Gegenſatze zum Folgenden iſt ſeine Schaffenskraft leicht fließend und ungeſtüm, und das beſondere Talent wohnt ihm inne, die mächtig bewegte Natur, die bezeichnenden Züge und großen Momente der Zeitgeſchichte zu faſſen; Streben nach Effect und Grelle des Colorites herrſcht bei ihm vor. Frühe ſchon entfernt er ſich von dem Princip ſeines Meiſters, nimmt die Natur zum Vorbild und bildet ſo den Uebergang zu den Romantikern, ohne ihn doch ſelber zu vollziehen; darum leidet er an einem Zwieſpalte zwiſchen Davids angelernter plaſtiſcher Weiſe und der neu gewonnenen naturaliſtiſchen Auffaſſung; die claſſiſche Formregel hält ihn noch gefangen, und wo er ſich von ihr frei machen will, geht er leicht zu weit und verzerrt die Natürlichkeit.

François Gérard, in der Hiſtorienmalerei berühmt, im Porträt zu einem Anſehen gekommen, das in unſerem Jahrhundert kein Zweiter gewonnen hat, zeigt mehr maleriſche, die plaſtiſch-claſſiſche Manier umbildende Anſchauung als der Meiſter. Er beſtrebt ſich und erreicht es auch theilweiſe, ſeinen Geſtalten, welche noch die von der Antike abgezogene Formenreinheit bewahren, zugleich den Ausdruck wahrhafter Empfindung einzugießen. Uebrigens wendet der „Maler der Könige“ in ſeinen Porträts (und ſie ſind ungemein zahlreich: 250, voran diejenigen der Familie Bonaparte) Alles auf, was den Perſonen Bedeutung und den Bildern künſtleriſche Abrundung geben kann; darum liefert er meiſt lebensgroße Bilder mit bedeutſamer Umgebung. Mehr Gefühl und mehr Zierlichkeit als bei David, gewandte Farbenbehandlung und glückliche Farbengebung von wärmerem Leben als die ſeines Lehrers, Zauber der Beleuchtung, ſorgfältige Auswahl und Behandlung der Nebenpunkte ſind ihm eigen. Weitaus weniger ſpontan als bei Gros, iſt ſeine Phantaſie weder groß, noch eigenthümlich die Stoffe umbildend, noch unmittelbar die Natur ergreifend; aber er hat viel Geſchmack und klare Einſicht in die Bedingungen der Wirkung, welche ihn befähigt, mit feiner Wahl die Mittel derſelben zu verwenden, dabei immer einen gewiſſen Grad von Naturwahrheit zu bewahren und ſeiner Ausführung Friſche zu geben. Von ſeinen zeitgeſchichtlichen Bildern iſt die „Schlacht bei Auſterlitz“ am größten angelegt.

Der Hiſtorienmaler Girodet-Trioſon liefert nicht gerade viele Gemälde, aber eine größere Zahl von Studien und Zeichnungen, was

an der Art seines Schaffens hängt; er producirt wenig und mühsam; indem er durchweg das Bestreben zeigt, durch besondere Auffassung und eigenthümliche Motive ergreifende Wirkung zu erzeugen, bleibt er lange bei den einzelnen Werken stehen — Vorstudien, Skizzen, Aenderungen, nach deren Abschluß er allerdings rasch und mit sicherer Hand das Werk fertig bringt. So tritt in ihm wie in Gros ein merkwürdiger Widerspruch ein: von Natur heftig und leidenschaftlich, mit leicht erregbarer und ins Abenteuerliche schweifender Phantasie begabt, ist er doch in der Production wie gefesselt durch ein inneres Hemmniß, welches den Fluß seiner Phantasie staut, und die Davidsche Weise ist auch für ihn ein Hemmschuh. Bedeutend natürlich begabt, nimmt er einen selbständigen Gang, der ihn innerhalb der classischen Schule ganz eigentlich zum Vorboten der hereinbrechenden Romantik stempelt; er theilt auch schon ihre Verirrungen: das Uebergreifen über das Tragische ins Gräßliche, die elegische Stimmung und die Liebhaberei für düstere Gegenstände, und anderseits das Uebergehen der zarten Empfindung in verschwimmende lyrische Stimmung sind bereits in ihm angelegt. Indem er daneben zufolge seiner Schule ganz der antiken Formenschönheit huldigt, giebt er plastisch abgerundete Gestalten, bisweilen von mächtigem Eindrucke, doch selten von rechtem inneren Leben, dem schon der erdfahle Ton schadet. Ganz eigen ist ihm die Neigung, vorzugsweise Compositionen nach den Werken größerer Dichter zu entwerfen, und sie haben vielen Beifall gefunden. Gros steht 1810 auf seiner Höhe. Sein meistbesprochenes Bild „Die Empörung von Kairo" hat viel Naturwahrheit, Leben im Tumult und der Bewegung der Kämpfenden, ist aber auch gespreizt und ungeschickt angeordnet.

Die deutsche Kunst geht von der idealistischen Richtung aus und bewegt sich lange ganz überwiegend in ihren Geleisen. Rom gilt den Deutschen immer noch als die einzig gültige Capitale der Kunst. Der an der damals bedeutenden Wiener Kunstakademie durchgeführte Kampf zwischen der übererbten, einförmig und leblos gewordenen Classicität, die überwunden ward, und der neu auftauchenden Romantik und Begeisterung für das Mittelalter, die siegend blieb, hängt genau an den allgemein herrschenden Kunstneigungen; der Einfluß der Literatur liegt darin entscheidend ausgesprochen. Ja, die Uebereinstimmung der künstlerischen mit der literarischen Geistesrichtung geht so weit, daß auch in jene hinein die vorwiegende Neigung zum Reflectirten und

Symboliſchen gedrungen iſt und die Wahrheit der unmittelbaren Anſchauung getrübt hat, und das ſogar bei Overbeck, dem wahrhaft frommen Altmeiſter unſerer religiöſen Kunſt. Der unbefangene Blick will ſich nicht daran gewöhnen, in den altdeutſchen Gemälden, auf welche die Nazarener zurückgehen, über der Innerlichkeit, der tiefen Empfindung und der liebenswürdig naiven Frömmigkeit das Schwächliche und häufig Unſchöne der Formen zu überſehen. Die niederen Kräfte dieſes Kreiſes erſcheinen noch abhängiger von den Sprechern und Kritikern der Zeit, das geht bis auf die Wahl der Stoffe herab, die weſentlich romantiſcher Natur bleibt. Die romantiſche Schule beſtimmt ebenſo ſehr die Kunſt wie hernach den Gang des politiſchen und religiöſen Lebens. Und wie ſich großentheils die Schriftſteller dieſer Richtung in Wien ſammeln, ſo auch die Künſtler: das war eben der rechte Ort für die katholiſirenden Elemente. Der Gegenſatz aber zum modernen Denken und Forſchen ruft einen Zwieſpalt hervor, welcher die geforderte Einheit des künſtleriſchen Schaffens beeinträchtigte und ſelber die Harmonie des Gefühles aufhob. Derſelbe Kampf, aus welchem in Frankreich ſchließlich der Realismus als Sieger hervorging, entſchied ſich in Deutſchland zunächſt zu Gunſten eines religiöſen Idealismus, dem der claſſiſche folgte. Die deutſche Malerei geht entſchieden auf gewichtigen Inhalt und bedeutungsvolle Auffaſſung aus, ſucht eine neue und eigenthümliche Darſtellungsweiſe, behandelt große Stoffe aus dem griechiſchen Alterthum, dem Alten Teſtamente, der göttlichen Komödie ꝛc. und ſieht in den Contouren die weſentliche Aufgabe der Ausführung. 1805 ward die Düſſeldorfer Gemäldegallerie niederländiſcher und flämiſcher Meiſter nach München gezogen, und die Malerakademie daſelbſt war zu der Zeit in Verfall. Im Allgemeinen weiſt die Malerei die meiſten Namen von Gewicht auf, die größten aber gehören der Sculptur an.

Malerei. Von den bedeutendſten Franzoſen ward oben geſprochen. Die Geſchichte der neueren deutſchen Leiſtungen in der Malerei führt auf Carſtens zurück, nach welchem ſie zunächſt einen Grundzug annimmt, dem die Form mehr nicht iſt als die Trägerin des Gedankens. Mehrere Jahre ſtehen neben einander die beiden Häupter der ſogenannten claſſiſchen Landſchaftsmalerei, der Landſchafter und Kupferſtecher Joſ. Ant. Koch (1768—1839) und Joh. Chriſt. Reinhardt (1761—1847). — Koch, unter den Nachfolgern von Carſtens einer der

vorzüglichsten, giebt nach der Weise Poussins der Landschaft einen historischen Charakter, trifft immer passende Staffage und entfaltet vollkommene, seit diesem nicht mehr bekannte linearische Zusammenstellung der Formen. Er wird nach den Landschaftern des siebenzehnten Jahrhunderts als der Erste erklärt, der poetische Werke von gesundem Kern darstellte. Durch den Stoff ist von Interesse „Der Aufstand in Tyrol", 1809 für den Minister Stein bearbeitet. Von ihm sind auch die amerikanischen Landschaften in Humboldt's Reisewerk. Er soll „den Eindruck der Natur im Ganzen durch Auffassung des Einzelnen in seiner höchsten Bestimmtheit, besonders die Erde in ihrer vollsten Kräftigkeit darzustellen verstehen". Immer poetisch getragen, von reicher Empfindung und lebendiger Phantasie, ist seine Zeichnung besser als die ausgeführten Gemälde, weil sich seine Verachtung der akademischen Studien in den verschiedenen Kunstarten und der Mangel an Uebung im Malen öfters gerächt hat. Ein denkender Meister, phantasievoll, aber nie phantastisch, ist er von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. — Reinhardt, nach Poussin und Claude Lorrain gebildet, hebt mit großer Wahrheit und Feinheit das Charakteristische heraus. Kleinere Gemälde, auch Thierstücke, gerathen ihm vorzüglich. Poetische Naturauffassung, freie Behandlung, klare Färbung, gründliches Studium der Natur im Großen und Kleinen, ebenso der Anatomie und des Charakters der Thiere, sowie der größten Meister des Faches, poetische Schönheit, reiche Erfindung, große Composition und großer Styl sind ihm eigen. „Bewundernswerth in der Wahl, dem Grandiosen der Form, der Vertheilung des Lichtes", ist er namentlich sicherer Zeichner, seine Malereien Zeichnungen mit dem Pinsel und die späteren Zeichnungen vollkommene Gemälde. — Von Carstens' Kunstanschauung wird namentlich auch Eberhard v. Wächter bestimmt und darauf geführt, als das höchste Anzustrebende die innere Bedeutsamkeit anzuerkennen, und an diesem wiederum bildet sich Gottlieb Schick, der die Schule Davids ganz verläßt und poetischen Inhalt sowie physiognomischen Ausdruck als das Wesentliche verfolgt. Ihm bieten das mosaisch-patriarchalische Leben und die griechische Mythe Stoff zu innig gemüthlichem Ausdruck.

Joh. Peter v. Langer in Düsseldorf und München stellt, noch Einer der Letzten, die sogenannte classische Kunstrichtung dar; am bedeutendsten als Lehrer, hält er an akademischer Manier fest. Sein Colorit

ſoll an die Blüthezeit der niederländiſchen Schule erinnern; die Darſtellung ſanfter Hoheit und edler Grazie in weiblichen Porträts, aber auch der Ausdruck lebenskräftiger Geſtalten gelingt ihm am beſten. — Neben dieſen haben die Deutſchen noch in Blüthe ihren ausgezeichnetſten Pferdemaler Karl Adolf Heinrich Heß, der für ſeine Kunſt weite Reiſen macht und ſein großes Pferdewerk vollendet. — Franz Catel aus Berlin iſt als Maler und Zeichner bedeutend. Das Erſte von weſentlichem Werthe ſind ſeine Illuſtrationen zu „Hermann und Dorothea". Dann verſucht er ſich in der getuſchten Zeichnung, hierauf in der Aquarellmalerei, geht zur Oelmalerei über, liefert aber immer noch werthvolle Zeichnungen. Seit 1807 in Paris, nimmt er etwas von franzöſiſcher Manier an, legt es aber wieder ab, als er von 1809 an in Rom und Italien weilt und ſich daſelbſt bleibend ſetzt. Hier wird er durch die Einflüſſe der Schule von Carſtens, durch das Studium der großen italieniſchen Meiſter und die Einwirkung der italieniſchen Natur beſtimmt. Die Landſchaft, namentlich mit Staffage, bleibt ſein Lieblingsfeld, woneben ihn auch die Hiſtorie und das Genre beſchäftigen. Die ſüdliche Natur hat er mit ebenſo viel Innigkeit erfaßt als mit Wahrheit dargeſtellt, und ihr Sonnenleben geht ihm poetiſch auf. Er kennt Land und Volk wie Wenige und iſt ihr getreuer Schilderer. Sein einer Bruder, Ludwig Friedrich, mit ihm in Paris, iſt als Baumeiſter, der andere, Charles Simon, als Muſiker von Namen. — Jacob Gauermann, der Schöpfer des Faches der Idylle aus der Alpenwelt, hat in den erſten Jahren des Jahrhunderts ſeine vielbewunderten Scenen aus dem Leben der Gebirgsbewohner Oeſterreichs zu entwerfen begonnen und nachher viel ſteiermärkiſche Anſichten in Waſſerfarben gemalt.

Die Niederländer weiſen die beiden Brüder Matthäus Ignatius und Philipp Jacob van Bree auf, Beide in Paris gebildet; ihre Hauptbilder fallen in dieſe Zeit. Von jenem iſt das berühmteſte „Der Bürgermeiſter van der Werff", 1816 in der Manier von Rubens gemalt; dieſer gilt als einer der hervorragendſten Meiſter der Uebergangsperiode aus der Zopfzeit zur Naturwahrheit. Anfänglich übertreibend und durch das auffällige Bemühen, Natur und Antike nachzuahmen, nicht blos gegen die traditionell typiſche Auffaſſung, ſondern auch gegen die hiſtoriſche Wahrheit verſtoßend, macht er ſich ſpäter von den Einſeitigkeiten ſeiner Auffaſſung los und trifft eine freie und glückliche Behandlung. Immer erblickt er im Studium des Nackten

und der Antike die Anhaltspunkte zur Regeneration der Kunst. Bedeutendst ist von ihm „Der Tod des Rubens“. Neben den beiden van Bree erscheint Jan Kobell (1782—1814), der als der beste unter den neueren holländischen Thiermalern erklärt wird; er ist am Studium Paul Potters gebildet.

Der größte unter den Franzosen außer Davids Schule ist Ant. Charles Horace Vernet (1758—1836), der Vater des noch berühmteren Horace, berühmter Pferdemaler, ausgezeichnet in großartig angelegten Bildern sowohl als in ansprechenden kleineren Scenen. Er hat seit dem Directorium den classischen Styl ganz verlassen, constant von aller Tradition abgesehen und ist nur nach der Natur gegangen. Vernet ist ganz eigentlich durch die Stoffe des Kaiserreichs bestimmt, und als seine ausgezeichnetste Schöpfung gelten seine achtundzwanzig Blätter in Folio über Napoleons italienischen Feldzug. Voll Naturwahrheit und bewegtem Leben, kühn in der Ausführung und kräftig in der Färbung, versteht er die Gesetze der Taktik zu beachten, ohne von dem Malerischen der Composition Etwas aufzugeben. Seine Bilder mit humoristisch-komischem Stoff sind mit ebenso viel Recht berühmt. Die Darstellung ist gewandt und geistreich, bisweilen grell; in der Lebendigkeit und Kühnheit der Auffassung, wie z. B. seine Jagd- und Naturstudien sie zeigen, bildet er bereits seinen Sohn vor. — Napoleons Hofmaler Appiani hat sich namentlich am Studium der Raphaelschen Frescomalerei gezogen und es darin weit gebracht; Kraft des Ausdrucks geht ihm ab, dagegen werden ihm reine Zeichnung und anmuthige Farbengebung zugesprochen.

Noch bleiben mit ganz besonderer Stellung zwei eigenthümliche Repräsentanten der diametral sich gegenüberstehenden Richtungen anzuführen:

Pierre Narcisse Guérin bringt noch einmal die antikisirende Weise zur Geltung; in ihm ist der Styl der antiken Sculptur mit dem Ausdrucke der französischen Bühne versetzt. Das Colorit mildert die Kälte. Die Anordnung ist oft einfach und doch wohlberechnet, Zeichnung und Modellirung rein, aber eigentlich ohne Seele. Darum geht ihm auch der Schein des natürlichen Lebens verloren, und seine Bilder verwandeln sich unter seiner Hand in wesenlose Hüllen. — Pierre Paul Prud'hon, sein directer Gegensatz, ist vom ausgesprochenst malerischen Talente, das sich durchaus selbständig entwickelt

und ohne allen Zuſammenhang mit ſeiner Zeit ſteht, den Vorläufern wie den Nachfolgern. Er iſt ganz Coloriſt und ſtellt den Wechſel von Licht und Schatten vortrefflich dar. Sinnlich reizende, aber zugleich in eine ideale Welt erhobene Geſtalten im anmuthigen Spiele ſind ſein Feld. Darum entlehnt er von der Antike Nichts als die lieblichen mythologiſchen Geſtalten, legt aber in ſie, im vollſten Gegenſatze zu denen, welchen dieſelben bloße lebloſe Schemen geworden, warmes Lebensgefühl und die unmittelbare Luſt der Exiſtenz.

Zum Theil zieht auch der Porträt- und Miniaturmaler und tüchtige Lithograph Jean Baptiſte Iſabey ſeine Stoffe aus den Napoleoniſchen Scenerien. Die nach ihm benannte Manier mit ſchwarzer und weißer Kreide (Kreide- und Crayonzeichnung à l'estampe) iſt zart und ſtellt ſich angenehm dar.

Camuccini (1773—1844) zählt zu Anfang des Jahrhunderts unter die beſten römiſchen Hiſtorien- und Porträtmaler, iſt nach den Alten und den großen Meiſtern des Mittelalters gebildet, im Uebrigen vielfach Davids Nachahmer, und erſcheint als der namhafteſte von der früheren Richtung der einheimiſchen Eklektiker oder Akademiker. Die Stoffe entnimmt er häufig der römiſchen und mittelalterlichen Geſchichte. Vorzügliche Cartons und kleinere gemalte Skizzen und ausgezeichnete Porträts ſind zu nennen. Als geübter Zeichner, der es verſteht, eine große Compoſition verſtändig zu gruppiren und durch richtige Berechnung gewaltiger Maſſen Wirkung hervorzubringen, aber nicht frei geblieben iſt von dem declamatoriſch-äußerlichen franzöſiſchen Weſen, entwickelt er in den großen Bildern „Adel der Charaktere, Beſtimmtheit des Ausdrucks, kräftiges und klares Colorit, aber zu viel Franzöſiſch-Theatraliſches in der Anordnung, während die kleineren naiver und freier gehalten ſind". Jene Vorzüge neben hoher Correctheit ſchrieb ihm 1805 A. W. Schlegel zu, erklärte aber ſeine Erfindung für ſpärlich; Goethe lobte an ihm Kraft und Bewegung der Figuren, Abwechſelung und Ausdruck der Köpfe und (mit Schlegel) Geſchmack in den Gewändern; Andere tadeln Kälte der Zeichnung und des Colorites. — Giuſeppe Graſſi (1768—1838) iſt zu ſeiner Zeit als Hiſtorienmaler und Porträteur außerordentlich beliebt und viel ausgezeichnet; er glänzt namentlich als Coloriſt und verbindet Friſche und Zartheit mit glänzendem und ſchmelzendem Vortrag. Seine weiblichen Bildniſſe ſind von ungemeiner Grazie; Naturwahrheit und Ernſt der Auffaſſung zeichnet die männlichen.

Gerhard v. Kügelgen ist als Geschichts- und Porträtmaler, sein Zwillingsbruder Karl Ferdinand als Landschafter in Blüthe. Jener zeigt idealisirte Form, poetische Composition, blühendes Colorit; dieser, im Colorit kräftig und durchsichtig, hat als Hauptarbeit die landschaftlichen Galerien aus der Krim und aus Finnland hinterlassen. Gerhard, der bedeutendere, scheint in seinen Gestalten absichtlich das Plastische ganz zurückzudrängen und nur das Malerische herauszuheben, und dieses nimmt bei ihm ein unbestimmt zerflossenes Aussehen an. Ein Vergleich mit Fiesole stellt ihn zu hoch; eher läßt er sich mit Carlo Dolce zusammenhalten. Das Verdienst bleibt ihm, daß er zuerst wieder den Sinn geweckt hat für den Zauber einer blühenden Farbe und den Reiz der Oelmalerei.

Der merkwürdig gezogene und gebildete, aus einer Kalmückenhorde entsprossene Feodor Iwanowitsch, Lord Elgin's Maler, ist zur Höhe der Kunst emporgestiegen durch das unermüdliche Studium der Antike und der alten Florentiner, zeigt deßhalb Neigung zum Plastischen und verfolgt den strengen und großartigen Styl; unerschöpflicher Wechsel des individuellen Ausdruckes wird in seinen Köpfen gefunden, wie er denn selbst eine ausgeprägte Individualität ist.

An der Spitze der englischen Kunst steht Jos. Mallord William Turner (1775[?]—1851), durch Wilson gebildet, in der ersten Periode Nachahmer von Claude Lorrain, wegen seiner ungeheuren, im britischen Nationalmuseum constatirten Thätigkeit und seines hohen Einflusses auf die Kunst seines Landes der Shakespeare der Malerei genannt. Er ragt als Zeichner hervor, hat die Wasserfarbenmalerei zu ungeahntem Werth erhoben, der Landschaftmalerei neue Reize und Antriebe verliehen und erst die volle Kraft der verschiedenen leuchtenden Lichttöne dargelegt. Den Himmel hat keiner poetischer aufzufassen verstanden. Die früheren Landschaften sind naiv aufgefaßt, von einfacher und doch großartiger Composition, weiten Perspectiven, durchsichtigen und blendenden Lichteffecten; doch frühe schon wollen Kunstkenner Präcision und Feinheit in der Ausführung vermissen. Später verfällt er auf Kunststücke und Effecthascherei in der brillanten Anwendung der Licht- und Farbentöne, und es ist vielleicht Beides zum Lobe wie zum Tadel richtig, daß nämlich seine Darstellung hochpoetisch ist, aber eingegeben von einer verirrten Phantasie, der die Wahrheit abhanden gekommen.

Unſer Jahrhundert hat das Aquarell im jetzigen Sinn geſchaffen; Turner macht dasſelbe von der Untertuſchung frei, und es gründet ſich die Schule, welche es in ſeinen Mitteln kräftig und charakteriſtiſch entwickelt; ſeit dem Anfange des Jahrhunderts werden die erſten Verſuche gemacht, von farbig angetuſchter Zeichnung zur wirklichen Aquarellmalerei überzugehen; dieſelben gehen, eben nach Turner, von engliſchen Künſtlern aus, denen franzöſiſche nachfolgen.

Um 1804 beginnen die Reiſen und großen Sammlungen der um altdeutſche Kunſt (Malerei und Architektur) hochverdienten Brüder Sulpiz und Melchior Boiſſerée in Köln und ihres Freundes Bertram, und ſchon zur Zeit des Pariſer Friedens hat ihre Sammlung europäiſche Berühmtheit. Große Anregung und Befreundung mit den Häuptern der romantiſchen Schule fördert ihr Streben. Sulpiz entwirft 1808—13 mit dem Architekturmaler Angelo Quaglio bereits die Zeichnungen zu dem großartigen Prachtwerk über den Kölner Dom, für deſſen Ausbau die beiden Brüder ſeitdem das Intereſſe anſpornen; der Originalplan wird 1804 aufgefunden.

Für antike Kunſtſtudien iſt zunächſt weſentlich Heinrich Wilhelm Tiſchbein, der Neapolitaner (1751—1829), der mit unerſchöpflicher Thätigkeit eine reiche und koſtbare Fülle antiker Zeichnungen zuſammenbringt. Sein berühmteſtes Werk iſt „Homer, nach Antiken gezeichnet", 1801—4, mit Erläuterungen von Heyne und Schorn, wie denn ſein ganzes Leben vorzugsweiſe der Unterſuchung der homeriſchen Poeſie gewidmet iſt. Des ſeltſamen Mannes Lieblingsſtudium beſtand in den letzten Jahren darin, die Menſchenphyſiognomien mit den thieriſchen zu vergleichen, was ihn auf die Compoſition einer ganzen Reihe von Thierfabeln führte, zu denen er auch die Texte ſchrieb.

Lord Elgin beſchäftigt in Griechenland eine Anzahl Künſtler mit Zeichnen und Ausmeſſen und ſammelt die berühmt gewordenen Elgin marbles, außer denen 1801 auch eine Sammlung ägyptiſcher Denkmäler ins britiſche Muſeum kommt; ſeine Thätigkeit wird ſehr verſchieden beurtheilt. — 1812—13 entdeckt der Archäologe Millin mit Anderen die Felſengräber zu Canoſa in der Provinz Bari mit antiken Vaſen u. A.

Zur Förderung der Künſte iſt ſehr nützlich geworden die 1805 durch Weſt's Bemühung entſtandene British institution.

Der Kupferſtich leiſtet höchſt Bedeutendes und ſchreitet raſch und ſicher vorwärts. Der größte Kupferſtecher der Zeit iſt Giuſeppe

Longhi (1766—1831), auch Maler. Er giebt Rembrandt und die großen italienischen Meister in vollendeten Darstellungen, oft mit wunderbarer Treue und liebevoller Vertiefung die eigenthümlichen Schönheiten des Originals erfassend und darstellend; sein Stich giebt namentlich das Fleisch trefflich wieder; die Technik ist ausgezeichnet, in der freien Stichmanier steht er selbst über den früheren großen Meistern. — Durch sorgfältige Auswahl nach berühmten Mustern hat sich auch der Deutsche Haldenwang einen Namen gemacht. — Johann Friedrich Wilhelm Müller, tief und ernst an der italienischen Kunst gebildet, namentlich auch als Zeichner, folgt seinem Vater, dem berühmten Johann Gotthard v. Müller, der auf der Stuttgarter Kupferstecheranstalt die Kunst mit dem Grabstichel zu arbeiten neu emporbrachte und mit tief verstandener Anwendung der Kunstmittel malerischen Ton und Form zu geben verstand. Der Sohn und die ersten Meister seiner Zeit haben namentlich von dem in Paris lebenden Deutschen Johann Wille gelernt, welcher dieser Kunst neuen Aufschwung gab und gleich bedeutsam durch seine Werke wie durch Unterricht wirkte. Friedrich Müller hat als ein wahrhaft sein Leben aufzehrendes Werk hinterlassen den Stich von Raphael's Madonna di Sisto, der durch reine Klarheit und sanfte Uebergänge vom hellsten Lichte zur Dämmerung von erstaunlicher Wirkung ist. — Rafaello Morghen in Florenz (1761—1833), Volpato's Schüler, ist der erste Italiener, der sich bemüht im Porträt malerische Wirkung hervorzubringen und auch das Beiwerk bis zu täuschender Aehnlichkeit zu vollenden. Er liefert treffliche Stiche meist nach berühmten Meistern; seine Hauptwerke sind nach einer von ihm zur Vollkommenheit geführten Methode das Abendmahl nach Leonardo da Vinci und die Verklärung, diese mit wunderbarem Ton. — Karl Wilhelm Kolbe (1757—1835) besitzt namentlich große Fertigkeit im Radiren, leichte und sichere Behandlung der Nadel, der besondere Anmuth entfließt. In der Landschaft geht er nach Waterloo und Geßner, und die Arbeiten nach des Letzteren Aquarellzeichnungen 1804—6 zählen zum Besten, was die neuere Aetzkunst erzeugt hat. Eichen- und Waldpartien gelingen ihm vorzüglich. Sein Formensinn ist sehr geweckt, seine Naturauffassung hat mehr Geist als unbedingt reale Wahrheit, weil er nie unmittelbar nach der Natur arbeitet. — Der Geschichtsmaler Charles Paul Landon schreibt namentlich über die französischen Galerien und die in Frankreich zu seiner Zeit sich finden-

den reichen Kunſtwerke; ſauber gearbeitete Zeichnungen und Kupferſtiche geben dieſen Schriften Werth.

1805 wendet Freycinet zuerſt den Kupferſtich auch zur Kartenherſtellung an.

Einen Beitrag von bleibendem Werthe zur Kupferſtichkunde giebt das große Werk von Joh. Adam v. Bartſch, einem der erſten Kupferſtecher und Kupferſtichkenner, „Le peintre-graveur", 1802—21; auch ſeine eigenen Arbeiten mit dem Grabſtichel und der Radirnadel weiſen ihm einen hohen Rang an.

Die neuentdeckte Kunſt der Glasmalerei thut ihre erſten Schritte, und Michael Sigismund Frank erlangt zuerſt 1804 Erfolge in ihr. Neben ihm ſind Mohn und Börtel in Dresden und Scheinert in Meißen thätig; Sigismund Mohn ſtellt 1809 in Leipzig ſeine erſten Verſuche aus.

Sculptur. Die Anregung für die Bildhauerkunſt geht von Italien aus; in Frankreich tritt namentlich ein freies Schaffen ein, ſeit Canova's Leiſtungen zur Geltung kommen und die Künſtler größeren Fleiß auf das Studium des menſchlichen Körpers verwenden; in England wird der Sinn für antike Bildnerkunſt vorzüglich durch die Elgin marbles angeregt.

Der größte Bildhauer des Jahrhunderts iſt der Isländer Thorwaldſen (1770—1844), zunächſt in Rom ſeit 1797 von Zoega geleitet und an Carſtens angeſchloſſen, der von großem Einfluß auf ihn iſt, dann daſelbſt naturaliſirt; der beſte Theil ſeiner Bildung iſt aber deutſchem Geiſt entnommen. Er entwickelt von 1803 an ſeine große Thätigkeit, und ſchon ſeine Fruchtbarkeit und Vielſeitigkeit von da an hat etwas Geniales. In Marmor hat er ſelbſt nur wenig ausgeführt und zuletzt bei der ungeheueren Ueberhäufung ſogar die Modelle unter ſeiner Aufſicht von Schülern entwerfen laſſen; doch hat er auch an dieſe Ausarbeitungen immer die letzte Hand gelegt und ihnen damit Seele gegeben. Thorwaldſen modellirt mit höchſter Leichtigkeit; er iſt vorzüglich groß in der Reſtauration antiker Statuen und unvergleichlich im Relief, worin Canova gegen ihn ganz unbedeutend erſcheint. Das glänzendſte Beiſpiel iſt der aus einer blühendreichen Phantaſiefülle entſprungene Alexanderzug, ein Triumph des Künſtlers wie des Helden. Rein poetiſchen Gegenſtänden, ſolchen der alten Mythologie und Geſchichte ſowie der Natur iſt er beſonders zugethan und gewachſen; für chriſtliche Darſtellungen geht ihm etwas Wärme

ab, obgleich er auch ihre Objecte mit Gewalt erfaßt; in den christlichen Idealen hält er streng an der protestantischen Auffassung und läßt sich auch durch das Vorbild selbst der gepriesensten Gemälde nicht bestimmen. In allen Stoffen aber weiß er Stimmung und Seelenzustände der Handlung anzupassen. Sein Hauptgrundzug ist die tief verstandene und selbstständig verarbeitete Rückkehr zur Antike in den künstlerischen Aufgaben wie in der Naturanschauung. Hohen Ernst, würdevolle Einfachheit, ausgesprochenen Charakter weiß er zu einen mit höchster Vollendung in der Ausführung, welche gestaltete Schönheit und Wahrheit in der Bewegung erzeugt. Seine Darstellungen fordern Handlung. Er stellt die Hoheit des monumentalen Styls in ihrer vollen und ruhigen Herrlichkeit dar und schafft daneben vieles Kleinere in sinniger Weise (Basreliefs, Büsten ꝛc.), und hier pflegt er oft das Idyllisch-Gemüthliche, wofür ihm die antike Kunst wenige Vorbilder geben konnte. Uebrigens spielt er alle Tonarten als Meister durch: das Erhabene und Glänzende wie das Einfache und Seelenvolle. Thorwaldsen bedarf Anregungen von der Außenwelt, die ihn poetisch berühren und ihm ein Bild liefern, das ihn zum Schaffen drängt; seine Arbeit entwickelt sich von Außen nach Innen. Darin liegt die Grunddifferenz gegenüber dem ihm befreundeten großen Cornelius, die man richtig und sehr einfach so ausdrückt: Cornelius sucht für seine Gedanken die Form, Thorwaldsen dagegen ergreift die sich bietende Form und legt in diese die innere Bedeutsamkeit hinein. An demselben Zuge liegt es, daß ihm die Darstellung mehr gilt als der Gedanke.

Neben Thorwaldsen leitet Canova (1757—1822) diese Kunst in unser Jahrhundert herüber. Er reinigt sie zwar von ihrer überkommenen Abirrung ins Malerische, geht aber selber mehr der glänzenden Wirkung nach als der inneren Wahrheit. An der reinen Antike gebildet, bleibt er ihr doch nicht treu, denn dafür hat sein ganzes Wesen zu viel Affectirtes, zu viel moderne Sentimentalität und italienisch manierirte Elemente; darin beruht seine Wirkung, aber noch mehr seine Schwäche. Er ist überwiegend dem Leichten, Gefälligen und Reizenden zugethan und entwickelt oft ungemeine Schönheit in den zarten Formen und zierlichen Gestalten, in denen es sich einzig um das Graziöse und Gefällige, das Liebreizende und wohl auch Kokette, nicht um markirten Ausdruck handelt. Sonst verfällt er leicht ins Carikirte oder auch Verführerische und übersetzt das Tragische, das er selten versteht, eher ins

Uebertriebene wie der Materie ſo der Formen; denn für das Heroiſche reicht bei ihm der innere Fond nicht aus. „Moderne Statuen ohne Knochen und Nerven", meinte ein Franzoſe wohl mit Rückſicht auf ihn. So kommt ihm allgemein genaue Beobachtung der Natur zu und eine freiere, edlere und naturgemäßere Darſtellung als die im Geſchmack verirrte des vorigen Jahrhunderts, in deſſen letztem Viertel er ſich zu entſchieden claſſiſcher Behandlungsweiſe emporarbeitete. Zarte und weiche Behandlung und vollendete Schönheit im Einzelnen ſind ihm auch in verfehlten Compoſitionen eigen; ſein natürliches Feld iſt die ſinnliche Schönheit. Doch opfert er oft die Naturwahrheit und Einfachheit einer ſogar widerlichen Affectation und weichlichen Empfindſamkeit, die ſeiner etwas ſentimentalen Natur entſtrömt und mit dem Zuge der Zeit gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts ſtimmt. Erſtaunlich leichte techniſche Behandlung, größte Formſicherheit, originelle Auffaſſungsweiſe und große Lebendigkeit in der Compoſition fehlen nie. Auch Canova hat ungemeine Thätigkeit entwickelt, ſein Talent allen politiſchen Größen geliehen und iſt von allen gelohnt und geprieſen worden. Er iſt eine charakteriſtiſche Zeiterſcheinung; jene innere Feſtigkeit und objective Ruhe, deren die Sculptur in erſter Linie bedarf, wenn ſie Ewiges leiſten will oder ſoll, das heute ſo ſeltene Erbtheil, geht auch ihm trotz Allem ab. In der Malerei, die er auch verſucht, verfällt er ins Weichliche und Schwächliche; ſeine glatten Geſtalten ſcheinen wirklich knochenlos, feſte und ſcharfe Formen ſind vermieden. Auch Canova modellirt in der Regel blos.

Der durch ſeinen Einfluß beſtimmte, durch ſtylgemäße, aber kalte Nachahmung der Antike bezeichnete Boſio gilt den franzöſiſchen Bildhauern als das Haupt der idealen Richtung.

Die deutſche Kunſt iſt nach langem Schlaf erſt wieder zu Ehren gebracht worden durch den Bildhauer und Berliner Director Johann Gottfried Schadow (1764—1850), den ächt deutſchen ‚Paterfamilias' der nach ihm kommenden Berliner Künſtlerſchaar, zu der ſeine eigene Familie ihre reichen Talente beibringt. Bis gegen den Anfang des Jahrhunderts noch in der antikiſirenden Idealiſirungsmethode befangen, handhabt er hernach freier und ſelbſtſtändiger das zeitgemäße Coſtüm, und ſein Verdienſt aus dieſer Periode iſt die Einführung des realiſtiſchen Elementes, das hernach auch Thorwaldſen in wenigen vereinzelten Gebilden aufgenommen hat. Sicheres Geſchick und

regelrechte Tüchtigkeit ersetzen bei ihm die fehlende Originalität und die Feinheit der Empfindung und des Geschmackes. — Schadow ist in späteren Zeiten mit bedeutsamen Arbeiten als Kunstschriftsteller hervorgetreten.

Dannecker (1758—1841), in Rom unter Canova's Leitung gebildet und seine Anregung aufnehmend, nimmt eine Mittelstellung zwischen diesem und Thorwaldsen. Deutschlands erster ausgezeichneter Vertreter in der neuen classischen Richtung, wirkt er namentlich als Porträteur. Sein immer berathender Freund und von mächtigem Einfluß auf ihn ist der geist- und kenntnißreiche Hofrath Rapp in Stuttgart, wo Dannecker seit 1790 lebt. Großer technischer Fleiß ist ihm eigen, die Zahl seiner Werke aber nicht besonders reich. Wie Canova ist auch er glücklicher in der Wiedergabe des Zarten und Weiblichen und hat darum meist weibliche Gestalten gebildet; ein Hauptvorzug ist seine Individualisirung. Heiter, liebenswürdig und gefällig, so daß Canova ihn il beato nannte, prägt der Meister diese Liebenswürdigkeit in den anmuthigen Formen und fließenden Umrissen auch seinen Werken ein. Durch ernstliches Studium der Anatomie gewann er große Fertigkeit in der Behandlung des Nackten, und der naturalistische Sinn offenbart sich in der Wiedergabe des Individuellen. Im Verlaufe hat er mit immer größerer Liebe der Antike nachgerungen. Seine späteren christlichen Darstellungen, durchaus subjectiv gefaßt, streifen ins Malerische und entfernen sich ganz von dem eigentlichen Typus der christlichen Kunst. Das beweist auch eines seiner berühmtesten Werke, der „Christus" von 1824, der zugleich sein zartes und sinniges Naturverständniß und die mangelnde Energie verräth. Am meisten gefeiert ist seine „Ariadne", 1806—16. Diese beiden und die von ihm so sehr geliebte Schillerbüste werden als die Werke bezeichnet, auf denen sein Ruhm beruht.

Canova nahe steht im leichten und anmuthigen Styl der Spanier Don Jose Alvarez; berühmt von 1814 die Gypsstatue des Ganymed, dann Basreliefs, eine Gruppe aus Saragossa's Vertheidigung. Neben dem Studium der Natur und der Antike ist er nach Michel Angelo gebildet. Einfachheit der Ausführung, naturgetreue Wahrheit bei tiefem Gefühl, durchdachte Klarheit werden ihm zugesprochen.

Den Franzosen galt einst Charles Mercier Dupaty (1771—1825) als Wiederhersteller ihrer Bildhauerkunst. Er strebt nach Großartigkeit und Würde, zeigt verständige Anordnung und geschickte Ausführung; aber alle seine Werke entbehren der Anmuth, des wahren

Naturgefühls und der begeiſterten Wärme. — Von Napoleon iſt der in Koloſſalſtatuen arbeitende Toskaner Bartolini bevorzugt, der 1808 die Akademie der Sculptur in Carrara gründet.

Gegen Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts wird die Holzſchneidekunſt wieder zu Ehren gebracht; ſie kommt namentlich durch die Engländer neu auf und gewinnt bald weite Verbreitung. Den Engländern gilt Bewick, der ausgezeichnete Formſchneider, als Wiederherſteller dieſer Kunſt; Abſtufung der Holztafeloberfläche und Vervollkommnung der Inſtrumente bezeichnen ſeine techniſchen Verbeſſerungen. Seine berühmt gewordenen Holzſchnitte illuſtriren das Leben der heimiſchen Vierfüßer und Vögel. Bei den Deutſchen kommt ſie durch Unger und Gubitz wieder in Uebung und ſteigt zu neuem, ungeahntem Leben auf. Die Deutſchen namentlich, deren Weſen der Holzſchnitt ganz beſonders zuſagt, legten in ihn das Gemüthvolle und Sinnige, d. h. eben ſeine ſpecifiſche Natur, während die Franzoſen in ihm wie im Kupferſtich tadelloſe Technik entfalteten.

Die **Architektur** liegt zu Anfang des Jahrhunderts noch faſt überall im Argen, indem ſich die Baumeiſter in gedankenloſen Nachahmungen abarbeiten; nach dem Vorgange der letzten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts haben ſie faſt allen Sinn für Reinheit der Formen verloren und dazu noch den für große und freie Anlagen. Inſoweit ſtehen die koloſſal-römiſchen Bauten Frankreichs immer noch über dem Ordinären der Zeit; ſo der arc de l'étoile, aufgeführt von dem namentlich in Reſtaurationsarbeiten bekannten Baumeiſter Fontaine; der arc de triomphe auf dem Carouſſelplatz, nach dem Muſter des Triumphbogens des Septimius Severus 1806 von den Architekten Perrier und Fontaine erbaut; die unter Denon's Leitung 1805 errichtete Vendomeſäule; die Mailänder Prachtbauten, vor allen der arco della pace, 1806 begonnen von dem nach Palladio gebildeten Architekten Cagnola und 1833 bei des Meiſters Tode noch unvollendet; in Paris weſentlich noch der prachtvolle griechiſche Bau der Madeleine, 1806 auf neuen Grundlagen begonnen. — Von Deutſchen iſt zu nennen der Architekt Weinbrenner, zugleich ein klarer und lichtvoller architektoniſcher Schriftſteller, der viele tüchtige Baumeiſter herangezogen hat. Er widmet ſich dem Studium der alten Kunſt, vornehmlich der Theorie des Theaterbaues nach den Alten, und liefert große Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern.

Neunter Abschnitt.

Theater und Musik.

Die darstellende Kunst behauptet sich auf einer Höhe, von der sie bald herunterſinken ſollte. Die Oper beginnt ihre Herrſchaft geltend zu machen, nicht zum Heile.

Sieht man ab von den flachen Tagesproducten, wie ſie in allen Zeiten und namentlich in denen einer ſinkenden Kunſt der Darſtellung weiten Raum auf der Bühne einnehmen, ſo theilt ſich das deutſche Theater in ſeinen Hauptaufführungen zwiſchen Stücken der ablaufenden claſſiſchen und der eben aufſteigenden romantiſchen Schule. Neben Iffland, dem Hauptvertreter des bürgerlichen Schauſpiels, beherrſchen die Bühne immer noch Stücke von Kotzebue, daneben ſolche von Schröder und Zſchokke. Auch das alte Ritterſchauſpiel tritt noch auf. Oper und Ballet gewinnen auf der deutſchen Bühne mehr und mehr Boden; für jene ſind Hiller, Dittersdorf, Salieri, Méhul, Cherubini und Spontini in Deutſchland am beſtimmendſten. Das bürgerliche Drama bearbeiten für die Bühne außer Iffland noch Holbein, Vogel, Schmidt, Ludwig Robert; das Luſtſpiel neben Müllner noch Conteſſa, Schall, v. Steigenteſch, Julius v. Voß. Im Trauerſpiel macht ſich Klingemann geltend. In Bearbeitungen und Ueberſetzungen ſind Caſtelli und Theodor Hell die bekannteſten Namen.

Die wahrhaft bedeutenden Vorſtellungen verglichen, ergiebt ſich, daß Weimar unter Goethe die größten Schritte thut und ſein Re-

pertoire mit etwa fünfzig anerkannt claſſiſchen Stücken ausſtattet; 1802—6 ſind hierin die Jahre des reichſten Vorgehens, mit 1810 erſchlafft der Gang. Schillerſche Stücke ſtehen in erſter Linie; es folgen ſolche von Goethe, antike nach verſchiedenen Bearbeitern, ſolche der Romantiker, insbeſondere der Brüder Schlegel, Ueberſetzungen von ihnen, namentlich Shakeſpeares und Calderons, auch claſſiſche der Franzoſen und Italiener. — Die Berliner Bühne eifert auf demſelben Wege nach mit nahezu vierzig Stücken gleicher Wahl und macht hierin 1801—3 die größten Anſtrengungen. Von Leſſing erſcheint auf beiden Bühnen nur der „Nathan". — Die übrigen ſtehen nach, das Wiener Burgtheater allein nimmt Schiller-Goetheſche Stücke auf. Von Intereſſe iſt, daß das Theater an der Wien unter Graf Palffy das einzige iſt, welches nach mehr als dreißigjähriger Unterbrechung 1814 unter ungeheurer Senſation die „Räuber" wiederaufnimmt. Auch geiſtliche Schauſpiele figuriren in dem bunt gewürfelten Repertoire der verſchiedenen Bühnen neben den burlesken. Stücke von Picard machen nicht blos in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland, wo eine Reihe ſeiner zahlreichen kleinen Luſtſpiele durch mehrere Ueberſetzungen eingeführt wird, eine durch friſche Luſtigkeit und die natürliche Darſtellung des gemeinen Lebens beliebte Nahrung des Theaterpublicums aus. — 1801 wird das von Schikaneder errichtete Theater an der Wien eröffnet und zeichnet ſich aus durch großen Aufwand der Decorationen und Maſchinerie.

Iffflands († 1814) Direction in Berlin und Goethes Intendantur in Weimar bis 1817 ſind ſo die eigentlich claſſiſchen Leitungen. Darüber iſt Band 3 von Eduard Devrients „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt" zu befragen. Von der Uebernahme des Weimarer Hoftheaters durch Goethe 1791 datirt das Entſtehen der idealen Schule. Auch er ſtützt ſeine Bühne zunächſt auf die Oper. Hier tritt zuerſt ein ſyſtematiſches Studium des jambiſchen Rhythmus auf. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Weimarer Bühne den Sinn für reine und ſchöne Sprache geweckt, dem geſprochenen Vers die abgemeſſene rhythmiſche Schwingung, der ganzen Darſtellung nach antikem Muſter Harmonie und Würde gegeben. Goethe ſucht Harmonie in den Leiſtungen, treibt die Kunſt um der Kunſt und der Künſtler willen, bezeichnet die höchſte Entwicklung in der künſtleriſchen Dreſſur, ſtellt ein Repertoire von trefflichen Dichtungen her, in deren Wahl hier mehr die literariſche Geltung, in Berlin mehr die theatraliſche

Ausführbarkeit entscheidet. Goethe strebt im Verein mit Schiller nach vollendetem formellem Styl, fordert ein neues Maß von Adel und Schönheit, für welches die Antike als Formmuster hingestellt wird, erstrebt einen rhetorisch wie mimisch edlen Vortrag, vollkommenes Ebenmaß und Würde der Erscheinung, Reinheit der Kunstdarstellung, vindicirt und erobert der dramatischen Kunst das Gebiet einer überwiegenden Geistigkeit. „Bewußte Herrschaft über den künstlerischen Stoff und sicheres Maß in der Behandlungsweise" bezeichnen das eingehaltene System. Ueberlegte Vortragsmanier wird gesucht, das dramatische Moment der Unmittelbarkeit geschwächt, die charakteristische Natur zurückgedrängt. Im ganzen Spiel überwiegt das Declamatorische. Höheres poetisches Leben und rhythmische Harmonie in der Darstellung wird erreicht, der Styl rein, aber immer etwas fremdartig und zwar so, daß der Einfluß des théâtre français sich geltend macht. Aber überall herrscht antik-formaler Styl vor, und Declamationstragödie und Posse sind die einzigen Formen, in die alle Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen eingezwängt wird. Die Natürlichkeit des Talentes tritt vor der Künstlichkeit der Anerziehung zurück, und die Schauspielkunst bleibt nach Pflege und Leistungen blos die Dienerin der Dichtkunst.

In wesentlich verschiedenem Ton entwickelt sich die Berliner Bühne unter Ifflands Leitung (1796—1814), neben der Weimarer wie gesagt die bestimmendste Deutschlands, bevorzugt durch eine Reihe von Talenten, außer dem Director Frau Unzelmann, die Händel-Schütz, die Schick, im Anfange noch Fleck, dessen letzte großartige Darstellung 1801 der Wallenstein ist. Iffland verwendet große Sorgfalt auf das Ensemble, bringt die möglichste Uebereinstimmung der künstlerischen Zucht zuwege, hält die ersten Talente aller Gattungen für die Totalwirkung zusammen. Hier gilt noch die Wahrheit und edle Natürlichkeit des Vortrags; überzeugend lebendige Menschen geben ist das Ziel. Gemäß der theatralischen und schriftstellerischen Eigenthümlichkeit Ifflands wird hier das bürgerliche Schau- und Lustspiel am elegantesten und gehaltensten ausgeführt, und Devrient heißt die von Kotzebue übersetzte Oper „Fanchon" mit der graziösen Musik von Himmel eine den Ton dieses Theaters vollendet bezeichnende Vorstellung. Iffland ist als Schauspieler an Eckhof gebildet; er beschäftigt durch Berechnung und Plan und Geschicklichkeit mehr den Verstand, als daß er hinrisse, weckt mehr Bewunderung als Sympathie und wird selber nur in komischen

Originalen durchs Naturell fortgeriſſen. Eleganz und Würde, Grazie und Vornehmheit, ſaubere Porträtirung und feiner Schliff, tiefes Studium der Kunſt und veredelte Darſtellungsweiſe in überlegter Wahrheit ſind ihm ganz beſonders eigen. Er legt überall mehr Kunſt als Empfindung aus, opfert die Wahrheit der Charakteriſtik leicht dem Verlangen, zu gefallen, und ſucht die Mängel der tragiſchen Darſtellungskraft, die ſeinem Naturell nicht gegeben iſt, durch künſtliche Behelfe und Ueberraſchungen zu verdecken. Daher die Stimmdehnungen im Predigerton, die belebte aber überladene Geſticulation, die weiche und breite Gefühlsſchwelgerei, die moſaikartige Ausſchmückung des Spiels. Er fördert das Effectſpiel und wird allerdings als Darſteller mit Recht wegen Begünſtigung des Virtuoſenthums angegriffen, wie als Dichter ſeines bürgerlichen Schauſpiels willen. Hochkomiſche und bürgerliche Charakterrollen ſowie ernſte Familiencharaktere ſind ſein Hauptfach. Er wird unerreicht genannt „in wahrhafter Conſequenz und ſtrengem inneren Zuſammenhang; jeder einzelne Theil der Darſtellung iſt durch das klarſte Bewußtſein und die unbeſchränkteſte Beherrſchung des Stoffes getragen und jede ſeiner Darſtellungen ein ſtreng in ſich zuſammenhängendes, nie unterbrochenes Ganzes“. Iffands Luſt- und Schauſpiele ſind mit vollkommener Bühnenkenntniß entworfen, ganz aus dem Leben gegriffen und als Sittengemälde mit zutreffender Charakterzeichnung nach demſelben durchgeführt. Er hat für das Theater eine Zahl von Ueberſetzungen gefertigt. Aber als Dichter wie als Schauſpieler mangelt ihm Schwung der Phantaſie, er iſt weder für das Schaffen noch für das Darſtellen von Werken höheren poetiſchen Gehaltes angethan. Oberflächliche Empfindſamkeit und behagliches Bewegen in den Kreiſen des Alltäglichen ohne allen höheren Blick oder ideales Streben bildet die Grundlage faſt aller ſeiner Stücke, und auch die Ironie iſt nicht frei und kräftig. Sein Weſen ſpricht ſich am beſten in idylliſchen Darſtellungen aus. Iffands Stücke ſind bis zum Langweiligen gedehnt, die Handlung ſchleppend und hinter einem langen und breiten ächt bourgeoiſie-mäßigen Moraliſiren verdeckt. Die Familienporträts ſind Nichts weiter als Copien.

Wien wird durch die treffliche Leitung von Schreivogel den Kunſtbeſtrebungen des übrigen Deutſchlands entgegengeführt; das bürgerliche Schauſpiel und das höhere Converſationsſtück, deſſen feinere Behandlung hier angeſtrebt wird, ſind da am rechten Platze, daneben,

wie gewohnt, die Posse beliebt, namentlich die Localposse. Da führt man auch die Absonderung der Gattungen auf besonderen Bühnen zuerst durch. Liebich führt durch seine gemüthliche Principalschaft in altpatriarchalischem Sinn die Prager Bühne mittelst des Zusammenspiels ihrer Kräfte zur Meisterschaft heran. Hier steht Sophie Schröder, in Hamburg entwickelt, 1813—15 auf dem Höhepunkt ihrer Vollendung. Von ebenso kräftigem als wohlklingenden Sprachorgan, einem Geberdenspiel mächtigen Eindrucks und effectvollem Ausdrucke des Auges begünstigt, ist sie bei aller gemessenen Form, Würde und Eindruck doch durch die ganze Frische und Lebendigkeit einer innigen und reichen Natur bald hinreißend, bald erschütternd, ja im Zorn und der Verachtung erschreckend. Sie strebt demselben Ziele zu wie die Weimarer Bühne, ist unübertrefflich in poetisch-rhetorischen Rollen, die ideale Form ihr Natur. Die Sicherheit in der Verwendung der theatralischen Mittel bewahrt sie nicht immer vor Uebertreibung. Ihr und Eßlair ist gelungen, die sinnlich lebenvolle und natürliche Kraft der Darstellung mit der idealen Kunstvollendung zu einen. Ferdinand Eßlair ist um das Ende der Periode zum Gipfel seiner Meisterschaft emporgestiegen. Ludwig Devrient entfaltet seine volle Genialität seit 1809, äußert aber erst mit seinem Uebergang nach Berlin 1815 seinen entscheidenden Einfluß auf die Kunstentwicklung. Siegfried Gotthelf Koch (eigentlich Eckardt, 1754—1830) begründet in Wien vornehmlich die Einführung des feineren Conversationstones, der das Wiener Hoftheater auszeichnet; sein Spiel ist durch Wahrheit und von der Kunst veredelte Natur hervorragend.

Außer Iffland ist Berlin vor Allem durch zwei der größten weiblichen Talente begünstigt: die Bethmann (Frau Unzelmann) und die Händel-Schütz. Jene ist eines der seltenen zur allseitigen Entwicklung gediehenen Talente, besonders seit Iffland sie bestimmte, unter dessen Direction ihre classische Periode fällt. „Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, tiefes und zartes Gefühl, scharfer Verstand vereinigten sich in ihr mit einem mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen, doch nicht schönen Gesichtsbildung und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen.“ Im Trauer- wie im Lustspiel ausgezeichnet, feiert sie besonders in naiven

Rollen Triumphe; zuerst hat sie sich in der Oper versucht und dieselbe nie aufgegeben. Sie versteht glänzend die Kunst des nicht blos passenden, sondern idealen und charakteristischen Kleidens und ist eine immer anziehende Erscheinung. Die Declamation ist musterhaft, weder jemals nachlässig noch gekünstelt, das Spiel ebenso unverkünstelt und seelenvoll und enthält den feinsten Takt in Auffassung alles dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört.

Das Auftreten von Henriette Händel-Schütz 1796—1806 in Berlin, von da bis 1820 in Gastrollen, namentlich 1809—17 auf Reisen in Deutschland und Rußland, bezeichnet den Höhepunkt in der Attitüde, welche hernach nur sank und eigentlich aufgegeben wurde, da die lebenden Bilder der letzten Jahrzehnte nicht dasselbe sind. Die Händel-Schütz, deren Kunstvorbild die berüchtigte Buhlerin Lady Hamilton war, welche bereits die Kunst der Attitüde und mimischen Darstellung wie andere mehr zur Vollendung brachte, ist eine in ihrer Art großartige Erscheinung, eine ausgebildetste Künstlernatur. Großes Talent der Beobachtung und Nachahmung, sichere Kenntniß und leichte Handhabung der Kunstmittel, überraschender Reichthum an Charakteren und Gestalten, vollendete Drapirung nach geschichtlichem Costüm und künstlerischen Mustern wie nach eigner fein gebildeter Erfindung zeichnen sie aus; sie giebt Attitüden im antiken wie im neueren Kunststyl, nicht blos Nachahmungen, sondern ideale Gestaltungen.

In Weimar gewinnt Karoline Jagemann als tragische Schauspielerin und mehr noch als Sängerin die größte Auszeichnung.

Von weniger Belang sind die übrigen deutschen Bühnen. München schließt sich an Wien und baut auch 1811 nach seinem Vorbild ein Volkstheater am Isarthor. 1809 wird in Darmstadt, 1810 in Carlsruhe, 1816 in Dresden ein Hoftheater und in diesem Jahr in Leipzig ein Stadttheater eingerichtet. Der Graf Jul. v. Soden errichtet 1804 das erste stehende in Würzburg, nachher das in Bamberg. Deutschland hat etwa achtzig stehende Theater. Die Schauspielhäuser bewahren noch die angemessene Größe, welche mäßige und feinschattirte Darstellungsweise zuläßt. Allgemein verführt der rhetorische Reichthum in Schillers Dramen zu declamatorischem Pathos.

Frei entwickelt sich das deutsche Theater, bis um 1807 der schmachvolle französische Druck den Fortschritt wenigstens im nationalen Sinne niederhält. Damit mag von da an auch der Rückschritt in der staat-

lichen Anerkennung zusammenhängen, wie er sich in preußischen Verordnungen zeigt. Während eine Bestimmung vom Ende des Jahres 1803 für Herstellung eines wahrhaft national geachteten Kunstlebens den wesentlichen Schritt thut, das Theater gleich den wissenschaftlichen Anstalten dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes und Cultus unterzuordnen, während W. v. Humboldt die Sorge des Staates auch auf die Musik ausgedehnt wissen will, geht nach Bestimmungen des Jahres 1810 der ganze Fortschritt wieder verloren, und die Ideen werden keineswegs realisirt.

In England sind die ganze Zeit über nur Drury Lane und Covent Garden die für das classische Drama berechtigten Bühnen, was schon in der Session von 1810—11 einer heftigen Parlamentsdebatte ruft; patentirt sind überhaupt bis 1811 nur elf Theater. Jene beiden berühmten Kunsttempel sind nachher bald gesunken; Covent Garden hat in der Saison 1810—11 seine letzte ruhmreiche Zeit für das classische Drama und führt die Shakespeareschen Stücke mit einem Ensemble von seltenster Großartigkeit aus, dem eine ganze Reihe von Künstlergrößen ihren Glanz und ihre Kraft leihen. Abgesehen von Einzelnen sind es in erster Linie die beiden wahrhaft großartigen Schauspielerfamilien der Kemble und Kean, welche den Shakespearecult in Leistungen, die des unerreichten Heroen würdig sind, getragen haben. Von jener gehört noch unserer Zeit an die durch bezaubernde Schönheit begünstigte Mrs. Betty Alice Siddons, die auf der Bühne den Ruf der größten tragischen Schauspielerin Englands zurückgelassen hat, und in seiner Blüthe steht John Philipp, der ältere von den beiden Brüdern, in heroischen Rollen unerreicht, während Charles, der jüngere, sich erst entwickelt. Die Siddons, 1812 von der Bühne abgehend, classisch gebildet, zum Vergnügen mit Geschick Bildhauerei treibend, war stets von den beiden Hauptbühnen Londons gesucht und mit Recht hoch gefeiert; von der Natur in seltenem Maße begünstigt, edler Haltung, das volltönendste und wohlklingendste Organ entfaltend, mit vollendetem Ausdrucke des Auges und der Physiognomie und vollkommener Grazie der Bewegung begabt, bezauberte sie als eine einzige Erscheinung.

Das Gewichtigste für Frankreich ist der Ursprung des théâtre italien in Paris, datirend von 1808, indem sich eine italienische Sängergesellschaft im Odeontheater festsetzte; es hat durch seine Lei-

ſtungen während einiger Jahrzehnte mit Recht claſſiſche Berühmtheit bewahrt. — Zwei Sterne erſter Größe ſind in Paris herrſchend, Talma und die Mars.

Talma (1763—1826), ohne alle Frage der größte tragiſche Schauſpieler Frankreichs, hochgebildet durch den Umgang mit den berühmteſten Gelehrten und Künſtlern, ſowie durch das Studium der Antike und Geſchichte, die er im Dienſte ſeiner in idealer Höhe gehaltenen Kunſt verwendet, mächtig beſtimmt durch das großartige geſchichtliche Drama, das die Zeit vor ihm abrollt und in welches ſie ihn mitverflicht, begünſtigt durch ein biegſames Organ, feurige Beredſamkeit und äußerſt bildſame Geſichtszüge, die ſich den edel antiken Formen nähern, iſt der ächt kaiſerliche Künſtler mit antiken Anklängen, wie der Imperialismus ſie liebte. Klarer Geiſt neben tiefer Empfindung, reiche Phantaſie und große Reizbarkeit, die in eine Neigung zur Melancholie überſtreift, hohe Würde und tiefe Einſicht in die Natur der Schauſpielkunſt bilden die Fundamente ſeiner eigenthümlichen Größe, welche in der ſtaunenswerthen Leichtigkeit liegt, womit er ſich die Charaktere, Affecte und Leidenſchaften der tragiſchen Perſonen in allen Graden und Schattirungen ſo durchgefühlt und durchſtudirt aneignet, daß die vollkommene aber getragene Natur da iſt. Frühe Kenntniß des engliſchen Theaters giebt ihm einzelne glückliche Uebergänge von der franzöſiſchen zur engliſchen Darſtellungsweiſe; die Natürlichkeit des Spieles und die durch ihn eingeführte Treue des geſchichtlichen Coſtüms begründen eine neue Epoche in der geſammten franzöſiſchen Kunſtrichtung. — Seine Gattin, ebenfalls große Schauſpielerin, iſt 1810 von der Bühne zurückgetreten. — Eine der berühmteſten Schauſpielerinnen der Zeit iſt Thérèſe Etiennette Bourgoin.

Talma's Coſtümreform in Paris, zuerſt auf treue Herſtellung der geſchichtlich nationalen Trachten in Schnitt und Stoffen ausgehend, macht ſich auch in Deutſchland geltend, und Iffland bereitet durch Zeichnungen mehr Treue vor. So kommt es, daß ſich allgemein ſeit dem Anfange des Jahrhunderts, den Studien der antiken Kunſt entſprechend, im theatraliſchen Coſtümiren das Princip des Charakteriſtiſchen und der Uebereinſtimmung mit dem Subjecte durchſetzt. Die Kenntniß der Antike berichtigt die Anwendung des griechiſchen und römiſchen Coſtüms, armſeliger und einſeitiger bleibt das mittelalterliche.

Die Mars (1779—1847) wird ähnlich wie die Siddons für England als die erste Schauspielerin Frankreichs erklärt. Sie entwickelt frühe großes Talent für feine komische Darstellungen und für Heldenrollen, ist von ungemeiner Vielseitigkeit, hat sich lange in der vollen künstlerischen Kraft erhalten und wird in ihrer Glanzperiode von Napoleon hoch begünstigt. Ihr Spiel ist in allen Rollen vollendet, in den Molièreschen Stücken unnachahmbar. Vollständigste Sicherheit des Auftretens, stetes Beharren innerhalb der natürlichen und künstlerischen Grenzen, immer dienstbare Nüancirung der Stimme, mustergebender Geschmack im Anzuge stehen ihr zu Gebote. — Mademoiselle Georges, durch majestätische Schönheit und heroisches Spiel ausgezeichnet, hat in ihrer ersten Glanzperiode die Rollen der Königinnen in der alten classischen Tragödie und später die Heldinnen des romantischen Schauerdramas mit großem Glanz und Beifall wiedergegeben.

Der Sinn für deutsche **Musik**, in Italien nie stark, verliert sich nach und nach ganz; goutirten sie doch schon den 1811 zum ersten Mal in Rom aufgeführten „Don Juan" von Mozart nicht recht! Ebenso unzweifelhaft geht von diesem Lande des unsterblichen Gesanges der Verfall der Gesangskunst selber aus, und nur Weniges aus der alten classischen Bildung rettet sich in unsere ersten Jahrzehnte herüber. Der Deutsche Simon Mayr (1763—1845), der in Italien gebildete und da lebende Musiker, vermischt gewandt deutschen und italienischen Styl, indem er deutsche Harmonie in italienische Musik hineinlegt.

Mehr thut Deutschland für den Gesang. Singakademien und Gesangvereine treten auf, wozu Berlin und Wien den Anstoß geben, so 1802 und 1811 in Leipzig, 1806 in Dresden. In der Schweiz giebt zuerst Pestalozzi das Motiv zu Gesangvereinen. Die Musikfeste kommen auf. 1809 gründet Zelter die erste deutsche Liedertafel in Berlin und componirt für sie die originellsten humoristischen Lieder. Das Naive, volksmäßig Kräftige und Humoristische gelingt ihm glücklich. Der gründlich gebildete Mann ist Freund Goethes, mit dem er einen für Beide charakteristischen Briefwechsel führt. Conservatorien entstehen 1809 in Mailand, 1810 in Prag. Zu den ersten Größen auf dem Felde des Gesanges zählen Elisabeth Billington und Garat. Jene, als die erste Sängerin Englands

erklärt, hat 1801—9 ihren Höhepunkt. Durch bezaubernde Schönheit und Anmuth unterſtützt, weſentlich von Sacchini gebildet und in alle Feinheiten der italieniſchen Geſangskunſt eingeführt, von ſeltenem Darſtellungstalent, mit der umfangreichſten und klangvollſten Sopranſtimme begabt, feiert ſie unerhörte Triumphe. Die Höhezeit ihrer Blüthe fällt ins erſte Jahrzehnt. Jean Pierre Garat glänzt in Petersburg und Paris; ſeine Stimme iſt vom außerordentlichſten Klang und Umfang und von ebenſo ſeltener Fertigkeit. — In der Inſtrumentenbehandlung ſind bedeutend: Duſſek als Clavier-Spieler und -Componiſt; ſicheres und großes Spiel, in der Compoſition originelle Erfindung und ſprühendes Gefühl ſind ihm eigen. Als Violinſpieler ragt hervor Rudolph Kreutzer in Napoleons Kapelle und bei der Großen Oper, auch Componiſt. Zu hohem Ruf als Sängerinnen ſind die Schweſtern Seſſi gekommen, namentlich die drei älteren.

Was ſich am ſtärkſten geltend macht, iſt ſchon jetzt die Oper; die franzöſiſche und italieniſche Richtung dominiren. Wir halten den Culturhiſtoriker unſeres Jahrhunderts berechtigt abzuſehen von Cherubini, dem hohen deutſch-italieniſchen Meiſter der Töne, ſonſt müßte er ihn des Genaueren würdigen. Aber gerade mit dem Beginne des Jahrhunderts, mit ſeiner populärſten Schöpfung, der Oper „Les deux journées“ („Waſſerträger“, 1800), hat er den Höhepunkt ſeines Wirkens erſtiegen und ſich in den glänzendſten Productionen ſeiner ein Jahrzehnt zuvor originell und mit gewaltiger Wirkung angeſchlagenen Stylweiſe ausgelebt. Was von Bedeutung folgt, iſt mit einer einzigen Ausnahme Kirchenmuſik, in welcher er allerdings wiederum die volle Höhe ſeiner Natur zum Ausdrucke bringt. Der Bedeutendſte nach ihm, freilich ſchon in beträchtlicher Diſtanz, iſt Boieldieu (1775—1834), der ſeine größere Laufbahn 1801 mit dem in Paris äußerſt glänzend aufgenommenen „Calife de Bagdad“ beginnt, hernach in Petersburg und nachmals wieder in Paris eine Reihe von größeren und kleineren Opern componirt (1811 „Jean de Paris“, 1813 „le nouveau seigneur du village“); überhaupt fällt ſeine große Thätigkeit ganz in dieſe Zeit. Von Späterem ſind noch ebenſo beliebt als vorzüglich „Le chaperon rouge“ 1818 und 1825 „Dame blanche“, ſein heute noch gern geſehenes Meiſterwerk. — Ganz beſonders beliebt iſt der Malteſer Nicolo Iſouard, weſentlich durch die drei Opern „Il barbiere di Seviglia“ 1810, „Cendrillon“ (Aſchenbrödel), „Joconde“.

Er hat leichte und liebliche Melodien, eine blühende Einbildungskraft und weiß den französischen Geschmack mit dem italienischen, da er in beiden gebildet ist, glücklich zu verbinden. — Etienne Henri Méhul (1763—1817), von Gluck in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst eingeführt, zeigt großes Streben nach Wahrheit und Charakteristik. Seine berühmteste Oper, von 1807, ist „Joseph in Aegypten". Ausgezeichnet und von großer Wirkung sind seine revolutionär angehauchten Volksgesänge, so vor allen die chants du départ, de victoire et de retour. Man hat von ihm auch Symphonien und Ouvertüren. — Fernando Paër, der französische Theatercomponist, ist seinem Wesen nach gewissermaßen der Vorläufer Rossini's; dem Nationalcharakter gemäß hat er leicht sangbare Melodien, aber keinen inneren Zusammenhang oder tiefere Begründung; seine Instrumentation geht auf den Effect. — Berton, in dieser Zeit am Conservatorium, dann Director der italienischen Oper (damals opera buffa), hernach Chordirector der Großen Oper, hat in seinen Compositionen anmuthige und reizend naive Melodie; mehrere seiner Opern sind mit anderen berühmten Tonkünstlern zusammen componirt.

Clementi (1752—1832) bringt in seinen Compositionen, namentlich den Sonaten, deren Form für das Pianoforte er früh mitbestimmt, eine große Zahl neuer Passagen und Figuren; 1818 erscheint sein großes Etüdenwerk. Als ausübender Künstler begründet er das neuere ‚virtuose' Clavierspiel, dessen Technik er ungemein fördert durch Systematisirung des Fingersatzes; seine Executirung ist höchst glänzend.

Unter den Deutschen sind von erster Auszeichnung Peter von Winter (1754—1825) und Joseph Weigl (1766—1846).

Winter hat Oratorien, geistliche und weltliche Cantaten, Messen und Vespern, ein Miserere, ein Requiem, mehrere Messen und Graduale und elf Opern verfaßt. Er ist ein trefflicher Singlehrer mit tiefer Gesangkenntniß, vorzüglicher Methode und großem Talente für den Gesang zu schreiben. Am beliebtesten ist seine Oper „Das unterbrochene Opferfest" von 1796, und man hat sie in seinen späteren Compositionen immer wieder heraushören wollen. In Winter findet sich glückliche Verschmelzung der deutschen Gesangsweise mit der italienischen Schule; seit 1813 neigt er sich dem auch in Deutschland eindringenden Geschmacke Rossinis zu. Er macht nicht gerade Epoche, ist aber sehr ausgezeichnet in der Behandlung des Gesanges, welchen

er der Stimme vollkommen angemeſſen und ihre Bildung fördernd zu formen weiß. Fließend einſchmeichelnde Melodien und ebenſo fließende Begleitung, aber in beiden eine gewiſſe Eintönigkeit, der zufolge beſtimmte Cadenzen und Lieblingsfiguren ſich allzu oft wiederholen; in einigen neueren Stücken zu ſtarke Inſtrumentirung, welche den Mangel an großen Motiven verbergen ſoll; ein mehr für das Anmuthige und Prächtige als für das Erhabene geeignetes Talent kommen ihm zu. — Weigls bekannteſte Schöpfung iſt „Die Schweizerfamilie", 1809. Er iſt namentlich für das Heitere und Einſchmeichelnde angethan, ſeine Manier eine doppelte: die früheren Opern zeigen viel friſchen und natürlichen Reiz ſowie fröhlichen Glanz der Melodien, der ihm in Italien Erfolg brachte, die ſpäteren, ungefähr ſeit 1808, anziehende Sentimentalität, die ihn einige Zeit in Deutſchland beliebt erhielt. In der Compoſition iſt Weigl Schüler Salieri's. — Als Liedercomponiſt (zu Tiedge's „Urania" und Mahlmanns „Vater Unſer") und vorzüglicher Clavierſpieler iſt Himmel zu nennen, auch er dem Sinnig-Anmuthigen zugethan; von ſeinen Opern iſt „Fanchon" zum größten Ruf gekommen. — Der vielfach in die Zeitgeſchichte und die Berliner Bildung verwickelte geiſtvolle Reichardt († 1814) macht in dem Liederſpiel „Liebe und Treue", das unter Anderem die ſchönen und der Natürlichkeit und ſinnigen Tiefe des Textes glücklich angemeſſenen Compoſitionen zu Goetheſchen Liedern enthält, den erſten Verſuch, ein eignes Genre des franzöſiſchen Vaudeville auf die deutſche Bühne zu bringen.

Die Bewunderung wendet ſich zuerſt jenem Tonſchöpfer zu, der uns in befremdender Hoheit entgegentritt.

Ludwig van Beethoven,

der größte Meiſter des Jahrhunderts, iſt einer der ſeltenſten Geiſter von tiefſter, unergründlicher Innerlichkeit, die durch ein unmeßbares Verhältniß in ihren Geiſteskräften und Seelenbewegungen das Verſtändniß erſchweren, bei den Maſſen ſtaunende Bewunderung, bei wenigen ausgezeichneteren Naturen ſofort glühende Liebe wecken. Nach Naturanlage, Erziehung und Schickſal tief, verſchloſſen, einſam ſtehend, feſt in ſich gegründet, nach Außen ſchroff, nach Innen heftig bewegt und in ſchweren Kämpfen nach den höchſten Idealen hin entwickelt, iſt er nie zur Harmonie Mozarts gekommen, ſondern hat die ſchneidendſten

Dissonanzen mit Gewalt in sich zusammengezwängt. Sein ureignes, in einem großen Seelenleben begründetes Künstlergenie hat in immer neuen Schöpfungen ebenso erstaunlichen Reichthum an Erfindung bekundet als eine gesetzmäßig und allseitig vorschreitende Entwicklung genommen. — Beethoven verband die (glänzend erweiterte) Polyphonie und freie Stimmführung Bachs mit dem Melodienfluß Mozarts und bildete in sich die verschiedenen musikalischen Formen durch, indem er von den einfacheren bis zu den reichsten der sicher verwendeten Instrumentalmusik überging, diese ungemein erweiterte und ebenso sehr vertiefte, die Form immer freier aber auch gemäß der vollen Wahrheit ihrer inneren Gesetze gestaltete und beherrschte, so daß er, den charakteristischen Klangausdruck wunderbar fein herausfühlend und sicher verwendend, zugleich jedes Instrument nach seiner Stellung und Bedeutung im Ausdruck individuell benutzte und ausbildete und doch die ganze reiche Welt seiner Tongebilde gleichsam als eingeborne Organismen aus sich heraus treiben ließ und so in seinen großen Compositionen das Mannigfachste und Widersprechendste zur unauflöslichen Einheit gestaltete. Es giebt wenige Seelen, die sich so sehr wie Beethoven nach einem innerlich strömenden Leben entwickelt und ihre Producte mit so energischer Naturgewalt ausgeworfen haben. Darum bewegt er auch, wie eine solche, fast unwiderstehlich; seine gewaltige Leidenschaft erschüttert uns, sein Humor fibrirt in uns, er reißt uns kämpfend mit in den Sturm, die in den strömenden Melodien und Rhythmen scharf ausgeprägte seltene Individualität beherrscht unser Fühlen und Denken. — Schon vor der Mitte des ersten Jahrzehnts geht Beethoven ausgesprochener Weise seine eigne Bahn in einer Freiheit, die es im Verlauf immer schwerer machte, diesen eigenthümlichen Geistesflügen zu folgen, welche sich graduell tiefer, verschlossener und vereinsamter gestalteten, bis sich diese Natur, zum schweren Kampf geboren und mit einer Energie ohne Gleichen das Ringen unseres Geschlechtes nach individueller Freiheit in sich auswirkend, in so große technische Schwierigkeiten und künstlerische Verwicklungen und zugleich in so erschreckende Tiefen eines ebenso hohen und idealen als sturmschweren Geisteslebens verlor, daß ihm das leichte und genußsüchtige Geschlecht der Restauration nicht mehr folgen mochte, daß aber auch die classische Kunsthöhe sich mehr und mehr an titanenhafte Unruhe, gewaltige Ansätze und gebrochene Akkorde verlor. Die Wendung wird bezeichnet durch die

berühmte neunte Symphonie, das tiefſinnige Seelenräthſel; überhaupt ſtehen die Symphonien als Markſteine in ſeiner Entwicklung da. So iſt Beethoven eine immer große, aber auch immer zwieſpaltige Seele, in welcher ein lichter und ein finſterer Geiſt den gewaltigen Kampf kämpfen, bis dieſer mehr und mehr das kranke Gemüth faßt. Jener ſtrömt im Jubel wie im Weinen und der Klage die unnachahmlich tiefen Melodien aus, die ſelber den Schmerz in himmliſches Entzücken auflöſen; dieſer verſenkt ſich trüb und verdüſtert, einſam und menſchenfeindlich in die ſchroffſten Diſſonanzen des Lebens und läßt den namenloſen Schmerz eines ungeſchlichteten Zeit- und Seelenkampfes in furchtbar ſchweren Akkorden ſich durcharbeiten.

Der „Fidelio", die claſſiſche Oper von ebenſo viel männlicher Energie als Gefühlstiefe, ſtellt die lange Trennung treuer Gatten, Kerker und Todesgefahr, endlich den wonnetrunkenen Jubel des Wiederſehens, und in Alledem das Ringen um politiſche Freiheit herzergreifend dar. Dieſes Werk der größten Innerlichkeit, deſſen Aufführung keine höhere Anſtrengung oder Steigerung des Spieles fordert als die eines Dramas, weil es zu ſeltener Einfachheit in den Darſtellungsmitteln und der Charakteriſtik zurückführt, iſt zugleich der Beweis einer ausnahmsweiſen Beharrlichkeit in der Vollendung; 1803 begonnen, 1805 in Wien zum erſten Mal aufgeführt, 1806 völlig verändert wieder auf die Bühne gebracht, wird es erſt 1816 nochmals ganz verändert und in ſeiner letzten und bleibenden Geſtalt hergeſtellt.

Die Stellung der Kunſt zum Kaiſerreich wird am klarſten durch das Nebeneinanderhalten zweier muſikaliſchen Autoritäten, die ebenſo in ſich verſchieden ſind als ihr Schickſal und ihre Einwirkung auf die Zeit: Cherubini und Spontini.

Luigi Cherubini.

Cherubini (1760—1842), der große Tonmeiſter, den wir hier, nicht von dem Rechte Gebrauch machend, ihn dem achtzehnten Jahrhundert zuzuweiſen, noch berühren wollen, iſt nicht vom Glücke begünſtigt; die abſteigende Revolution und das Kaiſerreich, in welche ſeine größten Tonſchöpfungen fallen, verhalten ſich zu ihm indifferent oder ſtoßen ihn gar widerſtrebend ab, die Reſtauration verwendet

ihn zwar, ohne daß er doch dem schwächlichen Geschlechte dienen kann oder mag; er hat sich in der zweiten Hälfte des Kaiserreichs im Großen nur noch der Kirchenmusik zugewendet. In der heimatlich italienischen Manier herangebildet, dann in die französische Tonwelt eingelebt, betritt er seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mit der „Lodoiska" die eigenthümliche und in Frankreich vielfach umgestaltende, übrigens selber stark vom Geiste der deutschen Schule bedingte Weise von mächtiger Wirkung, die ihn groß gemacht; sie ruht auf jener dreifachen Bildung, die er mit starkem Geist aufnimmt und charakteristisch in sich abklärt. Die Macht seines Talentes und die Festigkeit seines Seelenlebens sind gleich bewundernswerth. Er ist zu tiefen Gehaltes, zu umfassend und zu ernst musikalisch durchgebildet, zu hochgesinnt, als daß ihm die längst weichlich gewordene Melodik der Italiener hätte genügen können, und man mag ihn eher deutsch nennen. Reiche Harmonie, der er die Melodie nicht überordnet, dramatische Steigerung in der Verarbeitung der Themen, bedeutende Charakteristik, in der prächtigen Instrumentation, die seine großen Ouvertüren kennzeichnet, scharfer und conciser Gedankenausdruck zählen zu seinen Hauptvorzügen. Bei uns Deutschen ist am beliebtesten geworden und hat sich auf der Bühne erhalten sein „Wasserträger" (Les deux journées), der das einfachste Süjet, die schlichte Lebensweisheit eines edel gesinnten Blousenmannes, mit musikalischer und psychologischer Meisterschaft verarbeitet. Nur wenige von seinen übrigen Opern kamen auf die deutsche Bühne. „Medea" wird vielfach als sein bestes Werk erklärt. Unbedingt einer der größten Meister der älteren italienischen Schule, insbesondere auf dem Gebiete der kirchlichen Musik, hat er Messen, Psalmen, Oratorien und Motetten geschaffen.

Gasparo Spontini,

der Musiker der kaiserlichen Akademie (1778—1851), wird ganz von der Zeit getragen, in deren Geist er gewandt eingeht, um in seiner Musik ihren glänzenden Prunk und ihr Pathos wiederzugeben. Er vereint das angeborne italienische Feuer mit dem anerzogenen französischen Verständniß für dramatische Entwicklung und steigert ganz im Gegensatze zu Beethovens Innerlichkeit den leidenschaftlichen Ausdruck aufs Gewaltsamste. Er treibt die Heftigkeit und Gluth der Leidenschaft

bis an die äußerſten Grenzen der menſchlichen Kraft, darum mußte auch die Darſtellungsweiſe gewaltſam werden und in übertriebene Accente verfallen. Phantaſie, Leidenſchaft und Anmuth theilen ſich in ſein überwiegend italieniſch gebliebenes Talent, das von der Schönheit und gebildeten Sinnlichkeit dieſes Landes inſpirirt bleibt. Vom entſcheidendſten Einfluß auf die Operncompoſition ſind die berühmten Werke „Die Veſtalin“ und „Fernando Cortez“ geworden. Mit jener ſchließt er ſeine vorbereitende Bildungsperiode ab und nimmt einen neuen Styl an, indem er Glucks Einfachheit des Geſanges mit einer effectvoll reichen Inſtrumentation und pikanten Modulation zu vereinen bemüht iſt. Es iſt feurige, leidenſchaftlich kräftige, prächtig glänzende Muſik, wie ſie ſich im „Cortez“ (1809, ſpäter noch dreifach überarbeitet) wiederholt und die ſpringende Heraushebung der Culturgegenſätze begründet. Alle folgenden Opern, aus der Berliner Zeit, ſtehen unter dieſen und halten ſich nur durch das Aufbieten aller künſtlichen und mechaniſchen Effecte auf der Bühne; mit dem Kaiſerreich und ſeinem Glanze ſcheint auch ſeines Sängers eigentliche Kraft erloſchen. Spontini ſucht durch Maſſenwirkung und künſtliche Inſtrumentirung hinzureißen und ſetzt den Reiz des einfachen melodiſchen Geſanges ganz zurück; die prächtige und großartig ausgelegte Muſik kann ſtaunen machen, auch mitreißen, aber nie erwärmen. Schon von ihm an datirt in immer ſteigenden Dimenſionen das modern-opernhafte Prunkweſen (der al fresco-Styl), das immer üppigere Mittel fordert und verſchlingt. Spontini's heftiger Gegner war in Berlin der muſikaliſch gründlich gebildete L. Rellſtab.

Zehnter Abschnitt.

Schöne Literatur.

Von der an die Materie gebundenen und in ihr bleibend realisirten Kunst führten wir über zu der geräuschvoll vorübergehenden der Darstellung bis zu der im gesungenen Wort ätherisch verflüchtigten. Wir schließen ab mit derjenigen, welche das Wort wieder in schwerer Verkörperung als ruhende Schrift niederlegt, der schönen Literatur. Sie allein füllt zu allen Zeiten, die nicht ganz steril oder in die Materie versunken sind, das Eine Haupt- und Grundthema einer Geschichte des Geistes aus, in unserem Jahrhundert mehr als je. Wir betreten mit ihr erst das ganz specielle Feld unseres nächsten Denkens und Forschens, den heimeligen Boden unserer Liebe. Diese Eine und einzige Kundgebung des persönlichen Gefühles mag dem Geschichtschreiber verziehen sein, der mit besonderer Ergebung und Hingebung von früh an fast nur in und mit den Führern der Literatur lebte und dessen Sympathien und Antipathien außer dem politisch-socialen Felde nur noch diesen Studien entflossen sind.

Wie stellen sich die verschiedenen Literaturen und wie die Literaturzweige?

Das Verhältniß der Literaturgattungen. Die berühmtest gewordenen Namen ins Auge gefaßt, deren Hauptwirken in diese Periode fällt, und der Sicherheit des Confrontirens halber im Allgemeinen die Schriften außer Rechnung gesetzt, welche früher abtretenden oder später aufzuführenden Autoren angehören, also ganz abschließender

oder einleitender Natur sind, ergiebt sich Folgendes: Von einer Strömung, wie wir seit 1830 in eine solche hineingeworfen worden sind, ist noch keine Spur; die Production ist geringer und dafür in Manchem consolidirter. Neben der Wucht erschütternder That, die lange nur von Einem, und, als Der zu wanken beginnt, von Wenigen getragen und gelenkt wird, ist das die Zeit des straffen Denkens: deutsche Philosophie, französische Ideologie. Die Philosophie, an wenige beherrschende Namen geknüpft, ist das entschieden dominirende Feld, ob man nun das Gewicht der geistigen Arbeit oder den Einfluß auf die Zeitbildung in Anschlag bringe, und wenn ungefähr ein Viertel der deutschen Hauptschriftwerke dieser Zeit dem philosophischen Feld angehören, so reicht diese Zahl als proportional für die Abschätzung der Arbeit und der überwiegenden Denkrichtung bei Weitem nicht aus, ebenso wenig, als wenn wir äußerlich etwa ein Fünftel für die nächstvorwiegende Richtung setzen. Diese beschlägt die literatur- und kunstgeschichtlichen Studien, die eine wesentliche Reform zur größeren Vertiefung und Vergeistigung durchmachen. Annähernd dasselbe bleibt das relative Verhältniß der beiden Gattungen zum ganzen französischen Schriftwesen, doch muß hiebei der Ueberschlag wesentlich Werke später einzuführender Denker anticipiren. Drama und Roman halten sich in der deutschen Literatur annähernd die Waage; in der französischen überwiegt dieser wie immer. Philosophie und geschichtliche Fächer sind in der englischen und italienischen Literatur ebenso steril wie das Drama. Die deutsche Lyrik ist nicht eben reich, die französische tritt zurück, die englische entwickelt eine glänzende, die italienische eine hervorragende Thätigkeit. Die französische und nach ihr die deutsche Oper erlangen ein bestimmendes Gewicht. Am klarsten sprechen sich in dieser Gattung die verschiedenen Strebungen der Zeit aus und bedingen vier unterschiedene Töne. Der eine ist direct dem romantischen Geist entsprungen und sein treues Spiegelbild; der zweite klingt blos schwach an ihn an, theilt mehr oder weniger seine Sympathien und Phantasien, hat aber gar Nichts mit seinen Tendenzen zu thun; der dritte entwickelt sich in freier Unabhängigkeit und tritt in gar kein Verhältniß zur Romantik; der vierte endlich setzt sich in vorschauender Ahnung der Dinge, die dieser als praktische Consequenzen auf dem Fuße folgen sollten, in directe Opposition zu ihr. Für jede dieser vier Tonarten lassen sich rein ausgeprägte Vertreter aufstellen; in den drei letzten

ſpricht ſich die wahrhafte Begabung aus und tönen die reinſten lyriſchen Klänge ab.

Die literariſche Thätigkeit bleibt die ganze Periode über conſtant ungefähr in derſelben Regſamkeit ſtehen, mit welcher das Jahr 1800 ſie einführt; ſie ſteigt eher gegen das Ende, doch um ein Unbedeutendes.

Das Verhältniß der vier Hauptliteraturen. Noch dominirt des Entſchiedenſten das deutſche Schriftweſen. Wenn wir ihm von Literaturwerken, die den allgemeinſten Ruf erlangt, gegen zweihundert zuſchreiben können, ſo werden ſich in der franzöſiſchen etwas mehr als ein Viertel, in der engliſchen über ein Achtel, in der italieniſchen nicht viel über ein Dutzend gleichen Ranges an die Seite ſetzen laſſen.

Je mehr das deutſche Leben erſt unter innerem Mißregiment, dann unter fremder Knechtſchaft verkümmert, deſto mehr gewinnt die deutſche Wiſſenſchaft an ſelten dageweſener Concentration. Das abſolute Rückziehen in die Regionen der reinen Speculation, deren Früchte von uns Späteren bereits kühler abgewogen und vielfach beſtritten werden, wäre zu bedauern, wenn nicht der Kant-Fichteſchen Erziehung jenes ſelbe Geſchlecht angehörte, das fähig und energiſch genug war, ſeine Geiſteskraft in die Thatkraft der Befreiungskriege umzuſetzen; die männliche Zucht des Geiſtes hat hier einmal auch dem Leben Frucht getragen. Die romantiſchen Uebergriffe in romaniſche Liebhabereien abgerechnet, iſt die deutſche Literatur deutſcheſten Weſens und balancirt nach Außen ganz gewaltig den bis dahin herrſchenden franzöſiſchen Einfluß, ja ihr Geiſt ſpielt weſentlich in die franzöſiſche ſelber hinüber.

Eine erſtaunliche Productionskraft entwickeln die vier leitenden Philoſophen; ſie geht bei Schelling und Hegel ins Koloſſale, und es iſt heute jedenfalls ein Curioſum, wenn Jemand ihre geſammelten Werke lieſt. Die beiden Schlegel und Schleiermacher, Görres, Tieck, Thomas Moore, Chateaubriand und die Staël bekunden reiche Thätigkeit. Anderſeits aber findet ſich eine ganze Reihe von Namen, die ſich durch zwei bis drei oft weniger wiegende Schriften in Proſa oder Verſen einmal in der Literatur eingebürgert und traditionell bis auf uns herab erhalten haben — Namen, wie ſie unſere productionsſelige Gegenwart vorweg zu Hunderten begräbt, und es iſt Nichts weiter als eine Art Pietätsgefühl von Seiten der Kritik, wenn ſie dieſelben noch fortführt.

Vor dieſen vier Literaturen treten alle anderen ſo weit zurück, daß eine allgemeine Betrachtung ſie füglich übergehen und in das Gebiet der einzelnen nationalen Geſchichtsſtudien verweiſen mag; kaum, daß da und dort ein Name (wie Arriaza, Bilderdijk) über die nationalen Grenzen hinausreicht oder es zu thun verdient.

Zuſtand der Sprachen und Nationalliteraturen niederen Ranges. In der ſpaniſchen Literatur bekämpfen ſich zu Anfang des Jahrhunderts die Hof- und die Oppoſitionspartei. Dieſe, die Salamantiniſche Schule, anerkennt außer den Muſtern der goldenen Zeit auch Franzoſen und Italiener, ahmt ſelbſt Engländer nach, kommt in den Provinzialſtädten auf und ſtellt ſich beim Einfall der Franzoſen auf die Seite des Volkes. Während des Kampfes giebt es faſt nur noch ein politiſches Schriftweſen. Ferdinand VII. unterdrückt und verfolgt beide Parteien, und Geiſt und Schrift flüchten und erhalten ſich nur außer Landes.

Gleichzeitig und verwandt mit der deutſchen Romantik hebt in Dänemark eine Production an, die an die ruhmvolle Vorzeit knüpft und das ſkandinaviſche Stammelement betont. Adam Oehlenſchläger, ſtark deutſch gebildet, bezeichnet den Uebergang und verbindet in ſich beide Elemente. Die Wiſſenſchaft geht ſogar bis zur excluſiven Feindſchaft gegen alles Deutſchthum. Dieſe Tendenz verflicht ſich aufs Engſte mit den politiſchen Intereſſen, ergreift das Herzogthum Schleswig, will in Nordſchleswig den deutſchen Dialekt wieder verdrängen und geht ſpäter noch weiter. Kurz, in dieſer Zeit wird die nationale Selbſtſtändigkeit eines däniſchen Schriftenthums begründet, indem zugleich die däniſchen Romantiker (Oehlenſchläger vor allen) in die ältere Geſchichte des Volkes zurückgreifen und das ſkandinaviſche Mittelalter mit ſeinen Göttern, Sagen und Geſchichten wieder zu Ehren ziehen und poetiſch verwerthen. Doch bleibt der Einfluß der Deutſchen immer mächtig, und der erſte Verſuch, in Schleswig den Unterricht in däniſcher Sprache einzuführen, 1814, ſcheitert. 1815 tritt zu Reykjawik eine beſondere Geſellſchaft für isländiſche Sprache und Literatur zuſammen. Frederik Høegh v. Guldberg iſt einer der originellſten däniſchen Dichter, auch Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen. Er edirt 1807—10 die „Zeitung für Literatur und Kunſt in den däniſchen Staaten“. Steen Steenſen Blicher, der Lyriker, überſetzt 1807—09

in gelungener Weise den Ossian. Den Zweck, durch schriftstellerische Annäherung die Dänen und Schweden sich nahe zu bringen, haben insbesondere der dänische Historiker Jens Kragh Höst sowie Guldberg und Haste ergriffen, und zu ihrer Unterstützung gründet der Erstere mit Nyerup, Pram und Baggesen die skandinavische Literaturgesellschaft, die das skandinavische Museum erscheinen läßt.

In Schweden weicht zu Anfang des Jahrhunderts der akademische Styl, d. h. die Nachahmung der französischen Literatur, dem Einflusse des Deutschen; diese Umwälzung wird eingeleitet durch Joh. Christopher Askelöf's Wochenschrift „Polyphem" 1810—12. Die Häupter stiften 1811 in Stockholm einen Bund zur Erforschung des nordischen Alterthums und Volksliedes und zur Behandlung vaterländischer Stoffe, und zuvor schon (1808) tritt gegen die sogenannte classische Schule in Atterbom der literarische Verein „Aurorabund" auf. Auch da beginnt man der allgemeinen Strömung gemäß zum alt Nationalen und zugleich Volksthümlichen zurückzugreifen. In dem Sinne geben Arvid August Afzelius und Geijer 1814—15 die gesammelten schwedischen Volkslieder mit den alten Melodien heraus unter dem Titel „Svenska Folkvisor"; jener bildet deren auch nach.

Für irische Sprache und Literatur ist allgemein sehr wenig geschehen, ausgenommen die Bemühungen der gälischen oder hibernokeltischen Gesellschaft, die 1806 zu Dublin gestiftet wird und seit 1808 ihre transactions herausgiebt. Die gälischen Dichtungen Ossian's werden 1807 in London, 1808 in Edinburg edirt.

Dem schwedischen ähnlich beginnt das polnische Schriftwesen sich aus den steifen Regeln des bis dahin geltenden französischen Classizismus herauszuwinden, das Nationale zu betonen, auf die eigne volksthümliche Poesie zu verweisen und die Meisterwerke der Deutschen und Engländer als mustergebend zu bezeichnen, weßhalb auch die Uebersetzung viel geübt wird.

Für Pflege der russischen Sprache und Literatur thun sich Gesellschaften zusammen, so in Moskau. Schischkow schreibt für die nationale Originalität in der russischen Sprache und gegen die neuernden Einflüsse des französischen Geschmackes.

In und schon vor unserem Jahrhundert entwickelt sich in Böhmen zufolge der Reaction gegen das aufgedrungene deutsche Element ein beharrliches Streben einzelner Gelehrten und Literaten für czechische

Sprache und Literatur; doch sind die Gebildeten im Allgemeinen schon der nationalen Sprache entfremdet, daher die Erfolge nur gering, und die Richtung gewinnt erst gegen Ende des zweiten Jahrzehnts.

In Ungarn entwickelt sich mit dem Jahrhundert eine ächt nationale Tendenz, und die ungarische Sprache wird sehr gehoben und grammatisch bearbeitet. 1802 legt der Graf Szechenyi zu Pesth ein Nationalmuseum an mit reichen Sammlungen der ungarischen Natur- und Geistesproducte. Auch die Literatur schlägt dieselbe nationale Richtung ein, doch schreiben ausgezeichnete Männer noch deutsch, und die österreichische Regierung unterstützt den um sich greifenden Germanismus. Zwei Schulen erstehen: die eine, an den Volksgesang gelehnt, schlägt bald tiefe Wurzeln in der Nation und wird die Grundlage der neuen nationalen Poesie; die andere, mehr ästhetisch gebildet, beginnt eben ihre Reformen. Sandor Kisfaludy, von beiden getragen, ist das Haupt dieser neuen Poesie (1801 seine „Liebeslieder Himfys") von hohem Einfluß und weiter Anregung; seine episch-lyrischen Gesänge sind in der ungarischen Literatur Epoche machend. Michali Vitkowics macht sein Volk zuerst durch Uebersetzungen mit der serbischen Poesie bekannt (Volkslieder und Balladen) im Tone des ungarischen Nationalgesanges. Berzsenyi (1775—1836) wird von den Ungarn als einer ihrer vorzüglichsten Lyriker aufgenommen („Versei" 1813), seine Oden und Lieder namentlich gelten als classisch, sein Vorbild ist Horaz. Csokonai (1774—1805) gilt als derjenige Dichter, der sich zuerst über die bloße Nachahmung fremder Muster erhoben und einfach dem Geiste der ungarischen Sprache gemäß zu dichten begonnen hat; sein Einfluß auf die Entwicklung der Nationalliteratur war wesentlich.

Die serbische Sprache, vom Kirchenslavischen gesondert, wird zur Schriftsprache erhoben; der Erste, der das zu thun wagt, ist Dositheï Obradowitsch, doch führt dieses Streben zunächst eine erst nachher wieder beseitigte Sprachmengerei herbei.

Erst jetzt zeigt sich nach einem Verfalle von beinahe sieben Jahrhunderten wieder eine Spur bulgarischen Schriftwesens, das früher schon vornehmlich kirchlicher Natur gewesen und sich wieder mit einem Erbauungsbuch eröffnet. In der Wallachei treten die ersten rumänischen Volksdichter auf, bringen aber meistens blos Gedichte erotischen Inhaltes zu Tage und lassen sie von Zigeunern recitiren.

Türkische Literatur und Wissenschaft, ganz ungepflegt, sinken vollends; jene verliert ihre nationalen Eigenschaften in dem Maße, wie das Volk durch die auferlegten Zugeständnisse ans Ausland und durch innere Reformen seine Nationalität einbüßt. Abendländische Einwirkungen werden immer stärker, besonders werden französische Werke ins Türkische übersetzt, und französische Muster schweben den türkischen Autoren vor. Die abendländische Cultur gilt den Türken allgemein mit der französischen identisch.

Influenzen vom achtzehnten Jahrhundert in der deutschen Literatur. Die flach gewordenen Aufklärungstendenzen reichten nicht mehr hin zum Begreifen eines neuen und tieferen Geistes, der zu der Zeit eingetreten war; deßhalb sträubten sie sich in Nicolai, ihrem derbsten Repräsentanten, gegen die Kant'sche Philosophie und den originellen Geist unserer classischen Literaturheroen ebenso sehr wie gegen die Ausschreitungen der Romantik und machten sich in dem vergeblichen Kampfe lächerlich. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek", früher von Nutzen, kann sich nicht mehr halten und hört 1805 auf. — Aus derselben Bildungsperiode sind Voß und Stolberg herüberragend, aber mit ganz verschiedenen, ja feindseligen Ausgängen; ihr Streit, des Letzteren „Geschichte der Religion Jesu" 1811—18 und des Ersteren Ankämpfen gegen die neue Mythologie der Romantik sind die sprechendsten Factoren für das Auseinandergehen einer und derselben abgelaufenen Bildungsstufe in ganz verschiedene Lager. Stolbergs letzte poetische Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte zu den Ereignissen der Jahre 1812—14; historisch soll ihm 1815 das „Leben Alfred's des Großen" gelungen sein. Vossens Thätigkeit in Uebertragung antiker Dichter dauert fort; technische Vollkommenheit des Versbaues ist ihr ausgeprägtester Vorzug, nüchterne Monotonie ihr stärkster Fehler; die „Georgica" 1800 bezeichnen auf diesem Gebiete wol seine vollkommenste Leistung. Die beiden Söhne Abraham und Heinrich gehen ganz in des Vaters Wesen ein und sind treue Helfer bei seinen Arbeiten. Schon in seiner Natur liegt der Kampf gegen die romantische Schule begründet.

Sehr bestimmend und verderbend bleibt für die große Leserwelt August Julius Heinrich Lafontaine, der stereotyp eine zwischen überschwänglicher Seligkeit und grenzenloser Verzweiflung ringende

und ſchwimmende Liebe ſchildert und die geſchraubteſte Sentimentalität trägt. Er ſtellt leicht und fließend dar, die Phantaſie reißt ihn lebhaft mit, die Moral iſt ſpießbürgerlich tugendhaft, d. h. die der kraft- und ſaftloſen Weichmüthigkeit, die in einem Thränenbrei zerfließt.

Um Nichts beſſer iſt der noch ſehr ſtark überherrſchende Einfluß von Kotzebue. Dieſer in Luſtſpielen und bürgerlichen Schauſpielen unendlich fruchtbare Dichter (es ſind 98 an der Zahl) mit der weichmüthigen Empfindelei neben leichtfertiger Moral, der Flüchtigkeit und dem in ſeinem Leben und ſeinen Werken abgedrückten vollſtändigen Mangel eines jeden perſönlichen Gehaltes iſt um ſo verderblicher, als ihm beißender Witz, Bühnengewandtheit, mannigfaltige Erfindungsgabe, Leichtigkeit und Glanz der Darſtellung eine unendliche Verbreitung verſchaffen.

Während nun einerſeits bis tief in die Reſtaurationszeit hinein in der Leſerwelt noch der Geſchmack vorherrſcht an dieſer doppelten philiſterhaften Empfindelei und Trivialität, die in ihren beiden Formen und Trägern gleich ſehr verweichlicht und entnervt, wirken anderſeits auch nichts weniger als kräftigend Oetinger, Lavater und Jung-Stilling fort mit ihren poetiſchen Phantaſien, Weiſſagungen und chiliaſtiſchen Träumen, die alle von der Krüdener aufgewärmt werden; Stillings Geiſterkunde erſcheint eben.

Noch bleibt die claſſiſche Richtung in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und bis in die Anfänge des unſeren herein die mächtigſt fluthende und zugleich geſundeſte. Doch auch ſie erweiſt ſich bald als ein nothwendiger Uebergang zum in ſich gehenden Germanismus.

Zwei Tendenzrichtungen prägen ſich entſchieden aus. Die eine iſt dem Leben völlig abgewandt, die andre greift in dasſelbe ein. Jene überwiegt bei Weitem; ſie hält ſich verehrend an den alternden, der Naturphiloſophie und dem Oriente zugewendeten Goethe; ſie kehrt ins Mittelalter zurück; ſie thut mit ihrer Deutſchheit groß und iſt doch durch und durch undeutſch, ſelbſt ihr Spielen mit dem Deutſchthum Nichts als Sympathie für das altdeutſche Recken- und das mittelalterliche Ritterthum. Dieſe iſt in Kants Pflichtenlehre und in der Poeſie ſeines genialen Schülers Schiller und ihren ſchwachen Nachklängen begründet. In Fichtes Doppelnatur und der Lyrik der Freiheitskriege klingen beide Richtungen gleich ſtark nach.

Der deutschen Bildung dieser Zeit fehlt Eins auch vollständig, das ist die Harmonie. Die Wissenschaft, fast ausschließlich speculativ, hat keinen Sinn für das Reale. Erst das politische Ringen nach nationaler Erhebung gegen Außen, nach befriedigender Gestaltung im Inneren, erst die Befreiungskriege und der durch sie geweckte Geist haben dieser Bildung mehr Zusammenstimmung und Energie verliehen; erst nach diesen Kämpfen erwachen die bildenden Künste zu neuem Leben, ersteht lebendigerer historischer Sinn im Volke, entfalten sich die Naturwissenschaften nach rationellen Grundsätzen.

Schwaches Fortleben der classisch-Schillerschen Richtung im Drama. Fast unerklärlich schnell verliert sich die ächte classische Weise, wie Schiller sie vertreten hatte; es geht eine vollständige Umgestaltung vor sich wie in den Lebensgeschicken der Völker so in den Lebensanschauungen der Schriftsteller. Wo jene Weise noch fortarbeiten möchte, da verstimmt sie, weil sie nicht mehr in der Zeit fußt. So bei dem bald vergessenen Dramendichter Heinrich Collin. Er zeigt antike Strenge und Knappheit, welcher am natürlichsten der römische Geist zusagt, Einfachheit der Anlage und der Charakteristik bis zur Einförmigkeit, etwas Kraft höchstens in der Rhetorik Schillerschen Styls, deren Ausdruck bis zum Eintönigen geht. Charakterschwere Manneshoheit ist der gemäßeste Stoff, das fast ohne Rücksicht auf die Kunst verfolgte Ziel aber: erschlafften Völkern Lehren zu geben. Die abgezogene Ruhe und antike Objectivität geht bis zur Härte. Schmelz liegt nirgend auf diesen versteinten Dramen, deren man kaum recht genießen mag. Die Tonhöhe geht in der starren Sprache nie über ein mittleres Maß; diese Gleichmäßigkeit und die vorausgegebene Charakterbestimmtheit ohne Nüancirung streifen an Kälte; das menschlich Bewegte ist übersehen oder verkehrt, d. h. sentimental, was ihm doch so schlecht steht. Manche Figuren sind so arm und so ausgeklärt, daß die tragische Theilnahme gar nicht an sie langt. Collin fußt immer auf historische Grundlagen, denen er mit sclavischer Treue gerecht zu bleiben sich bemüht, so daß man seine Dramen für Uebersetzungen nicht blos der alten Charaktere, sondern wirklich alter Stücke nehmen könnte; in der „Polyxena" braucht er gar den griechischen Chor. Diese Neigung zu antiken Rückblicken ist durchgängig in der Zeit und dem Kreise der deutschen Männer, welche die französische

Knechtſchaft erſt mit bitterem Unmuth trugen und dann mit Kraft brachen. Sollen die beſten ſeiner Geſtalten, welche die Hoheit der römiſchen Bürgertugend darſtellen, ſollen ſie nicht Bilder ſein der freien Mannheit, die allein die Völker groß macht und erhält? Theatraliſch ſind ſeine Dramen, den „Regulus“ ausgenommen, nie, ja kaum dramatiſch geſtaltet. — Von ſeinen Gedichten kommt denen Werth zu, welche als der männliche Ausdruck eines geſeſteten Patriotismus daſtehen. Er tritt in der Lyrik auf 1812 mit den „Lyriſchen Gedichten“ und insbeſondere unter den Vaterlandsſängern der Befreiungsperiode durch die „Landwehrlieder“ von 1809.

Dieſelbe edle, kräftige und immer wahre Geſinnungstüchtigkeit zeichnet auch die Dramen ſeines Bruders Matthäus aus, die ſonſt ohne poetiſchen Werth ſind. Er redigirt ſeit 1813 die „Wiener Literaturzeitung“.

Uebergang in die eigentliche Romantik: Hölderlin als Mittelgeſtalt zwiſchen dem Claſſiſchen und Romantiſchen. Friedrich Hölderlin iſt eine zwiſchen beiden Phaſen geſpaltene, unverſöhnte, gleich ſehr an dem Widerſpruch des angebornen Weſens wie unglücklicher Leidenſchaft untergegangene Natur. Er iſt der Romantiker der Claſſicität, von der eigentlichen Schule dieſes Namens durch die Richtung unterſchieden, die all ſein Denken nimmt, im Uebrigen mit allen ihren Eigenſchaften behaftet, ja ſeine Liebe zum claſſiſchen Alterthum ſelbſt iſt ausgeſprochen romantiſcher Färbung. Die Natur, die dieſes Talent bedeutend anlegte, hat für dasſelbe doch das Eine nicht gethan: ſie hat den großen Conſtructionen, die ſie ſeinem Geiſt einbaute, keine ſicheren Fundamente untergelegt; daher ſein Weſen, daher ſein Geſchick. Unſtätes Jagen nach hohen Idealen und große Kraft der Innerlichkeit bei völligem Mangel an Geſtaltungsfähigkeit; begeiſterte Ergriffenheit des Herzens; Reinheit des Fühlens und liebendes Umfaſſen der gleich einer griechiſchen Göttin verehrten Natur; ein bis ins Verzehrende verſenktes Sehnen nach griechiſchem Leben, griechiſcher Schönheit und Harmonie — dieſe beiden Züge fieberhaft erregt ausgeſprochen in dem Charakterbild „Hyperion“, dem blaſirt unentwickelten Koloß; unheilvolle Gemüthsſtimmung, die krankhaft den ganzen ſchönen Menſchen ſucht und an dem Nichtbeſitze des einzigen aus der Wirklichkeit aufgegriffenen Ideales abwelkt: in dieſen

Strichen ist sein besondres, immer gleiches Talent, in ihnen noch mehr seine Krankheit angelegt. Er ist nie ins Volk gedrungen, weil er nicht aus ihm und nicht aus der Zeit schöpft; junge Dichter und Kritiker haben in ihm ein Ideal erblickt und seine Leistungen überschätzt. — Scharf zugesehen, wie Vieles theilen nicht Wesen und Schicksal dieser Muse mit der romantischen Schule selbst?

Uebergangsfiguren. Der lyrische Dichter Christoph August Tiedge (1752—1841) stammt ganz aus der Zeit der Gleim, Klamer Schmidt, Jacobi, Göckingk, und ist wesentlich durch den Umgang mit den zwei Ersten bestimmt. Daher verfolgt er den epistolarischen Styl und beginnt wirklich mit poetischen Episteln, erschienen 1801, neigt sich übrigens ganz überwiegend der didaktischen Dichtung zu. Sein Grundgefühl ist idyllisch mit vorwiegend elegischen Anklängen, die sich in feine und zarte Abtonungen ausgießen und etwas durchaus Musikalisches haben, weßhalb viele Partien seiner Dichtungen und manche seiner Lieder von Himmel und Neukomm componirt wurden. Er kann auch satyrisch werden. Große Naturscenen begeistern ihn zu ihrer Verherrlichung. 1801 erscheint die „Urania", zu ihrer Zeit mit großem Beifall aufgenommen; sie ist didaktisch, mit rein lyrischen Partien, mannigfachen Episoden, Rhapsodien und Gnomen untermischt; große rhythmische Sorgfalt ist ihr gewidmet, aber poetische Einheit fehlt ihr gänzlich. Höher stehen einzelne seiner Elegien, in denen allerdings Würde, reine Empfindung und edle Gesinnung zu finden ist. Zeitgedichte, Liederromane, eine Cantate und Gesänge verschiedener Art entfließen seiner Feder. Im Ganzen ist Tiedge mit seiner Manier bereits und mit Fug veraltet, es liegt in beiden doch keine rechte Lebenskraft.

Noch weiter ins achtzehnte Jahrhundert zurück zeigt Jens Baggesen, der deutsch gebildete Däne, in unserer Literatur bereits, und mit Recht, vergessen. Er hat gar nichts Originelles und ist eine bloße Copie der mannigfachsten Einflüsse aus den drei letzten Jahrzehnten des achtzehnten, indem er mit jedem Schritt entweder an Klopstock oder die Idyllendichter, vor allen an Voß oder Wieland erinnert und in Schrift und Wesen die widersprechendsten Züge aufweist. Humoristisch-idyllische Productionen sind sein angemessenes Feld. Bedeutender ist seine Thätigkeit für die Lyrik und das komische Epos in dänischer Sprache.

Eine Uebergangsgeſtalt iſt ferner auch der Romantiker eigener Art

Jean Paul Friedrich Richter.

Jean Paul, gleich unnatürlich gebildet wie naturwidrig combinirend und ſchreibend, mit verkünſteltem und zugleich verwildertem Styl, einer in Gefühlsſchwärmerei ertränkten Natur ohne reale Sinnenbildung, das unorganiſche Compoſitum von Schwärmerei und Reflexion mit einem zügelloſen Humor, der gleich nah' an die Satyre wie an die gläubige Verehrung ſtreift, — Jean Paul iſt der angemeſſene mignon der in halbwahrer Gefühlscultur hindämmernden Frauenwelt und aller weiblichen Gemüther. Starke Nerven ſtößt er ab, ſchwache überreizt er.

Schon Madame de Staël hat mit überraſchender Sicherheit die Schwächen dieſer Manier herausgefühlt: das ermüdende Schweben in nebelhafter Idealität, die unausgeſetzte Spannung hochgehender Gefühle und erzwungener Begeiſterung, das unverbundene Ineinanderſpielen von Ernſt und Ironie, von gemeiner Wirklichkeit und Himmelsträumen, den gelehrten Ballaſt im Dienſte der geiſtreich ſpielenden Paralleliſirung und der gehäuften Bilder.

Jean Pauls innerſtes Weſen iſt humoriſtiſche Sentimentalität. Losgebundenes Phantaſiren und anderſeits das reflectirteſte ſporadiſche Zuſammenarbeiten durchdringen ſich in ihm Schritt um Schritt; Gefühlsſpielerei in Leben und Schrift, keine Spur von geſetzmäßiger Feſtigkeit der inneren Exiſtenz, keine von plaſtiſchem Sinn; Geiſt und Werk ſind gleich zuſammenhangslos, und auch was fertig iſt, ſcheint unvollendet. Ganze Producte („der Komet") ſcheinen blos für die bis in die kleinſten Stichwörter durchſchlagende Laune und die maſſenhaften Excurſe da, andere nur, um die Leuchtkugeln ſeines Witzes ſpringen zu laſſen. Sich und die Anderen benutzt er als Studie, nicht als Zweck; er hat kein inneres Leben, iſt nur durch ſeine Romane und für ſie, ſelbſt ſein Seelenleben, ſo weit es angelegt ſcheint und ſo excentriſch es ſich gebärdet, iſt dürftig. Darum bringt er auch nur Fragmente ſeiner eignen Natur und weckt immer das Gefühl der Zweckloſigkeit; er bricht oft im vollen Leben und Treiben ab — ob zu früh, ob zu ſpät? Es iſt das Specifiſche derartiger Productionen, daß ſie ſich fortſpinnen laſſen, je weiter, um ſo dünner der Goldfaden — Rauſchgold. Die kleinen Züge können ſehr wahr, die Genrebilder

trefflich sein; aber nicht Einer seiner Charaktere, nicht Eine der ausgesponnenen Lebensformen ist ein Organismus. — Höchstens für das Idyll geboren („Fibel" und „Quintus Fixlein", die mit neuen flimmernden Schwanzsternen ausstaffirte Auflage des „Schulmeisterleins Wuz"), braucht er große Maschinerie für kleine Zwecke. — Im Schaffen und Denken setzt Jean Paul Willkür an die Stelle der Freiheit, die ihm als das humoristische Selbstgefühl erscheint, in dem sich die närrische Welt wie in einem Hohlspiegel verzerrt. Sein subjectiver Idealismus ist weltvernichtender Natur, eine leere Selbstspiegelung, der Selbstgenuß im weltvernichtenden Humor, die Willkür des Gemüthes und der Phantasie. Es ist ordentlich bezeichnend, wenn der „Titan" sagt: „So hab' ich oft sehnlich gewünscht, nur ein Pfund Erde vom Monde oder nur eine Düte voll Sonnenstäubchen aus der Sonne vor mir auf dem Tisch zu haben und anzugreifen". Er verachtet das Leben, zerschlägt Natur und Seele in ihre Elemente und treibt mit den stückweisen Kleinigkeiten ein gemüthlich ironisches Spiel. Darum springt er auch so ungleich ab und fällt aus dem dritten Himmel leicht in die Schollen des Gärtchens herunter, das in der „Bad-Reise" an dem schmutzig-gelben Charakter Katzenbergers eine Kothlache trägt so breit, daß kaum noch ein Paar blasse Lilien Platz behalten. — Ein idealisirtes Ich ist als Hauptheld aller seiner Compositionen gesetzt, denen sich doch das zerschlagene gemeine Ich und die verachtete alltägliche Welt wieder breiter als irgendwo aufdrängen. Zur Idee stellen der Dichter und seine Stücke sich immer äußerlich; darum nirgends Nothwendigkeit, Ganzheit, Vollendung; Alles ist Stückwerk, Alles Fragment aus endlosen Excursen, die als springende Leuchtkugeln unorganisch hereinfallen. Verstand und Witz machen gewaltsame Anstrengungen, durch willkürliche Combinationen das auseinanderfallende Leben zusammenzuhalten und entwickelnd abzuschließen, aber es frommt nicht: en miniature zerfallen schon seine unnatürlichen Perioden nach der Einschachtelungsmethode. Ungewöhnliche Gewalt des Talentes, natürliche Liebenswürdigkeit des Gemüthes, liebevolles Eingehen und fein durchgefühltes Verständniß für das Kleinleben, reicher Farbenglanz tragen ihn. Immer legt er mit einem gewissen Reize die subjectiven Grillen und die Kleinigkeiten des Lebens aus, an denen sein selbstgemachtes Ideal haftet, schafft ihm eine durch Witz und Feinheit schimmernde

Welt und legt ihm die mannigfaltigſt geformten und doch immer nach unverkennbarer Familienähnlichkeit gezeichneten Charaktere unter.

Eine große Zahl Jean Paul'ſcher Producte ſind, ſelbſt wenn ſie weit ausgeſponnen auftreten, doch aufs Kleine angelegt, Kinder der Laune in durchſchlagend bunt-humoriſtiſcher Färbung und mit einer fortlaufenden Reihe gemüthlich durchgeführter komiſcher Situationen, oder bunt bemalte Idyllen der glückſeligen Beſchränktheit in niederländiſcher Manier, die ihre Bretterhäuschen mit dem ſchillerndſten Flittergold überzieht.

Das Weſen ſeiner großen Romane zeichnet am treffendſten die größt angelegte Blumenphantaſie, der „Titan", den man ſein großes Prachtwerk heißen könnte. Er vor allen drückt hundertfach jene in Weltliebe glühende Umarmung immer jugendlicher Herzen aus, deren nobler Traum namentlich die weiblichen Gemüther zu Verehrern der ſchönen Seele gemacht hat, und für die Phantaſien vom ſiebzehnten Jahre kann man das Verlieben in eine Jungfrau, die man noch nie geſehen, und das Anhängen an einen Freund, den man ſich träumt, allenfalls natürlich finden. — Blume oder Stern iſt Alles: die Sprache, die Geſtalten, die Seelen, gleichſam mit duftig erſchloſſenen Kelchen, fortwährend in einander ſpielend und die magiſchen Lichtreflexe und Formenwechſel immer neu durchführend ohne eigentliche Fortbewegung; blüthenſchweres und warmes Mondſcheinleben, eine Himmelerde, auf der frei ſpielende Menſchenbilder mit Engelfittigen umherflattern. Zu Blume und Stern — Sonne, Erde oder Schwanzſtern — tritt der Ton als Flöte oder Harmonika: das iſt das Triumvirat der webenden Kräfte. Ein myſtiſch-weichliches Hineinſpielen der Geiſterwelt — Todesahnungen und -prophezeiungen, Erſcheinungen, wunderliche Töne — paßt zu dieſem ganzen aufgeſchloſſenen Blüthentraumleben, deſſen Ton einmal einheitlich rein gehalten iſt. Ein ſo großer Reichthum der Lebensfülle iſt geſetzt, daß der verſchwenderiſche Aufwand an Kraft für dieſe Welten und Menſchen leicht wird. Eine pſychologiſche Entwicklung findet ſich nie, da die Charaktere ſchon auf falſchem und immer beweglichem Grunde ruhen und zuſammengeflickte Fragmente ſind, es läuft nur eine Reihe von Erſcheinungen an ihnen ab; dieſes ganze Seelenleben iſt ungeſund und unverarbeitet, phantaſtiſch, und geht nothwendig in Fragmente oder Diſſonanzen aus. Die Hauptcharaktere ſtellen die Grundrichtungen des Lebens dar: Albano den ätheriſchen Idealismus,

deſſen Jugendſchwärmereien für neue Freiheit in ein wohlgeſetztes deutſches Kleinfürſtentreiben ausgehen; Schoppe den in krankhaftem Humor und verbittertem Ankämpfen gegen die idealiſtiſche Verflüchtigung ſich auslebenden Realismus, deſſen Reibung mit dem „Theaterleben“ einer koketten Heuchlerzeit in Wahnſinn endet; Roquairol, die einzige Figur mit wahrhaftem Leben, den furchtbar-wahren und ſchneidenden Naturalismus des tollen Ueberſchäumens, das all den haltloſen Schwärmern ſo nahe liegt wie das Laſter, in dem Jener ſich und Andre übermüthig zu Grunde richtet. — An die reichen und duftigen Naturbilder wirft Jean Paul wieder ſo viele Pracht hin, daß ſie alle trotz der immer neuen Combinationen der Züge ſich ermüdend gleich ſehen, und ſelber die prachtvoll licht- und duftdurchtrunkenen Bilder von der neapolitaniſchen Nacht, von Iſchia's und Iſola bella's traumhaft ſchönem Naturleben haben keine individuelle Wahrheit.

Die angehängten Blätter ſind Producte eines zügelloſen Humors, deſſen Leuchtkugeln nach allen Richtungen aus einander fahren, ohne jeden Central- und Ruhepunkt — die Launen der Imagination. Der Sinn iſt übrigens nobel, die Lebensbetrachtungen hochherzig, ſo das launige Fragment „Ueber den grünen Markt von Töchtern“ eine reine Perle, die das Schickſal von unſelig verſchacherten Mädchen eindringlich dem Herzen nahelegt.

Nichts aber iſt lächerlicher, zweckloſer, geckenhafter als die ganze künſtliche Maſchinerie, an die der Dichter ſo viel Aufwand verwendet hat und die, halb materialiſtiſch natürlich, halb wahnhaft übernatürlich, zur nutz- und zielloſen Gaukelei wird, gemiſcht aus krankhaften Phantasmen und Selbſttäuſchungen und aus poſſen- und lügenhaftem Trug (der widerwärtige Spanier). Dieſes frech romantiſche Spiel mit dem Leben (Kinderwechſel) wirkt verwirrend und innerlichſt verletzend.

So iſt Jean Pauls Roman immer. Die Handlung iſt verſchwindend klein; die Biographie ein fortlaufender Cyklus von inneren Phaſen, Gemüthsſtimmungen, Seelenzuſtänden; das gelehrte Beiwerk überladen, Satyre und Humor überſtrömend, die Phantaſie üppig in alle Zonen greifend und abſpringend. Das Leben dieſer Traumwelt iſt ein ewiges Ausmalen, wie es denn wäre, wenn und wenn .... natürlich, wenn es keine Realität gäbe. Die Charakteriſtik giebt meiſt Antiquitäten der Neuzeit; er gefällt ſich auch pſychologiſch in dem,

was kein reales Leben hat; man ſehe die Geſtalten der „unſichtbaren Loge“. Einzelne Scenerien wirken immer ergreifend. Schwerverſtändlich iſt der aus dem ganzen Weltall zuſammengetragene Apparat ſeiner mit Polypenarmen um ſich greifenden Bilderwelt; wundervoll aber iſt die Farbengebung, ſie ſprüht in elektriſchen Reflexen. Mondſchein und Sonnenroth, Wetterleuchten und Abendglühen, Sommernachthauch und Winterfroſt, Sturm und liſpelndes Lüftchen, Polareis und Tropengluth umarmen und bekämpfen ſich in reichem Spiel. Prächtig ſpringen die tauſend Farbenſtrahlen ſeiner bunt goldglänzenden Bilderwelt, wenn ſie ſich ergehen in der unendlichen Natur und ihr das Sonntagskleid ſchimmernd überwerfen; aber die blitzenden Strahlen brechen ſich zu oft unter demſelben Winkel, es iſt, als ob der Maler aus ſeinen Farbentöpfen immer wieder dieſelbe Tuſche herauslangte, roſig umwölkten Abendſchein über blühender Frühlingslandſchaft, und krankhaft ermüdet wendet ſich das Auge von den mondſcheingelben Gemälden ab. Auch da greift das Räderwerk nicht in einander und die Einheit fehlt, um die luftig zerflatternden Bilder in ein Kunſtganzes zu verbinden.

Ein ganz beſonderes Product iſt die „Vorſchule der Aeſthetik“ die doch wohl höher ſteht, als ſie meiſt angeſchlagen wird. Dichtergeiſt hat die Schönheitslinien der griechiſch-plaſtiſchen und die verſchwimmenden Umriſſe der chriſtlich-romantiſchen Anſchauung verfolgt und das Walten des dichteriſchen Genius in ſeinem tief innerlichen Weſen geſchaut. Aus dem Großen gehauene Faſſung, die überall das Recht des Genius wahrt, ſcharfſinnige Theorien, glänzende, ſelbſt tiefe Gedanken, nicht blos ſchlagender Witz und geiſtreiche Einfälle ſind da zu finden. Richtig iſt, daß Form und Verbindung oft barok, das Urtheil viel weniger logiſch begründet als inſtinctiv aufgegriffen, die Behandlung ungleich abſpringend, das Detail unſicher und zweifelhaft, eine wahrhaft philoſophiſche Begründung nicht zu ſuchen iſt. Bedeutend aber bleibt trotz Allem das großſinnige Verſtändniß im Ganzen: wie ſollte Jean Paul auch nicht das Leben der Poeſie erfaſſen, er, der nie ein anderes lebte!

Jean Pauls ganzes Weſen iſt Stimmung; unklare und verſchwommene Färbungen löſen Leben und Natur auf; von wahrhafter Kenntniß, von Zeichnung iſt keine Rede. Er ſuchte nie eine innere Durchbildung, ſondern brauchte ſich und Andere höchſtens als Studie,

ein faſt freventliches Spiel treibend, das ihm immer den Stempel des Unwahren aufdrückt: das iſt ſeine Anlage und ſeine Schuld. Das Kleinleben faßt er mit viel Sinn auf, aber nie mit Liebe, und ſein Humor iſt durchweg ein zerſetzter. Er wäre ganz eigentlich für die Idylle geſchaffen, hätte er ſich nicht durch Ironie und Künſtelei, Reflexion und Phantaſtik, Leichtfertigkeit und Excentricität, Abſichtlichkeit und Spiel um alle Natur und ſelbſt um ihr Verſtändniß gebracht. Geiſt und Phantaſie ſchimmern reich, ſind es aber keineswegs, ſondern eher arm und monoton, darum ermüden auch ſeine excitirten Harmonikatöne. Selbſt ſeine weibliche Receptivität iſt ſchillernd, ein ewiges Zerfließen; es iſt kein Kern in der weibiſch aufgelöſten Natur.

Bloßer Schein war es, wenn Jean Paul und die eigentlichen Vertreter der Romantik ſich zunächſt nicht verſtanden und ſich ſogar feindlich bekämpften; ſie ſind beide ganz gleich angelegt, weßhalb ſich denn ſpäter auch leicht das Bündniß ſchloß. Innerlichſt begründete Wahrheit aber liegt darin, wenn er zu Kants Philoſophie auf ganz feindlichem Fuße ſteht, denn er iſt im Schaffen und Leben der vollendete Typus kindiſcher Willkür.

Jean Paul läßt ſich eben ſo wenig überſetzen als nachahmen.

Eins muß ihm unvergeſſen bleiben, um ſo mehr, als man es bei dem Wolkenwandler nicht ſucht und darum auch ſelten findet: In den Tagen der deutſchen Schmach hat Jean Paul unter den Erſten geſtanden, die eine großherzige Erhebung und zugleich einen merkwürdig klaren Blick in die Zeit und die Bedingungen der Rettung darlegten.

So viel von den Uebergangsgeſtalten; ſie hinter uns, werden wir erſt recht den deutſchen Literaturboden unſerer Periode mit ſeinen ſelbſtgezeugten Früchten betreten.

Keine der anderen Literaturen erhebt ſich jetzt noch zu gleicher Höhe.

Franzöſiſche Literatur des Kaiſerreichs. Sie iſt ſpärlich, nüchtern und einförmig, bedeutſam einzig, was gegen das Napoleoniſche Regiment reagirt, und nur die von dem Militärkaiſer ſo viel geſchmähte und verfolgte Ideologie, die er frühe ſchon mit Recht als die ſeiner Natur und ſeinen Zwecken widerſtrebendſte Macht erkannte, brachte es zu bleibenden Zeugniſſen des Geiſtes. Das Kaiſerreich wollte beide, Literatur und Kunſt, von jeder Einwirkung auf den Gang des nationalen Lebens ablöſen, ſie gewiſſermaßen in iſolirte

Kreiſe bannen und von da aus nur dienend verwenden; nur akademiſches Geſchwätz und auf die Praxis gerichtete Unterſuchung ſollten gelten, nichts Freies, nichts Originelles ward geduldet. Die Kunſt wurde nur gehegt, ſo weit ſie der Verherrlichung des Reiches und ſeines Schöpfers diente; die Wiſſenſchaft nur, ſo weit ſie dem materiellen Nutzen und der Technik frommte. Napoleon unterdrückte die Ideen und hätte doch nach ſeinem eigenen Ausſpruch wiſſen ſollen, daß er damit blos an ſeinem Verderben arbeite. Die moraliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften blieben im ganzen Umfang des Unterrichtsweſens von unten bis oben verſtümmelt, überhaupt Alles, was freies Denken wecken kann, verpönt. Napoleon ſelber ſandte ſeine überraſchenden fliegenden bulletins in die Welt hinaus und hatte im Rath immer ſeine Rhetoren um ſich wie bei den Repräſentationen ſeine Künſtler und im Felde ſeine Militär-Zeichner und -Kartographen (Baeler d'Albe). So wurden beide, Literatur und Kunſt, erniedrigt, und das künſtleriſche Schaffen verfiel oder bildete ſich höchſtens einſeitig aus; ſo wurden aber auch alle idealiſtiſch denkenden und frei ſtrebenden Köpfe in die Oppoſition getrieben.

Faſt Alles, was ihm literariſch dient, iſt bloßes abgeſchwächtes Anhängſel der letzten akademiſchen Literatur und des Salonlebens aus dem zweitletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Dahin gehört auch die einzige für das Kaiſerreich brauchbare Philoſophie des Materialismus, deren Theorien weſentlich die Auffaſſung des Lebensprincipes und das darauf beruhende Verhältniß des Leibes zur Seele beſchlagen, wodurch wieder die Unſterblichkeitsfrage nahe berührt wird. In dem Sinne wirken: der eitle und ſeichte akademiſche Schönredner Fontanes, neben Regnault de St. Jean d'Angely der blödeſte und unverſchämteſte der Prediger der heroiſchen Nullität, der nie Etwas geſchaffen und als Großmeiſter der Univerſität auch nicht das Geringſte für den Volksunterricht gethan hat. Noch viel ärger treibt es der Jeſuitenzögling Geoffroy, erſt royaliſtiſch-ſervil, dann kaiſerlich-ſervilſt, der unredlichſte Schwätzer und Lobredner des Reiches, der ſeine Stellung als Redacteur des Feuilleton am Journal des débats niederträchtig mißbraucht und ausbeutet. Von zweifelhafter Haltung iſt der mittelmäßige Lyriker und Dramenſchreiber M. J. Chénier. Delille's belehrend-beſchreibende Reimerei iſt Nichts als Rhetorik ohne Eindruck und kalte Proſa in gefeilten Formen, und der langweilige

Ueberſetzer und Nachahmer des Virgil verdient die Vergeſſenheit, in die er bald gefallen iſt. Ebenſo der ſchwache Dramatiker Legouvé, in der beſchreibend-lehrhaften Poeterei Delille's Nachfolger; auch bei ihm findet ſich höchſtens wieder etwas ſchöne Form. Der als Menſch ſehr achtungswerthe, als Schriftſteller ſehr mittelmäßige Fabre ſtellt die ganze inhaltleere, akademiſch correcte Schreibweiſe dar. Die Akademie ſelber, deren Preiſe er mehrmals gewinnt, wählt zu Preisaufgaben die nichtsſagendſten Themata, wieder ein Zeichen von der geiſtigen Leere der Zeit. Schöne und regelrechte Sprache iſt Alles, ſie zehrt geiſtlos an den Erinnerungen und Formregeln Boileau's, und ihr ſtändiger Secretär Suard erweiſt ſich bald blind eingenommen gegen alles ſeit 1789 von der Literatur Geſchaffene. — Immerhin höher ſtehen Lemontey und Lemercier. Jener ſchreibt unter Napoleons Auſpicien und mit Benutzung der geheimen Staatsarchive die trefflichen hiſtoriſchen Werke über die Monarchie unter Ludwig XIV. und über die Regentſchaft; kühner Blick und ſtrenger Wahrheitsſinn zeichnen ihn aus. Dieſer wagt zuerſt die ſteifen Geſetze der Dramaturgie nach Art der romantiſchen Schule zu durchbrechen. Er verfaßt Tragödien und Komödien, führt in die letzteren auch hiſtoriſche Stoffe (Staatsactionen) ein, iſt ſehr fruchtbar, von der Kritik mehr verfolgt als anerkannt, ſetzt einſeitig ſeine eignen Anſchauungen durch, arbeitet wie Wenige nur aus individuellen Mitteln heraus, hat viele Schönheiten und große Fehler.

Die einzigen würdigen Blätter der kaiſerlichen Literatur und Geſchichte ſind den Schlachtfeldern entwachſen; das Kaiſerreich hat mit Eiſen geſchrieben, ſeine bulletins ſind ebenſo glänzend und begeiſternd als unwahr, vor allen die der großen Armee, alles Uebrige iſt Tirade oder Mechanismus, denn die Grundlagen dieſes Reiches vertragen ſich nicht mit wahrhafter geiſtiger Ausbildung und dulden ſolche auch nicht.

Der erſte bedeutende Vermittler des franzöſiſchen Geiſtes mit dem deutſchen ſowie der beiden Literaturen iſt Villers, der ebenſo ſehr durch die lebendige Einwirkung und den geiſtvollen Umgang von Bedeutung wird wie durch ſeine Schriften. Er hat über Luther, Kant und die deutſchen proteſtantiſchen Univerſitäten mit Geiſt und Gründlichkeit geſchrieben.

Die aus der deutſchen Literatur in die franzöſiſche übergegangene Ideologie mußte Napoleon höchlich verhaßt ſein; denn der excluſiv auf

das äußere Factum abstellende und es erzwingende, gewaltsam auf der Willkür des eignen Selbst fußende, mathematisch den Erfolg berechnende und die abgestandenen Formen und Zustände wieder aufweckende Eigenwille des Militärkaisers war polarisch entgegengesetzt der allgemeinen neuzeitlichen Vernunft, welche nach einer ganz neuen, durch die Thatkraft des Geistes herzustellenden Weltform und Selbstbefreiung langt; und natürlich mußte diese schließlich Sieger bleiben.

Deutscher Einfluß ist es bereits, daß sich diese Ideologie und überhaupt Alles, was auf französischem Boden mehr oder weniger den Namen der Philosophie führt, dem Spiritualismus zuwendet. Daß sie sich wesentlich auf das Leben richtet, immer eklektisch verfährt und vor Allem die praktischen Consequenzen betont, ist die natürliche Richtung des französischen Geistes; auch wird sie nie systematisch in deutschem Sinn, ihre Vertreter müßten denn die französische Natur verläugnen können. Sie wirft sich mit besonderer Intensität auf Psychologie und geht durch sie hindurch auf die praktischen Fragen der Moral und Ethik und von da noch weiter auf Leben und Politik über.

Noch ist eines besonderen Umstandes zu gedenken, welcher mit daran Schuld trug, daß erst später das Bewußtsein einer natürlichen und gefühlten Lyrik in Frankreich aufkam; es ist die sehr geringe Bekanntschaft dieser Zeit mit dem großen Sänger und Opfer der Revolution, André Chénier, dessen Gedichte erst 1819, vermehrt 1833 erschienen. War doch der in griechischer Anmuth und strahlender Naturbegeisterung Gezogene durch die Revolution in die rächenden Jamben hineingeworfen worden, denen die Kunst, wenn auch noch so fein studirt und noch so liebend verstanden, blos noch zum Mittel diente; war er doch nach langer Dürre unter den Franzosen wieder der erste Dichter des Herzens; ist der That der Offenbarer einer mächtigen und reichen Poesie der Zukunft, deren Eine Saite wenigstens bei ihm in reichen und vollen Akkorden ausklang!

Englische Literatur. Ansehen und Verbreitung der englischen Sprache nehmen außerordentlich zu. Das Aufgraben der Schätze alter Volkspoesie hebt auch hier an und wirkt gleich fördernd auf alle Gattungen der Dichtkunst; der episch-lyrische Ton zuerst, dann der Roman

ſind es, die vor allen dadurch gewinnen. Darin geht der in ſeinem Hauptwirken ſpäter herrſchend auftretende Walter Scott mit ſeinen Volksliedern beſtimmend vor, und er führt ſich in dieſer Periode mit ſeinen eignen epiſchen Geſängen ähnlichen tief anſprechenden Tones bereits als ein Stern erſter Größe in die Literatur ein, während Byron's mächtige und glühende Phantaſie losgebunden im Süden und Oriente ſchweift. England behält trotz der ungeheuren geiſtigen und materiellen Ausgaben, die der Kampf gegen den Napoleonismus und das allgeſchäftige Eingreifen in die Geſchichte des Continentes fordern, trotz des kritiſchen Durchganges durch Miniſterien, die entweder mit ebenſo viel Geiſt als Kraft ſeine conſtitutionelle Freiheit niederdrücken oder geiſtlos und unfähig ſeine Kräfte lahmlegen, noch Energie genug für durchaus freie Geiſtesentfaltung, die zum Theil ganz außer Berührung mit der Gegenwart ſteht, zum Theil aus idealen Höhen ſie beſchaut und richtet und beſtimmt. Der Vertreter ſind wenige, aber ſie ragen um ſo höher auf. Moore iſt das literariſche Haupt der Zeit. — Philoſophiſch-literariſch-kritiſch kommen in den essays and treatises insbeſondere die Arbeiten minderen Anlaufes auf, durch welche und für welche mit die reviews erſtehen und blühen, anerkannt die muſtergebenden für den Continent. — Die Berührung mit dem Deutſchen wird ſteigend und ſehr beſtimmend. An Zahl und Werth der Producte behauptet die Poeſie in gebundener und ungebundener Form die erſte Stelle. Die ſogenannte lake school entfaltet ihre Thätigkeit; ſie iſt keineswegs national, ſondern von der deutſchen Balladendichtung und dem durchs Deutſche hindurchgegangenen Romanticismus inſpirirt, mit welchem ſie vollſtändig die Form- und Zweckloſigkeit theilt. Sie giebt meiſt Naturſchilderei, die ganz nach der bizarren Romantik der ſchottiſchen Seegelände gefärbt iſt. Ueberhaupt macht hier die kecke Farbengebung Alles, Zeichnung, Formabrundung und Compoſition fehlen. Das iſt die lautere Poeſie des Widerſprüchs, die in ihrer Raffinirtheit mit Vorliebe das Abſcheuliche, Unmögliche und Widerſinnige pflegt, eigenſinnig die Contraſte aufſucht und zuſpitzt, verworrene und dunkle Phantaſiebilder ohne pſychologiſche Motive aufſtellt, politiſch natürlich ganz in den Dienſt der Reaction genommen iſt. Im Intereſſe der Freiheit und der Poeſie ſtieß ſich Byrons mächtig ſelbſtſtändige Natur an dem ganzen tollen Gebahren, und er hat die kleinen Geiſter unerbittlich mit ſeinem maliciöſen Spott übergoſſen.

Italieniſche Literatur. Die franzöſiſche Einwirkung giebt der italieniſchen Bildung keine Tiefe, aber Ausdehnung, und weckt das Volk auf. In Blüthe ſteht im Grunde nur die Lyrik eines Foscolo und Pindemonte, und vor ihrem Ueberwiegen tritt alles Andere zurück, auch was von dieſen und Anderen auf dem dramatiſchen und geſchichtlichen Felde verſucht wird. Trotzdem iſt dieſe Periode für Italien die Weckerin eines neuen und folgenreichen Lebens auch nach Seiten der rein geiſtigen Entwicklung, und ihr Werth erſcheint um ſo höher, wenn man gebührend erwägt, daß in ihr ohne allen Zweifel die Wurzelkeime der neueſten Auferſtehung des lange unwürdig geknechteten und unwürdiger zerriſſenen Volkes liegen. Denn ſchon ſind die dämmernden Bilder eines kommenden nationalen Aufſchwunges, aufgegangen an den beiden geradehin divergirenden Factoren: dem allen Edleren gemeinſamen und tieftrauernden Bewußtſein von dem langen und gründlichen Verfall einer-, den unſterblichen Erinnerungen an die einſtige claſſiſche Hoheit, die ſich dem Italiener immer noch in den todten Mauern Roms ſprechend verkörpert, anderſeits — ſchon ſind ſie die Geiſter weckenden und Geiſter bewegenden Mächte. Alle Sympathien des Volkes, von der tiefen Trauer bis zum jubelnden Morgenruf, vom religiös ergebenen und zuwartenden Vertrauen bis zum revolutionären Sturmſchrei, ſprechen ſich lebendig in lyriſchen Geſängen aus, der natürlichſten Ausdrucksform dieſer Sprache und dieſes Volkes. Aber allen Stimmen iſt das trauernde Bewußtſein gemein vom Verfall und der Zerriſſenheit ihrer Nation. Der ſchlagendſte Grundzug iſt das urächt Nationale. — Verglichen mit der nachfolgenden faſt totalen Verödung der Reſtaurationszeit iſt die franzöſiſche Periode immerhin ein Glanzpunkt, und vor allen der Name Foscolo's wiegt trotz all ſeiner Schwächen und Unebenheiten an tiefgehender Wirkung Dutzende von Mittelmäßigkeiten auf.

Die romantiſche Schule. Literariſche Haupt- und Grundanſchauung bleibt die romantiſche Schule, das der deutſchen Literatur aufgepfropfte Gewächs, das von ihr aus auch ſogleich in die anderen Literaturen übergeht und die natürlichſte, darum auch trefflichſte Aeußerung in der franzöſiſchen nimmt. — Dunkles, weit hinausgreifendes Streben; Langen nach unklaren Idealen, genährt an dem mit Begier eingeſogenen Gefühl gährender Jugend- und Manneskraft; herausforderndes Kokettiren mit Tod und Leben, mit Welt und Denken; Tändeln mit einer Liebesluſt

des Todes, mit klagender Sehnsucht und wilden Schmerzen, so geläufig, so unbedacht, daß der unbefriedigte Ausdruck selbst aus den Bildwerken der Alten will herausgelesen werden; bis zur Abgötterei getriebene Verehrung der Kunst, die sich mit Religion und Frauenliebe in ein allen Romantikern in den verschiedensten Nüancen, aber immer unklar durchs Herz ziehendes Gefühl verwiebt; neben dem tausendfach gepredigten Glauben an die beseligende Macht der Kunst ein Spielen in und mit ihr, das ihr selbst Schaden thut und sie wesenlos macht; überhaupt phantastisches Weben ohne ethischen Halt und jenen Ernst, der Kunst und Leben erst adelt; die personificirte Aeußerlichkeit und der Dilettantismus in großem Styl; die Lebensweisheit des freien Genusses und des kecken Eingreifens, die aber in ganz deutscher Manier immer doctrinär bleibt, selbst in der eben darum liederlichen „Lucinde"; keck ausschweifender Sinn, der sich auf sich selber pochend als heldengroßes Mannesbewußtsein geben möchte; jenes aus den alten Dichterbünden übererbte, bei diesen romantischen Seelen mit allem zuckersüßen Brei einer gedankenschwachen Civilisation versetzte Freundschaftsschwärmen; immerfertiges Ausrufen und Ansetzen zu neuen Schöpfungen, die selten über den ersten Anlauf hinauskommen; ein Wollen, das nur das Wollen will, und eine Begeisterung, die wohl Großes verlangt, aber nicht vermag, weil freilich der hochfliegende Schöpfungsdrang da ist, aber nicht die rechte Kraft; das Gemisch aus einem stofflosen, künstlichen, nur um seiner eigenen Gluth willen, an der sich die kalten Seelen erwärmen und berauschen wollen, aufgeschürten Schwärmen und einem sentenzen- und reflexionslustigen, nie tiefen Gedankenleben, die sich beide nach momentanen Wallungen gesetzlos kreuzen; die am thatenarmen Idealitätsschwindel aufletternde polemische Ueberhebung und unsichere ästhetische Bildung; das harmonielos verwobene Product der Analyse und der Schwärmerei ohne Gestaltung noch Verband noch zweckbewußtes Geistesschaffen; Selbstbeobachtung, Selbstanstaunen, Selbstvergötterung, Aufschrauben des Unbedeutenden zur Wichtigkeit, ärger als es die Franzosen gewohnt sind; Umkehr des Gemeinen ins Ungewöhnliche, des Bekannten ins Unbekannte, des Niedrigen ins Erhabene, des Endlichen ins Ewige, überhaupt das Herstellen eines unendlichen Scheines, worin nach Novalis, der dafür wenigstens das natürlichste Gefühl hatte, das nothwendige Romantisiren der Welt besteht; in Alledem Raffinement und Unnatur, daher die Künstler-

novellen, Malergeſchichten, Selbſtbekenntniſſe ſchöner Seelen, die Briefliteratur: das iſt die Seele der Romantik. So entſteht der orakelnde Nihilismus, hinter deſſen Schleiern der deutſche Geiſt ſo gern nach apolloniſcher Weisheit ſtöbert. Dieſem willkürlichen Individualismus, der etwas Außergewöhnliches ſein und doch allgemeine Geſetze geben will, geht die Grundbedingung alles künſtleriſch Schönen ab: die freie Geſetzlichkeit. Es iſt das melodiſch fein wollende bedeutungsloſe Spiel, das ſich principiell verherrlicht und von dem Ernſte der Idee und des Lebens höchſtens ſtreifen läßt. Das hat ſich an den Producten gerächt. Die völlig fundamentloſe und unklare Abgötterei mit einem neuen prieſterlichen Kunſtcult, der ſich dem Leben gegenüberſtellt — jenes das urſchöne Ideal, dieſes die gemeine Wirklichkeit — wird ſo viel und verheißend gepredigt, daß wohl endlich auch Ungläubige gläubig werden mußten. Die Schule will — das iſt ihr eignes Geſtändniß — eine Univerſalpoeſie durchführen wie eine kosmopolitiſche Kunſtreligion. Die Tendenz kehrt immer und überall zurück zum altreligiöſen Glauben vor aller Kritik und zur Herrlichkeit des deutſch-römiſchen Kaiſerthums; nur darin wird das Heil erblickt auch gegen die eiſerne Noth der Zeit, die Fremdherrſchaft. Dieſe Geiſter klettern zwergartig an den alten Burg- und Kloſterruinen des chriſtkatholiſchen Ritterthums auf und ab. — Faſt überall tritt die verirrte Phantaſie in die Kritik hinein, die in den unſicherſten und weiteſten Bildern anbetend ſchwärmt, während die Poeſie reflectirt und analyſirt. — Verhältniß zur Religion: Es iſt ſeltſam, wie die ſo chriſtlich ſein wollende Romantik (ſelbſt Novalis, ihr tiefſt religiöſes Gemüth) in ihrer Begeiſterung für die erſt zu ſchaffende Kunſtreligion auf die verſchiedenſten, wandelbarſten, mit Allem eher als dem poſitiven Chriſtenthum ſtimmenden Anſchauungen geräth; ſeltſam, wie ſich Pantheismus, katholiſches Chriſtenthum, künſtleriſche Zukunftsreligion in ein gedanken- und verbandloſes Gefühlsgebräu zuſammenwerfen, deſſen Subſtanz, ſofern überhaupt von ſolcher zu reden iſt, in den einzelnen Köpfen bald mehr, bald weniger vom Chriſtenthum unabhängig, zu ihm feindlich iſt. So erweiſt ſich Fr. Schlegel in den „Fragmenten“ noch dem Bibelglauben, ja dem Chriſtenthum ſelber eher feindlich als geneigt, die eigentlichen Chriſten erſcheinen ihm als die Gegner der neuaufſtrebenden Kunſtreligion. Aehnliches ſagt ſogar der gemüthlich-fromme Novalis. Doch was ſoll kommen? Das ſchaut oder ſagt nicht Einer von ihnen. Was ſie

vom Chriſtenthum verſtehen, ſind höchſtens die mittelalterlichen Vorſtellungen von der allgemeinen Sündhaftigkeit, dem nothwendigen paſſiven Gehorſam, dem Knechtesdienſte der Maſſen und dem irdiſchen Jammerthal: die Theorie zur Politik der heiligen Allianz. Sie treiben es überhaupt mit dem Namen Religion, der ihnen das Trivialſte verkleiden ſoll, ärger als Feuerbach, dem Eſſen und Trinken religiöſe Acte werden. Die widerſpruchsvollſten und widerwärtigſten Erſcheinungen auf dem Boden ſind die, welche eine ganze Reihe gefetzloſer Phaſen durchgehen, um endlich platter Dinge in den Hafen der katholiſchen Kirche einzulaufen.

In keiner Art Production hat die Romantik ihre Exceſſe mehr offengelegt als im Drama, das unter ihrer Bearbeitung nur gelitten hat. Da giebt ſie allen Cauſalzuſammenhang auf, ja ſie hält nicht einmal die Weſenheit der Perſonen feſt. Von Handlung iſt oft gar keine Rede, dafür tritt dialogiſch oder muſikaliſch variirte Erzählung oder Anecdote auf, auch die nicht rein, ſondern mit Reflexionen überhäuft. Die Auflöſungen ſind widerſprechend oder ganz mangelhaft.

Eine ganz andere iſt ihre Stellung zu Lyrik und Kritik, die beide großen Reichthum von Anſchauungen und Anregungen aus ihr davongetragen haben. Jene wird ungemein bereichert an Formen und Gefühlen, Anſchauungen und Gedanken, dieſe freilich mehr angedeutet als verarbeitet; kurz, neue und weite Blicke gehen ihr auf. Der Kritik danken wir — und das iſt wohl das entſcheidendſte Verdienſt dieſer Schule, namentlich A. W. Schlegel's —, daß ſie die Literatur mit den übrigen hiſtoriſchen Lebensrichtungen in genaue Verbindung brachte, damit die kritiſche Anſchauung hob und weitete, erſt den concentriſchen Lebenspunkt der literariſchen Erſcheinungen finden, ja erſt ſuchen lehrte und die lahme philologiſche Wortklauberei der gewohnten Kleinkritik zurückdrängte. Die Kunſtkritik wird in ihren Gebieten erweitert und in ihren Gedanken vertieft; Philologie und Alterthumskunde nehmen unvergleichlich größere Dimenſionen an; Kenntniß und Verſtändniß des Fremden ſteigen mit Rieſenſchritten. Die Kritik der Schule, aufs Engſte zuſammenhängend mit der Philoſophie und den halbhiſtoriſchen Strebungen der Zeit, iſt doppelter Natur: nach der einen Seite grundſatzlos, verſchwommen, orakelnd, in weiten Bildern, Analogien und Streifgedanken ſich ergehend, mehr von Phantaſie und Poeſie als logiſcher Beſtimmtheit an ſich tragend, nach der anderen Seite univerſell, geiſtig

und ſeeliſch vertieft, aus dem Großen ſchöpfend und ins Große gehend. Ihre Vorzüge ſind gewichtiger als die Mängel. Auch der Kreis der Kenner erweitert ſich ungemein, wozu der Umſtand mitwirkte, daß die Schule das Aufkommen literariſcher Journale und das der Taſchenbuchliteratur, die erſt etwa drei Jahrzehnte zählte, entſchieden begünſtigte. Der geiſtverwandte Solger war es, der das äſthetiſch-kritiſche Urtheil, namentlich Tieck's, ſtark beſtimmte und 1805 die kunſtgeſchichtlichen Principien im „Erwin" auseinanderlegte, während Adam Müller's „Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur" 1807 die förmliche Vergötterung des Romanticismus ſind.

Nichts aber iſt größer als der Reichthum an Anſchauungen, Bildern und Formen, welche der Lyrik einen unendlichen Schwung gegeben haben. Wir haben derſelben Denkrichtung die neu erwachte Begeiſterung für die Natur des Volkes und ſeine Lieder, die Einkehr in den nationalen Geiſt und die nationale Geſchichte zu danken; daher die großen germaniſtiſchen Studien, daher die Forſchungen auf dem Boden der Provinzialgeſchichte und die viel größeren auf dem der Sprache. So iſt das auch die Zeit des erſten großen Eingehens auf die deutſchen Volksbücher und Volkslieder, der Sammlungen und Bearbeitungen fürs Volk, das man zunächſt einfach, ohne noch kritiſch zu ſondern, mit dem Inhalte ſeiner Vergangenheit bekannt machen will. Hieher zählen die Ausgaben von von der Hagen und Büſching, ſo die deutſchen Volkslieder mit Melodie, hieher die mit ſeiner Sorgfalt für das Urſprüngliche ausgeführte Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen" durch die Gebrüder Grimm 1812—13, als Weſentlichſtes aber von der Hagens Bearbeitung des Nibelungenliedes 1807. Aber auch dieſes Treiben iſt bei den eigentlichen Romantikern nicht national; ſie fliehen ins altdeutſche Reckenthum wie in jedes andere Fremde. Die neue Manier verliert ſich zunächſt überhaupt noch in eine Maſſe von mehr oder minder geiſtreichen Unwahrſcheinlichkeiten, forcirten Analogien, Vermuthungen, Bildern, zufälligen Zuſammenſtellungen; ſie ſetzt noch das Gefühl über den Begriff, die äſthetiſche Stimmung über das geſetzmäßig begründete Verſtändniß; es bleibt noch mehr beim Arbeiten nach künſtleriſchem Belieben als nach Grundſätzen, am härteſten aber hat ihr die überwuchernde Tendenz geſchadet.

Romantik und Idealphiloſophie, ſo ſehr ſie ſich im innerſten Kern entgegengeſetzt ſind, treten doch mit einander auf und gehen eine über-

raschende Verflechtung ein. Viel natürlicher ist der Bund, den die Romantik in ihrer zweiten, ausgesprochen freiheitsfeindlichen Phase abschließt mit dem Pantheismus von wesentlich Schellingscher Färbung, der theoretisch ebenso die Freiheit aufhebt, wie jene sie praktisch bekämpft. Unläugbar bleibt, daß auch diese zwei Richtungen in ihrer reinen und schönen Zeit das Geistesleben mit einem Reichthum befruchteten, welcher der flach und äußerlich gewordenen Aufklärung gegenüber ein unschätzbarer Gewinn war. Damals noch nicht aristokratisch tendirend, in Wahrheit den geistigen Fortschritt fördernd, schlägt die Romantik bald um und packt Alles und Alle, hält sich ja Goethe selber nicht frei von ihr! Im Anfang wurde wesentlich durch die beiden Schlegel die verflachte Literatur (Nicolai — Kotzebue) vergeistigt und das Verständniß nach den verschiedensten Seiten hin (Alterthum, Germanismus) vertieft. Auch die Romantik will zunächst die innerlich sich vollziehende und befreiende Reform des deutschen Lebens, aber frühe schon sucht sie dieselbe nicht nach vorn, sondern schaut rückwärts; der Blick in die ritterlich-hierarchische Kaiserzeit blendet ihre Sinne und stumpft ihr Verständniß ab. In ihrer vom Licht abgewendeten Phase gehen von München, Berlin und Wien die mittelalterlichen Liebhabereien aus. Es ist hier mehr innerlich sich vollziehend dieselbe Strömung, die in Frankreich, das überhaupt keine geistige Entfaltung duldete, aus den Sansculotten besternte Militär- und Civildespoten machte. Die Deutschen dieser Sorte aber sind erst cynisch, dann frömmelnd, und die consequentesten werden katholisch. Die Schule nimmt überhaupt insofern eine Entwicklung zum Katholicismus wie zu jedem anderen Fremden, als sie schließlich das Ideelle, zu dessen Gunsten sie zuerst die Realität verflüchtigte, veräußerlicht und zur bloßen Form herabsetzt. Darum ist das auch die Zeit der großen Convertiten: Graf Leopold v. Stolberg giebt 1800 das bitter gegeißelte Beispiel, Fr. v. Schlegel 1801, Adam Müller 1805, Zacharias Werner 1811 folgen nach, und der Herr v. Haller, der ihrer würdige Staatsrechtskünstler der Schule, schließt 1820 die Reihe. Natürlich ist Wien der Hauptsitz dieses Treibens, doch nistet es sich fast ebenso stark in dem deutsch-protestantischen Berlin ein. Den Ton geben außerdem in dieser und der nächsten Periode eine große Zahl vornehmer Personen an: Reichsfürsten und Reichsgrafen, deren reichsunmittelbaren Fürstenrang die Zeit gebeugt oder deren Herrenrechte sie beschnitten hatte und die

nun für die gefallene Größe in der alleinſeligmachenden Kirche Heilung ſuchten. Es liegt ein vornehmer Tick in dieſer Sucht, die auch in unſerer zweiten großen Reactionsperiode als natürlicher Rückſchlag wiederkehrt und immer von den Kreiſen ausgeht, bei denen es guter Ton iſt, heute frivol und morgen bigott zu ſein oder doch zu ſcheinen. Manches auch erinnert an den orientaliſchen Quietismus: Feier des Müßiggangs; darum iſt das Rückblicken nach Indien nicht widerſtrebend, man ſucht nach einer Weisheit des Dunkeln, Urreligion; das iſt eine Richtung, die zuſammenſtimmt mit der momentanen Ueberhebung der neuerſchloſſenen indiſchen Literatur durch die vergleichende Sprachforſchung.

Wie dieſe romantiſche Literatur mit weiblicher Receptivität weſentlich auf der Leichtigkeit des Anempfindens ruht, ſo ihre bedeutſamſte und zum Theil auch ſegensreichſte Wirkung auf allſeitigen Anregungen. Die Poeſie, ganz vom Leben abgewandt, ward vornehm und darum ſpäter ſo leicht der Reaction dienſtbar, die auch ein Deutſchland wollte, aber ein kreuzritterliches. Dieſer Dualismus verkehrte auch die Begriffe; das Gefährliche ward erſt klar, als die Richtung trotz ihres ſehr geringen Berufes dazu anfing ins ſtaatliche Getriebe einzugreifen; die uns nicht paſſende Kunſtneigung führte auf noch weniger paſſende Sympathien in Staat und Geſellſchaft. Dieſen künſtlich katholiſirenden Hängen ſteht die zügelloſe Frivolität genau ſo nahe wie die religiöſe Schwärmerei. Den Gipfelpunkt der unſerer deutſch-proteſtantiſchen Bildung ins Geſicht ſchlagenden Verkehrtheit bildet die Verehrung des „ganz göttlichen“ Calderon. Die Romantik bildet überhaupt eine Literatur aus, die nie national iſt; es ſoll Weltliteratur ſein, die ſogar mit dem Orient liebäugelt, und zuerſt die neue Kunſtreligion, hernach der alte Katholicismus ſoll Weltreligion werden, wie der franzöſiſche Kaiſerſtaat zur gleichen Zeit Weltreich werden will. Sie iſt für die ausgeſuchte Geſellſchaft und hat immer etwas Ausſchließliches. Insbeſondere iſt ſie für die Frauen da, die deßhalb auch von ſo vielfachem Einfluß in den Kreiſen waren und nicht blos Literatur zu treiben, ſondern ſelber zu produciren begannen. Nicht Einer der Hauptträger macht den Eindruck, einer männlich tragiſchen Leidenſchaft oder einer die Stürme überdauernden Begeiſterung fähig zu ſein, darum ſchufen ſie ſo wenig Großes und Bleibendes. Wo die Kraft fehlt, ſoll der Sinn ausreichen; die Schule appellirt immer an die Neigung. Wo

das freie Künstlerleben und die Ungebundenheit der schönen Künstlerseelen in dem Grade die Kunstanschauungen illustriren und die Leistungen beeinflussen, da muß die Kritik danach fragen, und die Führer der Schule machen im Leben keinen besseren Eindruck als in der Kunst, das kommt bei der Beurtheilung ihrer Schriften mit in Rechnung. Zügellosigkeit und Anmaßung erweckten der Romantik schon um die Wende des Jahrhunderts von allen Seiten heftige Feindschaft und riefen einen erbitterten literarischen Kampf wach.

Diese Literaturperiode ist ganz entsprechender Weise mit charakterisirt durch die Uebersetzungsmanie, die uns geblieben ist und damals gänzlich den Zug nach dem romanischen Süden aufnimmt. Namen wie Gries, Kannegießer, später Streckfuß u. a., die nur darin ihre Bedeutung haben, würden sich heute bei Weitem nicht mehr den Klang machen, wie er ihnen als Ersten in der Bahn geblieben. Streckfuß eifert Gries nach, wohl dem Berühmtesten, und hat für die Uebertragung des Dante an Kannegießer einen guten Vorgänger. Tiecks Uebersetzung des „Don Quixote" 1799—1801 steht weit über den vorausgegangenen. Sprachgewandtheit und leichte Behandlung der südlichen Formen ist ihnen allen gemeinsam. Gries beobachtet vollkommene Treue. Hieher zählt auch der Dichter Friedrich Adolph Kuhn; er beginnt 1802 und endet 1807 mit seinem Freunde Th. Winkler (Th. Hell) die Uebertragung der „Lusiade". Selber der Orient bekommt seinen Tribut; so wird der „Divan" des Hafis (Oden und Elegien) 1812—15 von Hammer übertragen. Indische Ausgaben und Uebersetzungen folgen. Von Gewicht und Einfluß sind die mehrfachen Uebersetzungen des Ossian aus dem Gälischen, namentlich des vielseitigen Philologen Christ. Wilhelm Ahlwardt Uebertragung, 1811. Der „Amadis von Gallien" wird französisch und englisch erneuert. Hieher gehören auch Bearbeitungen und Uebersetzungen der „Edda", insbesondere P. E. Müllers Untersuchungen. Auch nach der Seite haben A. W. Schlegel und Tieck Vollendetes geliefert, schon durch die glückliche und hochbedeutende Wahl ihres Stoffes, und ihre Uebersetzung Shakespeare's gilt mit Recht heute noch als meisterhaft. Mag sie vielleicht für den jetzigen Kunstgeschmack namentlich in der Darstellung mehrfach derb und hart erscheinen, mögen die originellen Freiheiten des merry old England etwas keck mit herüber genommen sein: gerade daß sie den Geist und Geschmack des altenglischen Theaters

mit seltener Treue und liebevoll eingedrungenem Verständniß wiedergiebt, wahrt ihr als bleibendem Grundstein einen unvergänglichen Platz. A. W. Schlegel hat die Uebersetzung zuerst von 1797 bis 1810 angegriffen, unvollendet weggelegt, später mit Tieck revidirt und die fehlenden Stücke von diesem bearbeiten lassen, der später zur Vollendung der großen Arbeit noch den Grafen Baudissin beizieht. Das „Spanische Theater" liefert Tieck 1803—9, „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" 1804. Ueberall trifft er mit Leichtigkeit den Geist und zeigt technische Vollendung, Sylbenmaß und Reim nach strengen Regeln festhaltend. — So wird massenhaft fremder Stoff in unser Leben hereingetragen, bereichernd, aber auch verwirrend.

Wesentlich von Außen nach Innen arbeitend und zunächst nur von der Form ausgehend, verhielt sich die Schule gleichgültig gegen den Inhalt, bis endlich der den nationalen und zeitgemäßen Forderungen widersprechende sie widerstandslos gefangen nahm. Die Sünde gegen den Geist ist ihre größte praktische Schuld. Jedes Zeitverständniß geht diesen befangenen Naturen ab, und sie behaupten über ihr eignes Zeitalter das Widersprechendste und Unwahrste. Der Gang, den sie nehmen, ist bereits sehr richtig bezeichnet worden: er geht vom Schwärmen für die freie Kunstform bis zum Anbeten des rohen Stoffes — immer das Schicksal, das den in der Luft hängenden Idealismus erwartet, der leicht in die rohe Materie herabsinkt. So kam die Romantik zum Katholicismus', wie die nihilistische Idealphilosophie und die überschwängliche Theologie gar gern in materialistische Idolatrie umschlagen. Das schwachsinnige Geschlecht verkehrte schließlich die objective Ruhe Goethe's und die subjective Verflüchtigung Fichte's, und daraus entstehen der mittelalterlich-orientalische Quietismus, der lahme Mysticismus, die Ironie und das Spiel, die geniale Willkür, die thatenarme Abwendung vom Leben und der Geschichte, die verfeinerte Genußsucht und frivole Frömmelei der dienstbaren Geister, welche die politische Restauration nur aufzugreifen brauchte, um ihre Unfreiheit und Unduldsamkeit auf Obscurantismus und geistige Erlahmung zu stützen. — Nichts bezeichnet schärfer die dem deutschen Geist eigne Abtrennung des idealen von dem realen Leben, als das Zusammenfallen der Blüthe dieser lebensfeindlichen Poesie und Philosophie mit den ungeheuersten politischen Krisen, welche mit Donnerlaut ins Zeitleben zurückriefen, und fremde Häupter (Madame de Staël) mußten

den damaligen Wortführern der deutschen Literatur die Schmach vorhalten, die größten Errungenschaften des deutschen Geistes zu bemäkeln und das nationale Leben verfallen zu lassen.

Auszeichnend für die Formbehandlung der ganzen Schule sind künstliche Form- und Reimverschlingungen, Reimfülle, Assonanz, Verwendung altdeutscher und Nachahmung antiker und südlicher Formen, abspringender Strophenbau, Mengen von Poesie und Prosa, ins Formlose gehende Willkür.

Es mag barok scheinen und hat doch seine sichere Begründung, wenn man behauptet, daß alle wesentlichen Grundzüge der Schule, in erster Linie ihre Mängel, am sichersten aus den Gedichten der Schlegel, namentlich Friedrichs, herausschauen.

Die romantische Abwendung vom Leben ward in den Massen und ihren Häuptern durch die fast fatalistisch riesigen und raschen Schicksalsschläge getragen, die erst Alle vor dem Einen und dann den Einen selber niederwarfen, als sein Uebermuth (ὕβρις) den eignen Willen dem Fatum gleich zu achten und zu setzen wagte. Diese Schläge sind gleichsam die empirisch-zeitlichen Spiegelbilder der erdrückenden Immanenz des Absoluten, die in Schellings und Hegels Philosophemen kein Endlich-Individuelles aufkommen läßt. Uebrigens ging das romantische Element, welches überall das Alte als ein phantastisch vorgebildetes Neues zu setzen bemüht war, schon mit Napoleons Wiederaufrichtung des Katholizismus in geschichtliche That über.

Die Führer der Schule sind die beiden Schlegel und Tieck.

Die beiden Schlegel stellen sich mit mehr Berechtigung, als ihrer Poesie zukommt, wesentlich die Aufgabe, das romantische Princip in der Kritik und durch sie zu fixiren. Beide Vertreter derselben Schule, beide denselben Gebieten zugewendet, fordern sie doch sehr verschiedene Werthung. Friedrich hat wenig Bleibendes geschaffen, schon jetzt ist das Meiste von dem, was er schrieb, vergessen; zu früh an weite Aufgaben gegangen, hat er sie unvollendet liegen lassen und hernach meist zerstückt gearbeitet. Anders sein Bruder. Wäre Nichts weiter als die dramatischen Vorlesungen, so hat er sich mit ihnen ein bleibendes Denkmal geschaffen. Klarheit und Anmuth zeichnen seine Prosa aus. Friedrich ist ein an den Krankheiten der Schule, an denen August Wilhelm mit leidet, wirklich verkümmerter Geist geworden, das leibhafte Beispiel der

ſich ſelbſt überſchätzenden Unproductivität und weiblich-kokettirenden Senſualität. Er zeigt ebenſo viel Zerſplitterung in den überall höchſt unvollſtändigen Studien wie Verſchwimmen in der Kritik und Poeſie. Auguſt Wilhelm iſt der bei Weitem größere Geiſt, weil überhaupt eine kräftigere, in ſich ſichere und klare Natur, die deßhalb conſtanter bleibt und immer etwas Claſſiſches wahrt. Es iſt wahr, daß er zu Anfang des Jahrhunderts über ſeine Zeit, die er im Intereſſe der mittelalterlich katholiſirenden Anſchauungen herabſetzt, ebenſo verkehrte Behauptungen aufſtellt wie die Anderen und einer Vergeiſtigung der Materie und ihrer Beziehungen zum Menſchen nachjagt, die Nichts als Magie wird. Aber es ſind Gedankenmomente der ebenſo gut von Paris als von Wien ausgehenden Strömung, die ſein geklärterer Geiſt wieder überwindet, und ſchon um die Mitte des Jahrzehnts ſpricht er ſich mit claſſiſcher Einſicht, ja mit Bitterkeit gegen die Schlaffheit der träumeriſchen Poeſie ſeiner Freunde aus, das Bedürfniß einer kräftigeren Regung fühlend. Auch Dichter iſt Friedrich noch viel weniger als ſein Bruder. Die Lyrik der beiden Brüder, die höchſtens gemachte Dichter waren, hat etwas Geſchraubtes, es iſt kaltes Feuer. Aeußere Vollendung: Formvariation, gewandte Technik, beſtechende Sprachkunſt, das iſt Alles. Auguſt Wilhelms „Gedichte“ erſchienen zuerſt 1800; das Glänzendſte ſind die Sonette, die namentlich zur Nachahmung herausforderten. Die „Gedichte“ von Wilhelm Friedrich 1809 ſind allerdings vaterländiſch angeregt, theils dithyrambiſch, theils elegiſch.

Friedrich Schlegel.

Friedrich Schlegels poetiſche Thätigkeit umfaßt meiſt das erſte Jahrzehnt. Seine Gedichte ſind nur verſificirte Proſagedanken, wundergläubige Erzählungen und fromme Sentenzen. Er hat nicht die Vorzüge ſeines Bruders, aber ausgeſprochenſt alle ſeine Mängel, ja die der ganzen Schule. Wer alle ihre weſenloſen Grundzüge beiſammen finden will, der ſehe nach „An Heliodora“ und das Lehrgedicht „Herkules Muſagetes“. Der auffallendſte Compoſitionsmangel, Bild- und Geſtaltloſigkeit, kalte und geſchraubte Gebilde ohne alles warme Leben, matte, farbloſe, nüchterne Stukkaturarbeit, Ueberwiegen ſchiefer Tendenz ſetzen dieſe Thätigkeit herab. Wer will z. B. in dem viel unter den beſten ausgezogenen „Das verſunkene Schloß“ eine Spur von künſt-

lerischer Anordnung oder einheitlichem Bilden herausfinden; wer sollte nicht fühlen, daß schwere Kälte die erstarrten Gestalten drückt? Nichts als die bloßgelegte Tendenz geben die zweie „An die Dichter" und „An die Deutschen" 1810; Ritterthum und Kirche, mittelalterliche Größe, hochmüthiges Träumen von einem priesterlichen Kunstcult, dessen Tempel bereits anfange gen Himmel zu steigen. Die stilistischen Formen selbst, ohne Reiz, leiden oft Gewalt; die Assonanz bleibt ohne alle Wirkung, fast ungehört; die Reime sind erzwungen und unrein wie die Begeisterung. Ohne Maß braucht er entweder die in ihren Reimverschlingungen schwelgende Sonettenform oder geht zurück auf die eindruckslos gewordene Assonanz oder noch weiter zur ganz reimlosen Versification; allgemein scheint ihm der Reim nicht zu fließen. Seiner Weise paßt das häufige Fortschreiten in strophenlosen Gängen oder in nicht festen und vielfach an Länge wechselnden Strophen. Nicht Form, nicht Gedanke zeigen organische Verbindung. Weder der Satz- noch der Versbau sind schön, kaum correkt; schwerfällig hingebaut, machen sie doch den Eindruck des Vernachlässigten. Vielfach willkürliche, ja geradezu falsche Sprachformen laufen Anschauungen parallel, die unklar, verschroben und gewunden den äußeren und inneren Sinn verletzen; der Dichter ist mangelhaft ausgebildet; wie keine Gestaltungskraft, so besitzt er keine Formauffassung.

Der analysirende Verstand und ein Kunst und Religion unklar vermengender unproductiver Enthusiasmus wirken harmonielos an dieser Dichtung, die nichts Anderes giebt als heterogen zusammengefühlte Lieder ohne geistige Einheit und mit unverständlichen Zügen. Das Zarte wird tändelnd, das feine Gefühl zum leicht Gefühlten, das duftig Kosende zum Spielenden, freilich noch mehr bei Tieck. Frühe schon geht er unverhüllt zurück zum halb sinnlichen Mariendienst und der spanisch wundersamen Mystification des Kreuzes — mit der südlichen Form südlicher Geist; aber gerade darin schweißt er nach Art von Brentano Gedanken und Gefühle in ein so formloses Conglomerat zusammen, daß sie jedem anderen Geist unverständlich sein müssen. Gipfel der Verirrung ist der Cult Calderons; das Sonett auf diesen bringt nur phantastisch orakelnde Kritik. Sein Gedicht ist der Phantasie ebenso bar wie der Erfindung. Auch seine Anschauung der Natur ist keine unmittelbare, sondern immer durch Gedankenreihen vermittelt, die sie beschweren und umhüllen; die Weise ist nicht sym-

bolisch, sondern wieder reflectirend; sie giebt nicht die Naturgestalten, sondern die Gedanken, die der Dichter sich über sie macht. Die einzelnen Gefühle mögen oft rein, die Gedanken oft wahr sein; aber sie vollenden kein schönes und faßbares Gebilde, haben keine Physiognomie. Daher auch so viele bedeutungslose kleine Portraits aus dem Naturleben, für welches er kaum geweckten Sinn hatte. Es ist unbestimmtes, willkürliches Naturdenken, dessen Geist flach, dessen Form verschwommen wird. Dasselbe Verschweben ins All, das er dem Geiste des Dichters zuschreibt, trägt er in geburtenarmem Idealisiren auf die Naturwesen über. Ebenso farblos, ebenso allgemein und reflectirend zusammengesucht sind die Geistesbilder, willkürlich an einander gedachte Züge von Portraits, die keinen einzigen eindringenden Blick ins Seelenleben gewähren.

Die oft nichtigen Stoffe trägt diese Poesie, weil ihr bewegende Ideen mangeln, mühsam aus aller Welt zusammen; oft scheint gar kein Stoff da, so in dem leeren „Traum". Ebenso die Genres. Darin bekundet Friedrich Schlegel am frappantesten den Mangel wahrhaft poetischen Lebens. Die „Sinngedichte" 1815 bespötteln die Philosophie, die doch diesen Köpfen so nothgethan hätte, um die verworrenen Gedanken etwas abzuklären. Auch er giebt wie die Anderen unbestimmt lange und zahlreiche Varianten. — Alles in Allem mangeln Friedrich Schlegel zu allererst zwei Grundbedingungen, die den Dichter machen: sinnscharfe Anschauungsgabe und formenreine Gestaltungskraft.

Leicht abzunehmen ist, daß dieser Art dichterischen Wesens die Befähigung zum Drama nicht eigen sein konnte. In der That ist der „Alarcos", schon von Schiller ein seltsames Amalgama des Antiken und Neuest-Modernen geheißen, ein widerspruchsvolles, ja völlig verwirrendes Stück, eine Art Schicksalstragödie, die kurzes, wüstes und blutiges Leben hat und es in ihren kalten, widerstrebenden Formen und den gegen allen Kunstbegriff durch einander geworfenen Metren (antiken und modernen) nicht einmal zu nennenswerther Wirkung bringt. Hier wie überall will Schlegel nur durch Stimmungen wirken; die ethische Vermittelung oder Motivirung fehlt. Es ist Gespensterdramatik, der Stoff wie gewohnt nicht Erfindung des Dichters, sondern aus der spanischen Romanzenwelt entlehnt.

Die Behandlung der mittelalterlichen Sagen ist unschön, poesielos, selbst dürftig und in Allem unzeitig.

Immerhin mehr ſpontane Kraft liegt in der „Lucinde", dem viel berufenen Roman. Ein eigenthümliches Product: Ueberſtrömen des Gefühls bis zum Zerfließen ins Unendliche und damit Zerſtören ſeiner ſelbſt. Spiegelbild der zerfahrenen Stimmung ſind ſchon die langgedehnten und doch wieder wild ſpringenden Perioden, überladen mit einer Maſſe hochtönender Epitheta. Nicht der Standpunkt unſerer verſteinerten theologiſchen Moral iſts — und eben ſie hat gegen die Lucinde ſo viel Schreiens gemacht —, dem zu liebe das Werk verurtheilt werden darf; der Fehler iſt ein künſtleriſcher, deſſen Quell innen im Gemüthe ſelber liegt. Es iſt Etwas wie Ironie: jenes überwallende Gefühl einer hochgehenden und ſich ſelber heilig ſprechenden Lebenskraft, die jede Schranke niederſtürmen und den Kelch bis zum Grunde leeren will, — was thut ſie denn, die gewaltige? Sie tobt ſich aus in hohlen hohen Worten von der Ewigkeit einer Liebe und Freundſchaft, die morgen hin ſind; ſie gebärdet ſich als Heros in den Umarmungen einer ſchönen Frau; ſie ſtürzt ins wilde Gewühl der That am Toilettentiſch; ſie verſtrömt ihr Herzblut in tragiſchen Declamationen. Schlegel berührt in ſeinem Roman den eigentlichſten Quellpunkt des Gemüthslebens, und gewiß, er giebt ein gut Theil ſeines eigenen Fühlens; aber eben das, was er ſo eigentlich will, läßt ſich nicht darſtellen; Worte und Bilder fließen formlos aus einander, und die feinen pſychiſchen Geſtalten werden unter dem Bilden unmerklich andere, als der Künſtler wollte — der Engel wird Fratze. Das Wahre auf dieſem Feld iſt immer das Unſagbare. So konnte ſich weder Harmonie noch Vollendung noch Einheit herſtellen, auch von ferne nicht; es iſt planloſes Schaffen in zerſtückten Momenten, und neben dem Uebermuthe der Leidenſchaft liegt die doctrinär kalte Syſtematik. Weder die Vertheidiger noch die Gegner des nutzlos berühmt gewordenen Werkes haben genugſam gewürdigt, daß es nur nackt verſtandesmäßige und in ein Syſtem gebrachte Analyſe bringt, die ſich einerſeits jedem Spiel mit Formen und Gedanken ergiebt, anderſeits doctrinär kleidet: darum iſt die „Lucinde" unſittlich und liederlich. Denn die Frivolität iſt nie abſtoßender und auch nie verderblicher, als wenn ſie eine gute Partie Pedanterie hat, und die Leidenſchaft wird erbärmlich, wenn ſie erkünſtelt iſt und ſich gemächlich ſelber ſecirt. In Einem liegt Wahrheit, und es iſt gerade das, woran ſich unſre Convenienzmoral ſtößt: das Wegwerfen der kleinmeiſterlichen Schranken, das

Schwelgen in den Schätzen des eigenen Geistes, das blühende Quellen der Natur, das fein Geistige des Genußlebens, die incarnirte Geistigkeit, darin die That nicht untergehen, sondern zur höchsten Blüthe emporschießen sollte, kurz: die stolze, ideale, in sich ganze und darum mächtige Menschlichkeit, entgegen dem partiellen und Standesmenschen, den unsere Zeit gebärt. Aber die „Lucinde" ist nur der Schatten vom Schatten eines solchen Lebensbildes. Heinse's „Ardinghello" hat wenigstens blühendere Sprache, natürlichere Gluth des Empfindens und tieferes Kunstbewußtsein voraus.

Die Aufwärmung des geistlichen Ritterthums, wie sie z. B. Dorothee Schlegel im „Roland" nach Turpin versucht hat, ist gänzlich mißlungen. Was sollen solche Romanzen ohne Kraft und Farbe, ohne zeitliche und örtliche Bestimmtheit; in eintönig reimlose Verse gebrachte chronikartige Referate von Priestersegnungen und Kriegsthaten, Rathschläge und Reden von Fürsten und Führern, wundergläubige Traum- und Zeichenerscheinungen, Sprüche und Mahnungen zu heiligem Leben und zum Kampfe für Tugend und Religion, was soll uns das Gemengsel aus dem geistlichen Ritterthum in seiner erkünstelt alterthümlichen Einfachheit und schlechten Form? — Nicht viel besser sind Fr. Schlegels eigne Ausführungen in den „Romantischen Sagen und Dichtungen des Mittelalters". Auf das schlichte Gemüth der Volkssage, das ihren ganzen Zauber macht, verstehen sich diese verkünstelten Culturmenschen nicht, die Wunderwelt erstarrt ihnen unter der Hand; Tieck ist der Einzige, der sie sinnig wieder zu beleben versteht.

Friedrich Schlegel als Prosaiker macht einen durchaus zwiespältigen Eindruck. Er, der sich zuerst für die Idealphilosophie begeisterte, ihren großen Fortschritt von Kant aus predigte und mit Fichte für den fortschreitenden Zeitgeist war, hat sich von den klaren und geistvollen Ansichten seiner Jugend aus nur rückwärts entwickelt. Er ist Schritt um Schritt zum rhetorischen Sophisten herabgesunken, um schließlich der hohen österreichischen Aristokratie mit seiner halbwahren Geschichtskenntniß und den poetischen Phrasen auszuhelfen, die gemüthlicher und schuldloser schienen, als sie waren. Verliebt in seine indischen Studien macht er sich zuletzt den brütenden Müßiggang der Hindus zum Ideal und sieht in der Pflanzenähnlichkeit das höchste Glück und vollendete Leben. Sein Geistesgang erinnert stark an

Schelling, und man bedauert das ernſtlich, wenn man rückblickt auf die Klarheit und den Scharfſinn, womit er ſich in den wie bei jenem überraſchend früh entwickelten Jahren ausgeſprochen. Was iſt u. A. ſeiner und was hat ſich ſeither ausgeſprochener beſtätigt als die weſentliche Anſchauung, daß „die moderne Poeſie weniger nach dem Schönen als nach dem Charakteriſtiſchen und Intereſſanten ſtrebe!“ Faſt ergötzlich aber berührt es, ſeine früheſten Ausſprüche zu vergleichen, die mit ſcharfſinniger Durchdringung die Grundübel aufdecken, welche die ganze weitere Geſtaltung der romantiſchen Poeſie und Kritik und ſelber der pantheiſtiſchen Philoſophie kennzeichnen und die Schlegel ſelbſt am ſtärkſten treffen. Man ſollte meinen, die Ironie, womit dieſe Leute ſpielen, habe hier mit ihnen ſelber geſpielt; Aehnliches iſt Tieck geſchehen.

Er beginnt zwar gleich mit einer großen Einſeitigkeit, die man mit der ſpäteren und ſchlimmeren ſeines Geiſtes kaum vereinbar halten ſollte, wenn ſie nicht an ſeiner urſprünglichen Stellung zur claſſiſchen Literatur und Bildung hinge. Da will er die altgriechiſche, freilich ſchon auch die orientaliſche Mythologie und Symbolik dem modernen Leben aufpfropfen; da ſoll die neuere Poeſie eigentlich nur in Bezug auf die alte Leben und Vollendung haben, für ſich — als reflectirt — nicht; da ſoll überhaupt nur die antike Claſſicität das Gültige und Beſtimmende ſein. Die griechiſche Poeſie nimmt er mit viel Recht wie keine andere als den vollen und reichen Ausdruck des nationalen Weſens, weßhalb ſie ebenſo vollendet als natürlich ward. Er zeigt da einen Sinn für das Naturwüchſige und Klare, den ihm ſpäter die Tendenz und der Dilettantismus verdorben haben. Ueberhaupt liegt in ſeinen früheſten hiſtoriſchen Schriften, deren erſte, eine Jugendarbeit, ſelbſt der große Philolog Heyne anerkennend aufnahm, neben einer Fülle von Gelehrſamkeit originelles Denken und die volle Kraft der hiſtoriſch-kritiſchen Waffen, die er nachher nicht mehr mit dem gleichen Glücke ſchwang. Er verſteht ſich da weitaus beſſer als ſpäter auf die antike Welt, die er wenigſtens einmal gründlich ſtudirt hat. So iſts mit ſeinen Urtheilen über alte und neue Poeſie. Sieht man billiger Weiſe ab von den jugendlich unreifen Aufſätzen, die ſich wie Schülerarbeiten ausnehmen, ſo haben ſchon die „Studien des claſſiſchen Alterthums“, die faſt nur Literaturgeſchichte berühren, mehrere charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten helleniſcher Poeſie mit genialer Schärfe des

Blickes erfaßt. Wenn uns viele ſeiner Anſichten nicht mehr genügen, ſo darf die Billigkeit nicht vergeſſen, daß die neueſten philologiſchen Unterſuchungen großen Umfangs uns viel weiter reichenden und abgeklärten Einblick eröffnet haben. Unter die Mängel zählen die grundloſen Klagen über Mangel an Einheit, Zuſammenhang und organiſcher Entwicklung in der neueren Poeſie und damit auch die ſchiefen Prophezeiungen, die ſich nicht erwahrt haben; nicht dem von Schlegel geſteckten Ziele geht ſie zu. Was ſollen die ewig tönenden Anſprüche auf Claſſicität und antike Entfaltung? Chriſtenthum und Völkerwanderung haben wie den Gang der Geſchichte ſo das Leben und Streben der Kunſt weſentlich umgewandelt, und auf dieſen Grundlagen hat die neue Welt in allen Gebieten ſelbſtſtändig fortzubauen. Als letztes Ziel kann nur die Verſöhnung mit der Antike, nicht die Rückkehr zu ihr geſetzt werden. Die allerwärts hin greifenden Strebungen der neuen Zeit ſind eine natürliche Folge der tauſendfach ſich veräſtelnden Bildung, und inſofern iſt auch die Kunſt in einfacher Naturgemäßheit mit der Zeit vorangegangen. Das gegen die „Kritik und Theorie der alten und neuen Poeſie“. Jene und ähnliche Behauptungen ſind um ſo auffallender, als ſie direct dem Princip entgegenlaufen, für das Schlegel mehr und mehr alle Waffen ſeines Geiſtes ins Feld führte, und als er anderwärts die tiefſten Einblicke thut in Weſen und Mängel der Romantik ſelbſt. Daß Mythologie und Symbolik im weiteſten Sinn die centralen Angelpunkte der neueren Poeſie ſein oder werden ſollen („Geſpräch über die Poeſie“ 1800) oder daß uns mit einem künſtlichen Wiederaufwecken der alten Mythologie geholfen ſei, ſind wieder Einſeitigkeiten, die auf mangelhafter Anſchauung der Zeit im Ganzen beruhen.

Von dieſer Bevorzugung des Antiken iſt er ſchließlich nicht blos zurückgekommen, ſondern er hat die griechiſche Literatur und Kunſt ſelbſt aus völlig ſchiefen Geſichtspunkten beurtheilt. Da ſoll gar auch aus ihr durchdringender Schmerz über den Verluſt einer beſſeren Menſch- und Gottheitsperiode herausſchauen. Einſeitiger und willkürlicher läßt ſich doch ſchwerlich ſchließen, als dieſe chriſtkatholiſche Sentimentalität es thut. Es iſt eben die Zeit, in welcher aus allen ſeinen Urtheilen der Renegat herausguckt.

Mehr liebendes Verſtändniß hat Schlegel für die bildende Kunſt, in erſter Linie die chriſtliche Malerei und Architektur, bewahrt, deren

Studium er im ersten Jahrzehnt in Harmonie mit dem der romantischen Dichtung insbesondere verfolgt. Seine „Gemäldebeschreibungen" von Stücken der Pariser und der Düsseldorfer Gallerie haben bleibendes Verdienst, wenn sie auch natürlich in technischer Beziehung mangelhaft sind. Drei Vorzüge kennzeichnen diese kunsttheoretischen Anschauungen: 1. Schlegel versetzt sich immer in den Grundgedanken des Kunstwerks, urtheilt von Innen heraus und leitet alle Beziehungen und Erscheinungsweisen als Strahlen aus diesem Focus ab. So stellt er sich kräftig der tödtenden Secirung und Verzerrung jedweder Kunstidee entgegen, die in philisterhaft prosaischer Anschauung jedes Moment anormal für sich herauszerrt. 2. Schlegel schlägt hier den historischen Weg ein, für den er sonst kein Verständniß hat. Das hat ihn auf manche tiefe Wahrheit geführt und vor den Luftgebilden philosophischer Abstraction geschützt. 3. Schlegel hält die Malerkunst reiner als sonst von fremden, namentlich plastischen Elementen, — eine seltene Eigenschaft, denn er und die ganze Schule verwischen im Allgemeinen die Grenzen der Künste so, daß Malerei und Poesie in ihren Grundlagen zusammenfließen. Das Höchste in der Kunst bleibt ihm übrigens immer die Symbolik, und im Festhalten religiös-christlicher Stoffe geht er bereits bis zur Ausschließung. — Was er zerstreut und vermischt über gothische Baukunst beibringt, ist von wenig Gewicht; plastische Größe geht ihm weniger auf.

Friedrich Schlegel ist zuerst durch die Fichtesche Philosophie zur Bedeutung gekommen und zugleich durch sie in seinen ersten Zeiten gesund und klar erhalten. Schon der „Bruno" ist zwar nicht mehr so tagklar und reformatorisch das wissenschaftliche Leben anfassend wie die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums", aber beide Schriften bezeichnen noch seine beste Zeit und sind werthvolle Zierden unserer Literatur geblieben.

Im Verlaufe des ersten Jahrzehnts läßt sich Schritt um Schritt verfolgen, wie er sich dem Stolbergisch-christkatholischen Standpunkt in die Arme wirft, welcher nur die Geister versteht, auf die das christliche Helldunkel dämmerndes Halblicht wirft, und ebenso unwahr ist wie die materialistisch-aufklärende Richtung, der er sich diametral entgegenstellt. Zwar geht er anfangs sachte. Noch 1810 in den „Vorlesungen über neuere Geschichte" ist er etwas freier als hernach und auch anerkennender gegen die Reformation, Beides aus der gepflegten

Rücksicht auf England, bringt es aber doch in seinem Bilde des neuen Deutschland höchstens zum alten Kaiserthum mit Adelsverfassung und einem Adelssenat und will später die absolute Monarchie mit höchster kirchlicher Macht. Entschieden in seiner letzten Phase zeigen ihn schon im Jahr darauf seine Wiener Vorlesungen, 1812 erschienen als „Geschichte der alten und neuen Literatur", die als der letzte große Abdruck dieses Geistes genommen werden muß und wohl ausgeprägte Tendenz, aber ebenso wenig wie irgend eines seiner kritischen Werke einen festen Grundgedanken zum Träger hat. Da sind die Inconsequenzen massenhaft, und das Schiefe und Kleinliche wird zum nackten kritischen Unrecht. Auch dieses Werk enthält viel weniger eigne Forschung als vielmehr die gewandt und zuversichtlich zurechtgelegten Materialien fremden Wissens. Nirgends regiert ein Princip, und die Tendenz, die ihn überall, wo sie durchbricht, zu den leersten Sophismen und Parteilichkeiten führt, hat ihm den Blick so sehr getrübt, daß er sich aus der jugendlichen Klarheit vollständig ins verschwommene Halbdunkel verliert. Diese Fassung, die seine Schriften Grad um Grad ungenießbarer machte, liegt wie ein Alp auf der Literaturgeschichte, rückt ihm die gesammte Schriftwelt der Neuzeit in falsches Licht und drückt dem Werke mehr als es sonst verdiente den Stempel der einseitigen Beschränktheit auf. Seine Kritik übergeht oder berührt nur flüchtig die bedeutendsten Namen und Werke, wenn sie widerstrebenden Sinnes sind; sie verbreitet sich über obscure Geister, wenn der christliche Dämmerschein eine Glorie auf sie wirft; sie wird schließlich jesuitisch. Wenige Beispiele als Beleg: Die mystisch umschleierte Behandlung der biblischen Schriften, die freilich dieses Halblicht der gothischen Spitzbogenfenster am feierlichsten kleidet; dieselbe unverständliche Phraseologie über J. Böhme; die willkürliche Abschätzung der französischen Schriftsteller, wonach wohl Bossuet mit seiner christlichen Salbung den ersten Rang einnimmt; die widerwärtig ins Christenthum hineingeschraubte Stellung, die Lessing einnimmt — der große Mann würde seine Schultern heben und das Gehäuse zerschmettern, das ihn erniedrigt, ꝛc. Diese Art deutscher Wissenschaft ist um Nichts besser als die französische, über deren mit Geist spielende Oberflächlichkeit wir den Stab zu brechen gewohnt sind. Wenn Fr. Schlegel alles Ernstes Goethe mit den französischen Nationalisten, insbesondere mit Voltaire zusammenstellt, so liegt kaum mehr Sinn dahinter, als wenn Madame de Staël dasselbe mit Schiller thut.

Schlegels Kritik ist immer mehr aufgelöste Empfindung und Stimmung oder Tendenz, als Urtheil. Immer fallen zu viele Streif- und Grenzgedanken ein, die oft Nichts weiter als sich selber beleuchten. Die Allgemeinheit der Urtheile wird gern zur Unklarheit und Unbestimmtheit.

Schlegel liebt das Fragment, weil er selber eines ist. Seine und die Fragmente von Novalis mit einander verglichen würden genügen, um die beiden Geister gegenseitig zu charakterisiren. Jene reiten den Witz todt in allen möglichen Parodien. Sein Bruder selber hat sicher erkannt, daß Alles was er sucht das Auffallende und Ungewöhnliche ist; später ist an dessen Stelle das Tendenziöse getreten. Das Seltsame bei Novalis befremdet weniger und verletzt nie, weil es ihm natürlich so zuströmt, bei Fr. Schlegel aber erscheint es als leeres Witzspiel, hinter dem wir keine Tiefe auch nur vermuthen können. Er liebte das Paradoxe und Widersprechende von früh an und jagte nach ihm. Seiner Entwicklung gemäß ward er immer unklarer und einseitiger, seine Schreibart immer unschöner und verworrener, je mehr er darauf ausging, Vieles zu verdecken, zu limitiren, blos durchschimmern zu lassen, kurz das Wahre nur halb zu sagen, was mit dem zunehmenden Ueberwuchern des Tendenziösen in seinem Wesen zusammenhing.

Fr. Schlegel hat die wissenschaftliche Welt zuerst eindringlich und wirksam, wenn auch noch dilettantisch in die von den Engländern nach Europa getragenen Studien des Indischen eingeführt, mit excessiven Vorstellungen, die durch Begünstigung der Ansicht von einer mystisch-orientalischen Weisheit eher schadeten. Er macht mit mehr Begeisterung als Fond massenhafte Conjecturen und Folgerungen, die etwas jugendlich Unreifes haben und von der strengen Wissenschaft seit dem dritten Jahrzehnt zurückgewiesen sind. Es soll da göttliche Urweisheit verborgen liegen, was wieder auf die der Reaction so gut dienende Idee hinausläuft von einer ursprünglich göttlichen Hoheit des Menschengeschlechts, von der es durch die steigende Verderbniß, den beliebten Sündenfall, herabgesunken sein soll — eine Vorstellung ebenso verkehrt wie im revolutionären Lager Rousseau's Einfall vom Glück eines naiven Urzustandes der Menschheit. Auch A. W. Schlegel treibt Indisch und edirt 1820—30 die „Indische Bibliothek".

Ein großer Vorzug ist allen diesen Geistern eigen: sie reißen die Literatur nicht vom Leben ab, sondern führen sie in Parallele fort mit

der geſammten geiſtigen Entwicklung der Zeiten und Völker und faſſen ſie ſo erſt in ihrem innerſten Weſen.

Auguſt Wilhelm Schlegel.

A. W. Schlegels lange Dichterperiode, wenig reich an Producten, geht von 1787—1840; das Meiſte fällt in die zwei Jahrzehnte 1790—1810.

Auch ſeine Lyrik ziert ſich mit jenem kecken Vertrauen auf urſprüngliche Naturbeſtimmtheit, unfehlbare innere Kraft, die aus ſich ſelber ſpringend alles Hohe gebiert. Sie fühlt ſich zum Höchſten berufen und ſieht ſtolz auf nachbeſſernde Kunſtmanier und Kritik herab. Schon das erſte der Sonette und „Dichterſinn“ ſetzen des Dichters eigne Perſönlichkeit in Scene und in einer Art, die nicht frei von Anmaßung iſt. Dieſer Ton iſt weniger berechtigt als der niederdonnernde Witz verbunden mit jener der Schule eignen „göttlichen Grobheit“ in der „Ehrenpforte für den Theaterpräſidenten v. Kotzebue“ oder als die glücklich treffende Perſiflage auf allerlei geiſtige Engen und Beſchränktheiten im „Wettgeſang dreier Poeten“. Wie wenig reich ſtrömt der innere Quell! Daher die Widerſprüche: Die Formen ſind meiſt künſtlich und gewandt, und doch verletzen rauhe Kraftausdrücke den gemeinen Formſinn, und ſtatt der Kunſt tritt Künſtelei ein („Der welke Kranz“). Wie bezeichnend iſts für dieſen Uebermuth der ſogenannten eingebornen Kraft, daß gleich das erſte Gedicht von „der Jünger ungehirnter Rotte“ redet!

Bilder und Anſchauungen greifen mit Vorliebe ins claſſiſche Alterthum zurück; Sinn und Tendenz aber ſind mittelalterlich oder neuzeitlich romantiſch. Das Fragment „Triſtan“ ſchmiegt ſich dem einfachen epiſchen Ton, den alten Formen und Anſchauungen der Minne- und Ritterzeit an. — Gegen die bloße Reflexion ergehen ſich genial fein wollende Ergüſſe, aber das Meiſte iſt ſelber beleuchtend, ja alltäglich, zu Vieles kunſtrichterlich. Ans Alterthum gelehnte philoſophiſche Dichtung liegt z. B. im „Prometheus“, der mit eindringlichem Ernſte Geſchick und Ringen des Menſchengeſchlechtes verfolgt. Die künſtleriſche Vollendung fehlt auch da: keine Einheit iſt errungen, zu viel philoſophirt, zu wenig Handlung für die Sage jener ewig hohen Rieſenthat, die hier abſtract moderniſirt abgewogen wird. Philoſophirend

auch „Der Bund der Kirche mit den Künſten“, von viel weniger Wahrheit und Weite der Ideen, nur wieder der gern gepredigte, dem romaniſchen Katholicismus ureigne und mit den Sympathien für ihn von der Romantik aufgegriffne Gedanke, der die Kunſt zur Magd der Kirche machen möchte.

Dieſe Dichtung giebt ſich dafür, aus tiefem Herzensquell zu ſpringen; ſie iſt meiſt künſtlich emporgetriebene Emphaſe, deren Worte höher gehen als das Gefühl; ein „ſich zum Gotte Schwärmen“, das gar zu ſelbſtbewußt iſt; Pygmalionſche Götterſehnſucht, aber nicht der durch die Reſignation des reinen Schönheitsdienſtes erkaufte Götterfunke. Nackt tritt als unüberwundenes das ringende und ſtreitende Element in die Schranke.

Wie kein Zweiter der Schule iſt A. W. Schlegel von dem claſſiſchen Principe durchdrungen; doch wie ſteht dazu die unſichere Weite, das Springende, die Unklarheit hochgethürmter Ideale? Griechiſches Maß liegt weder in den phantaſieberauſchten Sprüngen ſeiner himmelſtürmenden Gedanken und als ewig ausgegebenen Gefühle, noch in dem hochgeſchraubten Ausdrucke, der mit Tod und Seligkeit und unendlichem Streben ſo groß thut; weder in dem zielloſen Umhertaſten in einem Meer unendlicher Gefühle, noch in dem Emporfliegen zu Sternen und Engeln, das ohne Halt einzig den Charakter des Ueberſchwänglichen annimmt. Gedanken und Gefühle werden an einen Zielpunkt herangezogen, an dem ſie in unbeſtimmter Folge und mit mehr oder weniger Breite ablaufen. Nur wo er ſich mäßigt, tritt der Dichter heraus, dem die ewigen Gefühle in der Klarheit der Selbſtbeſchränkung aufgegangen.

Schlegels Dichtung ſucht antike Bilder und Gleichniſſe auf, führt antike Sagen durch und berührt ſich darin am genaueſten mit unſrer unmittelbar vorausgegangenen claſſiſchen Periode, ja mit Schiller, den ſie Alle doch nicht anerkennen. Sie ſucht ferner ideenverwandter im Mittelalter und greift aus den alten Ritterromanen. Sie langt polemiſch und anklagend in die Gegenwart hinein. Sie zerſtückelt ſich an einer Unzahl kleiner und gelegentlicher Stoffe, die ſie bald mit epigrammatiſcher Kürze, bald in philoſophirender Breite durchführt. Es iſt viel Variation, ſchon dadurch verurtheilt, daß die Zahl der Varianten (man ſehe zum Tieckſchen Thema „Die Sprache der Liebe“), die ſo ziemlich von gleicher Güte ſein können, fähig iſt ins Unbeſtimmte zu gehen; dieſe Schauſtellung wird tändelndes Spiel.

Wahr ist, daß der an den plastischen Anschauungen und dem Kunstgefühl des classischen Alterthums viel geschulte Geist bestimmend heraustritt; diese Kenntniß färbt Vers- und Satzbau, bedingt auch viel die Anschauung. Doch am natürlichsten paßt ihm das Sonett. Er hat die kleine, zart in sich verschlungene, reimvolle harmonische Bildung innerlichst begriffen und ist auch ihr Meister geworden (siehe „Das Sonett"). Sie fließt ihm wie von selbst in melodischem Ebenmaß und rundet sich in südlicher Harmonie und Glätte, aber auch in südlicher Weichheit und kraftloser Unsicherheit des inneren Kernes. Man mag die Mehrzahl der kleinen Bildchen, denen gern die Malerei Stoff gab, selber kleine Gemälde nennen von klarer und bewegungsloser Ruhe und ohne Tiefe; oft ist ihnen ein kraftloses Verschlingen von halbphilosophischer Kritik und poetisirender Verzierung eigen, überall zu viel des Blumenwindens, zu wenig der thatkräftigen Idee.

Unter den Romanzen, die zwar nirgend gedrungene Composition darlegen, verdienen etliche Auszeichnung, etliche sind förmliche Legenden, angemessen der katholischen Kirchentradition. — Zahlreiche ironische und satyrische Bildungen machen einem gewissen Uebermuthe der poetischen Laune Luft. Das Epigramm ist witzig, oft beißend, doch die Pfeile nicht immer scharf, die Farben bunt aufgetragen, die Streitlust wenig gerecht, wie denn die unausstehlich übermüthigen Sticheleien auf den „Riesen von Marbach" von noch weniger Belang und Wahrheit sind als der verbissene Spott auf die kritische Geschichtschreibung (Niebuhr). Manchen Dichter- und Philosophenkram zeichnet allerdings diese rechts und links über die Schnur hauende Satyre zutreffend aus dem Verständniß ihrer Schwächen heraus und weiß in lachender Parodie durch Form, Vers und Ausdrucksweise die Angefochtenen zu persifliren.

Auf Schlegels Dichtung liegt im Ganzen etwas kalt Verglastes und Starres, als habe keine wahre Gluth sie getrieben; es sind Treibhauspflanzen ohne natürlichen Duft. Noch mehr als durch die in Schillers Weise aufgenommene Bildung in den classischen Formen sind seine Gedichte durch ihre Kälte beherrscht, und diese Formen sind in der Poesie allmälig ebenso versteint geworden wie in der bildenden Kunst. Das geschickte Form- und Sprachtalent mißbraucht er oft zu gedankenleeren Künsteleien und Exercitien, und dann werden auch die Formen verdreht. Seine Poesie gleicht klarer und windstiller Luft-

bläue, die sich für Meer und Himmel ausgiebt. Eine Masse Convenienzgedichte sind ganz Schmuck, aber Steinbilder ohne Leben, als wären sie um eine Auferstehungshoffnung betrogen worden. Zwei Geister — Hellenismus und Romantik — scheinen sich vermählen zu wollen; beide sind zu schwächlich. Doch setzt sich in dem bedeutenden Kopfe die zerfließende Sentimentalität mit dem hochgespannten Kraftverlangen in erträgliche Vermittelung durch den classisch gezogenen Sinn und eine der Persönlichkeit anhaftende Kraft.

Wir nennen unter den besten Stücken: „Pygmalion", vorzüglich, wenn auch auf fremden Grund gebaut und die Sage etwas langgesponnen; da lebt und webt jenes hohe Künstlersehnen, dem eigenen Geistes Tiefe und der hohen Götter Gunst selige Befriedigung gewähren. „Arion", die stolze Verherrlichung des Sängerthums, lebenvoll, in einfachem Kleid, ungekünstelter Composition, ruhig erzählendem Ton; die prächtige Ausstattung ist antik. „Die Warnung" erinnert an J. Kerners „Die wahnsinnigen Brüder" und ist mit einer gewissen Vollendung und künstlerischen Ruhe durchgeführt; durch die unbeweglichen Züge geht erschütternd Etwas von dem Unbewegten und Unabwendbaren der göttlichen Macht; das poetische Element ist in diesem Eingreifen kräftig scharf. „An Novalis", tief gefühlt, ist ein gemeinsames Todtenopfer mit reichem inneren Leben.

Die Euripideische Nachahmung „Jon", von dem antiken Dichterwerk nur zu Ungunsten der neuen Bearbeitung unterschieden, so am Schluß, der ein unverbesserliches Doppelwesen und damit überflüssige Scenen und ungelöste Verwicklung einführt, ist eigentlich in eine komische oder mindestens intrigante Tragödie mit unseligen Zwittergestalten verzerrt. Die nämliche Glasur liegt über ihr wie über den Gedichten, und ein Anflug von griechischer Plastik wandelt sich in starre Kälte. Wiederholung ähnlicher Motive und Situationen zeugt von armer Erfindung. Die Sentenzen, ohne hohe Gedanken, lispeln sich ab wie von Statuen, sogar die entzügelte Leidenschaft kann sich nicht recht hörbar machen. Entwicklung und Sprache sind äußerst einfach, aber auch kraftlos. Der „Jon" mag, wie Goethe meint, gut aufgeführt mit Leichtigkeit eine gewisse äußerliche Wirkung machen durch Tableaux, Costüme ꝛc.; aber nie wird er einen innerlichen Eindruck in uns zurücklassen, denn er hat keine ihm eigenthümliche Lebenskraft.

Auguſt Wilhelm Schlegel als Proſaiker wird ſtehen bleiben um der 1808 in Wien gehaltenen „Dramatiſchen Vorleſungen“ willen, die eines der gehaltvollſten Producte der Schule, noch mehr, eines der bedeutendſten kunſttheoretiſchen Werke der Neuzeit ſind. Das heben ſeine eigne Einſeitigkeit und das Ungenügen in Fragen der Kunſtform wie die Fehler der Einzelurtheile ebenſo wenig auf, als die Angriffe, die es frühe ſchon erfahren. Der Gelehrte mag Vieles ſtreichen, damit iſt über die Bedeutung des Werkes als literariſche Erſcheinung nicht entſchieden. Es ſteht ganz in der großartigen Faſſung, die den Geiſt eines Kunſtwerkes nicht in einzelnen Stücken ſucht, wo er nie zu finden, ſondern im Einen Ganzen die Seele herausgreift, Leben ſchauend und Leben gebend. Es betont mit ebenſo viel Grund die nationale Entwicklung als nothwendiges Lebensmoment der literariſchen Blüthe; daß es dieſen Grundſatz nicht gleichmäßig auf die verſchiedenen Literaturen anwendet, iſt ſein Unrecht. Das iſt ächt künſtleriſche Kritik, über der ein Hauch ſeinen dichteriſchen Gefühles ſchwebt, tiefgehende Beobachtung, kühn allem Großen und Hohen erſchloſſener Sinn. Die Urtheile ſind feſt, ſicher, klar, ohne ungerecht zu werden, frei von nationaler oder zeitlicher Beſchränktheit. Jene Manie der Claſſicität, die der ganzen neueren Poeſie keinen Platz im Muſentempel gönnen will, iſt möglichſt vermieden und ſo die Begeiſterung für die Alten um ſo höher und reiner. Gebe man doch den beiden grundverſchiedenen Principien der alten und neuen Kunſt, des antiken und modernen Lebens ihre gegenſeitige Berechtigung! Die Sprache iſt ruhig, klar, wohlklingend, ſymmetriſch, ungekünſtelt ſchön, ſelbſt gemüthlich. — Einzelnes: Euripides im Verhältniß zu der Cultur einer Zeit, wo gerade ein allgemeines Schwanken der unbewußt natürlichen und zuvor gläubig angenommenen Vorſtellungen und Mythen durchbrach, ein Riß in die glückſelige Einfalt und Einheit von Natur und Kunſt, möchte als Kind und Träger dieſer zwieſpältig unſicheren Culturperiode (und etwas Anderes konnte und wollte er nicht ſein) mildere Beurtheilung anſprechen. Unter Anderm ſind des Ariſtophanes „Wolken“ in ihrer innerſten Tendenz unrichtig gefaßt. Ueber die römiſchen Productionen und ihre unſelbſtſtändige Kleinlichkeit iſt mit freiem Geiſte durchdringend geurtheilt. Allgemein weiſt A. W. Schlegel den culturgeſchichtlichen und nationalen Verband auch an der Poeſie des Alterthums nach und faßt ihr mögliches Verhältniß zur modernen Bildung bei Weitem

richtiger als sein Bruder. Diese seine Stimme verdient um so eher als Hahnenruf begrüßt zu werden, als noch heute der Götzendienst mit jenen lateinischen Zwerggeburten, und nicht auf dem dramatischen Boden allein, arg spukt. Schlagend nachgewiesen ist die Plattheit und Unnatur der Convenienzproducte des französischen Theaters; die durchaus nach Regeln fabricirte französische Tragödie ohne Gemüth und Charakter verdient diese Zurechtweisung, und warum soll Voltaire, nach der Seite nämlich, nicht gerade mitfahren? Dagegen wird immer Molière's größten Producten höhere Anerkennung gebühren. Das glänzendste kritische Talent entfaltet sich in dem Abschnitt über Shakespeare und die englische Bühne. A. W. Schlegels Stimme ist eine der ersten unter den bedeutenderen, die uns den Geist des großen Britten erschlossen; in der That bricht aus diesen kürzeren Skizzen das tiefsinnige Studium des großen Meisters hervor, ein Studium, aus dem Schlegel mit den genialen Blick seiner Kritik mag gezogen haben. Das Werk schließt mit zwei kurzen Abschnitten über spanisches und deutsches Theater, die mehr nur größere Ueberblicke über den historischen Gang geben, ohne genauer auf einzelne Erscheinungen einzugehen. Der Forscher findet hier, wo doch der Stoff so reich fließt, wenig mehr. Lessing, den Fr. Schlegel in so verzogene Stellung gebracht, wird auch von August Wilhelm nicht gewürdigt; Schiller natürlich herabgesetzt, was sich bis ins Einzelne nachweisen läßt, so u. A. an dem so kleinlich gefaßten Charakter des Karl Moor. — Daß die Nichtberücksichtigung des Technischen ein Grundmangel des Werkes sei, ist unrichtig; es will keine Geschichte des Theaters sein.

A. W. Schlegels Prosa zeigt durchweg blühende Sprache, elegante Form, mehr inneren Fond und mehr geistig durchdrungene Ordnung und deßhalb auch größere Festigkeit der Ansichten und dafür weniger ästhetischen Dilettantismus als die seines leichter angelegten und leichtfertiger spielenden und tastenden Bruders, doch ist des letzteren auch bei jenem immer noch genug.

Auch A. W. Schlegel hat die ästhetischen und politischen Excentricitäten der Schule mitgemacht; es ist aber für seine Beurtheilung ein Glück, daß er wenigstens im Leben die praktischen Consequenzen nicht zog und später zur angebornen Besonnenheit zurückkehrte. Diese Entwicklung prägt sich bei ihm aus in den Jahren 1802—08. Die „Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters", 1802

in Berlin, theilen alle Sünden der Schule: das Zeitalter ſoll in allen Künſten und Wiſſenſchaften rückwärts gehen, wahrhaft widerſinnig in einer Zeit, wo nicht blos dieſe Rieſenſchritte vorwärts thaten, ſondern auch einzelne von jenen (Muſik, Sculptur) in beſonderer Hoheit und neuer Blüthe ſtanden. Um Nichts beſſer iſt das ganze Ankämpfen gegen die moderne Wiſſenſchaft ihrer beobachtenden und berechnenden Klarheit wegen, an deren Stelle er das ehrwürdig tiefſinnig ſein ſollende Dunkel des myſtiſch mittelalterlichen Halbwiſſens ſetzen möchte: die Aſtronomie ſoll wieder zur Aſtrologie zurück, die Phyſik muß der Poeſie die Magie zuführen ꝛc. ꝛc. Viel beſonnener und klarer dagegen erkennt er in jenen ſpäteren Jahren vollſtändig die romantiſchen Auswüchſe, und das Verſtändniß deſſen, was der Zeit und dem Vaterlande fehlt, drängt ſich ihm auf; darum fordert er eine wache, kräftige und insbeſondere patriotiſche Poeſie.

Ludwig Tieck.

Eine durchaus ſubjective, anſcheinend reiche und vielſeitige, in Wahrheit zerriſſene und krankhafte Natur, die unter den verſchiedenſten Formen immer nur ſich ſelbſt wiederholt, von trüben Stimmungen hin und her getrieben, weil ſie ſich nie der Klarheit der Studie ergiebt, von Lebensüberdruß gequält, weil ſie die Wahrheit und Energie des Lebens nie erfaßt: das iſt Tieck. Selten iſt für einen Schriftſteller eine Production charakteriſtiſcher als für Tieck „William Lovell", jenes düſtere Lebensgemälde, das die jugendlich feurige Phantaſie mit unläugbarer Kraft entworfen, und das ihn bleibend zeichnet. Tieck iſt nie anders geworden und hat auch nie Anderes als ſich gegeben. Wie der Ernſt des Lebens, ſo geht ihm ſeine Fülle ab. Er iſt im Grund eine arme Natur trotz der glänzenden Farben: was er giebt, ſind Schattenſpiele an der Wand. Krankhafter, zur Verzweiflung und Selbſtvernichtung führender Gemüthszuſtand, ein ſich Verlieren an jenen todten und ſchalen Geiſtesübermuth, der in dem Wegwerfen alles Heiligen, alles deſſen, was das Gemüth ergreift, eine Art hoher Lebensphiloſophie finden will und darin zum herzlos Bösartigen niederſteigt; Blasphemie, Blaſirtheit, Weltverachtung, im ausgebrannten Gehirn wüſte Leere, die ſich genial gebärdet; die Leidenſchaft ſelber unwahr, reflectirt, ins Kleine gehend: ſo ſtellt ſich dieſes Lebensbild. Poeſie liegt da allerdings in

dem ſpannenden, geheimnißvoll drohenden Hereinragen der dämoniſch finſteren Macht, welcher die beſſere Seele, nach und nach von allem Hohen und Schönen abtrünnig gemacht, zum grauſamen Spiele dient; Poeſie in den ſtill auftauchenden ſüßen Erinnerungen an eine verlorene Welt des Glaubens und der Liebe; aber dieſe Welt ſelber iſt nur in ſchwach dämmernden Zügen angedeutet, und das Dunkel überwiegt grauſig; das verſunkene Leben muß unrettbar da aufhören, wo der Selbſtmord es abreißt, mit der Ausſicht ins Nichts. Bedeutſame Züge aus der Zeit und dem Leben der Romantik liegen in dieſem pſychologiſchen Bilde, aber noch viel bezeichnender iſt es für Tiecks Schaffen und Geiſt.

Man ſpürt bei Tieck ebenſo gut als bei Jean Paul die maſſenhafte und zerfahrene Jugendlecture heraus, ſowie die verfrühte Anleitung zum Literatenleben und allerlei belletriſtiſchem und artiſtiſchem Arbeiten. Bei Beiden mußte vorweg alles Eingeſammelte verbraucht werden; ſie haben nie Etwas wahrhaft innerlich verarbeitet. Daher die Reminiſcenzen aus aller Welt: aus Shakeſpeare, aus den Spaniern, namentlich aber viel breitgetretener Goethe'ſcher Abklatſch, Alles verſetzt mit pantheiſtiſchen Verquickungen und nachgemachter Natur. Es geht ſeinen Gebilden immer die innere Wahrheit ab; das Leben ſoll Schein, der Schein Leben ſein; dieſe Phantaſie treibt mit toller Luſt in der „Verkehrten Welt".

Tiecks Muſe bedarf ſeltene oder ſeltſame dienſtbare Geiſter, um zu intereſſiren; ſie wird fade, ſobald ſie in das gewohnte Welttreiben eingreift, ſie hat kein Verſtändniß für die Realität. Daher kommt es auch, daß ſie ſo viele unbedeutende Productionen aller Art — Novelle, Märchen, Erzählung, Dramatiſirtes — liefert, auf denen der Druck der Mittelmäßigkeit und philiſtröſen Alltäglichkeit liegt. Da vertreten Idee und Sprache kein reines Genre, und der Ton iſt allermeiſt weder rein ſcherzend und ſatyriſch noch wahrhaft ernſt — eine Halbheit, die humoriſtiſch ſein ſoll. Beläſtigend bricht jeden Augenblick das Kokettiren mit dem Leſer à la Jean Paul durch. Wie verloren in die gewöhnliche Gedankengeſellſchaft liegen tiefe und bedeutſame Blicke in Literatur, Theater, Muſik, Erziehung und Weltleben, Natur und Kunſt. Sie ſind manchmal ſo dicht eingeſtreut, daß das Uebrige als bloße ſchwache Umkleidung ihnen angehängt ſcheint („Franz Sternbalds Wanderungen"). Kunſtgefühl geht ihnen nicht ab, wohl

aber Princip und Feſtigkeit; es iſt immer verfeinerter Dilettantismus. — Es iſt ganz dieſem Geiſt angemeſſen, daß er ſo Vieles als Fragment liegen ließ, wohl weil er an einheitlicher Vollendung verzweifelte, und daß auch in den ausgebauten Compoſitionen ſelten Abrundung liegt, weil allerlei Figuren und Gedanken ſporadiſch und unvorbereitet einfallen. — Leichtigkeit des Malens iſt ihm eigen, aber ebenſo ſehr Vernachläſſigung der techniſchen Kunſtforderungen.

Drei Tonarten theilen ſich in Tiecks Manier. Er malt mit Vorliebe ins Dunkle und ſpannt darin mit hoher Kunſt, bis endlich die furchtbaren Mächte in Grauen und Verderben werfen. Bald ſind es die zerſtörenden Leidenſchaften, die da verkörpert auftreten mit allen verlockend vernichtenden Reizen. Bald iſt es Hoffmanuſcher Spuk, Wahnbilder, fataliſtiſche Geſtalten, etwas Dunkles und Ungeheuerliches, bis ſchneidend furchtbar, Nerven erſchütternd eine grelle Diſſonanz ſchließt. Blut und wieder rothes Blut! Das Grauen iſt ſein Lieblingsgefühl; er hat ihm allen Reiz abgelauſcht und verkehrt mit ihm als Meiſter. Die mondbeglänzte Zaubernacht geht ihm auf in ihren elfenartigen Reizen, aber noch mehr in dem unheimlich ahnungsvollen Geiſtertreiben, das die Natur mit feindlichen Mächten bevölkert und doch die Phantaſie in ſeine dämoniſch verlockenden Gründe niederzieht und endlich auch die Leidenſchaften in Grauen erweckende Verkörperungen kleidet. Das Alles iſt vertreten in den mannigfachen erzählenden und dramatiſirten Stücken des „Phantaſus“, und leicht geht da der Spuk ſo weit, daß ſich alle Beſtimmtheit aufhebt; es bleibt dieſen Figuren nur ein Traumleben, das an den Wahnſinn erinnert; zuletzt weiß das Ich nicht mehr, ob es Traumbild, ob Geſpenſt, ob wirklich das Ich iſt. Die Scenen wechſeln überraſchend: Maienwarm und heiter ſcheint die Sonne, doch ihr Schein verliſcht im aufziehenden Sturm; gute Engel und reine Stimmen mahnen ſüß und freundlich, aber in die Tiefe nieder ziehen die Dämonen. In ſchillernd lebenvollen Phantaſiebildern wirbelt und rollt ſich Scene um Scene ab; eine Zauberwelt iſt aufgethan und blüht in voller Schöne; ſchimmernde Traumbilder tauchen auf und tauchen nieder; buntſcheckige Geſtalten und Situationen ſchweben vorüber, aber im Hintergrunde liegt grau und dämmernd des Menſchenlebens Lauf und Loos. Man ſollte meinen, die lichten, ſonnenwarmen Geſtalten, am wenigſten motivirt, ſeien nur da, um zu verſchwinden, damit das Verhängniß um ſo

ſchwärzere Schlagſchatten werfe. Die tanzenden Bilder und ihre goldrothe Blüthenpracht verſchlingt unabänderlich das Fatum oder doch das ſelbſtgezeugte Schickſal. Es liegt etwas Sinnverwirrendes in dieſen Bildungen. Aber ruhig und meiſterhaft bleibt in der Regel die Darſtellung; ſie tanzt nicht (wie bei Brentano) mit im Strudel des Ungeheuren. Natur und Ruhe in der Ausführung wahren die Kunſthöhe, ſie bleibt ſelbſtherrſcheud, ſie bewältigt, wie viel Willkür und Entfremdung vom Leben auch in den blutrotheu Compoſitionen à la Blaubart liegt; ſie ſind einfach, ſchlicht, faſt großartig und tief, und Etwas wie Weihe des Volksgeiſtes liegt über ihuen. Immerhin hinterlaſſen ſie vollen und beſtimmten Eindruck.

Sein anderer Geiſt iſt der des Lieblichen und Freundlichen, meiſtens ſchlicht wie ein Volksbuch oder auch einem ſolchen entnommen; oft rührend und beweglich wie ſüßer Kindertraum, oft auch ohne höheres Kennzeichen ins klein Gemalte verflüchtigt, oft ſchillernd im reichſten Glanz und geheimen Zauber der golden blühenden Elfenwelt, oft ein Spielen mit dem Naturgeiſt. Er belauſcht ſein ſtillſtes Walten, horcht ihm die tiefſten Töne ab und läßt ſo Vieles anklingen; aber ſeine Naturſymbolik iſt willkürlich, und für das Kleinleben in der Natur hat er in Wahrheit keinen Sinn. Die Einfachheit nimmt viel den Zuſchnitt der altfränkiſchen Märe und Sage, mit Glück, wo ſie ſich naiv an dieſen Ton hingiebt („Märchen"), ſchwerfällig und reizlos über die alten Formen ſtolpernd, wo ſie geſucht oder unrein verſetzt iſt.

Endlich läuft Tieck in bunteſter Jacke und ſchnakiſchen Sprüngen der Laune und dem Humor nach. Mehr als Eines ſeiner Stücke erſcheint als neckiſch närriſches Ding, das ſich über ſich ſelbſt und ſeine Acteurs und ſein Publicum luſtig macht. Es läuft im Kreiſe herum ohne anderen Zweck als ſich ſelber auszugießen. Im Einzelnen breitet es ſchlagenden Witz aus gegen allerlei Kleinheiten und Beſchränktheiten der Zeit, im Ganzen läßt es blos den Eindruck der Schalksnarrheit zurück. Scherz wirft ſich auf Scherz, ſchachtelt ſich ein, jagt und ſtört ſich willkürlich. Buntſcheckiges Gewand und überſtürzende Formen ſind da, der Kunſtwerth iſt meiſt ſehr untergeordnet. So „Der geſtiefelte Kater", „Die verkehrte Welt", „Leben uud Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen". Die launigen Narrenſpiele und poſſierlichen Schnurren, in denen ſich ſprudelnder Humor entwickelt,

ſprechen für Tiecks Vielſeitigkeit; hier auch tritt er der Zeit am nächſten mit den mannigfachſten witzigen oder geiſtvollen oder nichtigen Gedanken. Aber ſie enthüllen auch den Grundfehler ſeiner Natur. Er trägt und nährt in ſich mit künſtlicher Abſichtlichkeit die Luſt an allem Seltſamen, Myſtiſchen und Wunderlichen und ſeirt es doch im ſelben Augenblick mit kaltem Zweifel; er treibt Magie und will ſie doch erklären; er läßt ſeinen Witz ſpringen und die Ironie ſpielen und gehorcht ſelten etwas Anderem als dem augenblicklichen Trieb. So wandelt ſich ihm Alles zum Spiel; was darüber hinaus geht, ſieht er ſatyriſch an. Heut iſt er ſchön gemüthlich bewegt, morgen frivol ſinnlich, aber Beides bleibt ſchwach. Er miſcht Tragik und Komik, Gefühl und Spott, damit entſteht wieder der Eindruck des Unwahren und Zerſpaltenen.

Tiecks Dramen, die man beſſer dramatiſirte Geſchichten und künſtlich aufgefriſchte Puppenſpiele heißen kann, laufen faſt in Allem gegen das dramatiſche Princip. All ſeinen Figuren hängt ein ſo durchaus Subjectives an, daß ſie ſich ganz fremd und ſchattenähnlich ausnehmen und höchſtens in ſeiner Phantaſie Realität haben. Die Menge der Mitſpieler verdeckt den Hauptcharakter, der das Ganze tragen ſollte, oder es iſt überhaupt kein ſolcher da. Die Armuth des inneren Lebens wird nur ſpärlich verſteckt unter nutzloſem Aufwand, namentlich an Perſonen, deren er eine unerhörte Zahl braucht, ohne daß ſie nothwendig wären oder nur charakteriſtiſches Leben hätten; die Mehrzahl ſind leere Figuranten, die gleich gut oder gleich ſchlecht überall paſſen und ſich auch unter einander durchweg gleichen, weil er ebenſo wenig Charaktere innerlich herauszubilden als eine Handlung zu gliedern verſteht. Dafür ſtellt er weſenloſe Figuren und Allegorien auf. Eine ſchöne Reihe recht häßlicher Charaktere ließe ſich aus ſeinen Dramen herausleſen, und die Verdorbenheit ſelber wird kleinlich und ſchwachmüthig (Golo in der „Genoveva"). Die aber, die gut und freundlich ſein ſollen (ſo Genoveva ſelber), ſind ſo ſchwachherzig, daß man dieſen Helden der Paſſivität jeden Augenblick zurufen möchte: So helft euch doch, und Gott wird euch helfen! Die tragiſche Größe liegt nicht im Leiden, ſondern im Kampfe, und dieſe duldenden Naturen wecken ſelten ein lebendiges Intereſſe in uns. Es fehlt auch da an Mark. Seine Helden aber ſchimpfen oft recht unheroiſch und machen zu viel Sonette. Den Tieck'ſchen Figuren hängt ein ſo vollſtändig Subjectives an, daß ſie ſich fremdartig und ſchatten-

ähnlich ausnehmen und außerhalb seiner Phantasie kein reales Leben haben. Das Auftreten des heiligen Bonifacius mit seinen leierigen Auseinandersetzungen in der „Genoveva“ ist noch lächerlicher, als das der marklosen allegorischen Figuren im Vorspiel des „Octavianus“, und das einer Reihe geisterhafter Erscheinungen, die es nicht einmal zu Gestalten bringen, in verschiedenen Stücken mindestens ermüdend und bethörend. Ebenso ungleich verhält sich die unendliche Gedehntheit der Ausführung zu der armseligen Handlung, und hinter der anspruchsvollen Form liegt Nichts. Die Hälfte der Stücke wird durch die kindische Lyrik ausgefüllt, die ihm überhaupt eigen ist, mit Blumen und Engeln spielend, mystisch, süßlich, bloße schillernde Farbe ohne Kern, die substanzlose Verschwommenheit. In ihr wie in seinen Personen liegt etwas Sentimentales, oft sogar Weinerliches, das gar seine Bösewichte verdirbt. Nirgends ist gehaltene Handlung, nirgends energisches Eingreifen in den Gang des Schicksals. Darum sind alle diese Dramen nicht für die Bühne, und darum greifen sie auch nach keiner Richtung in die Wucht der Zeit ein. Mit dieser Manier hebt das Bücherdrama an, jene Erscheinung ächt deutscher Natur, die allerdings einen gewissen Gedankengehalt ebenso gut verarbeiten kann als das Bühnendrama, aber den Gesetzen seiner Kunst nicht Genüge thut und etwas Abnormes hat; sie verliert sich erst wieder mit der neuesten Geschmacksrichtung. An dramatischen Motiven und Scenen ist Tieck arm, beide wiederholen sich mehrfach (comp. Genoveva und Octavianus). Die Charaktere bleiben sich nicht eben und werden gar im Verlaufe der Action degradirt; selten ist einer durchgeführt oder psychologisch durchaus wahr. Finsterer Spuk und gespenstige Schatten; Wunderglaube, der selber die Thiere des Waldes zähmt; Geisterbeschwörung und Erscheinungen; der Kampf mit den Ungläubigen, bis das Kloster oder die Bekehrung zum Mönchsritter abschließen: das sind die scheinlebendigen Grundlagen. So die Jugendarbeit „Karl von Berneck“, jene schauerliche Schicksalstragödie, welche alle rohe Wildheit der gespensterhaften Mächte ins Spiel bringt. So „Genoveva“, die empfindungsselig frömmelnde Mondscheinpoesie, von der Nichts zurückbleibt, wenn man Costüm und Stimmung abzieht. So der „Octavianus“, das lose zusammengehaltene Gemenge aus durch einander geworfener Geschichte der verschiedensten Zeiten und Länder, aus allerlei verwirrender Natursymbolik und Allegorie, aus zerfließender Lyrik

in Bildern und Seufzern. Aber wären die Geſtalten auch viel leuchtender, als ſie's nicht ſind — die alten Geiſter ſind todt, und kein Zauber beſchwört ſie ins Leben zurück; das chriſtlichthuende Verſchwimmen und Verſenken iſt auch hier der Romantik Tod. Bei den meiſten kleineren Stücken iſt die dramatiſche Form blos willkürliche Einkleidung; weiß man ja kaum, von welcher Gattung das eine oder andere ſein, kaum, ob die Komik oder der Ernſt gelten ſoll, weil die Stimmung jeden Augenblick umſchlägt. Lächerlichkeiten, ſo in den Prologen; Fratzengeſtalten; nirgends Wahrheit oder natürliches Leben, nirgends Zeichnung oder durchgeführte Compoſition, nirgends Einheit oder Handlung; dafür Schwulſt und Zerfließen; und daneben in Maſſe Nachahmungen und Reminiſcenzen aus Shakeſpeare und den Spaniern zeichnet ſie. Dieſe zerfahrene Manier kennt nur das Geſetz des Widerſpruchs. Derart iſt der „Blaubart", das dramatiſirte Märchen, das willkürlich die Komik und die theilweiſe allerdings in ächter Poeſie erſchloſſene Tragik des Grauens miſcht. Derart der wieder endlos ausgeſponnene „Fortunat", dieſe „dialogiſirten Anecdoten" ſehr unebenen Tones, bald Poſſe, bald Schreck, bald Wunderwelt, bald gemein reales Treiben, die am treffendſten mit einer willkürlichen Reihe von Varianten auf denſelben Muſikſatz verglichen worden ſind.

Gegen die Regeln der Kunſt läuft der bei Tieck ſo häufige Wechſel von Verſen und Proſa; er wirkt um ſo ſtörender, als er oft ganz willkürlich eintritt, und die Proſa nicht, wie ſie doch wohl ſollte, das niedrigere Element darſtellt; im Gegentheil, die Verſe werden oft platt und formlos: der ſchimmernde Talar hängt neben den Lappen des Bettlers, und nach der hochromantiſchen Weiſe klingt die gemeine ab. Er theilt die der ganzen Schule zukommenden Formeigenheiten. Seine Lyrik iſt auch formal ſchwach und zerfahren, die Proſodie nicht gewahrt, die meiſt weiblichen Reime erzwungen, die Aſſonanz ohne Wirkung, die Verſe oft ſchwer über altgermaniſche Formen und ungeregelte Metren ſtolpernd; Formzwang und Formmängel, bis ins Geſtaltloſe verſchwimmende Zeichnung, Ueberſpringen der Gefühle und Bilder bis zum Geſetzloſen eignen ihr beſonders. Die Sprache, ſonſt rein und oft ſogar ariſtokratiſch fein, löſt ſich in den Liedern wie hingehaucht auf. Sie bieten Nichts als Empfindelei, die leicht kindiſch wird, und klingendes Austönen, das die Armuth des Gefühls und der Anſchauung verbergen ſoll.

Tiefe und Ernst des Geistes fehlen Tieck; seine Natur vertritt selten mehr als das geistreiche und phantastische Spiel; durchaus zwiespältig, trägt sie in sich ausgesprochenst realistische Hänge, ohne doch die Realität zu verstehen, aber noch viel mehr phrasenhaft phantastischen Idealismus, ohne Gefühl zu haben für seine Wahrheit; er schaukelt sich fortwährend zwischen beiden. So entstehen die zerrissenen Naturen, die im gleichen Augenblick anziehen und abstoßen; Geister von Energie sind immer geneigt, sich gegen ihre Einwirkung zu stemmen, die jugendliche Phantasie bestechen sie. Groß ist er nur da, wo er — Kind oder Mann — die Brunnen seiner Phantasie erschließt und mit Zauberkraft die Elemente der Natur belebt.

Schon in früher Jugend und nach kurzer Erholung durch Reisen, später in Berlin wieder, ist Tiecks Phantasie kränklich verkümmert, mystisch klösterlich und melancholisch träumend; naturphilosophische Speculationen und das Studium der mittelalterlichen Mystik machen ihn noch mehr geistig befangen. Diesen Hängen entfließen seine Schauermärchen, auch liegt in ihnen das Zuneigen zum Katholicismus begründet, gefährlich, wenn es auch nur auf ästhetisch-sentimentalen Gründen ruhen soll. Wenn diese inneren Verzückungen eines künstlerischen Träumens keine Beziehung zum realen Leben haben sollen, so verflüchtigen sie sich ins Leere, werden unwahr und nichtig wie die Naturen, die sich diesem Spiel hingeben. Phantasie ist hier das große, ja einzige Wort der Dichtung, und das ganze Spiel wird ein müßiges, der Müßiggang selber gefeiert. Darum kann sich auch keine Partei auf ihn verlassen, keine Tendenz auf ihn fußen, weder in der Literatur noch in der Politik. Wie ein tückischer Kobold schlägt er selber den reactionären Anschauungen seiner Freunde im Umdrehen ein Schnippchen. Es überrascht, wie der klösterlich bekehrende Träumer gegen Priestertrug und Frömmelei, für Freiheit und unverjährbares Recht jene ewigen Wahrheiten einstreuen konnte, die dem freundlichen, aber sonst wenig bedeutenden und skizzenhaften Bild „Alla-Moddin“ Werth geben und sich viel später wiederholen in dem Prachtbild „Vittoria Accoramboni“, wo der glänzende, historisch unterlegte Stoff ihn scheint getragen zu haben.

Auch Tiecks Schwester Sophie, mit ihm früh in poetischen Versuchen beschäftigt, giebt verschiedene Phantasien heraus.

Ganz dieſem Kreiſe gehört ferner an

Ernſt Wagner,

ein verwandter Kopf zu Jean Paul, der ihn aus Verborgenheit und Noth zieht. Er iſt gleich unwahr, doch von größerer Sinnlichkeit, die wahrhaft fibrirend, aber wieder krankhaft wird durch das fortwährende Analyſiren, dem er auch Kunſt und Leben unterlegt. Auch er bedient ſich einer überladenen Maſchinerie. Das Maß des Schönen hat er nicht gefunden, das des wahren ſittlichen Lebensernſtes nicht geſucht, ſo wenig als die ganze Romantik. — Sein erſtes Werk „Wilibalds Anſichten des Lebens" iſt auch gleich das bedeutendſte, inſofern er ſpäter, eigentlich von armem Seelenleben, nur deſſen Anſchauungen nüancirt und abgeſchwächt wiedergiebt. Jenes iſt eine Miſchung aus Wilhelm Meiſter, Jean Paul und den folgenden Romantikern und ein Gewebe von Reflexion und Phantaſtik, idealiſirter Gefühlsſchwärmerei und losgebundener Sinnlichkeit; von Alledem iſt die Anſchauung erdrückt. Die Grundlage dieſes Productes und eigentlich des ganzen Geiſtes bildet ſchon das der Schule durchaus eigenende Kunſttreiben, das den Ernſt des Seins verflüchtigt, ihm eine wohlfeile Emancipation ſubſtituirt und mit ſchönen Seelen ſpielt; Zielpunkt bleibt der müheloſe Genuß, ein jetzt geiſtiges, jetzt ſinnliches Schwelgen. Die Kreiſe dieſes Lebens ſind immer aus der Ariſtokratie, künſtleriſchen Naturen und dem vornehmen Bürgerſtande willkürlich zuſammengetragen. Da ferner dieſes Leben und Treiben in ganz fingirten Verhältniſſen keine Aufgabe hat, was gerade ſein ſittlich Verkehrtes ausmacht, kann es auch keine Löſung geben; treten ihm die realen Mächte des Schickſals gegenüber, ſo bleibt ihm nur allgemeine Auflöſung oder fruchtloſe Reſignation. Das ſtarke ſinnliche Element iſt ein nothwendiges Gegengewicht gegen die übermäßige Reflexion. Wagner giebt mit Kraft entworfene Situationen und ſehr anmuthende Schilderungen, manchmal ſo fein angelegt, daß auch die Sünde ſchön iſt, aber dem Ganzen geht Fond ab; das iſt die in Abendtinten verſchwimmende Exaltation der jugendlichen Sehnſucht, die noch Geſetz und Leben nicht kennt und leichthin die ganze Welt umarmt; auch hält Wagner verkehrter Weiſe die Charakterſchilderung im Roman für weniger nothwendig, im Drama ſei ſie die Hauptſache. Wagner zeigt ſchließlich („Iſidora") nur noch die Schwäche dieſer verfehlten Manier, faden Inhalt, Sublimation der Gefühle in

der Freundschaftsschwärmerei und dem Spiel mit schönen Seelen, die aber immer von recht handlicher Sinnlichkeit sind, allerlei bedeutungslose Anschauungen aus dem oberflächlich angefochtenen Zeitleben, süßliche mittelalterliche Sympathien, in der Methode Unfähigkeit zu erzählen. — Die durchgängige Bestimmtheit dieses Kopfes und seiner ganzen Weltanschauung durch Wilhelm Meister, dessen Variationen er giebt und Nichts weiter, liegt auf flacher Hand und ist längst constatirt.

Roman- und Novellenschriftsteller, Erzähler zweiten Ranges. Mit Tieck und Wagner sind bereits die wenigstens für die Deutschen hervorragendsten Erscheinungen auf dem Felde des Romans abgehandelt, es bleiben noch die minderen Namen flüchtig zu berühren.

Friedrich Rochlitz ist namhaft als Erzähler und musikalischer Kritiker, viel und beifällig gelesen; seine gelungensten Producte soll er 1807 in den „Kleinen Romanen und Erzählungen" niedergelegt haben. Die „Allgemeine musikalische Zeitung", die er 1798—1818 redigirt, bringt viel Schätzbares über Tonkunst und Tonkünstler. Eine durch Beobachtung des wirklichen Lebens gewonnene reiche Menschenkenntniß, religiöse Grundlage und sittliche Haltung, viel Gemüthlichkeit, der joviale Charaktere und die Darstellung der gutmüthigen Beschränktheit am besten gedeihen, zeichnen ihn aus.

Charlotte v. Ahlefeld (1781—1849) ist früh als Romanschriftstellerin aufgetreten und fruchtbar, namentlich in dieser Zeit; sie hat sich mit Tact immer auf dem ihr natürlichen Gebiete des Gefühlsromans gehalten. Fließende Darstellung bei vieler und verschiedener Lebenserfahrung sind ihr eigen; sie kann anziehen, wird aber nie begeistern, wie sie denn auch selber nie über ein ganz mittleres Maß der Kraft und Begeisterung hinauskommt und keine schaffende Phantasie besitzt.

Höher zu stellen ist die Französin Marquise Adèle de Souza (1760—1836), zu ihrer Zeit viel gelesen und mit großem Beifall aufgenommen. 1796 erscheint in Hamburg ihr erstes Werk „Adèle de Sénanges", das zugleich als ihr bestes gilt. Sie schöpft aus den höheren Kreisen und stellt namentlich die Liebe, wie sie sich hier giebt, ebenso geistvoll als zart dar. Ihre Erfindung ist höchst einfach, Sittenschilderung will und versucht sie in der That nicht, tiefere Entwicklung der Charaktere in universellem Sinn ist auch nicht gegeben, dagegen mit wirklicher Zartheit und feiner Seelenkunde die Liebe von ihrem

ersten Erwachen als gegenstandslose Sehnsucht durch alle Phasen bis zur ausgebildetsten Form der Leidenschaft verfolgt: das ist die Prosa zu den jüngeren Liedern der Madame Desbordes-Valmore.

Die Engländerin Maria Edgeworth (1767—1849) ist durch ihre Novellen und Erzählungen zu Ruf gekommen; sie entwickelt, so in der Schilderung des irischen Volkscharakters und der aristokratischen Kreise, eine auf feiner und geübter Beobachtungsgabe und scharfem Urtheil ruhende Treue und Sicherheit in der Darstellung und daneben Reinheit der Sprache wie des Gedankens, welcher durchweg auf moralischen Eindruck ausgeht. Uebrigens gehen Talent und Phantasie nicht über ein mittleres Maß hinaus.

Auf der Linie dieser Namen steht ohne allen Zweifel an Geist am höchsten

Wenzel-Sternau,

dessen schriftstellerische Eigenthümlichkeit sich eben in dieser Periode so durchführt, wie sie nachher stehend geblieben; er ist einer der geistreichsten unter den humoristischen Schriftstellern unseres Jahrhunderts, überwiegend der Satyre zugeneigt, durchaus freisinnig. Er denkt scharf, beobachtet fein, kennt Welt und Menschen aufs Genaueste, geht in die Tiefe, ist voll Witz und Scharfsinn, originell angelegt, entwickelt sich ganz innerlich, ja fast vereinsamt in seiner Weise. Wie er in sich die freieste Individualität auslebt, so ist er auch stets der Freiheit und dem Rechte zugethan und bewahrt den Ruhm, als einer der rüstigsten Kämpen für sie eingestanden zu sein; die Satyre, die ihm aus einem tiefen Durchdringen der Zeitschwachheiten und aus anerzogenem Haß gegen das Unwesen hierarchisch-adeligen Regimentes vom alten Styl erwachsen ist, hat ihm den Enthusiasmus für die ewigen Güter der Menschheit nicht geraubt. Er gilt nicht als ein Schriftsteller ersten Ranges; das liegt an dem Umstande, daß er stets nur abgerissen denkt und schreibt, in der Form wie im Gedanken nie ein bestimmtes Ganzes ausarbeitet, ja nicht sucht und so künstlerisch nicht befriedigt. Seine Manier geht in den Prosaschriften auffallend in der Weise Jean Pauls, nicht zu ihren Gunsten; darin ist weder Vollendung noch Klarheit, und sie paßt schlecht zu der scharfen und freien Tendenz und dem beißenden Witze, der sich am bittersten gegen alle geistliche Verdummung richtet. Es kommt Einem

immer vor, als sei eine Masse Geist ungeordnet verschwendet, und im spielenden Aus- und Durcheinanderwerfen der Leuchtkugeln seines Witzes kann auch er bisweilen ins Unverständliche verfallen. Er geht viel zu oft auf Pointen aus und giebt Effectscenen, die in der Rührung leicht ins Lächerliche umspringen; es ist das, was der Franzose poser heißt. — Benzel-Sternau will frei mit der Zeit strebende und sich entwickelnde Lebensbilder geben, setzt aber auch seine schönsten Gestalten willkürlich und stückweise zusammen (so z. B. die vier freiherrlichen Fortschrittshelden im „Alten Adam"). Ernst und Spiel, ein leicht bitterer Sarkasmus und prägbare Gefühlsweichheit liegen in dem seltsamen Charakter neben einander. Daß er der Maurerei großen, befreienden Einfluß zuschreibt, ist eine Schwäche; jene ist, wie alles Geheimbündische, ins kleinlich Spielende herabgesunken. In seinen Porträts der verderbenden Rückschrittsmänner leitet ihn die Schärfe des Hasses sicherer als die rosenduftige Begeisterung in den verschönerten Träumen von neuen freien Staaten und Regenten. — Die Lustspiele, wie all sein Dramatisches blos die Form dieser Kunstgattung tragend, fallen später; die geistreichen Sprichwortspiele sind ihm ganz eigen.

In reinerer Kunstvollendung stellt den Roman die französische Literatur dar, und an Begabung, ästhetischem Werth und innerlich hervorquellender Poesie reichen keine anderen Namen an die glänzenden von Chateaubriand und Madame de Staël. Sie Beide, so ungleich und doch gleich gewaltig, stehen an der Pforte der französischen Literatur unseres Jahrhunderts und begründen größtentheils ihren Aufschwung. Chateaubriands träumerische Romantik paßt seiner Nation und ihrer Bildung weit besser als die deutsche, und die germanisirende Halbromantik der Madame de Staël führt ihr ein reiches Bildungselement zu. Sie Beide haben unverkennbar eine große Mission empfangen und ausgefüllt.

François Auguste de Chateaubriand.

Das berühmteste gewordene Glied der alten Aristokratie, eine Gestalt von bleibendem Glanze, deren reine Liebenswürdigkeit und dichterische Tiefe leicht den schwankenden Gefühlsromantiker und christlichen Ritter vergessen läßt, steht der Vicomte v. Chateaubriand einleitend an der Pforte der Literatur des Jahrhunderts.

Geboren in St. Malo, jenem maleriſchen Fiſcherſtädtchen an der normänniſchen Küſte, wo die wilde Romantik des die Felſenklippen ſtürmenden Meeres großartig aufſteigt — wer mag berechnen, wie viel die jugendliche Phantaſie aus dieſen Gemälden einer hohen und düſteren Majeſtät ſog und treu bewahrte die ſiebenundvierzig reichen Jahre ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit (1797—1844) hindurch! Chateaubriand iſt der Sohn der Weite und des Meeres geblieben, ein romantiſcher Geiſt, der das Verſchiedenſte mit Liebe umfaßt, immer mit weiten Ausſichten, der in Proſa ſchreibende Dichter der unbegrenzten Phantaſie, am glänzendſten, wo ſeine Melancholie das Ermatten aller menſchlichen Gefühle und Kräfte verfolgt (lassitude), der dichtende Geſchichtſchreiber der Ruinen und des Todes. Gezogen und gebildet iſt er durch zwei ganz verſchiedene, von ſeiner reichen Natur mit derſelben Liebe umfaßte Momente: weiche häusliche Erinnerungen und unermeßliche Reiſen; jene wahren ihm allen Zauber der Jugendfriſche, dieſe beflügeln ſeine glänzende Einbildungskraft. Auch er iſt gleich Madame de Staël aus äußeren und inneren Gründen dem altfranzöſiſchen Geiſte, ja der Nation entfremdet. Amerika hat ihm die großen Naturanſchauungen geliefert, die Bekanntſchaft mit engliſchen und deutſchen Werken einen ganz veränderten Geſchmack beigebracht, der Etwas von Oſſian hat. Schon jung zeigt ſich die unſichere Beſtimmungsloſigkeit ſeiner Natur in dem träumenden Hinleben und Herumtaſten nach einer Lebensſtellung. Es iſt, als habe ihn dieſes haſtige und zielloſe Drängen dahin geführt, die halbe Welt zu durchwandern und die andre durchwandern zu wollen. Ebenſo früh heben die politiſchen und religiöſen Zweifel an. Man kann ihn, namentlich mit Bezug auf ſeine ganz oder halb tendenziöſen, halb hiſtoriſchen Schriften, den Schriftſteller der Reſtauration heißen, doch iſt er auch hierin freier und mit Entſchiedenheit conſtitutionell und kämpft immer für die Freiheit der Preſſe. Er anerkennt, wenn auch hie und da mit einer in Geſchlecht, Erziehung, Natur, Erinnerung, Eigenthümlichkeit des poetiſchen Weſens liegenden leichten Klage, die Macht der neuen Ideen und das Ueberlebte der altritterlichen Sitten und der alten Vorurtheile. Er will die neue und alte Zeit verſöhnen; dieſe Tendenz giebt ihm einen Zug, der an Schleiermachers theologiſche Haltung erinnert, und macht ihn in der Combination mit jenen Elementen zu einem eigengearteten Product aus neuzeitlichem Verſtändniß und mittelalterlichen Phantaſien;

daraus erklärt ſich auch die Miſchung von Natur und Künſtelei im Ausdruck, von Einfachheit und Ziererei im Gefühl, von Wahrheit und Oſtentation in den Sympathien, von wunderbarer Anziehung und befremdender Abſtoßung im Eindruck auf den Leſer. Er weiß gar wohl, daß das, was er ſo trefflich ſchildert: die ſchwere Pracht der Ritterſäle, der geräuſchvolle Glanz von Turnier und Falkenjagd, das antike Ritual des adelumſtellten Thrones, daß auch die Minne blaß und bläſſer gewordene Sterne ſind. Politiſch will er die Freiheit, begreift ſie aber nur unter dem conſtitutionellen Königthum, und wenn er da, man möchte ſagen aus angeſtammter Pietät, zu dem in Stamm und Zweigen abgeſtorbenen Geſchlechte der Bourbons hält, ſo iſt das ein theoretiſcher Mißgriff, wie er den gleich edlen Lafayette ſchwankend gehalten und den minder edlen C. Périer mit ſchwereren Conſequenzen dem Hauſe Orléans zugeführt hat. Schon in ſeiner erſten flüchtigen Schrift über die Revolutionen, die 1797 während ſeines Aufenthaltes in London erſchien, ſtreiten ſich die monarchiſchen Sympathien, die er zu Haus eingeſogen, mit den freiſinnigen Anſchauungen, die er enthuſiaſtiſch ſchon nach Amerika getragen und verſtärkt von da zurückgebracht hatte: ein Zwieſpalt, der ihn immer beherrſcht und allen politiſchen Richtungen gegenüber haltlos und unbeſtändig erſcheinen läßt. Das iſt Chateaubriands ſchwache Seite und der Charlatanismus in der Politik noch unfruchtbarer als der ſteife Doctrinarismus; aber Chateaubriand war überhaupt nicht zum Politiker geboren, ſo wenig in Schrift als Leben (Congreß von Verona); er hätte weniger Dichter ſein müſſen, iſt aber größer ſo wie er iſt. Eng hängt damit ſeine religiöſe Stellung zuſammen. Zwar der nüchtern rationellen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts durch Naturanlage feind, aber darum keineswegs ſpecifiſch chriſtlich, und innerlich unſicher bewegt, überhaupt ganz ähnlichen halbreligiöſen Träumereien hingegeben, wie die deutſche Romantik ſie auslegt, kehrt er erſt nach langem Kampfe begeiſtert zum gläubigen Chriſtenthum zurück; das iſt eben gern der Hafen, in den poetiſche Gemüther nach langen Schwankungen einlaufen. Ihren Ausdruck findet dieſe Richtung namentlich in ſeinem früheren großen Werke, dem „Génie du christianisme“ 1801, das unſtreitig trotz vielfacher Schönheiten weniger angethan iſt ſeinen Namen dauernd zu erhalten. Das zu weit geſponnene Werk, das eigentlich mehr eine Religion der humaniſtiſchen Schönheit als das ſpecifiſch Chriſtliche

feiert, ist mit dem Enthusiasmus der alten und der Vernunft der neuen Zeit verfaßt, will aber dieser Vernunft und ihren Wirkungen nicht genug zugestehen, um alle Civilisation, ja alle Freiheit als ausschließliche Segnungen des Christenthums aufstellen zu können. Ausgezeichneter Schilderer, warm begeistert, öfters erhaben, hat er doch eine ermüdende Monotonie nicht überwunden, die nicht etwa in Ton, Manier und Styl — die sind blühend und farbig —, wohl aber in der den ganzen Geist des Autors beherrschenden strengen Einförmigkeit liegt und die Schrift zum Tendenzwerke stempelt. So wenig specifisch christlich als ihr Autor, thut sie für das evangelische Christenthum Nichts, wohl aber für die reactionäre Mittelalterlichkeit. Den damaligen Zwecken Napoleons diente sie; es ist die Zeit des Concordats. Sie bringt viel Bombast, das ist wahr; aber auch der ist wenigstens in schönen Formen ausgelegt und unschuldiger als in den „Martyrs", jener ersten apologetischen Bekenntnißschrift des mittelalterlich blutdürstigen Christenthums à la Maistre. Die beiden Schriften verhalten sich wie folgt: Wenn der „Génie" die reine und anziehende Seite seiner ästhetischen Religion des Gemüths und der Einbildungskraft darstellt, so die „Martyrs" ihre tendenziöse Höllenphantasie. Auch da ist das freilich nur von Uebertreibungen gesättigte Colorit glänzend und mußte zu jener Zeit, wo man noch nicht gewohnt war an die lebenvollen Schilderungen der Volks- und Landeseigenthümlichkeiten, wie die neuere Geschichtschreibung sie mit großem Erfolge durchführt, wahrhaft bezaubernd wirken und eine lebhafte Phantasie begeistert hinreißen. Die historische Forschung ist oberflächlich, der Ton trägt alte Chronikenweise. Die Allegorie ist zum Theil abgeschmackt, der ganze Apparat meist entlehnt, Milton, Dante, Virgil und Homer spielen mit. Es ist das bunteste Durcheinander einer losgebundenen Phantasie, mit Vorstellungen selbst vom christlichen Himmel, an denen kaum etwas Anderes als der Name christlich ist. Der „Génie" aber, gleichen Zieles und ähnlichen Geistes wie die Reden Schleiermachers, hat noch unendlich mehr ästhetische Schöngeisterei und unendlich weniger Religion, von Gelehrsamkeit nicht zu reden. Seine Mittel sind ebenso weltlich wie die der Religionsverächter, die er bekämpft.

Das Geheimniß seiner das Gemüth ergreifenden Gewalt ist nicht ihm allein, aber in vorzüglichem Maße gegeben: Es ist jene der modernen Zeit eigne, mit dem Christenthum in die Welt getretene

und darum religiös gefärbte — bei Anderen (Volney, indirecter Byron) im Kampfe mit dem Chriſtenthum oder in ſeiner Negation Farbe nehmende — geheime Melancholie, die ſtets einen ſchlafenden Grundton in den Tiefen des Herzens anſchlägt und erzittern macht; ſie kann ſich in Kränklichkeit verlieren, dann iſts die moderne Sentimentalität; tritt aber die Kraft hinzu, ſei's des Gedankens, ſei's der Phantaſie, dann ſpringen aus demſelben Grund ewig junge und immer verſchieden erblühende Gebilde; das iſt Chateaubriands Zauber, den er immer bewahrt, mit Conſtanz und Vorliebe in den kleineren Werken. Das iſt der innere Kern jener Romantik, die den ſchneidendſten Gegenſatz zur Plaſtik des Alterthums darſtellt; dieſe der Architektur und Bildhauerkunſt, jene der Landſchaftsmalerei und Muſik verwandt; dieſe in ſich ruhend, rein, abgeſchloſſen, klar befriedigt, jene träumeriſch, aus ſich heraustretend, auf Meeren wogend, über Wüſten ſchreitend, mit unſicherm Auge die Tiefen des Himmels befragend. Immer ſuchen wir da ein erträumtes Glück, das wir bald als Rückerinnerung in die ſpielende Freiheit der Kinderjahre oder die erſte Liebe der Jugend hineintragen, bald in Zukunft und Weite blickend auf ſeligen Eilanden oder gar jenſeits in den Engelgeſtalten des chriſtlichen Paradieſes vorſchauen; und im Grunde ſteht immer die Trauer, und die Gegenwart geht verloren. In dem Sinne darf der Dichter ſagen: das Chriſtenthum hat die Erde verdüſtert. So ſind die Töne, die Chateaubriands Meiſterhand anſchlägt, zart, harmoniſch, klagend, farbig, glänzend, tief bewegt, nun ſanft, nun heftig erſchüttert („René"). Und das giebt ſeiner Sprache etwas eigen Bewegendes, etwas Kühnes und Neues gerade durch die Rückkehr zu den altverſchollenen Tönen, die ewig ſind. Noch 1816 wagte Chénier, von den Standpunkten der franzöſiſchen ſogenannten Claſſicität und einer beſchränkten Moral aus über „Atala", das wunderliebliche Meiſterwerk, in befremdender Weiſe den Stab zu brechen; wenn fünfzehn vergangene Jahre ihn nicht belehren konnten, ſo hat dafür die Folgezeit das ſchiefe Urtheil glänzend caſſirt. Die Kritik kann das, was in dieſer Manier das Romantiſche ausmacht, für Frankreich nicht hoch genug anſchlagen; an Chateaubriand hat ſich die ganze neuere Literatur dieſes Landes entzündet; an der Romantik, welche für Deutſchland immer einſeitig und äußerlich, für Frankreich aber in der kunſtvollen Verbindung, die ſie mit dem Leben einzugehen verſteht, ein unſchätzbar erfriſchend über die Dürre der

Reflexionsdichtung hinwehendes Moment iſt — an ihr hat ſich die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts getränkt, mit ſeltenen Ausnahmen die einzig ächte, die dieſe Nation beſitzt; durch ſeine Werke, die wenigſtens in der Form alle befreiend wirkten, ſind Sprache und Manier der wahrhaft national gewordenen Schriftſteller weſentlich umgeſtaltet worden. — Das Auszeichnendſte bei ihm ſind die Naturgemälde, die er reich, glänzend, vielfarbig und doch immer auf denſelben Grundton entwirft. Seine Porträts amerikaniſcher Natur haben allerdings viel Gemachtes und Willkürliches und entwickeln nicht die ſchlagende Gewalt, die uns wie mit Zauberkraft bei Cooper in den erſten Zügen inmitten der amerikaniſchen Urwälder, bei Scott in die Romantik des ſchottiſchen Hochlandes hineinbannt; ſie haben weniger örtliche Individualität, ja weniger von der unentzifferbar energiſchen Gewalt der poetiſchen Wahrheit; ſie geben oft zu wenig von der Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes, der Sitte und des Lebens, zu viel von der des Autors, der immer mit ſeinen Gefühlen und Ergießungen im Vordergrunde ſteht; ſie ſind verſetzbar, und die glänzenden Farben paſſen ebenſo gut, weil etwas unbeſtimmt Verſchwimmendes in ihnen liegt. Aber bezaubernd, ergoſſen, bewegt, blühend, erhaben im Gefühl, mit der hinreißenden Macht des Religiös-Träumeriſchen, vertiefen und bewegen ſie wie das Meer und die Prairie, in die Chateaubriand mit Vorliebe ſeine Blicke ſenkt; das Gefühl wogt, das Herz ſchlägt: das Unendliche entrollt majeſtätiſch ſeine träumenden Geheimniſſe.

Selten haben Schriften unſerer Tage ſo ungeheuren Ruf gewonnen und verdient wie die zwei verbundenen kleinen Novellen „Atala“ und „René“. Wenn irgendwo, ſo zeigt ſich hier Chateaubriands Genie in aller ſeiner Pracht. „Atala“ mit der majeſtätiſchen Introduction über das Leben der Stromufer des Miſſiſſippi iſt eine Schöpfung von wunderbarer Lieblichkeit. Jetzt ſchmeichelnd, jetzt ſtürmiſch, zaubert ſie das tiefſt innerliche Ahnen herauf von einem uralten Naturleben der Menſchheit, deſſen Stimme hier ebenſowohl der Sturm der amerikaniſchen Wälder wie der Ruf des in Wogen gehenden Menſchenherzens reden. Es iſt jungfräuliche Urſprünglichkeit in dem ungedämmten Fühlen dieſer Naturkinder, in der naiven Anſchaulichkeit der an Sternenlicht und Waldesrauſchen großgezogenen Bilder und Phantaſien, in den ſchwellend klagenden Sangesweiſen, wie wir ſie uns nur lebend denken können unter dem Stromesbrauſen und den Waldſtimmen jener in

tausend primitiven Gestalten wild aufschießenden Urnatur der indianischen Hütten. Wenn die wunderbare Zartheit der Liebe und Freundschaft, die so bewegt antönende Naturstimme bei rohen Wilden als verschönernde Draperie erschiene, der epischen Haltung immerhin gestattet: so sind doch eben hier Sinne und Leidenschaften gewaltiger, schneller schwingend nach gut und böse; es ist ein Unmittelbares, das im gleichen instinctiven Gemüthe die Barbarei herbergt, die Kopfhaut des Feindes abzuziehen, und die rührende Hingebung, dem geliebten Wesen willenlos und mit halb klagendem, halb jubelndem Sterbegesang in den Tod zu folgen. Ganz so ist die ähnliche Verbindung der Eigenschaften in den „Natchez" zu nehmen. — Atala's mit so raschem Tode des Blüthenlebens endende Liebe ruft erschütternde Wehmuth wach, und das Werk mag alle seine Ziele eher erreichen als das, einen wirklichen Triumph der christlichen Religion dem Herzen nahe zu legen: ihre himmlische Tröstung kann höchstens mit dem durch ihre mißdeutete Lehre geforderten Opfer, die ehrwürdige Gestalt des père Aubry mit der finsteren des fanatischen Missionärs aussöhnen. — Das Ganze ist das tausendstimmige, duftige, stern- und blumenreiche Epos der im nächstverwandten Menschenherzen widerklingenden ersten Schöpfungsstimmen, am glücklichsten, wo es in homerischer Einfachheit mild und wild sie erlauscht und singt.

„René", mit Faustischen Idealen, die durch Werther-Sentimentalität ins Passive, durch Eitelkeit ins Kleinliche umgesetzt sind, ist das Gemälde eines Herzens, das an seiner eigenen Unbefriedigung und der unbestimmten Weite seiner Wünsche sich selbst verzehrt und dem Leben verloren geht; es ist einer der Typen geworden von jener Gattung unglückseliger rêveurs, wie unsre Zeit sie so häufig zeugt und so rasch begräbt. Das Bild ist hier rein persönlich genommen, desto schärfer tritt das Krankhafte im Wesen der Geistesrichtung heraus. Und doch haben Die Unrecht, welche diese Erscheinung für Nichts weiter erklären als für den unbefriedigten Stolz von Geistern, die an der Geniesucht leiden, im unbegrenzten Sichunglücklichfühlen eine Auszeichnung bevorzugter Seelen erblicken und zu schlaff seien, um sich durch kräftiges Eingreifen in That und Leben heilen zu wollen. Unsere Zeit hat diesen Hang mächtig emporgetrieben, sie muß also auch nothwendig seine Gründe und seine Erklärung in sich tragen. Wer diesen im Leben des Geschlechtes ebenso sorgfältig nachginge, als Chateaubriand

hier den geheimen Hängen der auflösenden Träumerei des Herzens, der möchte in den Tiefen ein drückendes Oppositionsgefühl finden des Idealismus gegen die vermaterialisirende Auflösung unserer Tage, und der möchte dann auch diejenige gestaltete Darlegung dieser Geistesrichtung geben, deren Berechtigung Anerkennung verlangen würde. „René“ entwickelt fast realistische Wahrheit in der Darstellung des eignen Seelenlebens und mancher von den Stürmen und der träumenden Melancholie der ruhelosen Zeit dämonisch berührten Natur und wirft doch über das trübe Bild wieder einen lebendig in ihm selbst erblühten, poetisch idealisirenden Glanz: durch diese beiden Momente fesselt Chateaubriand unwiderstehlich, fast schmerzhaft. Es ist eine vor dem Standpunkte des allgemeinen Gefühls schwer zu entschuldigende Eigenheitssucht des Dichters, wenn er das allerdings so mit Realität packende Unglück seines Helden auf einen für unsre Begriffe schreckenden, jedenfalls fast unerhörten Conflict des Schwesterherzens baut. Aber tiefsinniger Meister ist er da, wo er jenes vague Träumen, jenes unsichere Wogen und Wollen, jenes unbewußte Treiben nach kaum geahnten Zielen, jenes Bangen und Verlangen erfaßt, das immer aufreibend wirkt, wenn das Leben nicht mit verwandter Tendenz entgegenkommt oder aber oppositionskräftig angegriffen wird. Auch darin ist Chateaubriand durchaus der Küstensohn von St. Malo: das sind die inneren Echos der Meereswellenschläge, die Reflexe des Mondlichtes auf den weiten Wassern, die Stimmen des Abendlüftchens und des Sturmes über den Tiefen. — In seinen wesentlichen psychologischen Grundlagen, aber mit ganz verschiedener Nüancirung und etwas an Faust erinnernd, übrigens wieder ganz persönlichen Stimmungen entnommen, kehrt dasselbe Gemälde viel später wieder in „La vie de Rancé“.

Auf vollkommen gleicher Auffassung des Lebens der Indianerstämme wie „Atala — René“ ruhen die „Natchez“, deren Getriebe großartige Einfachheit der Aufopferung in der Freundschaft ist neben thierischer Rohheit im Haß. Indem Chateaubriand immer Beides neben einander giebt, vermeidet er wenigstens den Fehler Rousseaus, ein Paradies der Wilden aufzustellen. Auf Controversen führt der Gegensatz der europäischen Civilisation, als deren Knotenpunkt, für Ludwigs XIV. Zeit mit Recht, Frankreich auftritt; die Kritik auf die Mißbräuche jener in künstlichen Reflexen so brillanten Zeit ist keineswegs zu streng. Glückliche Combination ists, daß der Dichter einen

civiliſirten Indianer einführt, in deſſen Mund ſich leicht die Ideen legen laſſen von urſprünglichem Naturrecht und einfacher Gleichberechtigung, wie ſie in Zeiten der verwickeltſten Rechts- und Culturzuſtände ſo gern der Traum kindlicher Gemüther ſind. Liegt da nicht ein Stück Revolution? Auch da ruht der bezaubernde Reiz wieder in den einfachſt urſprünglichen Eingebungen: ein einziger Zug der Sitte in der naiven Bilderſprache läßt lange Schwingungen zurück als von einem Ewigen und Urſprünglichen im Menſchenleben, gleich dem Viel bergenden Schweigen der Savanne und dem verheerenden Sturm der tauſendartigen Baumwipfel des Urwaldes. Die Kundgebungen der inſtinctiv kindlichen Aufopferung von Freund und Geliebten tragen ihren ganzen alten Zauber in ſich; dieſe wunderbare Anhänglichkeit iſt wie eine urſprüngliche Welt der guten Geiſter der Erde; das iſt, nur mit wilderen und größeren Naturſtrichen, wie der altbibliſche Abglanz paradieſiſcher Gefühlsunmittelbarkeit. Die Sprache bleibt immer rein und reich, duftig wie die Blüthen der üppigen Lianen, wogend wie des Miſſiſſippi Wellen. Wo ſie jene für primitiv rohe Völker kaum erklärbare Weichheit annimmt, da hängt dieſe eben an einer Naturſymbolik, deren zarteſte Beziehungen dieſen Naturkindern ebenſo angeboren als uns fremd ſind. Ferner iſt das Gefühl der bis in den Tod ergebenen Liebe des Weibes und des Freundes ebenſo urſprünglich wie ſein größter Gegenſatz, der tödtliche Haß in thieriſchen Zügen. Das ganze Spiel der noblen und gemeinen Leidenſchaften, hier zumal jene tief überlegte Schlauheit, zeigt eben nur, daß das Menſchenherz in allen Zonen und Bildungsſtufen im Grunde dasſelbe iſt, nur iſt hier die Ausprägung nach beiden Seiten ſchärfer, weil die Begierden zügellos ihrem Strome folgen. — Das Werk zeigt zwei ganz verſchiedene Partien: der erſte Theil iſt epiſch, getragen, mit künſtlich gehobener Färbung. Die dadurch hervorgerufene Einmiſchung einer wunderlich gräciſirten Mythologie des Chriſtenthums iſt unvermittelt und lenkt ohne Recht von dem einfachen Gang der Dinge ab, und wie hoch auch Chateaubriands glänzende Phantaſie hierin ſteige, man wird bei der bizarren Schöpfung ebenſo nothwendig an Danteſche Imitation gemahnt, wie bei der kriegeriſchen Rhetorik über glänzende Truppen und berühmte Häupter und blutig wechſelvolle Kriege an Homer. Das iſt eine Art von Homeriſchem Epos, die wunderlichſte Miſchung aus griechiſcher, indianiſcher und allegoriſcher Mythologie, durchzogen mit moderner Sentimentalität.

Ganz anders die „Suite“. Der völlig ruhige und klare Styl der natürlichen Erzählung ist dem Stoffe passender. Und wenn mit dem Verschwinden alles Wunderbaren und Mythologischen zugleich der eigenthümliche Duft des Urwaldlebens seltener mehr frappirt, so liegt das mehr an einer vom Stoffe geforderten Nüance des Ganges: das Gemälde complicirt, die Personen vermehren sich, das wilde Verhängniß spinnt sich in schleichenden Intriguen ab und bricht dann als vernichtende Flut herein. So entsteht eine complicirte Mischung der Züge, und das Gemälde wird zum größten Theil das düstere der civilisirten und uncivilisirten Verdorbenheit in ihrem ränkevollen Ineinandergreifen — Verrath und Untergang; dieser, die Frucht abscheulicher Verbrechen, giebt an Zügen des Gräßlichen allen folgenden bitter verurtheilten Excessen der romantischen Schule Nichts nach. So wechseln fortwährend blutige, selbst raffinirte Gräuel, deren Darstellung erschütternden Eindruck macht und doch oft unabweisbaren Reiz übt, mit blühenden Schönheiten und wunderbar zarten Gebilden der Anschauung und Einbildung. Land und Strom von Louisiana sollen keineswegs nach der Wirklichkeit gezeichnet sein; geht aber auch die geographische Wahrheit ab, so sind doch keine Widersprüche gegen die Natur der Landstriche, und das mag für den Roman genügen. Es wäre eine unberechtigte Forderung, daß er die Indianernatur nackt wiedergeben sollte; das kann man eher von dem Reiseschriftsteller verlangen, und auch er thut es nicht. Wir haben in der „Voyage en Amérique“ ebenso wenig die gewöhnliche Rothhaut der Wälder wie in den Schilderungen Rousseau's und Anderer; es ist durchweg eine verschönerte oder verfeinerte Rasse. Für die Naturbilder aber ist es ausreichend, daß sie den Charakter der Ursprünglichkeit tragen, der heimisch wie das Wehen der Naturgeister jener reichen und wunderbaren Zonen anklingt. Eine der wenigen einschneidenden Stellen der „Natchez“, die das Porträt des auf wahnwitzigen Aberglauben gebauten Despotismus entwirft, zeigt die schöne Ergriffenheit einer freien Natur. Die ihnen erst später folgende „Voyage“, bald tagebuchartig aufzeichnend, bald zu längeren Darstellungen und vergleichenden Ueberblicken erweitert, hat weitaus weniger Ursprünglichkeit und ergreift nicht. Werth liegt in den kurzen Schlußkapiteln, die von den Indianerstämmen ab- und zum vergleichenden Ueberblick der Zustände und Hülfsmittel in den nord- und südamerikanischen Republiken übergehen und eine für den Vertheidiger

des Royalismus merkwürdig unparteiiſche und klare Faſſung zeigen. Schwerlich wird angeſichts der natürlich übererbten Hemmniſſe der Geſchichtſchreiber ſelber die Momente und Hoffnungen der ſüdamerikaniſchen Entwicklung weſentlich anders faſſen, und die Frage nach der Zweckmäßigkeit des repräſentativen Königthums muß auch dem Nichtroyaliſten vollkommen berechtigt ſcheinen.

Noch einmal entfaltet Chateaubriand allen Glanz der noblen Phantaſie und Sprache in dem auf anderem Boden fußenden kleinen Roman der Großſinnigkeit und des Unglücks „Les aventures du dernier des Abencerages", jener lieblichen Geburt von reinſt ritterlichem Gepräge. Das iſt die glänzende Darſtellung jener erſten Phaſe der ſpaniſchen Kämpfe zwiſchen Chriſt und Maure, von deren Großthaten und Edelſinn Sage und Geſchichte ſo viele wundervolle Züge überliefern. In ſolche Zeiten mag der Dichter Geſtalten hineintragen, wie ſie hier leiden und dulden, ans höchſte Maß rein menſchlicher Größe reichend, Leid und Leidenſchaft unſerer Natur in vollen Zügen ſchlürfend, aber unentwegt ihrer Beſtimmung, der Stimme des Herzens, ja wenn man will den Vorurtheilen ihrer Geburt, ihres Stammes und ihrer Ueberlieferungen treu. Im Geſchick iſts geſchrieben, daß der Conflict unlösbar iſt; die königlichen Naturen müſſen gebrochen hinſterben wie die letzten prächtigen Blumen von Granadas Gärten, die der Winterſturm geknickt. Dieſe Perſonen ſind Ideale, aber von ſtolzer Wahrſcheinlichkeit, aus Zeit und Ort geboren. Die Färbung jenes arabiſchen Sonnenlebens und die duftige Blumenſprache ſeiner Poeſie umſchlingen mit märchenhaftem Reize die heroiſchen Geſtalten. Alle Gefühle klingen an: die Liebe zur Heimath, dem ſüßen, von Himmel und Kunſt geliebten Fleck Erde; der Schmerz und das Irren der Verbannung; ein Liebeleben, ähnlich den Traumgebilden aus der Alhambra Zauberwelt; der Kampf um den alten Gott und die junge Liebe; die rührende Treue und die heldenmüthige Entſagung; endlich als nothwendige ererbte Geſchlechterrache das Trennen auf Nimmerwiederſehen und das einſam traurige Verbannen: ein ſchwüler Mitternachtstraum, ſchön aus Blumengeiſtern aufgeſtiegen, ſchnell verſunken, und nur die todte Wüſte dämmert.

In all dieſen Gebilden ſeiner reinſten Poeſie kehrt der Ausdruck weicher Melancholie wieder, deren Betrachtungen wie magnetiſch angezogen die ſchnell abblühende Endlichkeit alles Irdiſchen zur Baſis

nehmen, vielleicht der einzige Zug, dem der unbeständige Geist immer treu geblieben. Wunderbar fast ist der Einfluß seiner Sprache, einer Woge, die Blumen schaukelt; in ihr entlehnt auch das Reale von poetischer Phantasie, und die wildesten Seiten des Naturlebens, das ihn fesselt, klingen in der mächtig getragenen Form merkwürdig weich und rein ab.

Das „Itinéraire“ würde, wer es zu zerlegen unternähme, am besten mit Lamartine's Schrift desselben Gehaltes und Styles zusammenhalten. Beide berühren keineswegs rein und bringen mehr gezierte Künstelei als Natur; es ist christlich romantisch zugestutzte Description in bunter Färbung und geistreiche Declamation nach augenblicklichen Einfällen, weitaus mehr Form als Gehalt. Chateaubriands Schrift steht immer noch höher und giebt mit ihrem Reichthum an feinen, glänzend und sicher fixirten Sitten- und Naturbeobachtungen um so viel mehr Natur als Lamartine mehr Schwulst und gemachtes Phantasiren.

In der Politik hat ihn die Eitelkeit auf ein Feld geführt, das er weder kennt noch bemeistert; er treibt in ihr poetische Romantik nicht ganz unschuldiger Art. Nur angelegt zu poetischem Traumleben und mehr durch Ehrgeiz als durch Grundsatz ins politische Treiben hineingeworfen, macht er freien Stückes sein Wirken für immer zwiespaltig. Wenn das Bewußtsein in ihm herrschend wird, daß er doch kein rechtes Verständniß für die Zeit und keinen rechten Platz in ihr habe, flüchtet er sich in seine Traumwelt; wenn ihm diese nichtig erscheint, eilt er ins Leben zurück. Er hat überall zu wenig Energie, selbst in seiner Lebensverachtung. Immer Gefühlspolitiker, legt er in seine Excurse mehr Hingebung an ererbte Sympathien als Glauben und Ueberzeugung. Chateaubriand ist sein Leben lang ohne Partei, vertritt einen feudalen Liberalismus, der nirgend passen will, weil er den verschiedenen Regierungsphasen heute zu frei, selbst revolutionär, morgen zu unfrei ist und immer skeptisch bleibt, und steht so mit naturgemäßer Vorliebe fast immer in der Opposition. Er stellt das ganze unabgeklärte Gewirre der Meinungen und Neigungen dar, welche Frankreichs öffentliches Leben in den drei ersten Jahrzehnten hin und her treiben. Er träumt von einer Politik der mittelalterlich-chevaleresken Ehre, verbunden mit der neuzeitlichen Freiheit, d. h. er stellt sich das Unding eines liberalen Feudalstaates vor, an etwas Reellem hält er nie fest, nicht einmal am Königthum; das nationale Interesse vollends hat ihn nie bestimmt. Trotzdem gerirt er sich in

der erſten Reſtaurationszeit als Führer des Ultramontanismus gegen das conſtitutionelle Königthum, wie er hernach gegen das abſolutiſtiſch vorgehende den Liberalismus gebraucht; am gründlichſten iſt ihm das Bürgerkönigthum verhaßt. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. tritt er durch die Reden in der Pairskammer und die Artikel im Journal des débats als Führer der Chartiſten auf und hebt das parlamentariſche Leben; Abſchaffung der Cenſur und Befreiung Griechenlands ſind ſeine zwei Grundgedanken. Unter Louis Philipp hält er ſtreng zur legitimiſtiſchen Partei und gilt als ihr Haupt. In der politiſchen Literatur iſt er ſchlecht eingeführt. Zwar der „Verſuch über die Revolutionen" zählt nicht; er ſelber nennt ihn ſpäter widerſpruchsvoll, abſcheulich und lächerlich, es iſt unreife Jugendarbeit, die man vergeſſen muß, urrevolutionär, aber nicht frei, höchſtens anarchiſch und eine allgemeine Auflöſung verkündend, frivole politiſche Romantik. Aber nicht beſſer hat ihn die urtheilsloſe und unwürdige Schmähſchrift auf Bonaparte beglaubigt, die zugleich das kleinliche Geſchlecht der Bourbons der Nation genehm machen und bei ihr einführen will. Die „Réflexions politiques" (1814), welche die größere Schrift über die conſtitutionelle Monarchie einleiten, ſind wie gewohnt für keine Partei und darum auch mit Recht von allen verworfen, obgleich ſie ſich wie bald darauf ſein „Bericht" für die Charte erheben. Die „Monarchie selon la charte", die von allen Standpunkten aus einen Angriff auf das Schaukelminiſterium Décazes unternimmt, ſehr perſönlich und dem Moment (Mitte 1816) entnommen, ſtellt die Ariſtokratie des Geiſtes als die zur Souveränetät berechtigte Macht auf. Die ganze Lehre iſt zu ſchwebend, um einer politiſchen Partei als Dogma zu dienen. Der ſchweizeriſche Geſchäftsträger Herr v. Tſchann äußerte über die Schrift mit der ſchlagenden Geſundheit, die nicht ſelten ſchweizeriſches Urtheil zeichnet, Folgendes: „Ohne Widerrede iſt dieſes Erzeugniß eine der außerordentlichſten Erſcheinungen; ihren Erfolg innerhalb der Partei, die ihn ausposaunt, verdankt ſie ganz und gar dem Namen und dem oſtenſiblen Zweck des Verfaſſers; denn ſicherlich, wenn die Regierungstheorien und die Doctrinen, die dieſe Schrift aufſtellt, ſich unter dem Namen eines liberalen Publiciſten gedruckt fänden: ſo würden dieſelben Perſonen, die ſie heut mit einer Art Delirium verſchlingen, vielmehr den Bannfluch über ſie herabrufen". Im Congreß von Verona und ſeinem Buch darüber iſt er der eitle

Höfling, der Mann der Umſtände und zugleich der Praktiker mit romantiſchen Flügen.

Die „Mémoires d'outre-tombe“, wenn auch in einzelnen Partien von dem alten, mächtig anziehenden und poetiſch durchhauchten Reize und mit farbigen, fein erfaßten und meiſterhaft entworfenen Zeitbildern, haben doch von Vielem nicht zu ſeinen Gunſten den Schleier gelüftet und ſtellen als das Mobile der widerſprechendſten Verſuche ſich auszuzeichnen, welche die in Charakter und Willen unbeſtändige Natur macht, Eitelkeit, Blaſirtheit und Ehrgeiz hin, vor denen kein Grundſatz Stich hält; ſeinem öffentlichen Leben haben ſie allein die Färbung aufgedrückt. — Die Redaction des viel beſprochenen Werkes reicht bis 1811 hinauf.

Chateaubriand hat ſich als Schriftſteller weder verändert noch entwickelt, 1844 zeigt ihn ähnlich wie 1802. Das kommt daher, daß in ihm der Schriftſteller auf dem Conſtanteſten ruht, was in ſeiner ſonſt ſo unbeſtändigen Natur durch alle Phaſen ſtehen bleibt und ſeinem bezaubernden Talente die beſondere Färbung giebt. Seine Reize und ſeine Mängel ſind immer dieſelben. Die troſtloſen Seelenbilder bewältigen, weil ſie — man verkenne das nicht! — einen furchtbar wahren Zug ſeines Dichterherzens ſelber wiedergeben; es iſt traumhaft beleuchtete Wüſtenpoeſie, die mit Melancholie berauſcht, und doch hat ſeine Weltmüdigkeit viel erkünſteltes Bewußtſein an ſich. Die zauberhaften Naturbilder haben Vieles von „Paul und Virginie“ und ebenſo erſtaunlich gepackt; doch wohnt ihnen mehr Kunſt und leider! viel weniger von jener reizenden Naivität inne. Chateaubriand verfügt über einen unerſchöpflichen Reichthum der feinſten Beobachtungen aus dem Natur- und Völkerleben, und ſo ergreifen ſeine Bilder, auch wenn ſie gar nicht oder nur willkürlich nach der Wirklichkeit gezeichnet ſind, mit der Wahrheit und Macht des Realen, ſie geben in idealiſtiſche Miſchungen gebrachte Realität. Immer großer Maler von feſſelnder Grazie und hinreißender Poeſie, aber nie logiſcher Denker, iſt er in der Farbe ausgezeichneter als im Grunde; er ſchaut weit, aber ſelten tief, wirkt durch kühn erſchloſſene Horizonte; unvergänglich wird an ihm ſein, was ſich als Ausdruck originellen Gefühles und anſchauungskräftiger Phantaſie bewährt.

Chateaubriand wie Madame de Staël ſtellen ſchon ſehr entſchieden einerſeits die Neigung zum pſychologiſchen Grübeln und

dialektiſchen Entwickeln von Seelenbildern dar, anderſeits die ſpringende und ſich ſehnende Unruhe, welche vielleicht die ausgeſprochenſten Grundzüge der Literatur unſeres Jahrhunderts ausmachen.

Eigenthümlich, daß es ein geniales Weib ſein mußte, welche zuerſt in großem Styl die Vermittlung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes durchführte. Talent und Wirken von

Madame de Staël

ſind ein Spiegelbild der ganzen oppoſitionellen Macht dieſes Zeitraums und concentriren in ſich die ganzen Geiſtesſtrebungen von der Philoſophie ab bis zur Romantik, der ſie ein philoſophiſch-germaniſtiſches Gepräge giebt. Sie hat das Loſungswort des Kampfes ausgeworfen wie gegen den Militärdespotismus ſo gegen die nivellirende Einſeitigkeit und das ſyſtematiſche Formelthum der franzöſiſchen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts; ſie bekämpft überall die Oberherrſchaft der Materie und der Zahl, den Maſſen wie dem Allgewaltigen gegenüber.

Madame de Staël und ihre Strebungen ſind nicht unvorbereitet. Die erſchütternden Schläge der Zeit, die dem Geſchlecht eine neue Prägung geben, die Maſſenauswanderung, die erweiterten feindlichen und friedlichen Beziehungen, der Stillſtand in der franzöſiſchen Literatur waren ihrem vermittelnden Wirken günſtig, und dieſes hat viel mit dem Geiſte der Emigration gemein, nur iſt es geläuterter und freier. Sie ſelber bezeichnet ſchon J. J. Rouſſeau und Bernardin de St. Pierre als unbewußt von deutſcher Art beſtimmt. Gleichzeitig ſtudirt der gleichgeſinnte und oft mit ihr zuſammentreffende Benjamin Conſtant auch deutſche Literatur.

Unſere Zeit hat keinen zweiten Schriftſteller, der ſo ſehr durch die umfaſſendſte, von Jugend auf im Umgange mit der vornehmen Welt und den auserleſenen Geiſtern erworbene Welt- und Menſchenkenntniß gebildet wäre und doch zugleich eine ſo eminente Klarheit und Feſtigkeit des inneren Weſens bewahrt hätte, welches ſich glücklicherweiſe durch keine conventionellen Formen abſchleifen ließ. Die harmoniſche Einheit dieſer zwei Momente gab dem beobachtenden Blicke der berühmten Frau außergewöhnliche Sicherheit und Feinheit in der Betrachtung und Beurtheilung des Lebens und wahrte doch zugleich ihrem Gefühl eine Erhebung, ihrem Urtheil eine Selbſtſtändigkeit,

ihrem Gedanken eine Reinheit, die ihr alles Hohe und Große, alles Urſprüngliche und Freie nahe legen. Ernſte Studien, große geſellſchaftliche und literariſche Beziehungen, durch die ſie ſich lange eine glänzende Welt à part ſchuf im geläuterten Style des monarchiſch-franzöſiſchen Salonlebens, die Erfahrungen eines bewegten und geprüften Lebens, endlich weite Reiſen ſind die äußeren Bildungselemente ihrer reichbegabten Natur. Sie ſtellt in ſich die immerhin etwas ariſtokratiſche Vollendung eines liberalen Humanismus der Bildung dar und trägt doch die Principien der Revolution; ariſtokratiſch iſt die Form ihres anerzogenen Weſens, revolutionär ſind ihre durchdachten Strebungen. Das ſichere Stehen mitten im Leben ihrer Zeit iſt der entſcheidendſte Grundzug, der ſie von Chateaubriand unterſcheidet, und zugleich derjenige, der ſie vor den einſeitigen Bizarrerien der Schule Rouſſeaus, durch die weſentlich ihre Jugend gegangen, bewahrt hat. Ihr Enthuſiasmus geht immer vom Gedanken aus, und ſeine Kraft überragt weit die poetiſche Erfindung und ſelber die Wärme eines Gemüthes, deſſen Idealen ſie mehr mit dem Gefühle der Sehnſucht gegenüberſteht, was ihr durchweg einen etwas ſentimentalen Zug giebt.

So bedeutend die kleineren Schriften vor 1802 für die Entwicklung der Schriftſtellerin ſein mögen, für ihre Beurtheilung ſind ſie wenig entſcheidend. Politiſch vertreten ſie noch die Ideen einer geläuterten Demokratie, philoſophiſch das Recht des Originals, des pſychologiſchen Ueberwaltens einer Poeſie der Leidenſchaft und des Gefühls. Schon hier ſind ſtarke Berührungspunkte mit dem deutſchen Weſen und der romantiſchen Schule. Ihre Romane faſſen die Probleme der Emancipation des Weibes, des Genies und allgemein der Individualität jeder Art, die unter den naturaliſtiſchen Aufklärungs- und Nützlichkeitsſyſtemen der vorausgegangenen Generation ebenſo ſehr erdrückt worden war wie unter den politiſchen Thaten und Leiden der gerade lebenden, in den Formen und Schranken einer feinen und edlen Natur. Die Handlung iſt unbedeutend und kleidet eigentlich nur die Charaktere und Reflexionen ein.

1802 tritt ſie zum erſten Mal als Dichterin auf mit dem Roman „Delphine“, der noch mehr als die früheren Schriften von ſich ſprechen machte und ihr Freunde und Feinde ſchuf. „Delphine“ ſpiegelt nach verſchiedenen Seiten ihr Vorbild, Rouſſeaus „Héloïſe“, wider und theilt mit ihr große Fehler. Allgemein ſei vorerſt bemerkt: die Brief- und

Dialogenform scheinen dem Wesen und den Anforderungen unserer Cultur wenig mehr zu entsprechen. Jene hat die Verfasserin zu geschwätziger Weitschweifigkeit geführt, die sich in den unpassenden und an den Haaren herbeigezogenen Aufschlüssen und Auseinandersetzungen als Absichtlichkeit, Affectirtheit und abschwächender Wortreichthum ausnimmt. Das hat zwei Folgen: einmal wird das Thatsächliche so geschwächt, daß man die Handlung als unbedeutende, kleinliche und eintönige Wiederholung von allerlei Kreuzungen, Verwirrungen und Zufällen bezeichnen muß. Dann spiegeln sich die Charaktere nicht klar ab und sind in ihrer Eitelkeit zu nichtig. Die gesucht erkünstelte Selbstbeobachtung schadet einem durchdringenden Einblick in dieselben, sie werden weder klar noch wahr; es geschieht ihr hier, was Rousseau mit seiner Selbstschau. Das Bedeutende an der Schrift sind auch nicht die einzelnen Reflexionen, zwar geistreich wie immer, aber kalt und nur hie und da einer wahrhaft bewegenden lyrischen Ergriffenheit weichend, wohl aber die viel angefochtene und schwer ringende Tendenz des Ganzen. Ihr Grundton ist das Hinwegsetzen über den herkömmlichen Schlendrian, die Verachtung der hergebrachten Abgeschmacktheiten, die sich als öffentliche Meinung breit machen, die selbstbewußte Ueberhebung gegen den wohlfeil knechtischen Dienst des Buchstabens und all dessen, was sich gerad' als die Sittlichkeit der Mode ziert. Sie vertritt immer das Recht des originellen Geistes und allgemein auch das der Frauen auf größere Anerkennung in der Gesellschaft und auf die Erziehung zu Höherem als dem gewöhnlichen Schlendrian. Individualismus und Enthusiasmus sind ihr die nothwendigen Triebräder einer großen geistigen Entfaltung, und sie verlangt überall Natur und Gemüth. Es ist die Freiheit der starken Natur, die sich gegen den sklavischen Götzendienst des Gemeinen sträubt und ihm doch zuletzt zum Opfer fällt. Verbannt, gehöhnt, in ihrem innersten Denken gekränkt, im tiefsten Lieben betrogen, von Entsagung zu Entsagung getrieben, muß Delphine der Macht der Gewohnheit und Gewöhnlichkeit weichen. Es ist eine subjective, kühne, in manchen Dingen räthselhafte Natur, allen Hauptstrichen nach so in der Dichterin selbst angelegt. Gewissermaßen ist „Delphine" nur Vorstudie zu der glänzenden „Corinne", der majestätischeren Auflage von jener. Der Faden ist: das Anknüpfen aller großen Erinnerungen und prächtigen Scenen an die Entfaltungen einer liebenden weiblichen Seele. Der Roman hat

dieſelbe Tendenz, dreht ſich um das gleiche ſchwer lösbare Problem, wiederholt die nämlichen Charaktere in der Weiſe, daß er den einen reicher und höher hinſtellt, die anderen geradezu abſchwächt, was vor Allem mit Oswald geſchieht. Man hat ſchon bemerkt, daß Madame de Staël trotz ihres männlichen Verſtandes nie einen ganzen männlichen Charakter zu ſchaffen verſtand; das iſt ein Mangel der weiblichen Conception. Denn als Weib erweiſt ſie ſich immer, ſie kann auch den vollen weiblichen Reiz entwickeln trotz des ſich vordrängenden lauten Antheils an den Zeitereigniſſen. Oswald iſt die bis ins Komiſche verzerrte Puppe der Convenienz, die in einer wunderlichen Fiction Halt ſucht und ſo vollends leer erſcheint. Nur äußere Facten und Corinnens Liebe können Glauben an ſeine geiſtige Bedeutung erwecken. Außer dem allgemeinen Mangel ſchadete hier ein ganz individuelles Motiv: die ihr innewohnende faſt göttliche Verehrung für ihren Vater iſt die Grundlage aller Schwankungen und Halbheiten in Oswalds Charakter. Corinne iſt die leuchtende Geſtalt, Künſtlerin durch und durch, von exceptioneller Hoheit, von der ſie nie herabſinkt, ein durchs Genie eigen gebildetes Weſen, welches die Bewunderung feſſelt und die Leidenſchaft glühend aufweckt, gefeiert, aber unſtät, immer ſuchend und leidend wie alle hohen Seelen. Neben ihr ſteht Lucille, die ſtill beſcheidene, erſt zurückgedrängte Natur, die im Gleiſe der gewohnten Sitten bleibt, aber mehr und mehr als das Weib erſcheint, das fähig iſt, eines ruhigen Glückes und einer dauernden Liebe zu genießen. Die Glanzpunkte des an Handlung wenig reichen Romanes ſind die Improviſationen, jene Lobpreiſungen des vom Himmel begünſtigten Auſonien, jene belebten Bilder der unſterblichen Kunſtwerke, in Proſa eine Poeſie, die ſich den bezaubernden Stellen in Chateaubriand gleichſtellt. Es iſt ein Traumbild, dieſes italiſche Land und Leben, aber von einer Wärme, Friſche und Herrlichkeit, die den höchſten Zauber der Idealität entfaltet. Die todten Elemente, ſelbſt wo ſie ſinnen und träumen machen, ſtellen ſich doch morgenfriſch hin, als wären ſie von der ewig jungen Natur des italiſchen Himmels neu belebt. In verſchwenderiſcher Fülle ſind die Züge der Anmuth und Majeſtät über die ſtolze Sängerin und ihr ebenſo ſtolzes Lied ausgegoſſen: Albion und Italia. Madame de Staël idealiſirt immer, glänzender aber hat ſie es nirgends gethan als in dieſer Verherrlichung des italieniſchen Lebens, die eine Ergänzung bildet zu der damals

noch herrschenden Vergötterung der unsterblichen Kunsthauptstadt. Corinne ist das reinere Abbild von der ganzen Geisteseigenthümlichkeit der Verfasserin; noch genauer hat man Delphine als die Darstellung ihrer selbst in ihrem jugendkräftigen Streben, Corinne als ihr Ideal bezeichnet.

Einbildungskraft und Gefühl, gleich rege, scheinen ihre Folgerungen oft ebenso stark zu bestimmen als der unabhängig abstrahirende Verstand, und die eigenthümliche Geistesrichtung hat die Urtheile oft so gestellt, daß sie leicht als einseitig angegriffen werden mögen; aber immer liegt in ihnen Geist, lebendiger Geist. Ebenso ihr Fühlen: Weiblich individuell bestimmt, drückt es sich immer da am klarsten und tief begriffen ab, wo ihr Herz am mächtigsten schlägt. Man mag weniger sagen, daß die historischen, literarischen und künstlerischen Anschauungen besonders tief oder neu wären, doch berühren sie freundlich und enthüllen ein auf durchgebildetem Verstande mehr als auf bloßer Intuition ruhendes Verständniß. Die eigenthümliche Natur, deren Größe in harmonischer Verbindung von ruhendem Verstand und begeisterter Erregtheit liegt, offenbart sich am sprechendsten in den allgemein philosophirenden Anschauungen („De l'Allemagne", 3. Bd.).

Einen ebenso mächtigen als verdienten Ruf hat sich das Werk „De l'Allemagne" erworben; es stellt die geistreiche Durchdringung poetischen Empfindens und philosophischen Denkens dar. Das erste Kapitel (De l'aspect de l'Allemagne) zieht überwiegend aus einer im Beobachten freundlich erregten Einbildungskraft den Reiz seiner Schilderung, die harmonisch und heimathlich berührt, als schau' in aller Lieb' und Andacht das treue Gesicht der sonntäglich geputzten Bäuerin aus ihrem Blumengärtchen heraus, wie hernach das so anmuthende Bild „Vienne" mit den zutreffenden Localfarben fast an die Familiengemälde der alten holländischen Meister erinnert. Dieser feinen Schilderung entspricht das oft so Feinsinnige der Reflexion, wovon nur ein Beispiel beigebracht sein möge: die so viel in der großen Gesellschaft weilende Frau sucht ebenso natürlich als sinnvoll in der Fadheit der Umgangssprache einen Grund der Langeweile, des schleichenden Erbübels unserer modernen Geschlechter. — Ihre Denkweise geht rasch ins Allgemeine und lenkt in umfassend combinirte Schlüsse über, in denen die Anschauungen erst durch mannigfache Synthese verallgemeinert sind. Es ist wahr, diese Anschauungen, reich

und viel begreifend, gleichen oft kecken Griffen; wer möchte auf ſie alle ſchwören? Aber nur eine ſeltene Vereinigung von Gaben, die dem franzöſiſchen Geiſte zum größten Theil nicht geläufig ſind, vermochte ein Werk von dieſer Durchdringung und dieſem Reize zugleich zu ſchaffen, dieſe Menge der feinſten und ſinnigſten Beobachtungen über Sitten und Charakter der Deutſchen zu machen und ſprechend niederzulegen und damit den Franzoſen das deutſche Weſen ſo überraſchend nahe zu bringen. Denn ihr klarer Verſtand greift mit einer für einen fremden Schriftſteller überraſchenden Durchdringung die Weſenseigenthümlichkeiten des Deutſchland aus der Zeit der Romantik heraus. Vieles iſt heute ganz verändert, denn unſere raſche Zeit verwirft Schritt um Schritt die Provinzialeigenheiten, und ſchwerlich wird man z. B. heute noch den Süden Deutſchlands ganz ſpeciell mehr dem materialiſtiſch-ſenſualiſtiſchen Wohlſein zugethan erklären; aber den bleibenden Kern des deutſchen Geiſtes hat ſie getroffen. Eines ſchlägt leider! faſt die ganze deutſche Geſchichte: der ſtrafende Vorwurf des Mangels an Charakter in den öffentlichen Dingen, des ergebenen Gehorſams und des Nichtverſtändniſſes im politiſchen Leben; nur kurze Erhebungsperioden ſind ausgenommen, und erſt die neueſte Zeit hat in Etwas gebeſſert. — Feſt ſteht, daß dieſes Werk zuerſt eine grundſätzlichere und tiefere Würdigung unſeres Volkes der frivolen Ueberhebung des franzöſiſchen esprit entgegengeſetzt und ſo in die franzöſiſche Literatur ein Ferment ernſter Studien hineingetragen hat. Nicht minder wichtig iſt ein zweiter Umſtand: Der klare und freie Geiſt des außerordentlichen Weibes, überall für die Freiheit der geiſtigen Bewegung eintretend, weiß ungeirrt alle ihr günſtigen oder feindſeligen Elemente in Erziehung und Leben herauszugreifen. Wie man ſagt, daß in gewiſſen Gegenden und zu gewiſſen Zeiten Geiſter des Friedens oder des Kampfes in der Luft zu ſchweben ſcheinen, ſo in dieſer ruhigen, verſtändigen, in Nichts über die mäßigſten Grenzen hinausgehenden, nie heftigen, nicht einmal tendenziöſen Sprache gleichwohl ein fortlaufender Proteſt gegen alle Knechtung. Das ganze Werk iſt unwillkürlich eine Anklageſchrift gegen jede Herrſchaft der rohen Gewalt und gegen alle jene Kräfte, die den geiſtigen Mächten und ihrer ungehemmten Entwicklung entgegentreten, und wär' es ſelbſt, daß ſie dafür das phyſiſche Wohlbefinden ſchenkten (ſiehe L'Autriche). Das Napoleoniſche Reich hatte ein richtiges Bewußtſein von den Feinden,

die es zuerſt zu fürchten hätte, als es dieſe glänzende Vertheidigungsſchrift des Enthuſiasmus zu unterdrücken ſuchte, und Madame de Staël iſt wohl der bedeutendſte von den Ideologen, über die Napoleon ſo oft ſeinen Spott und Haß ausgoß. Darum läugnet ſie auch die Berechtigung des Anſpruches auf Univerſalität, den die rein mathematiſche Bildung des Kaiſerreiches erhob; dieſe als Phantaſie und Gefühl erſtickend war ihr naturgemäß ebenſo verhaßt wie das auf die Macht der Größen gebaute Weltreich ſelbſt. Ebenſo natürlich geboten iſt ihr die Abneigung gegen alle materialiſtiſchen und ſenſualiſtiſchen Syſteme in der Philoſophie, und nicht mit Unrecht klagt ſie dieſelben der Läugnung und Erdrückung alles Hohen im Menſchen an. — Es iſt ein Hauptverdienſt der Schrift, die Franzoſen auf die Bedeutung der deutſchen Literatur geführt und zuerſt dem nationalen Vorurtheil, als hätten ſie einzig die ächt claſſiſche Literatur, entgegengewirkt zu haben. Sie greift grundſätzlich mit einer bis dahin nicht erhörten Schärfe den Regelzwang, die Unnatur und Dürre der franzöſiſchen Versmacherei im allein beglaubigten Schritte des Alexandriners an. Es konnte ſich hierbei nicht um erſchöpfende kritiſche Würdigung der Heroen unſerer Literatur handeln, ſondern nur um einzelne bezeichnende Züge zu ihrer Würdigung und derjenigen ihrer Schriften. Daran knüpft ſich eine für jene Zeit überraſchend freie und vorurtheilsloſe Anſchauung von der franzöſiſchen Poeſie, der ſo lange von der Nationaleitelkeit über Gebühr geprieſenen. Es iſt da Ein Fundamentalpunkt, der eben die deutſche Lyrik ſo hoch gehoben: Nicht die glückliche Nachahmung, nicht die regelrechte Form machen den Dichter; die Begeiſterung, die Ergriffenheit des Gefühls ſind das Erſte und Höchſte, nur ſie wahrhaft ſchöpferiſch; der Dichter muß ſeine Stoffe durchfühlen, mit ihnen leben, ſie müſſen von ſeinem eigenen Blute zehren und ſich nähren. Das iſt der auch den Ausſprüchen über claſſiſche und romantiſche Poeſie untergelegte Grundgedanke, der allgemein das ideale Leben dieſer Frau trägt. Am wenigſten gründlich ſpricht ſie über die deutſche Poeſie, namentlich die Lyrik, zum Theil auch die Dramatik, und Vieles erſcheint blos behufs eines Referates ausgewählt und zuſammengeleſen; das Meiſte hat ſie von ihren deutſchen Freunden, und ihre einfach dem Gang der Stücke folgenden Expoſitionen von Dramen ſind ganz à la Schlegel gefaßt; die Wahl ſcheint ohne Princip gegriffen; Weniges iſt innerlich inſpirirt, und wo

dieſer Zug ihrem immerhin weiblich gebliebenen Genius fehlt, da iſt er verloren. Seltſame Einfälle — die Annäherung Schillers an den franzöſiſchen Geſchmack, die romantiſche Ueberſchätzung Werners und Anderes — berühren ſich mit trefflichen, ja tiefen Gedanken, die durchdringende Feinheit und unbeſtochene Gerechtigkeit zeigen — über das Drama der Deutſchen, insbeſondere Leſſing, über einzelne Erſcheinungen der Romanliteratur: die Schwächen des „Wilhelm Meiſter", die von Jean Pauls Manier ꝛc.

Die Moral, die Madame de Staël verfolgt, hat etwas durchaus Hohes; mit aller Entrüſtung einer edlen Seele ſtemmt ſie ſich gegen das Sichbeſtimmenlaſſen durch perſönliche und egoiſtiſche Intereſſen. Sie nimmt zwar nicht die eiſerne Pflichtforderung des Kantſchen Imperativ auf, gegen den ihr Herz ſpricht; aber immer ſtellt auch ſie einen oberſten Grundſatz hin, der nur mehr an den religiöſen Glauben und die Bewegungen des Herzens knüpft: die Erhaltung aller großmüthigen Gefühle iſt höchſtes Ziel, die Gerechtigkeit erſte Regel. Jeder Gedanke offenbart edel ideales Weſen. Es macht einen eigen erhebenden und beruhigenden Eindruck, dieſe klaren Ausſprüche einer Weltanſchauung zu verfolgen, die auf dem großdenkenden Enthuſiasmus ruht. Immer verficht ſie das Großgeſinnte, verfolgt die intereſſirte Kleinlichkeit, den Mechanismus und die Geiſtloſigkeit, ſträubt ſich gegen das gemein materiell Alltägliche. Dadurch auch wird ſie der deutſchen Nation gerecht. Ganz nach franzöſiſchem Zuge geht auch ihre philoſophiſche Anſchauung überwiegend aufs Praktiſche ein. Man ſuche nicht ein in deutſcher Art vertieftes Eindringen in die dunkeln Gebiete der Metaphyſik und theoretiſchen Pſychologie; man ſuche nicht ein ſelber philoſophiſches Darlegen der großen Philoſopheme — ſie hat geſchickt vermieden, Kants philoſophiſche Tiefen zu verfolgen. Die Reſultate fürs Leben, leichter zu abſtrahiren und weiteren Kreiſen zugänglich, ſollten da der Maſſe der Gebildeten vorgelegt werden; es ſind die Bereiche, die dem bon sens zugänglich ſind. Gleichwohl hat Madame de Staël für eine Frau und Franzöſin auch da eine ſelten wiederkehrende Weite der Studien und darin wieder für Frankreich zuerſt Bahn gebrochen. Ihrem Standpunkt entſpricht es, wenn ſie ſelbſt für die Wiſſenſchaften die hohe Bedeutung allgemein philoſophiſcher Geſichtspunkte, univerſeller und auch an der Einbildungskraft ſich nährender Reflexion herausſtellt, auch das iſt Erhebung. Iſt es der Einfluß deutſcher Studien,

daß ſie ähnlich Quinet, dem ſpäteren Arbeiter auf demſelben Felde, viel philoſophirende Romantik treibt?

Dieſelbe Feinheit des Denkens und Beobachtens und dieſelbe Hoheit der gefühlt ergriffenen Principien ſpiegeln die „Considérations sur la révolution“ wider; doch geht Manches leicht genommen nicht auf den Grund, das diplomatiſche Talent und die Rhetorik ſpielen zu ſehr mit. — Vom Vater und vom frühen Studium Montesquieu's her behält ſie eine ausgeſprochene Vorliebe für den engliſchen Conſtitutionalismus, bleibt übrigens immer dem doctrinären Liberalismus ihrer Zeit und ihrer Freunde zugethan und geht vollſtändig in ſeine etwas einſeitigen Anſchauungen auf; das beweiſen auch noch die „Considérations“, die Bailleul einem ſcharfen „Examen“ unterworfen hat.

Eine auf die vielſeitigſte Anſchauung gegründete ſcharfſinnige Reflexion; ein feines verallgemeinerndes Talent, das mit der Befähigung eines philoſophiſchen Kopfes die Züge zuſammenzufaſſen und daraus ſeine geiſtreichen Abſtractionen abzuleiten verſteht; ſorgfältigſte Erziehung, weite Weltkenntniß, umfaſſende Reiſen, reiche Lecture, die unausgeſetzte Nähe bedeutender Menſchen prägen ſich in dieſer etwas ariſtokratiſch und ſtark à la Goethe gebildeten Natur unverkennbar ab und haben ihr den Zug des Univerſalismus aufgedrückt, der ſich mit Vorliebe in philoſophirendem Darſtellen ausſpricht; der Sinn für alles Hohe und Schöne aber beflügelt ihre Einbildungskraft und trägt ihre gefühlte Poeſie. Sie ſtellt eine großartige Vermittlung des Lebens dar mit der Literatur, des deutſchen Geiſtes mit dem franzöſiſchen, und ihr Wirken hat etwas ſegenreich Poſitives. Sprache und Ideen halten immer ſicheres Maß ein; jene, einfach und doch voll, rein und harmoniſch, erinnert oft an klangreiche und doch gemäßigte Feſtmuſik, noch öfter iſt ſie durch das ſeltene Compoſitionstalent gefärbt. Im Ganzen haben ihre Werke allerdings zu wenig Natur und zu viel Salon; es iſt die Kunſt der bürgerlich-ariſtokratiſchen guten Geſellſchaft.

Das Drama. Aus der reichen und ſchimmernden Fülle der Romanliteratur und ihrer Nebengattungen führt ein ſchwerer Schritt hinab in die Irrgänge des Dramas, das nur Eine Erſcheinung bietet, an welcher ſich der reine Kunſtſinn und zugleich der männlich freie Geiſt ergötzen mögen: H. v. Kleiſt. Von ihm ſpäter. — Charakteriſtiſch iſt daneben

vor Allem die Romantik des Gräßlichen im Drama, die Schickſalstragödie; ihre Häupter ſind Werner und Müllner.

Zacharias Werner.

In Kunſt und Leben ein verworrener, unorganiſch zerfahrner, charakterloſer Kopf, der widerwärtig berührt, nicht Meiſter ſeiner eignen Gebilde, die immer etwas Phantomartiges haben. Der Geiſt erliegt den Geiſtern, der Wucht des theologiſchen Problems, über dem er brütet, um es unter den verſchiedenſten Formen immer wieder auf die Bühne zu bringen. Künſtleriſch ſcheitert er vor Allem an dem unfruchtbaren Verſuche, ſeine undeutlichen abſtracten Ideen verkörpert geſtalten zu wollen; der unklare Geiſt vermeint im Gefühl ſeiner Schwäche materialiſtiſch wirken zu können und bringt doch ſtatt der Geſtalten bloße Schemen hervor. Die myſtiſch verſchwommene Befangenheit und Formloſigkeit ſchneidet alle wahre Motivirung ab: Es iſt geiſtige Ohnmacht, die ſich in die Ekſtaſe rettet oder ans Ueberſchwengliche klammert. Von Charakteren, wahrhafter Geſtaltung, hiſtoriſchem Erfaſſen, ſittlich verſtändlichen Motiven, in Ordnung gebrachten und feſtgehaltenen Gedanken, deren Armſeligkeit vielmehr alles Flimmern und Klingeln mit empfindungsſeligen Worten nicht verdeckt, taucht ſelten eine Spur auf. Trotz aller Mängel zeigt das durch den ſchlecht angebrachten Myſticismus verderbte Stück „Die Weihe der Kraft“ dafür noch das meiſte Verſtändniß.

In allen Orgien und allen Glaubensnüancirungen herumgeworfen, ſchwatzt Werner von einer unſichtbaren Kirche und einem Geheimorden ohne Sinn und Ziel und Kraft. Die jämmerlich weichmüthige Seele, die keine Idee von einem ganzen Charakter hat und ſtatt des Großen nur das Schreckende zu geben weiß, erinnert in den Inſpirationen und Verzückungen, denen überall die Hauptrolle zufällt, an die ſentimentale Seite von Brentano's Geiſterſpuk. Auch da bleibt im tollſten Paroxysmus gar Nichts mehr faßbar, weder ein Gedanke noch eine Geſtalt. Das ganze Gebräu gipfelt in der „Cunegunde“.

So iſt Werner ſchon in ſeinem frühen, auffallenden, nachher brutal widerrufenen Stücke „Die Weihe der Kraft“ angelegt. Da greift er das myſtiſch unklarſte Moment aus Luthers Weſen heraus, ätheriſirt und verflüchtigt bis ins Unfaßbare hinein, ſtellt daneben die

zu Ideen gebildeten Gestalten auf, halb Fleisch, halb Geist, will das unaussprechliche Innere auflösen, das blitzartig getroffen nach geheimen Anstößen handelt. Der Eindruck ist der des Sonderbaren und Beunruhigenden, ja fast ängstigend. Einem Kopfe, der selbst in den Ursprüngen der Reformation kein anderes Element herauszuheben verstand, lag gleich von Anfang an der Uebertritt zum Katholicismus ganz nahe, und seine steigende mystische Tendenz ist wohl zu erklären theils aus dem immer mehr hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils aus der bloßen Eitelkeit. — Von Wahrheit in den historischen Charakteren kann da keine Rede sein; zuweilen entfaltet er in ihnen eine gewisse heroische Größe, aber auch die ist düster, unheimlich, die Gestalten wie dämonisch getrieben. Im Allgemeinen hat es seine Weichmüthigkeit nicht zu anderen als zu molluskenhaften Helden gebracht, die alle übel verzeichnet sind, so der thränenselige Völkerschlächter Attila bis ins Ekelhafte. Die Scenen passen bald in einen französischen Schauerroman, wo sie weniger als auf der Bühne verletzen würden, bald ins gemein populäre mittelalterliche Mysterienspiel, mit welchem sie das Meiste gemein haben. Der ganze Apparat der Scenerien, Chöre, Erscheinungen und verkörperten Geister hat etwas Düsteres. Fast immer grübelt Werner über religiösen Entwicklungen und Lebensmomenten des Christenthums, vom Kampfe mit den Heiden bis zur Heiligenverehrung. — Daß ein solcher Geist, der die specifische Schicksalstragödie nur Einmal, aber auch am crassesten vertritt, der größten psychologischen Verirrung fähig war, kann in keiner Weise befremden. Wenn er anderwärts seine sämmtlichen wundergläubigen Elemente zusammengethan, so hier alle nächtlich romantischen Phantasmen über Schicksal und Seele. Diese Mißgeburten mit einer scheußlichen Fratze des Verhängnisses der Alten machen sich in ihrer Gräßlichkeit fast komisch, verletzen aber anderseits um so tiefer, als sie über einer der Nachtseite des Lebens verzerrt nachgezeichneten Wahrheit aufgebaut sind. Neben den übrigen hat die Schicksalstragödie noch den Mangel, daß sie in den engen Kreis der familiär-bürgerlichen Verhältnisse herabsteigt und so eigentlich mehr den Kampf mit den individuellen Neigungen als mit dem in die großen Begebnisse und Conflicte des öffentlichen Lebens eingreifenden Geschick darstellt, daß sie sich also in den tragischen Stoffen vergreift und zu kleinlich an die Rührung appellirt.

Wenn eine Natur wie die Wernerſche ſich ſelber treu ſein könnte, ſo würde ſie ihre Stoffe aus der Apokalypſe entlehnen. Die Manier iſt die denkbarſt äußerliche, ein Spiel mit complicirten Maſchinerien und flimmernd phantaſtiſchen Effecten. Die Sprache hat eine gewiſſe Gewalt, wo überhaupt Verſtand in ihr liegt.

Müllner und Grillparzer, auf einem ungeſunden Felde ſeine Bahnen verfolgend, ſind ihm unvergleichlich überlegen wie an innerem Gehalt ſo an Kunſtbewußtſein oder wenigſtens Einſicht des Zweckdienlichen in der Kunſt, und Grillparzer ſteht wieder über Müllner.

Werner, eine wilde und doch weichmüthige Naturkraft, iſt aus der mittelalterlichen Zeit der Buße predigenden Schalksnarren, ein verzerrter Abraham a Santa Clara. Dieſer Geiſt hat trotz aller Parforce-Sprünge und Chamäleonwandlungen keine Entwicklung, weil er von Anfang an keine Widerſtandskraft beſitzt gegen die tollen Einfälle und Leidenſchaften einer gemein ſinnlich angelegten Natur, die vom Ideal Nichts als das Zerrbild kennt und verfolgt. Sein Leben und Dichten, die ſich paſſend illuſtriren, ſind nur der nach den Excentricitäten des Augenblicks bewegte, immer wieder von vorn anfangende Wechſel von Schuld und Buße. Nichts macht Eindruck auf ihn als die Materie, und er ſelber, Alles materiell faſſend und doch Nichts von Realität verſtehend, weiß auch nie anders als roh materiell zu wirken — ein wüſt ſinnlich gewordener Hyperſpiritualismus. Der Charakter wird ihm Fratze und „die Phyſiognomie Grimaſſe“. Er hat das ganze Leben an allerlei Geheimbünden verträumt, denen er wie dem Gemeinſten den Mantel des Religiöſen überwarf. Dieſen weſenloſen Einfall nützt er auch gleich in ſeinem erſten, doppelt ausgelegten, thränen- und ſpectakelreichen, ſchwülſtigen Rührſtücke „Die Söhne des Thales“ aus, das wie im Grund alle durch die Verkehrtheit der Mittel bald lächerlich, bald ängſtigend, aber entfernt nie tragiſch berührt; und im „Thal“ verkehrt er immer. Es iſt eine ſchlechte Qualification, wenn ihm nach ſeinem eignen Geſtändniß das Göttliche dem Trivialen ſo nahe ſteht, und all ſein Treiben iſt Klingklang geblieben. Seine in Lyrik zerfließende Dramenfabrikation hat Stellen in Maſſe, die an myſtiſcher Verſchrobenheit und ſüßlichem Geklingel den geſunden Menſchenverſtand ebenſo höhnen wie Brentano's geiſtliche Lieder. Dann und wann entwirft er einzelne gute Scenen ſelbſt mit theatraliſchem Verſtändniß, aber nie ein wahrhaftes Drama.

Es ist an dieser durch und durch unwahren und kernlosen Natur kein gesunder Faden; realen Sinn hat sie nicht, und zum Ideal ist sie zu liederlich und zu bestandlos. Man könnte die Krankheitsgeschichte seines Dramas aus den Parentheſen einzelner späterer Stücke herauslesen, die fast die Hauptsache auszumachen scheinen und in ihrer phantastisch-ekstatischen Süßlichkeit und Gespreiztheit wahrhaft zum spöttelnden Lachen reizen. Nirgends stehen sich Komik und Tragik, das gesuchte Erhabene und das angeborne Gemeine jeden Augenblick näher als in dieser aus ebenso viel Blasphemie wie Bußfertigkeit zusammengeflickten Seele. Träume, Erscheinungen, orakelnde Sprüche, Verwandlungen, das ist Alles, so geziert, unnatürlich, unlogisch als möglich, das Leben ist Nichts.

Adolph Müllner,

der seine Stücke zuerst für ein von ihm in Weißenfels organisirtes Privattheater schreibt, hat sich 1809—14 zum Anfang im Lustspiel versucht. Französischer Art, zum Theil nach französischen Mustern und Texten in Alexandrinern verfaßt, haben diese Stücke nur geringen Werth; sie sind arm an Motiven, der Witz gar ordinär, leicht bedientenmäßig, und im Grunde läuft Alles auf alltäglichen Spaß und allerlei Neckerei hinaus, ob nun die Personen verkleidet oder unverkleidet auftreten; die Katastrophe ist meist possenhaft ausgekleidet, auch das Ganze derb angelegt.

Von erheblicherer, wenn auch vorübergehender Bedeutung ist Müllner als Schicksalstragöde, einer der Wesentlichsten aus der Schule, welche die Realität der Geschichte und des Lebens als prosaisch bei Seite schiebt und dafür nach lügenhaften und schreckenden Idealen rennt. Das kleine Trauerspiel „Der 29. Februar“ ist, wie der Autor selber zugiebt, durch Werners „24. Februar“ bestimmt, wenn auch die Fabel des Stückes ganz verschieden. Die wesentliche Grundlage bildet natürlich wieder der uralte Aberglaube an dunklen Fluch, der sich gern an irregulären Tagen vollzieht. Die Verwicklung aber ruht auf unbewußt vollzogener Blutschande; das nothwendige Ende ist der Mord und zwar in unbegründet raffinirter Weise, erst des in diesem Bund erzeugten Knaben, als könnte so die eigne Schuld gesühnt werden, dann die freiwillige Ueberlieferung an den Blutrichter. Am meisten frappirt die merkwürdige Ruhe und Besonnenheit, womit all das sinnverwirrende Zeug als zweifellose Nothwendigkeit sich abspinnt. Die

Sprache iſt geſchraubt, unnatürlich wie der Charakter des Kindes Emil, das den Ton angiebt, eine Art frömmelnder Sentimentalität, die keineswegs zu den hier eingeführten Kreiſen paßt. Das ganze Stück ſcheint nur Vorſtudie zu einer Schickſalstragödie, die in der verfehlten Richtung immerhin als eine der durchgebildetſten daſteht und unſtreitig ein Talent von Rang ſpiegelt. „Die Schuld", ein halbes Jahr darauf als Spätherbſtphantaſie entſtanden, ſtellt als Haupttriebrad in der Maſchinerie wieder ein ähnliches Verhältniß auf: geheimen Verwandtſchaftsgrad mit künſtlich verſchlungenen und das eheliche Band zum Frevel wandelnden Zuthaten. Die Grundlage iſt völlig irrationell: Erſt ſchafft dunkle Prophezeiung, die kein Recht und keine Begründung hat, eine völlig unnatürliche Mutter, und trotz ihres wider das Menſchenherz laufenden Handelns vollzieht ſich der finſtere Fluch; wir ſtehen einem düſteren, willkürlichen Etwas gegenüber, das die ganze Menſchenkraft eiſern zwängt und erdrückt; es berührt uns ängſtlich, ſcheu, geſpenſtig. Dieſe furchtbare Vernichtung der menſchlichen Freiheit und das Preisgeben an den nackten Zufall iſt dem Geiſt unerträglich. Wenn Müllner meint, Hugo ſei dennoch frei in ſeinem Handeln, ſo iſt das nicht wahr, die ganze Entwicklung widerſpricht ihm; das Stück kann trotz alles an die Perſonen verſchwendeten Adels nur erdrückend wirken. Der raſch entſchwindende Traum einer friedlichen Löſung, da doch durch die ganze Anlage blutiges Ende geboten iſt, hat etwas Grundloſes; er berührt faſt wie neckendes Spiel und ſtört die Wirkung. Und doch liegen auch da große Vorzüge: Die ganze Faſſung hat etwas Hochgeſinntes, und die Perſonen trägt ein natürlicher Adel, nur die reine Tugend in der philiſteriös leidenſchaftsloſen Jertha iſt (darin hat Julian Schmidt ſehr Recht) eine widerliche Verzerrung ohne Wahrheit. Die Pſychologie, ſo weit ſie noch Raum hat zu freiem Leben, entfaltet übrigens Feinheit und Tiefe. Die Handlung iſt innerlich getragen und klar, das Arrangement meiſterhaft beſonnen und die Compoſition von höchſter Einfachheit und ebenſo viel Wirkung. Die Verſe ſind rein, ſelbſt elegant, die Sprache, allerdings ſtark an Schiller mahnend, von hoher Würde. Der Eindruck bleibt conſtant das in den tiefſten Gründen dunkel Tragiſche, und doch wickelt ſich die längſt vorgebildete Kataſtrophe mit faſt graciöſer Ruhe ab. Das blendet, reißt unwillkürlich hin, und leicht vergeſſen wir, daß wir auf haltloſem Grunde ſtehen. Eigen ſind die vieractige Einkleidung, der maleriſche

und nicht grundlose Rhythmenwechsel mit passendem Ueberwiegen des vierfüßigen Trochäus. Das Ganze ist spanisch bestimmte und gemodelte Modification des Themas in der „Braut von Messina“ oder im „Julius von Tarent“. So viel muß zugegeben werden, daß neben Grillparzers „Ahnfrau“ das Müllnersche Stück der interessanteste und vollkommenste Typus der Schicksalstragödie ist. Nach diesem konnte sich Müllner, einfachen Gesetzen zufolge, nicht wohl weiter entwickeln, denn wer im großen Styl erst mit dem vierzigsten Jahr in diesem Feld auftritt, wird kaum mehr eine höhere Vollendung erwarten dürfen. — Müllner sucht allerdings nach wahrhaft psychischer Begründung und legt den Fatalismus als gewaltsam treibenden Wahn in die Seelen selbst hinein, die durch äußere Maßnahmen oder menschlichen Zauberspruch die Schicksalsmächte binden möchten; aber das Spiel ist ein trügliches und das Schiefe der Grundlagen höchstens verkleidet. Er möchte die Willensfreiheit retten, kann es aber nicht.

Hier und mehr noch später („König Yngurd“) fußt Müllner auf den schneidenden Widerspruch, daß es hochherzige, ja tugendhafte Personen sind, die durch das Verhängniß — wäre es nur nicht blind! — ins Verbrechen hineingetrieben werden: eine nicht durchaus falsche Idee, deren Behandlung aber vom Dichter die höchste psychologische Sicherheit und Mäßigung und die sorgfältigste Motivirung fordert, und das geht ihm ab. Es ängstigt wieder ohne zureichenden Grund, wenn das Geschick wie mit furchtbar rächender Hast schon den verbrecherischen Gedanken packt und dem Ruine zujagt. Er spielt mit Personen („Die Albaneserin“), die durch innere Hoheit über das menschliche Verhängniß hinausgetragen scheinen und doch wieder so in seine Irrgänge verlockt werden, daß sie an der Grenze des Abscheulichen stehen, dem Verbrechen verfallen und im Verderben enden müssen: das ist der quälende Widerspruch. Der Engel und der Teufel sind so stark und so disparat aufgetragen, daß vom natürlichen Menschen Nichts mehr bleibt; diese Gestalten sind außer die Natur gestellt. Wäre auch die gesuchte Charaktergröße rein, statt verworren, dunkel und unheimlich, „Die Albaneserin“ hätte keinen Werth für menschliche Verhältnisse; man ist versucht, Das die ins Närrische verirrte Exaltation einer Psychologie der Engel zu nennen. Derselbe Zwiespalt durchzieht seine Motive: Er möchte auch in den Untergang, der ihm nur ein verklärter Aufgang sein soll, eine Willensfreiheit legen, die mit dem

Fatalismus aussöhnen könne; er möchte diesen auf eine innerliche Berechtigung stützen, und das gelingt ihm so wenig wie Anderen. Das Bestimmtsein durch gewaltsamen Wahn, durch den Traum, die Prophezeiung, den Fluch, die wachen Phantasien, im gleichen Stück sogar mehrfach verwendet, wird für den Dichter selbst etwas Wahnhaftes, worüber seine Personen sophistisiren. „Was Du träumend willst, das schläft in Deinem Willen." Charakteristik und Motivirung sind unmeßbar, geben zu viel; sie verwirren und ängstigen.

In Müllner ist ebenso viel Bildung und geschultes Denken zu finden, als bei Werner fehlt. Er weiß sicher, womit er erschüttern kann, und führt es mit unleugbarer Meisterschaft durch; nehmen wir den Geist jener Zeit hinzu, und es wird äußerst erklärlich, wie er packen und bestechen konnte. Erst in den beiden letzten Stücken verfällt er auf das Spectakelzeug, das Werner immer verbraucht; vorher beobachtete er ein berechnetes Maß in den Mitteln. Die vier Stücke wiederholen übrigens dieselben, nur etwas modificirten und aus fremden Vorbildern entlehnten Mittel so vielfach, daß man auf Armuth in der Erfindung zu schließen berechtigt ist. Die Gedanken sind nicht so unbedeutend und hohl, wie man sie hat erklären wollen. Die Form ist immer rein und zeigt ebenso große Beherrschung wie die Entwicklung sichere Kenntniß dessen, was tragisch wirkt. Der Plan ist sinnreich und verständig ausgearbeitet, das Schicksal künstlich herbeigeführt, die Sprache reich an glänzenden Bildern, aber epigrammatisch. Am störendsten werden die handgreiflichen Reminiscenzen an Schiller, den die ganze Sprachweise in einer Erhabenheit, die ihm zwar natürlich geht, aber doch mehr formal bleibt, nachahmen will, an Shakespeare in Kraftausdrücken und auch in der Scenerie, an die Spanier und die Romantiker in der Hohlheit der Charaktere. Müllner ist der Erste, welcher den theatralischen Gestalten durch die krankhafte Stimmung unnatürliche Spannung und trüglichen Reiz giebt und außerdem mehr noch als Schiller, der hierin sein Vorbild ist, das Ueberwiegen des Rhetorischen auf dem Theater begünstigt. Sein eleganter Vers mit dem reinen und leicht zuströmenden Reim stellen die Berechtigung des Trochäus im Drama her.

Eine wesentlich andere und höhere Erscheinung von ebenso viel Anziehung als Glanz ist Heinrich v. Kleist.

Heinrich v. Kleist,

der Halbromantiker mit dem Sehnen nach dem scharfen Taglicht und dem Aufdämmern desselben, das unvergleichlich über Allen stehende dramatische Talent der Schule, enthüllt im Leben und Dichten die schreckend zerstörende Seite jenes Innenlebens, das ein Novalis als sanftes Duften berührt. Eine Uebergangsfigur, nun streng und von classisch gesetzlicher Klarheit, nun das Spiel dunkler Geistesmächte, die ihn dem Wahnsinn entgegenzerren, endet er 1811 durch Selbstmord, ehe die von ihm gesuchte und geahnte Befreiung seiner Nation tagt. Sein zerrißnes, aber leben- und gestaltenreiches Genie prägt zwei Seiten aus, die sich auch zeitlich nicht aus einander gewickelt, sondern parallel gehend in sein Thun und seine Kunst theilen: das Halbwachen der Kunstromantik und das Wehen einer scharfen zeitgeschichtlichen Morgenluft. Furchtbar schnell schritt das Schicksal; fatalistisch breitete sich die französische Knechtschaft aus; alle privaten und öffentlichen Zustände wankten; Kleist ließ sich einer der Ersten durch die schweren Zeichen der Zeit bestimmen, und seine letzten Dramen schlagen mit Macht den Ton jener nationalen Erhebung an, die in Geschichte und Literatur wenigstens die Freiheit nach außen begründete. — Kleists Lebensbild ist eine grauenvolle Vereinigung von der Schuld einer haltlos verlorenen Civilisationsphase, eines zu Boden geworfenen Nationallebens und einer gewaltsamen, hochbegabten, sich wieder nur individuell bestimmenden Natur. Aber die überraschende Klarheit des künstlerischen Bewußtseins, die Vielseitigkeit der reichen Natur, welche Schöpfungen der verschiedensten Wesenheit bildet, die allem sentimentalen und spielenden Ton entschieden feindliche Gewalt des Geistes, die Hoheit der Strebungen, verbunden mit dem innersten Schmelz romantischen Sinnes, stempeln ihn zu einem der Größten seiner Zeit.

Kleist sucht nach innerer individueller und nach äußerer nationaler Freiheit und ist einer ihrer edelsten und kraftvollsten Sprecher. Stärke der Naturbegabung und Klarheit der Bildung haben den tiefen und schweren Geist, der oft räthselvoll in sich brütet wie Hamlet, oft in wilde Leidenschaft ausbricht wie Othello, gleichmäßig getragen. Kleist ist ein dichterischer Genius ersten Ranges, aber ein schreckendes psychologisches Räthsel: classisches Maß, vollkommen beherrschende Ruhe, Energie und Klarheit des Geistes, tiefes Verständniß der dramatischen

Mittel und Wirkungen, selbst der Technik, großartig plastisches Talent, das auch das Dunkle zu gestalten unternimmt und versteht; und trotzdem finstere Gründe, eine irrationelle, fremdartige, unheimliche, bis ins Grauen, ja in den Wahnsinn verirrte Macht, der ihn schließlich packt; er wird ihrer nicht Herr im Leben, nicht in seinen Werken, deren gehaltene Klarheit sie oft auf einmal wie nächtlicher Irrlichtschein durchbricht. Idealer Adel zeichnet die Denkweise; das Talent der Auffassung und Gestaltung hat eine so außerordentliche realistische Gewalt, daß selber das ungreifbar Phantastische mit plastischer Anschaulichkeit unter seiner Feder herausspringt. Jedes individuelle Leben, steh' es uns noch so fern, muß ihm Rede stehen, bis er seine Gestalt haarscharf fixirt hat, und die Wahrheit, Tiefe und Stärke des Gemüthes, die ihm alles Menschliche als Erfahrung nahelegt, hellt ihm auch die fernsten Gründe auf. — Seine gewaltsame Natur treibt die Conflicte stets auf die äußersten Spitzen des Furchtbaren, Wilden, selbst Abscheulichen; er verletzt wohl, stößt aber nie ab, weil ihn tiefes Schönheitsgefühl auch in diese gefährlichen Regionen hinein geleitet und weniger fehlgreifen läßt; da noch bleibt eine zweifellose Angemessenheit stehen, und wär' es die der Amazonennatur. Es fühlt sich heraus, daß auch der Naturalismus durch ein reichgebildetes Gemüth hindurchgegangen, und gerade da faßt er uns mit der Gewalt des Unmittelbaren.

Kleist beginnt in der „Familie Schroffenstein" mit einer halben Schicksalstragödie. Das Stück erinnert unwillkürlich und zu seinen Ungunsten an „Romeo und Julie". Was hier tiefes tragisches Verhängniß, das ist dort eine auf gemeine Interessen gebaute und darum intriguenartig in die Niedrigkeit des Alltagslebens heruntergezogene Verwicklung; was hier als Familienfluch unmittelbar vernichtend ins Leben tritt, ist dort das Resultat dunkel fortspinnenden Irrthums und verwerflichen Argwohns, dem nach nothwendigen Gesetzen die Möglichkeit friedlicher Lösung näher steht als die gewaltsam herbeigezogene Tragik; was hier gleich vor den Augen in mächtiger That scharf und verderbenschwer emporschießt, ist dort der fortlaufende Gegenstand schwächlicher und zweifelvoller Disputationen; kaum eine einzige dieser Personen ist von der Wahrheit in der Grundlage des Conflictes überzeugt. So steht im neuen Stück gleichwie im alten und mehr noch — denn das Verbrechen ist über Nacht gekommen — das Verderben

für das Leben vollendet da, aber nicht die Tragik für die Kunst. Kurz: die Begründung und die schreckenvolle Entwicklung decken sich nicht; jene ist für diese zu leicht und ungenügend, daher das Unbehagen, das immer aus einem Unverständlichen entspringt; daher auch die grauenvolle Tragik verfehlt, weil von Grund aus falsch angelegt. Unglück, Verbrechen und Friede, die sich fast wie in grausamem Spiel folgen und an dunklen Fäden hängen, sind gleich wenig begründet; es ist keine zwingende Logik in dem Schicksal, keine in den Handelnden, daher auch keine in den Thatsachen und keine Befriedigung. Die hier handeln, nach ihnen selbst dunkel vorschwebenden Widersprüchen, sind ganz gewöhnliche, selbst gute Personen mit starkem Anstrich von moderner Kleinlichkeit, selbst der wilde Ruprecht ist ursprünglich kein Verbrecher. Man bemerke den Gegensatz der Charaktere in den beiden gräflichen Ehepaaren! Völlig verfehlt ist der Schluß mit seinen gehäuften Gräueln. Die doppelte, wieder an Hexenmanöver geknüpfte Entdeckung des ersten Grundes der Verwicklung — überdies in dem Erscheinen der alten Hexe zu Ende völlig unmotivirt — ist ebenso überflüssig als der doppelte Kindesmord der Väter, nach welcher Unthat die fruchtlose Versöhnung ein gar kühles Schlußstück wird. Auch äußerlich laufen die Scenen des letzten Actes tadelhaft ab: die völlig gleiche Situation kehrt mehrfach ungenügend begründet wieder; die Personen drängen sich auf dem Schauplatze zusammen, und es stößt Alles so rasch und wie von Geistern gehetzt auf einander, daß nur ein düster verworrenes Gefühl zurückbleibt, dem das eintönig unheimliche Grau der Färbung entspricht. Scenen der wundervollsten Poesie, eine wie immer kraftvolle Gestaltung des Seelenlebens und den größten Theil des Stückes hin dieselbe zwingende Wucht der (wie im „Kohlhaas") aus dem finsteren Grund in bewegter Hast hervorgetriebenen Thatsachen kennzeichnen übrigens auch hier den Genius.

Nach der düsteren Tragödie bildete der Geist des vielbesaiteten Dichters das ächte Volkslustspiel „Der zerbrochene Krug", mit unzerstörbar naturwüchsigem Witz, wie er in unserer Literatur nur wenige Stücke trägt. Eine Bestimmtheit und Angemessenheit des Tones geht durch, die sich auch nicht in Einem der feinen Züge verläugnet; es ist glücklich getroffne niederländische Manier keck in Handlung übersetzt, und die Personen und Situationen heben sich wie zum Greifen ab. Die Handlung entwickelt sich rasch und ununterbrochen durch

eine gleichſam von ſelber aus ihren Grundzügen treibende Spannkraft; jeder Strich wächſt uns nach dem einfachſten Geſetze gleich vor den Augen heraus, und die dialogiſche Entwicklung iſt mit gleich viel logiſchem Geſchick wie lebenvoller Naturtreue verfolgt. Die Perſonen ſind unübertreffliche Typen aus dem Leben: es iſt jene halb pfiffige, halb dumm-abergläubige Claſſe Volk deutſch-niederländiſchen Schlages, das ſich in ſeinen vier Zäunen eine ganz eigens gemodelte Welt macht, voll Intrigue, Streit, Kleinigkeitskrämerei, Rechthaberei, ſchelmiſcher Zutäppigkeit und doch wieder gutmüthiger Ehrlichkeit. Die Figur des alten Sünders Adam mit ſeiner dummdreiſten Verſchmitztheit iſt zum Malen, ebenſo die zungenfertig proceßſüchtige Martha. Die Beſchreibung des Kruges und die der Fährte des nächtlichen Beſuchers, der natürlich gar als der Gottſeibeiuns erſcheint, ſind koſtbare Genrebilder. Das Ganze bildet eine völlig klare und charakteriſtiſch einheitliche Welt. — Der erſte Schluß ſcheint mir beſſer als die Variante; nicht blos iſt er kürzer und bündiger, ſondern die Variante geht in gewiſſen Erörterungen über die Anſchauungsweiſe hinaus, innerhalb deren einzig die knochigen Geſtalten ihre ganze Originalität bewahren. — Kleiſt hat ſpäter Molière's „Amphitryon" übertragen; der Deutſche erreicht weder den ſprachlichen Reiz noch die ſtrömende Komik des Franzoſen; die Veränderungen behufs geſuchter Tiefe und Bedeutung der Perſonen ſind ein der leichten Götterfabel widerſprechender Mißgriff.

Der Stoff der „Pentheſilea", wenn auch in die griechiſche Zeit zurückgehend, paßt ganz für den genialen Romantiker; jene wunderliche Welt des jungfräulichen Amazonenvolkes ſelber als dämmernde Romantik ragt ins claſſiſche Leben hinein. Die Farben ſind brennend, die Sinnlichkeit glühend, es iſt ein Gemälde à la Mérimée, und doch beherrſcht wieder claſſiſche Klarheit die Auffaſſung des Lebens, und der doppelte Horizont des griechiſchen und des barbariſchen Weſens und ihres Kampfes iſt ebenſo ſicher umſchrieben, als im „Prinzen von Homburg" der nächſte des preußiſchen Heerſtaates. Durch die Wahl dieſes Stoffes, in deſſen überliefertem Texte ſchon eine Umkehr der Natur liegt, hat ſich Kleiſt von vornherein das Recht vindicirt, ſich die Uebergriffe auf die gewohnten Gefühlsweiſen und das Verhältniß der Naturen verzeihen zu machen. Es iſt wahr, er bildet die Sage überdies nach ſeinen Bedürfniſſen aus, und jene durch einen von den Jungfrauen des Mars provocirten Kampf auf Leben und Tod

erkaufte Hingabe an den Besiegten ist seine eigne Schöpfung; aber diese ganze fabelhafte Mannweibwelt mit dem die Schranken der Geschlechtsgesetze so oder so durchbrechenden inneren und äußeren Leben liegt doch gleich in der griechischen Sage; ihr noch mehr als der freien Umgestaltung durch den Dichter fällt das Unnatürliche in den Grundlagen der Tragödie zur Last. Die Umbildung versucht, auf einem freilich selber widernatürlichen Umweg, die Natur im Weibe wiederherzustellen; aber da bricht einem verheerenden Waldstrome gleich die ursprüngliche Wildheit durch und gebiert den tragischen Conflict, dessen schuldloses Opfer die durch tiefstes Wühlen in sich heraufgerufene Selbstvernichtung der wahnwitzigen Amazonenkönigin sühnt. Die Liebe selber hat da in ihrer glühenden Sinnlichkeit fast einen erschreckenden Reiz, es gehen wie die Vorbereitungen hindurch zu tigerartigem Umarmen; aber innerhalb dieses Kreises ist so sprühendes Leben, die volle Kraft und Lust feiert so keck und klar, daß sie springend mitreißt. Mit dem Augenblicke, da sich auch hier wieder durch Irrthum das Gefühl in megärenhaftes Wüthen verwandelt, verfinstert sich die Scene: das Grauenhafte tritt in hellen Blitzen herein und steigt bis zum nackten Entsetzlichen, das in scharf skizzirten Acten vorüberfährt. Und doch mag man kaum sagen, daß der Dichter die Schranken des Schönen überschritten habe: sein Ausdruck, rasch, leidenschaftlich, abgebrochen, aber scharf bestimmt, ja von conciser Klarheit, bewahrt durchweg einen Charakter, der in die griechische Welt zurückversetzt. Diese Sprache, wie die feste Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere, die überdies von Anfang bis zu Ende nach den Gesetzen ihres einmal feststehenden Wesens handeln, bezeichnet eine genial bemeisternde Kraft. Die zwei Hauptfiguren haben etwas Himmelstürmendes, dem Dichter selber verwandt.

Kleists populärstes Stück ist das Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn". Es hat etwas Großartiges, zeigt die vollkommenste Einheit des erstaunlich fein durchgeführten Grundtones, der Duft ächtester Poesie liegt über ihm ausgebreitet, und doch leidet es an den größten Mängeln. Der Graf von Strahl ist ein herrliches Ritterbild, ideal nach den schönsten Zeiten des Ritterthums, und doch liegt in seiner Handlungsweise so viel nutzlose Härte und Erniedrigung, daß sie auch auf den prächtigen Charakter einen Makel wirft und ihn in schneidenden Widerspruch setzt mit der eignen Gefühlsweise, die er

gleich zu Anfang des zweiten Actes darlegt. Käthchen ist ein rührend engelreines Kind, aber die Flecken der Behandlung als Landstreicherin, die der Purpur höchstens einhüllen kann, werfen störenden Schatten auch auf die plötzliche Herrlichkeit. Doch bei Allem, was da schneidend unser Gefühl verletzt, dürfen wir nicht vergessen, daß wir eben im scharf und klar angeschauten Mittelalter stehen. Die Naivität des Kindes ist reizend, ja erhebend; wie aber die wunderbare Erscheinung, auf der die ganze Entfaltung ruht, in dem jungen Herzen die magische Wirkung geübt, daß es mit felsenfester Zuversicht durch Schmach und Noth wie ein Hündchen dem hohen Herrn folgt, das ist eine doppelte Unbegreiflichkeit. Die Mosaikzusammensetzung Kunigundens schafft nutzlose Häßlichkeit und benimmt selbst dem Werthe der herrlichen Gestalten. Aber die überraschende Klarheit der Zeichnung, auch mitten im Wunderbaren, die ganze lichte und doch so bewegte Durchführung zeigt wieder den Meister. Die Scenerie ist in ihrer Einfachheit groß und schön, und mit ergreifender Wirkung leitet gleich das Gericht der furchtbaren Vehme ein; dieser Act ist eine einzig glückliche Schöpfung.

Mit dem „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" tritt der Dichter in eine neue Phase; es ist das von der dämmerigen Romantik freie, groß und klar gefaßte Nationalleben. Die Handlung in jenem Stück geht wieder rasch und sicher, alles Dämmerhafte ist weggeworfen, ausgenommen den Zustand des Träumens gleich zu Anfang, der etwas vom Nachtwandeln hat. Alle weiteren Grundlagen sind streng fixiert, wie die männliche Entschiedenheit, die da überall eingreift. Es ist eine ganz eigne, ruhig strahlende Atmosphäre, und die handelnden Personen zeichnen sich aus durch Edelmuth, auf den kein trübender Schatten fällt. Der große Churfürst, der Sieger von Fehrbellin, ist eine hoch und würdig gefaßte, unentwegt in sich sichere, consequente und doch milde Gestalt; auch Natalie steht in edler Festigkeit da. Eins aber berührt störend: Der Held des Stückes ist die einzige Persönlichkeit, die auffallende Inconsequenz in ihrem Wesen trägt. Diese zuvor und hernach wieder so furchtlos in den Tod schauende Natur läßt sich von der ersten Ueberraschung so sehr niederwerfen, daß sie Ehre und Liebe an ein nichtig Landjunkerleben hinwerfen will und beide Gefühle schwachsinnig abschwört. Diese Schwäche ist an sich unerträglich und mit der großsinnigen Aufopferung unvereinbar; überdies erweist sie sich für der Fortgang des Stückes nutzlos,

ja störend. Das feige Wegwerfen des ganzen Werthes, so natürlich auch die Todesfurcht sein mag, muß in der Darstellung doppelt abstoßen — auch das ist eine Art Natur, deren nacktes Hinmalen Nichts taugt. Man hat es zu beschönigen gesucht mit der Nothwendigkeit, daß dieses Empfinden der gebotene Durchgangspunkt sei von der romantisch wilden und traumhaft zerstiebenden momentanen Erhebung zur sicheren und bleibenden Mannesgröße; aber jene anfängliche Fassung ist eben selbst ein Fehler. Sie verträgt sich ganz und gar nicht mit den fast nirgends mehr so klaren und bestimmten Localzügen eines grunddeutschen, auf den Willen des Gesetzes gebauten, durch hohen fürstlichen Charakter und freiwillige Unterordnung der tüchtigsten Naturen geadelten, eben mit junger Macht aufstrebenden monarchischen Staatswesens. Jene sicheren und starken Taggestalten, die festen Lebensordnungen, in deren treuer Zeichnung gerade die innerste Bedeutung des Stückes liegt, passen nicht zu einem liebesehnsüchtigen Nachtwandlerhorizont.

„Die Hermannsschlacht" ist ein weit über die anderen, schwachen Bearbeitungen dieses Stoffes hinausreichendes Stück. Wenn auch sicher ist, daß diese Römer und alten Deutschen dem Dichter nur die analogen Vertreter sind der Noth der Zeit, da die Franzosenherrschaft Deutschland geknechtet hielt; wenn auch das Werk der kräftigen, männlichen Erschütterung über die bitter empfundene Schmach der Gegenwart seinen Ursprung verdankt, einer Empfindung, ähnlich wie sie die That eines Schill gebiert und wie sie den unseligen Conflict zwischen aufgezwängter Pflicht und groß rettendem Verlangen mit gewaltiger Naturkraft zerhaut; wenn sich auch die Beziehungen auf die Verhältnisse unseres ersten Jahrzehnts als entschieden im Willen des Dichters liegend darstellen: das Stück verliert darum Nichts von seinem historischen Gehalt. Das Gewichtige ist, daß es in großen Massen handelt und in hohem Styl jede Kleinlichkeit in Wesen und Beziehung vermeidet. Und so ists Kleist gelungen, trotz der tendenziösen Fassung, trotz der Keckheit, womit er alle kleinlichen Fragen über die Natur jener altgermanischen Zustände und Anschauungen überspringt und unmittelbar mit seinem heftig bewegten Gefühl und seiner energischen Sprache eingreift, auch eine historische Treue geltend zu machen, die weit über ängstliches Formelgermanenthum (altväterisch studirte Sprache und Costüm) oder über jenes idealisirte Deutschthum hinausragt, das Klopstock in seinem lyrischen Bardenton ganz eigens geschaffen. —

Armin ist eine absolut wahre und vornehme Gestalt. Mag jener Zug der katzenartigen List, dessen Grund übrigens geschichtlich beglaubigt scheint, zu oft und grell in der Handlung selbst mitspielen, mag er namentlich im Benehmen gegen Ventidius und in den leicht hingeworfenen Aeußerungen gegen die ächt germanisch offene Gemahlin eine verletzende Seite hervorkehren, mag damit die Frage des Conflictes zwischen treuer innerer Ganzheit und einer durch unausweichbaren Zwang gesetzten Spaltung auf die Spitze getrieben sein: die Großartigkeit des Zieles und die erhabene Selbstverläugnung söhnen mit diesem Schatten aus, begründen ihn selbst in tieferer Weise. Es ist eben eine Natur, der ein geheim kochender, überall gegenwärtiger, berechnender und verdeckter Haß gegen die Unterdrücker seines innig geliebten Vaterlandes eine Tiefe und Bestimmtheit des Zieles aufdrückt, die stets etwas Dämonisches annehmen. Darin liegt klar Kleists und ähnlicher Naturen Haß gegen den Napoleonischen Druck ausgesprochen, in der Zeit seines Wirkens das einzige des Mannes würdige Gefühl, trotz der Erbärmlichkeit im deutschen Bundesleben, das kein Gesammtvaterland aufkommen läßt, und trotz der großen Reformen, die durch den Druck selber hindurchleuchten — diese zwei Seiten sind erst die der ruhig nachfolgenden weltgeschichtlichen Betrachtung ziemenden. Die großartig vertrauenvolle Aussöhnung zwischen Marbod und Armin ist ein Act von seltener Schönheit, das Werk einer wuchtig in sich gefesteten Natur; die höhnende Zurückweisung jeder Gemeinschaft mit den schwankenden Halbnaturen und Schwätzern in ihrer kurzen und schneidenden Begründung zeichnet originell ebenso gut die in sich ruhende Kraft. Es ist unbestreitbar, daß diese Züge aus Kleists eignem Wesen springen, so gut wie in der „Penthesilea“ die in ihm lebendigen Gefühle der gegen alle engen Schranken entfesselten Persönlichkeit. — Unglücklich ists, daß eine bestialisch über alle Gesetze hinausschreitende Rache die herrliche Deutsche Thusnelda entstellt; ebenso unglücklich ist die gräßliche Scene mit der geschändeten deutschen Jungfrau: Beides um so verwerflicher, als über diesen ebenso unwesentlichen als verletzenden Momenten die Entfaltung der großartigen Schlachttragödie selber verloren geht. — Seltsam fast, wie Kleist bei seinem Zug zum Düsteren und Geheimnißvollen die hier so nahe liegende nordische Mythologie nicht berührt; die einzige kurze Scene mit der Alraune ist erschütternd.

So der große Tragödiendichter. Er hat uns auch eine Reihe Erzählungen hinterlassen, deren bedeutendste, „Michael Kohlhaas", wieder erschütternde Tragik entfaltet. Das schreckende Sittengemälde noch aus der Zeit schreiender Ungerechtigkeiten und Privilegien, dem sechszehnten Jahrhundert, veranschaulicht in großen und blutigen Zügen den Satz, daß die ruhigst und edelst angelegte Natur, durch schmachvolle Verletzung ihrer Menschen- und Bürgerrechte aus ihren Fugen gerissen, ein Schrecken der Gesellschaft werden kann. Der wüthende Verbrecher, der immer nach seinem Rechte ruft, behält unter Blut und Flammen einen Zug inneren Adels, der ihm Theilnahme sichert. Die einfache, markige Natur ist in ihrem Seelenleben so durchsichtig treu gezeichnet, daß man ihr mitten ins wahnwitzige Walten hinein mit aussöhnendem Verständniß folgt. Im Uebrigen weder Kunst noch ein einziger gesuchter Zug; mit der höchsten Einfachheit der Mittel und der Form geht die Erzählung, die Nichts weiter sein will, vor, es ist chronikartiges Gepräge. — Aber von dem Augenblick an, wo die Gesellschaft den nicht mehr aufnehmen will, der ihre Gesetze so gewaltsam mit Füßen getreten und sich selber vogelfrei gegen sie gestellt hat, wo also trotz der einlenkenden Amnestie der in gehäufter Schuld gegen den staatlich-gesellschaftlichen Verband begründete Rückschlag erfolgt und die Handlung einen neuen und raschen Gang zum Verderben geht, nimmt auch die Erzählung eine von ihrer klaren und scharf begründeten Entwicklung völlig abweichende, verworrene, mit geheimen Geisterkräften spielende Richtung. Die Grenze, an der das poetische Talent des Dichters, von verderblichem Hange fortgerissen, auch sonst scheitert, ist hier am schärfsten bezeichnet. Da soll die unglückliche Todte als Zigeunerin wieder erscheinen und die Zukunft der Staaten verkünden, und doch kann sie den Unglücklichen nicht retten, also ist der Zauber vergeblich; da nimmt Alles verwirrende, incommensurable Verhältnisse an. — Daß die Geschichte verletzt, wäre ziemlich gleichgültig, würde nur nicht einer der größten Fürsten — der Zeit nach muß es Friedrich der Weise von Sachsen oder sein Nachfolger sein — zur jämmerlichen Figur herabgedrückt.

In den düsteren kleineren Erzählungen hat Kleist das im letzten Drittel des „Kohlhaas" eingetretene Moment des Schauerlichen und Wahnvollen verschiedenst nüancirt weitergebildet. Er ist auch da originell, aber weniger glücklich; räthselhafte Suppositionen und furcht-

barer Spuk, unerhörter Frevel, der Fanatismus der Religion oder der Freiheit, tigerhafte Mordscenen, die wieder an Mérimée erinnern, furchtbare Criminalgeschichten und schauerliche Tiefen des Wahnes und Irrsinns bilden die Grundlagen. Aber klare und leuchtende Gestalten, mächtig interessirende psychische Stadien und die kunstlos bis zum Höchsten gesteigerte Spannung bekunden auch da den Meister.

Für sich steht zur Seite der Däne Oehlenschläger, der deutschen Geist und deutsche Fehler aufnimmt.

Adam Oehlenschläger
(1779—1850)

ist in der dänischen und deutschen Literatur bekannt, hat aber weit mehr Bedeutung für jene, deren nationale Selbstständigkeit er begründen hilft; so ist denn auch seine poetische Bearbeitung der Sagen und Geschichten seines Vaterlandes, überhaupt die der skandinavisch-nordischen Stoffe unter seinen Leistungen das Beste. Er ist für Dänemark der Gründer des neuen und freien Geschmackes im Geiste der deutschen Romantik und steht darum in Feindschaft zu dem trotz seiner ebenfalls deutschen Bildung am Geschmacke der französischen Poesie hängenden Baggesen. Oehlenschläger ist lyrischer Dichter und Novellenschriftsteller, spricht aber mehr Bedeutung an als Dramatiker. Er hat durchgängig etwas melodisch Weiches, und auch seine Dramen werden beeinträchtigt durch ungebührliches Ueberwiegen des lyrischen Elementes; es ist bei ihm Mangel an innerer Kraft, der sich am springendsten herausstellt in seiner Behandlung der alten wilden Zeiten der nordisch-heidnischen Uncultur und des gesetzlosen Kampfes halb rechtloser Stände und empörter Geschlechter gegen einander; seine ganze Denk- und Sprachweise trifft selbst in seinen besten dänisch verfaßten Dramen („Hakon Jarl") das Rauhe und Grausige der altdänischen Heldenzeiten und des Ankämpfens der wilden nordischen Götter gegen das junge Christenthum nicht. Primitive Einfachheit und Kunstlosigkeit in den Motiven und Charakteren ist bei ihm durchgehend. Die größten Mängel zeigt das in Deutschland meistgenannte Stück „Correggio". Die Motive fehlen entweder ganz oder sind von unausstehlicher Schwäche; so ist es nichts weiter als lächerlich, wenn das Hereinschleppen eines Sackes voll Kupfermünzen den Tod des großen Künstlers

verſchulden ſoll. Das Ganze iſt eine pure Folge von Inconvenienzen und Incongruenzen (ſo der Antrag Ottavio's an den Maler in Bezug auf ſeine Frau die denkbar plumpſte Unverſchämtheit). Die Einführung der Perſonen und die Folge der Scenen läuft ohne alles ſceniſche Verſtändniß ab, und nicht beſſer iſt die Charakteriſtik. Die Naivität des Naturgenies iſt in Antonio Allegri zur groben Unwiſſenheit und bêtise verzerrt; Michel Angelo's Künſtlerbewußtſein und ſtolze Heftigkeit wird bloße Grobheit und in der Rache an einer elenden Wirthsnatur würdeloſe Kleinlichkeit. Die ganze Grundlage iſt doch gar zu commun, denn Alles läuft an keinem anderen Faden ab als an der erbärmlichen Intrigue eines erbärmlichen Gaſtwirthes.

Dramatiker zweiten Ranges und Operndichter. Eine Reihe kleinerer Namen ſchließt den wenig reichen und noch weniger reinen Kreis der Productionen dieſer Gattung. Theodor Hell (Karl Gottfried Theodor Winkler) iſt ſehr bekannt als Ueberſetzer belletriſtiſcher Schriften, namentlich franzöſiſcher Bühnenſtücke; ſeine Bearbeitungen und Ueberſetzungen ſind viel zahlreicher als die eigenen Dramen, die eine vielſeitige Lebensauffaſſung ſpiegeln. Seine Kenntniß des Bühnengerechten hilft ihm immer aus, und Gewandtheit im Sprach- und Versbau, wovon ſpäter auch ſeine Gedichte („Leyertöne") Zeugniß ablegen, giebt ſeinen Arbeiten Leichtigkeit. — Karoline v. Pichler (1769—1843), zuerſt idylliſchen und bibliſchen Stoffen zugethan und insbeſondere im „Agathokles" 1808 beſtrebt, den glücklichen Einfluß des Chriſtenthums auf die Veredlung des menſchlichen Geſchlechtes darzuthun, wendet ſich von 1811 an auf Hormayrs Empfehlung mit Geſchick in dramatiſchen Ergüſſen vaterländiſchen Gegenſtänden zu, um die deutſche Geſchichte zu illuſtriren und zu populariſiren. — Als Dramendichter der romantiſchen Schule iſt Wilhelm v. Schütz namhaft.

Von Colman dem Jüngeren, dem Director des Haymarkettheaters, den Walter Scott für den beſten der neueren engliſchen Luſtſpieldichter erklärt, fallen in dieſe Zeit einige der gelungenſten, beliebteſten und am meiſten charakteriſtiſchen Luſtſpiele („The poor gentleman" 1802, „John Bull" 1805). — Joanna Baillie macht den intereſſanten Verſuch, in einer Reihe von Dramen, je eine Tragödie und eine Komödie ihr zur Seite, dialogiſirte Beiſpiele aufzuſtellen als Darlegungen und Illuſtrationen moraliſcher Reflexion. Sie kennt die

Leidenſchaft nur aus den Dichtern, hat wenig von Geſtaltungskraft und ſelbſtkräftigem Empfinden; überhaupt kann ſolche moraliſche Tendenzpoeſie unmöglich gedeihen. Sie ſchreibt übrigens einfach, gehalten, archaiſtiſch und iſt in Allem blos nachahmend. Walter Scott hat ſich für ihren Ruf bemüht, und die größten Schauſpieler der Zeit halfen einzelne ihrer Stücke auf die Bühne bringen, aber ſie konnten ſich nicht erhalten. Später veröffentlichte ſie lyriſche Dichtungen im Tone der altſchottiſchen Ballade. — 1801 erſcheinen die „Tragedies and poems“ des Grafen Frederik Howard Carlisle, der erſt freiſinnig war und ſich dann an Pitt anſchloß, weßhalb Byron ſeinen Haß auf ihn wirft und ihn in der Satyre „English bards and Scotch reviewers“ furchtbar geißelt.

Der beliebteſte Operntextdichter iſt Jouy, deſſen Stoffe von den größten Meiſtern componirt worden ſind, die beiden erſten berühmten „La Vestale“ und „Ferdinand Cortez“ (1809) von Spontini. Er ſchreibt Tragödien, die durch Talma's Spiel und die politiſchen Verhältniſſe getragen werden, daneben auch Luſtſpiele. Eleganter Converſationston, anmuthige Sprache, feine und richtige Sittenmalerei aus der Zeit ſind ihm eigen. Er iſt zwar feiner Voltairianer, geht aber in Nichts über die Bildung dieſer Zeit hinaus und hat zu wenig Fond des Wiſſens und Conſiſtenz des Urtheils. — Den Text zum „Cortez“ hat er übrigens gemeinſam mit Joſ. Alph. Esménard gedichtet, der unter anderen noch als ein mit viel Gunſt aufgenommenes Product die Oper „Le triomphe de Trajan“ verfaßte. — Der Luſtſpieldichter Charles Guillaume Etienne wird raſch durch die außerordentliche Gunſt gehoben, mit welcher die Zeit ſeine Stücke aufnimmt. Unter dieſen verwickelt ihn das „Les deux gendres“ betitelte (1810), deſſen Grundidee er einer alten Bearbeitung entnommen, aber durch vollſtändige und veredelte Umgeſtaltung zu ſeinem Eigenthum gemacht hat, in eine literariſche Fehde; daß er jenes läugnet, iſt ſein Unrecht. „L'intrigante“ 1813 bringt ihn gewiſſer herausgefundener Beziehungen wegen um die Gunſt Napoleons. Am bekannteſten ſind geworden ſeine Operntexte „Cendrillon“ (Aſchenbrödel), mit Ranteuil verfaßt, und „Joconde“. Als politiſcher Schriftſteller bewahrt er immer große Freimüthigkeit und tritt ſpäter als entſchiedener Feind der Romantik auf. — Die Luſtſpiele von Picard, mehrfach auch in Deutſchland eingeführt und beliebt, haben durch Bühnengewandtheit, lebendigen Dialog und

natürliche Heiterkeit angezogen, ſind aber der Welt- und Lebensanſchauung nach ganz im Gewöhnlichen gehalten. Er hat ſpäter ſeine ſämmtlichen Stücke zuſammengeſtellt und herausgegeben. — Alexandre Duval, Bruder des an der Décade Betheiligten, iſt als Luſtſpiel- und Operntext-Dichter beliebt, manche ſeiner Stücke haben ſich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten; auch er vertheidigt die claſſiſche gegen die romantiſche Schule. — Emanuel Dupaty verfaßt zahlreiche komiſche Opern, kleine Luſtſpiele und Vaudevilles, in denen Witz und lebendiger Dialog herrſcht. — Jean Nicolas Bouilly, dramatiſcher Dichter, hat unter anderen die Texte zu den beliebten Opern „Les deux journées“ („Der Waſſerträger“) und „Fanchon“ geliefert.

Mit höherer und ungetrübterer Befriedigung wendet ſich der Blick der **Lyrik** zu, deren Quell in üppiger Tonfülle ſpringt und alle Schattirungen des Geiſtes durchläuft von den heimelig-friedlichſten Klängen bis zu den ſtolzen Schlacht- und Siegesrufen. Unbedingt ſteht die deutſche Lyrik an Werth zuvorderſt, die engliſche und italieniſche reihen ſich an, die franzöſiſche feiert. Die nächſt zur Geltung kommenden ſind wieder weſentliche Glieder der romantiſchen Schule.

Novalis.

Der geborne Lyriker der Schule, ein wunderlicher Geiſt, ſchwer zu verſtehen, noch ſchwerer zu würdigen, gewinnt Novalis etwas liebenswürdig Anziehendes, ja Rührendes durch jenen zweifelloſen Ernſt im Streben nach ſchöner innerer Vollendung und durch das kindlich-reine Gemüth, die beide den anderen Häuptern der Schule fehlen. Alles wirkt zuſammen, um ſein Verſtändniß zu erſchweren: die Unklarheit der ganzen verſchiedenſt gemiſchten Literaturperiode; die tonartige, von Gefühlen getragene Gedankenrichtung, die gleich einem Myſterium berührt; das Abbrechen durch den Tod inmitten eines Stadiums, das mit einer chaotiſchen Welt gährte. Novalis iſt hingegangen, ohne den Schlüſſel zu ſeinem geiſtigen Sein zu hinterlaſſen, weil er ſelbſt ihn nicht beſaß: ſo bricht man die Zahlenreihe eines unauflösbaren Bruches ab. Das Verſchiedenſte läßt ſich über ihn ſagen, und mit Recht. Sein unvollendeter Roman, ſeine Fragmente, die eine wunderbare, blumenaugige Wahlverwandtſchaft aller geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, aller Disciplinen menſchlichen Wiſſens unter der Herrin Poeſie man

möchte ſagen inſtinctiv hinſtellen, ſind Gleichungen, deren Werthe weder von ihm ſelber geſetzt noch von Anderen aufgefunden werden konnten. Sein Geiſt iſt angelegt als eine unendliche Syntheſe, deren Factoren ſich unbegriffen im All verlieren. — Die fromme, weſentlich durch die geliebte Mutter beſtimmte Jugenderziehung in der herrnhutiſchen Familie entſchied ſeine Gefühlsrichtung. Philoſophie — vor Allen Spinoza und Fichte — und Phyſik waren ſeine eigentlichen Studien. Dann ſtudirte er, einen eignen Weg ſuchend, um Philoſophie und Religion zu vereinen, die Neuplatoniker und Myſtiker. — Auf ihn trifft, was Ludwig Tieck in der Biographie des befreundeten Geiſtes ſagt: „Ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; ſo umgab ihn das Alltägliche ſelbſt wie ein wundervolles Räthſel, und jene Region, die die meiſten Menſchen als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath"; ſo zeichnet er ſelber in ihren Grundzügen die Manier, in der er das Leben poetiſch verklären möchte.

So ſeltſam nun auch die rein individuelle Natur berührt, ſie hat einen unabweisbaren Zug der Anziehung. Das kindliche Gemüth, fern von jener tendenziöſen Ironie, die z. B. bei Friedrich Schlegel immer bocksfüßig herausguckt, ſtellt urſprüngliche und treu bewahrte Naturwahrheit dar.

Er hat wenig Lyriſches hinterlaſſen. In Proſa entworfen iſt ſelber der größere Theil der „Hymnen an die Nacht", jener durchaus einzigen Geburt, die man den kurzen Abriß von allen befremdenden und packenden Elementen in Novalis' Geiſt heißen möchte. Das iſt die volle Romantik des Gefühls, ihr tief innerliches Weſen und geſetzlos ſchweifendes Verſchwimmen, ein Herauswallen auf die Höhen des Unermeßlichen, gleich dem ihm ſo vertrauten und mit Liebe genoſſenen Blumenduftе; eine reiche, fremdartig geſtaltete, aus allen Gebieten des Natur- und Geiſteslebens an ſich ziehende Welt, die der ordnende Verſtand kaum meiſtert. Glauben und Dichten, jenes ein liebeſelig nach himmliſcher Auflöſung verlangendes Chriſtenthum der All-Einheit, dieſes ein Allleben mit pantheiſtiſcher Nüancirung: Paläſtina und Indien in wunderlicher Vereinigung ſind die Angelpunkte des nach der Urpoeſie als der blauen Blume langenden Geiſtes. Die Hymnen an die Nacht zumal ſind ein myſteriöſer Liebeslaut, der Etwas hat von

dem altmyſtiſchen Marien- und Jeſuscult. Die irdiſche und die himmliſche Liebe verflechten ſich, jene geht über zum ewigen Wunder der welterlöſenden Gottesliebe; die Geliebte wird der Tod, der Bräutigam des neuen Lebens iſt Jeſus, die Nacht iſt der himmliſche Auflöſungsproceß der Seelen, und die letzte, des Todes Nacht, Quell der Seligkeiten. Ein tief poetiſcher Geiſt, der aber ätheriſch in romantiſchen Formen des Gefühles ſchwebt, die Seele der Nacht, feiert in verhallend in einander überſchwebenden Akkorden — Gemüth, Glaube, Dämmerung. Die Fäden, welche die excentriſchen Combinationen zuſammenhalten, ſind unauffindbar, ſelber die Auflöſung der einzelnen Gedanken ſchwer. Eine Menge unverbundener Anſchauungen und Ideen überſtürzt ſich in den kurz abgerißnen Sätzen und drängt ſich in die vielen zuſammengeſetzten Attribute hinein. Es iſt, als hätte die Phantaſie Haſt ſich auszuſchütten, und der Verſtand folgt machtlos nach. Es iſt ein verſenktes Feiern, in welchem Tod und Auferſtehen, Nacht und Geiſterlicht, graue, heilige Vorzeit und himmliſche Zukunft durch einander ſpielen; das irrende Suchen nach einer uralten, halb verſchollenen Heimath, auf die der Glaube weiſt. Was ſich klar ablöſt, liegt in dem innig aus des Herzens Tiefen hervorſtrömenden Liede „Sehnſucht nach dem Tode". — Auch die „Vermiſchten Gedichte" ſind getragen von dem Geiſte der Vorzeit, dem Glauben der Bibel, der Symbolik, dem Myſteriöſen, das ſich an J. Böhme ſchließt, dem Geſtaltloſen und Duftenden. Selber das Gewohnteſte, wie der Frühling, nimmt einen wunderbaren Anſtrich; ſtille Trauer und nach dem Himmel verlangendes Lieben herrſchen vor. — „Geiſtliche Lieder." Man nenne ſie chriſtlich oder nicht, ihnen gebührt vor der Maſſe der geiſtlichen Geſänge, die ſich ſo oft im dürr dogmatiſirenden Lehrton ergehen, auszeichnende Anerkennung; da iſt die volle Hingebung des Herzens, deren Ausdruck ſie ſind, rein, zart, unendlich einfach und doch durch die warme und blühende Phantaſie hindurchgegangen. Die Stimmung gleicht der des Kindes, das ſich nach der Mutter ſehnt — Herzenseinfalt. Das mit der Seele Eins gewordene Hingeben an Chriſtum als den Geliebten, das Leben im Evangelium der Liebe iſt der Begriff ſeines Gefühles:

„Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung".

Eigen iſt ihm, daß ſeine Phantaſie des dichteriſchen Cultus durch einen Proceß der ſymboliſchen Verallgemeinerung das Chriſtenthum als den

alleinen Lebensquell der Welt darſtellt und ein liebendes, treues, verſöhnendes, durch die Natur allwaltend ſchreitendes Schaffen in ihm verfolgt. Die liebende Treue, womit der Heiland unſer bleibt, wirkt die Auferſtehung des Herzens, und ſo verlangt es aus der Sündenſchuld der Welt hinaus und ſchaut ſehnſüchtig zurück wie nach einem Wunderquell zu den alten grauen Zeiten, da das Kindlein geboren ward; das iſt die Stimmung der Hirten und der Sternennacht auf dem Felde zu Bethlehem. Und darum liegt denn auch für das ſehnende Herz in Chriſto die ewige Stille und Beruhigung. Die Krone dieſes Ausdruckes iſt das unvergleichlich innige „Wenn ich ihn nur habe". Neben der Beſeligung iſt das immer gegenwärtige Bewußtſein das der ſchuldigen Treue für den göttlichen Liebesdienſt, die da trauert, daß der Heiland vergeſſen ward. Auch hier kehrt die dunkle Ahnung eines geheimnißvollen Alllebens in Gott wieder, deſſen Symbol das Abendmahl (ſ. die ſonderbare „Hymne"). So berührt es ſeltſam, jene wunderlichen Klänge zu verfolgen, die myſtiſch verſenkt den Geiſt in Duft und Luft und Ton aufſuchen und das Antlitz des Erlöſers in jeder Form des Lebens hervorſchauen ſehen — eine unbegriffen feiernde Gottverſenkung des Weltalls. Doch immer iſts der leidende Chriſtus, der das Herz bewegt und unendliches Sehnen weckt, das mit ihm begraben werden möchte; nur der Auferſtehungsgedanke ſchließt ewig ſelige Verjüngung ein.

So iſt dieſer Geiſt immer; ſo ſtellen ihn die „Lehrlinge zu Sais", ſo die „Fragmente" dar.

Verwegen, intuitiv, poetiſch belebend, der Empirie vorgreifend, da mit Recht, da ungegründet, ſind die „Fragmente" geniale Lichtblicke eines univerſellen Geiſtes und pantheiſtiſche Curioſa im Style jener keck umfaſſenden und verwegen übergreifenden Naturphiloſophie, die bald hernach herrſchend ward. Ueberall Centraliſiren, kühnes Verknüpfen der Naturkräfte und Vertiefen in ihr Leben, Aufgehen der forſchenden Denkkraft und höchſte Einheit des ganzen Menſchen in der Liebe (die das liebliche Märchen in den „Lehrlingen" ſo zart verſinnlicht). Immer liegt der Werth in der Kühnheit der Idee, immer aber ſchwebt ſie nur dunkel als fernes Ahnen über ihren Bildungen. Es ſind dieſelben kecken Gedankenſprünge und Combinationen, wie hernach die Identitätsphiloſophie ſie macht; die wahrhafte Kenntniß der Thatſachen kümmert Beide gar nicht; es iſt wieder ein Spiel, allerdings überraſchend geiſt-

reich, aber ohne reellen Gewinn. Das Einzelne ist unklar und gestaltlos, die Verknüpfung gewagt, der Geist mystisch, die Färbung eigenst individuell.

Das Fragment „Heinrich von Ofterdingen" ist eines der seltsamsten Producte unserer Literatur und kaum zu beurtheilen; erst das Ganze ließe eine sichere Kritik zu, aber das steht fest, daß Novalis den Schlüssel zur Auflösung nicht gefunden, sondern höchstens ein im Sternenschein flimmerndes gigantisches Gebäude in dämmernden Umrissen hingeworfen hätte; denn mehr noch als sonst überfliegt hier die bloße Ahnung des poetischen Gemüthes die Bildungskraft. Klar beurtheilbar wäre nur das Ganze, und dafür liegt nichts Genügendes vor, wenn auch Tieck den originellen weiteren Plan angedeutet hat. Mag ihm der Riesengedanke vorgeschwebt haben, Leben und Welt und Himmel mit dem Bande der dichterischen Phantasie zu umschlingen und in ihr alles Sein und Thun des Menschen aufgehen zu lassen; mag es, — erfüllt ist nicht viel mehr, als daß es in uns eine dunkle Ahnung aufweckt. Schwach ist, daß bei dem Schwelgen in phantastischen Gebilden erst jene Sage von Arion in ziemlich todter Gestalt wieder dienen muß, reicher verherrlicht die königliche Dichtergewalt in einer zweiten Sängersage. Unter den Gestalten ist die einzige des alten Bergmannes (Natur) freundlich klar, zu poetischer Rundung durchgedrungen, während die des sonderbaren Einsiedlers (Geschichte) wie überhaupt sein ganzes Erscheinen in romantischer Verschwommenheit untersinkt. Das Märchen, mit welchem der erste Theil schließt, ist unentzifferbar wie das Räthsel einer Sphinx. Fesseln wird immerhin die Faustisch-stolze Idee, die im Ganzen arbeitet und sich zerarbeitet in unvermitteltem Ahnen, willkürlichen Gestalten, räthselvollen Verknüpfungen und ins Ungeheure verschwimmenden Umrissen. Fast auffallend einfach und schmucklos geht die Sprache vor; es liegt etwas mineralisch Versteinertes in den kurzen, meist gleichgebauten Hauptsätzen, die sich abgerissen an einander legen.

Achim v. Arnim.

Arnim und Brentano sind versessen auf Ton und Denkweise der mittelalterlichen Volksbücher, über denen ihnen die moderne Bildung verloren geht. Die Poesie, in der Arnim nach eignem Geständniß das politische Unglück der Zeit vergessen will, ist ihnen eine Flucht aus dem Leben.

Arnim hat wo möglich noch weniger lyriſches Talent als Brentano, ſeine zahlreich den Proſaſchriften eingeſtreuten Lieder ſind ſchon formell völlig mißlungen, in keinem lebt ein Organismus, und ſie ſind ohne alle Zeichnung. Ueberhaupt iſt dieſe ſonderbar aus Verſen, ganzer und halber Proſa zuſammengeflickte Sprache, die das Populäre mit dem Nachläſſigen, das Natürliche mit dem Baroken verwechſelt, ein Bild der inneren Verſchwommenheit; deßhalb verwirrt ſie auch den Leſer: ſie lockt an und ſtößt im gleichen Augenblick ab. Wo keine Grundidee, überhaupt kein Zweck kann herausgefunden werden, wo hart neben tiefen Gedanken die ſinnverwirrenden und tollen Einfälle ſich drängen, da hört jeder wahrhafte Eindruck auf, denn da helfen nicht mehr die glänzenden Bilder, die blühende Phantaſie, die reiche Anſchauung, das reine Gefühl, ſelber die durchſchimmernde Hoheit einer unzweifelhaft edel angelegten Seele, die leider! nur Ton geblieben iſt. — Arnim iſt nicht ohne Talent, ſelbſt in der Zeichnung, wo er überhaupt ſolche hat; auch ſtehen ihm nicht unbedeutende Kenntniſſe, namentlich ſittengeſchichtliche, zu Dienſten; ſinniges Verſtändniß fürs ächte deutſche Weſen und die feinen Naturzüge blitzt häufig überraſchend durch; naturwiſſenſchaftliche Studien und Reiſen haben ihm mannigfache feine Beobachtungen zugeführt und ſeinen geweckten Sinn für landſchaftliche Bilder und deutſche Volkseigenthümlichkeiten ausgebildet; aber das Alles geht in blindem Naturalismus auf. Er kann nie zum Denken, höchſtens zum Träumen anregen. — Als proſaiſcher und dramatiſirender Schriftſteller macht er einen getheilten Eindruck. Einerſeits ſteht er ganz auf dem Standpunkte Brentanos, und auch der Proteſtant phantaſirt nach katholiſcher Weiſe: Mechanismus des Wunders, Geiſtererſcheinung, Auferſtehung der Todten, Kreuzeszeichen, Bekehrungen durch das heilige Grab, und daneben wieder alltägliche Abenteuer, Alles ohne innerliche Begründung oder Zuſammenhang. Viele kleinliche Geſtalten, die nach Zufall da und dort einfallen; Mangel an Compoſition und klarem Bewußtſein von Zweck und Ende; Nebenpartien und zwiegetheilte Entwicklungen; verworrene Abenteuer und Auflöſen oder Abbrechen nach zufälligen Gewalten. So in „Halle und Jeruſalem", der zerſtückten Doppelgeſtaltung, wenn man dem Stück überhaupt eine ſolche zuſchreiben darf. Grundgedanke iſt der Uebergang und die Auflöſung der irdiſchen Liebe in der chriſtlich-himmliſchen und die Heilkraft des Glaubens.

Der erſte Theil ſteht immerhin über dem zweiten. Mag auch das Burſchenleben zu wild vorüberrauſchen, es liegt doch Bewegung und Charakter darin. Da auf einmal löſt ſich myſtiſch das ganze bunte Leben in eine ſeltſame Pilgerfahrt auf, und die Compoſition windet ſich mühſelig fort durch verworrene Reiſeabenteuer, bis der Himmel mit Wunderkraft die wunden Herzen heilt — ein Treiben, wofür keinen Sinn mehr zu haben wir glücklich genug ſind. — Das factiſche Intereſſe iſt meiſt gering, die Erfindung arm. Die Sprache in den Novellen möchte gern populär ſein, wird aber entweder nachläſſig oder in erkünſtelter Natur barok. Sehr ſchwache Handlung ohne rechten Fortgang, fortwährende Unterbrechungen, Reflexionen und Allegorien, Verwandlungen und Wechſel ohne Grund; nicht einmal die Farbe hält Stand, die er da und dort reich aufzutragen weiß. Ueberall dominirt das Unheimliche, als machten wir einen Gang durch einen verzauberten Wald und fänden keinen Ausweg mehr. Arnim verliert ſich in durchgängig planloſes Arbeiten, unnatürlich, willkürlich, epiſodiſch, bald für einen Augenblick lieblich anziehend, mehr aber verletzend, als trieben dieſe Figuren Spaß mit ſich, mit aller Welt und mit der Natur, die ſie nicht verſtehen. Goethe heißt es mit Recht „Narrenwuſt". Es iſt Arnims Neigung, die Armuth der Entwicklung zu verbergen durch allerlei Nebenerzählungen, die ſich in den wenigſten Fällen naturgemäß ins Gemälde verweben, ſondern als vereinzelter Flitterſtaat hängen bleiben. Alle die Züge weiſt „Die Gräfin Dolores", Arnims größter Roman, am ausgeſprochenſten aus. Oder den alltäglichen Liebes-, Entführungs- und Kriegsſcenen ſoll die ſeltſame Gruppirung und Einkleidung aufhelfen; ſo in den froſtigen Novellen des „Wintergartens". Oder gemächliche Querzüge und allerlei Reflexion in Ernſt und Spiel ſoll Erſatz leiſten („Landhausleben"). Oder es iſt purer Realismus, mit bunten Farben und grotesken Figuren ausſtaffirt, aber ohne eine Spur von Erhebung („Holländiſche Liebhabereien" u. A.), und daneben idylliſche Schildereien. Dabei ſind die Volksromane der verſchiedenen Sammlungen ſo ungleichen Tones und Werthes, daß man nur aus den überall herausſtechenden Eigenheiten den gleichen Schriftſteller erkennt. Neben ebenſo reizenden als realiſtiſch wahr erfaßten Schilderungen aus dem Leben und fein aus der Zeit gegriffenen und zugleich poetiſch geſtalteten Zügen und Charakterbildern ſteht ſo viel Abgeriſſenes, epiſodiſch Allegoriſches und Myſteriöſes, Sinnverwirrendes,

ja Geſpenſterhaftes, worin die Perſönlichkeiten verſinken und ſelbſtlos in einander übergehen, daß einem trüb und dumpf zu Muthe wird wie bei Brentanos Teufelsromanzen oder Werners Spectakeldramen. So verdirbt er ſich und Anderen das Verſtändniß, das er ſich durch weite Studien und feinen Blick für gewiſſe Lebensrichtungen und Zeiten, wie z. B. das ausgehende Mittelalter, erworben hat. Von der Gegenwart begreift er nur, was unmittelbar an ſeinen Geiſt anklingt. Für die Geſchichte hat er keinen Sinn; einzelne Zeitbilder gehen ihm farbig auf, das liegt aber nur in ſeiner poetiſchen Anſchauungsfähigkeit. — Im Allgemeinen iſt es Unnatur, die ſich bemüht Hexenträume zu geſtalten; ſie geht bisweilen in den Seelen, die ſich dafür ausgeben ſo fein zu empfinden, bis zur Beſtialität. Es verſteht ſich, daß dieſe verwilderte Manier, welche Nichts als das rohe Material giebt, diejenige Kunſtform am meiſten erniedrigt, welche die ſorgfältigſte Compoſition fordert: die Dramen ſind ein naturwidriges Gemengſel aus wild tragiſchen und poſſenhaft lächerlichen Figuren und Abenteuern; ſie ſpringen jeden Augenblick von der derbſten Realität zum traumlebendigen Spuk, von freigeiſtigem Rationalismus zu myſtiſcher Schwärmerei ab; nirgend reale Welt oder beſtimmter Charakter, höchſtens dann und wann ein Strich dazu. So tragen wir nie einen anderen Eindruck davon als den des Chaos und der tollen Laune. Den Realismus weiß er nicht zu formen; der Idealismus geht ihm nur in halb lächerlichem, halb gräulichen Spuk auf; den Ton verſteht er ſelten nur ſoweit rein zu halten, daß klar wird, ob wir ob dem roh aufgehäuften Material lachen oder weinen ſollen.

Doch hat Arnim wieder eine Seite, die ihn bedeutender ſtellt als Brentano und die reich angelegte Natur zeigt, welche auch in ſeiner Haltung einen edel beſtimmten Eindruck machte. Da iſt blühenderes und volleres Leben, reinerer Styl, ſelbſt reichere Erfindung und pſychologiſche Wahrheit; einzelne Vorwürfe ſind groß und edel, andere lieblich und reizend — der Geiſt der Romantik flackert blendend auf oder haucht leiſe hin. Bedeutende Entwürfe ſind: „Die Kronenwächter“ mit blühender Phantaſie. In dem fern rollenden Drohen einer großartig im Verborgenen waltenden Macht, die ruhig, aber gebirgig am Horizonte ſteht, ſprüht der romantiſche Geiſt. Doch ſpannt die Anlage zu höheren Dingen; die ſeltſamen Geſtalten treten unbemerkt ins Dunkel zurück; der Entwurf hat ſich nur fragmentariſch

ausgelebt. Die Kronenwächter sind freilich ebenso wenig angethan, ein Sittengemälde aus der Uebergangsperiode des Mittelalters in die Neuzeit zu geben, als Brentano in der „Gründung Prags" seiner Zeit getroffen. Die Studien in beiden und alle Wahrheit der Einzeldarstellung werden überwuchert und unnütz gemacht durch die leersten und unzusammenhängendsten Fictionen, Allegorien, ein Durcheinander von unbegreiflichen Zufälligkeiten und lächerlichen Erfindungen. — Die dramatisirte, fast nur skizzirte Erzählung „Marino Caboga" hat einen großen und edlen Vorwurf, bedeutenden Gesichtskreis, tragische Verflechtung des Geschickes, versöhnende Lösung zwar äußerlicher, aber einfach natürlicher Art. Marino ist eine stolze, feurig jugendliche, republikanische Natur, ein herrliches und wahr erfaßtes Charakterbild. — „Angelika" hat ächte Poesie in dem Conflicte der mächtig vom Ideal getragenen Künstlerseele mit dem profanirenden Staubleben der Menge. — Das bunte Märchen „Isabella von Egypten" versinnlicht in farbenreichen Gestaltungen die Wunderkraft reiner Liebe über die Naturmächte und verwebt auf die einfachste Weise eine doppelte Märchenwelt kunstvoll in Ein Leben. Wieder fällt leider! das Wunderbare so maschinenhaft ins Getriebe, daß daraus poetisches Gewebe wird aus halblebendigen und lebendigtodten Zwittergeschöpfen mitten unter historischen Personen — ein Gemeng und Treiben mit den unerhörtesten Zumuthungen. — Für die Kenntniß seiner geistigen Stellung ist bedeutend „Melück Maria Blainville", das in wilde Grimassen verzerrte, düster fesselnde Gemälde, das sich erst in dämmerig orientalische Zauberwelt versenkt, deren Lampen flackernd sprühen, um sich mit keckem Sprung mitten in die Gräuel des Terrorismus zu werfen und den Geist der Revolution zu höhnen.

Arnims und Brentanos gemeinsames Werk „Des Knaben Wunderhorn" ist eine prächtige Sammlung, zwar nicht das eigentliche Volkslied, nicht kritisch correkt, frei und etwas willkürlich umgebildet, doch eine bleibende Zierde unserer Literatur im ächt deutschen und tief ansprechenden Tone. Beide haben hier, mehr aber in den nachgebildeten Volksromanen aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert das Bestreben, das Naive und selbst Mangelhafte, was in Bildung und Sprache jenes Zeitalters liegt, wiederzugeben, woraus leicht erkünstelte Natürlichkeit wird, die den rechten Eindruck doch nicht aufkommen läßt.

Clemens Brentano.

Die gefährlichste Gipfelung der Romantik in ihrem unklaren Gefühlshaschen nach Allem, ihrer Ironie auf Alles, dem Aufgeben jedweder Bestimmtheit und dem Verirren in excentrische Subjectivitäten ohne Inhalt, ohne andere als halb wahnsinnig träumende Existenz, deren Substanz der Zufall ist — diese Gipfelung stellt als abschreckendes Beispiel Brentano dar. Was er und seine nächsten Verwandten in krankhafter Selbstbeschauung von sich sagen, genügt vollkommen, um die Ungesundheit des Seelenlebens zu kennzeichnen, das sich in sinnloser Lust nach dem Verkehrten richtet. Es sind Geständnisse eines zerfahrenen Träumers, dem nicht nur alle Charaktere seiner Schöpfungen, sondern das eigne Ich unter den Händen zerfließt; es verliert sich gegenstandlos unter schwankenden Bildern, schillernden Färbungen und seltsamen Phantasmen. Einzig aus dieser Selbstlosigkeit erklären sich all' die widersprechenden Züge in seinem an den Zufall hingeworfenen Wesen. Die frömmelnde Andacht ist in diesen Leuten Nichts als Lahmheit des Geistes. Und diese Seite seines Wesens beherrscht gleicherweise seine „geistlichen" wie seine „weltlichen Lieder". Jene haben zuerst einen Cyklus, der speciell „Lieder" bringt. Dämmerig mystisches Versenken in die Tiefen des Erlösungswunders, erinnernd an jenes alte Sichverlieren an den minniglichen Seelenbräutigam, zur Seite krankhaftes Hinstarren auf den Abgrund menschlicher Schuld ist der doppelte Grundton. Naturgemäß wechselt mit dieser unnatürlichen Spannung und der kranken Poesie die dürrste und welkeste Poesie. Form und Gestaltlosigkeit bricht bisweilen in barbarische Verdrehungen und Mißtöne aus.

Ihr, wer seid Ihr, Schwester meine? Ihr seid recht erfüllt mit Güten,
Ihr seid höflich ungemeine. Mir die Hülfe anzubieten.

Wo geht die Poesie der Bänkelsänger vertrackter zu Wege? Nirgends leitende Idee, ewiges Vagiren, keine Ahnung von Kunstbewußtsein. Wo Verkörperung versucht ist, liegt über ihr wie Mehlthau jener süßlich-priesterliche Teint, der die Kunst tödtet. Das abstract Körper- und Bildlose der himmlischen Liebe und der in sie sich vertiefenden Andacht scheint wie für die Masse unserer geistlichen Lyrik so für Brentanos kränkelnden Geist die Klippe zu sein. Lieblich, innig lieblich sind einzelne Töne, so außer der „Zueignung" noch die zwei: „Im

Namen Jesu" und „Verein im Gebet"; des letzteren zweite Strophe ist vielleicht die beste des ganzen Cyklus. — Es folgen „Legenden". Zusammenschweißen von Wunder und Wunder, unerforschlich, ungenießbar; daneben frostig prosaische Lob- und Preislieder. Von künstlerischer Anordnung keine Spur und auch kein Hauch der Poesie, die sonst etwa in Brentano wie ein Sprühlicht flammend auffährt. Einzig erträglich, ja in Manchem schön trotz der bis zum Ableiern verfolgten Repetition des Grundgedankens ist „Die Gottesmauer". — Die „Sonntäglichen Evangelien" bilden gewissermaßen eine Evangelienharmonie, von deren Zeilen jede den frommen Wunsch aufsteigen macht: O was Schönes wär' es um fein vernünftige und gediegene Prosa! — Auch in den „Vermischten Gedichten" irrt etwa die wirre Phantasie weit ab, und nur dann und wann blitzt wie neckend der Dichtergenius durch, — ein Moment, und er ist verschwunden. So ist bei Brentano wahre Kunst nirgend, leitende Idee nie; es ist Sprung, Taranteltanz, Schweifen ohne Ziel und Zaum, blauer Dunst, gewaltiges Abfallen; wie verloren etwa eine wunderbar leicht gewobene Form mit feinster Reimverschlingung, aber hart zur Seite die verletzendsten Verdrehungen; unbewußte Blitze des Genius, im Ganzen Subjectivität in krankhafter Isolirung. „Eingang" ist ein in seinen stets sich wiederholenden Reimen in sich abgeschloßnes Wort der Liebe, kindlich zart und liebreizend. „Alhambra" weitab verirrt; momentane, gleichsam krankhafte poetische Zuckungen. „An den Engel in der Wüste" jagt die düster wilde Phantastik über glühenden Sand, ungezügelt, gespensterhaft. „Schwanenlied" ist fein von dichterischer Phantasie gewoben.

Denselben Typus tragen die „Weltlichen Lieder". Aeußerlich die seltsamsten Verdrehungen, gewaltsame Combinationen, unnatürliche Inversionen und willkürlicher Strophenwechsel, erzwungene Reime und Metren; innerlich laufen gleichsam krankhafte Zuckungen durch, deren Geburten unglückliche Vermählungen des Geistes mit dem Buchstaben sind, und wieder hart daneben mit Leichtigkeit behandelte kunstvolle Formen. Oft und öfter versinkt alle Poesie in einem Dunstmeer von wirren Phantasmen. Reimfülle, der melodisch abklingende Tonfall, der Klang überhaupt ist immer diesen Geistern etwas sehr Vertrautes. In allen Liedern ist nur dunkle Stimmung, nie die Ruhe der Gestaltung, zuweilen etwas Volksthümliches. — Das wunderlichste aller wunderlichen Producte, an denen die Literatur der Deutschen

ebenso reich ist wie das Gesellschaftsleben der Engländer, sind die „Romanzen vom Rosenkranz“. Das formlose Phantasiespiel des wilden Heeres; finstere Geister, ruhelos, magisch, neckend tauchen auf und ab; gespenstige Gestalten: woher? wohin? Schwarze Larven fahren umher und jagen sich in grausen Tänzen und reißen den Meister mit ins sinnlose Treiben; die Zauberlaterne wirft gluthrothe Funken in die Sturmnacht; sinnverwirrender Traum bannt die Phantasie in seine Zauberkreise. Religiöse Schwärmerei, Teufelsspuk, Wunder der Gnade; aber kein Zusammenhang und kein Abschluß. Die wunderlich verzerrte Phantasie macht bang, als tauchten in schwarzer Mitternacht Kobolde tappend auf und nieder. Alle Gebilde sind dieselben; auch die liebliche Gestalten bringen möchten, schweifen in irres, glühes Träumen ab, das sich in anderen zum Grauen steigert; das ist die Phantasie des Wahnsinns. —

Brentano ist ohne alle Zeichnung. In kleineren, im Tone des Volksliedes gehaltenen Liedern kann er bei seiner reichen Empfindungsweise wundersam reizende Töne anschlagen; aber sobald seine in tausendfach sich kreuzender Spiegelung gebrochenen Empfindungen sich verwirren, stoßen, jagen, durch einander fahren, da wird er verworren und überstürzt bis zum Taumel des Wahns; die Früchte dieses Zustandes sind die Ironie oder die Angst wie vor dem Alp. Ideale und reale Welt liegen ihm völlig aneinander, stören und verwirren sich.

Unter der Sammlung „Vaterland“ ist einzig des Nennens werth „Theodor Körner an Vittoria“. Unter „Liebe“: „Auf dem Rhein“, bewegliche, tief ins Herz greifende Liebestodtensage, über welcher süßer Schauer liegt. „O kühler Wald“ und „Wie sich auch die Zeit will wenden“ bieten kunstvolle Formen mit reichem Reim; auch der Inhalt ist reich. „Nach Sevilla“ ist ein trauter Liebeslaut mit der duftigen Anziehung des wonnigen Naturlebens und der reinen Volksmelodie. „Der Spinnerin Lied“ ist die Krone dieser oft so dunkel phantasmagorischen Lieder der Liebe; ächte Poesie zieht ergreifend als Wehmuth durch. Aus den „Bildern“: „Die lustigen Musikanten“, greift scharf ans Herz; das innerliche Leid im Contraste mit der aufgezwungenen Rolle der Fröhlichkeit und des Scherzes wird charakteristisch begleitet von dem Strophenwechsel. „Loreley“ schreitet am Faden der Sage fast grauenhaft einher; ganz bezeichnend ist die Vergleichung mit Heine's Composition. „Gelegenheit“ bringt Parodien

auf Kunſt und Dichtung, es iſt Ausdruck der diaboliſchen Natur, die ihr Heiliges der einen Minute zum Scherze der anderen macht.

Derſelbe iſt Brentano in dem ſogenannten Drama und der Proſa. Man nehme ſeine „Gründung Prags“, eine der wunderlichſten Productionen der deutſchen Literatur. Das Stück iſt ſchon deßhalb geſchichtlich unwahr, weil dieſes ſlaviſche Heidenthum durch und durch mit den ganz modernen naturphiloſophiſchen Speculationen oder vielmehr Phantaſtereien verſetzt auftritt. Durch den ganzen laſtenden Apparat ſlaviſcher Mythologie erinnert es an die Zeit der großen altdeutſchen Forſchungen, aber gerade dieſer Ballaſt drückt die Poeſie noch vollends nieder. Wo der Leſer keinen Schritt thun kann, ohne einem befremdenden Zuge zu begegnen, zu dem erſt beſondere Auseinanderſetzung ihm den Schlüſſel geben muß; oder wo maſſenhafte Beſchwörungen der myſtiſchen Kräfte der Erde — eine ganze Naturphiloſophie des Aberglaubens — ihr buntes Gewirr aus einander ſtreuen, ſo daß erſt der Verſtand ſich brütend darüber legen muß, um ſich Tag zu machen: da iſt wahrlich kein Raum mehr für Poeſie; dergleichen Dinge könnten höchſtens einen mythologiſchen Roman mäßig begleiten. Der Gedanke iſt unſtät und ganz unverſtändlich; die nirgends in feſte Formen gekleideten Anſchauungen überwerfen ſich wie an einem Hexenſabbath. Es iſt kaltes Feuer, ſelber wo die Form dithyrambiſch ſpringt, ungeſunde und baroke Laune; das Ganze langweilt. Die widerſinnige Wirthſchaft iſt nicht etwa als geſchichtliche Erſcheinung hingeſtellt, als ein verirrter Moment in der Entwicklung unſeres Geſchlechtes, der nothwendig auf eine höhere Culturſtufe überleitet; Nichts ſticht hervor als die ungeſunde Laune. Das Stück rückt in ganzen langen Partien nicht vorwärts; wir bewegen uns durch eine Zahl widerwärtiger, ja gemeiner Scenen im Kreiſe. Die Perſonen haben keine beſtimmte Phyſiognomie oder faßbare Geſtalt; ſie ſind Nichts als verworren räſonnirende Phantasmen, dem Leſer allerdings „leere Formen“. Wir haben da ein nordiſches Nebelbild von jenem antiken Kriegerſtaate der jungfräulichen Amazonen, thatlos, ſchwindelnd, von Hexentrank betäubt. Es tritt nur der ſinnloſe Widerſpruch gegen die Natur in häßlichſter Weiſe heraus: dieſe Mägdlein, die gleich Megären gegen die Unterwerfung unter das Geſchlecht der Männer raſen und doch im Inneren von Luſt und Liebe brennen; da iſt Nichts abzuſehen als die regelloſe Licenz der momentanen Wolluſt,

wie sie wirklich mehrfach von ihnen gefeiert wird. Die Ausbrüche toller Wuth nehmen oft einen bis zum Abscheulichen und Ekelhaften gemeinen Ausdruck an. Man weiß kaum, soll man mehr über die materiellste Prosa der Erbärmlichkeit lachen oder über die freche Verletzung der ordinärsten Reinhaltung des Gefühles sich ärgern. So weit ist nie die angefeindete romantische Schule in Frankreich gegangen als diese religiösen Phantasten, die sich ohnehin merkwürdiger Weise mit den gesellschaftlichen Zeitanschauungen der französischen Romantik aus den dreißiger und vierziger Jahren vielfach und auffallend berühren. Natürlich ist auch die Sprache abwechselnd schwülstig und gemein. Ein nebelhafter Versuch, geschichtlich realen Anhalt zu geben, liegt im Folgenden: die Zauberin — Cult der schwarzen Götter, Uncultur; die lichten Königstöchter — Cult der weißen Götter, humane Entwicklungsphase; endlich das Christenthum verfrüht als ideale Leuchte hereinschimmernd und wieder den Gewalten der alten finsteren Zeit verfallend. — Der „Ponce de Leon" ist kein Lustspiel, sondern bloße Aufhäufung närrischer Motive. Brentano ist überhaupt zu wenig frei, um die Komik zu verstehen. So wird das erzählende Stück „Die mehreren Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter" getrieben durch die tollste Hexenlaune à la Hoffmann, die urkomisch wirken könnte, aber der Dichter läßt sich und den Leser ohne Halt und Ruhe im verworrenen Treiben untersinken; das soll Humor sein. — In solchen Producten, seien sie Prosa oder Poesie geheißen, ist die Sprache selber das allerseltsamste Gemisch, entsprungen aus der Reflexion der mystischen Romantik, von allgemeinen Wahrsprüchen zu den unklarsten Einzelheiten überspringend oder von declamatorischer Höhe herabfallend zur derben Gemeinheit. So stehen auch die phantastischen Figuren und das Wunderspiel in baroker Zwangsheirath mit ganz alltäglichen Begebnissen dieser Welt. Dasselbe kehrt meist in den Novellen und Erzählungen wieder, in denen die religiös schwärmende Phantasie wiederholt mit dem Verstande durchgegangen („Blätter aus dem Tagebuche der Ahnfrau", „Lebensumstände der A. Kath. Emmerich"); sie könnten die Frömmigkeit selber um den Credit bringen. Das Lieblichste wird mit frommem Ballast und Wundergeschichten versetzt, und selber das arme Paris giebt seinem Eliaseifer zu Nichts Anlaß als zu langweiligen Betrachtungen über Klöster und Orden und zur Verketzerung der Reformation. Die Sprache ist bald nachlässig, bald lieblich volksthümlich.

Das Schönste, was Brentano geschrieben, ist die „Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl". Die zwei unglücklichen Opfer der Ehre machen tief tragische Wirkung; eine gewisse erschütternde Größe liegt im Charakter der achtzigjährigen Großmutter. Das Hereinziehen in die unmittelbare Gegenwart spannt das Interesse. Höchste Einfachheit und ächt volksthümliche Einfalt, reine Natur, fesselnde Herzlichkeit, Ruhe in strömender Bewegung sind charakteristisch, und hier ist denn auch das anderwärts verschwendete religiöse Moment so recht an seinem Platze.

Im Allgemeinen ist Brentano mindestens so unnatürlich wie Werner, so sehr er sich bemüht, kindlich zu sein; denn natürlich ist ihm höchstens das Kindische, jetzt abscheulich, jetzt sentimental und frömmelnd, bald witzelnd reflectirt, bald phantastisch salbungsvoll. Selbst in seiner Komik ist immer etwas Gespenstiges, als spielten Leute ohne Kopf mit; nur Ein Grundzug hält aus: die Abgeschmacktheit. Der klare Verstand kann sich schwer darüber Rechenschaft geben, was in einem solchen Geiste vorgeht, um diese massenhaften Wahngeburten zu erzeugen und zu herbergen. Unheimlich und grübelnd, willenlos und spielend, von Extrem zu Extrem springend, macht er einen entweder lächerlichen oder wie alles Zwecklose bis zum Aengstigen verwirrenden Eindruck. Selbst eine schreckende Dissonanz, vermag er auch nur solche zu dichten; seine Zwecke, wenn er überhaupt solche verfolgt, hebt er immer wieder auf durch Anhäufung des Widersprechendsten. Von Maß ist keine Spur in ihm: von der kindlichsten Einfachheit springt er urplötzlich grundlos ins Raffinement oder ins Ueberschwängliche hinein. Und so bringt er auch Stücke aus den verschiedensten fremden Schriftstellern, deren Gedanken er nach Laune verarbeitet und modificirt. Daraus entstehen Wortspiele, Parentheſen und Paraphrasen, die an pathetischer Sinnlosigkeit und tändelnder Künstelei ganz Werners würdig sind.

Brentano giebt allerdings in Allem die Unmittelbarkeit seiner subjectiven Natur, aber diese Wahrheit ist wüst und wirr. Das Grübeln in einem kranken und hohlen Seelenleben, wie er es mit jener Lust der Selbstvergötterung nicht blos treibt, sondern auch schildert, kann nur Faules erzeugen. Er ist sich selber ein Räthsel und konnte nach seinem Abdruck auch nur Räthsel geben, die höchstens staunen machen oder ängstigen. Als das absolut Zwecklose macht das Meiste, was er schreibt, den Eindruck des Ueberflüssigen. Es geht uns mit seinen

Schriften wie Denen, die mit ihm umgingen, mit seiner Person: wir erwarten immer Aufschlüsse und tiefere Gedanken, und doch tritt nie etwas Anderes hervor als das Irrationale und sich Zerstörende; es ist Alles Koketterie. — Brentano stellt die ohnmächtige Blasirtheit der ausgerissenen Phantasie dar, der keine feste Seelenkraft den Zügel hält; sie hat ihn zu jener pietistischen Frivolität geführt, die mehr von innerer Erlahmung an sich hat als von Glauben oder Fanatismus, und im Grunde treibt der maßlose Phantast mit Leben und Ueberzeugung genau dasselbe ausschweifende Spiel wie der dürre Verstandesmensch Gentz.

Geister wie diese sind durchaus individuell und unverständlich, fragmentarisch angelegt und in sich nur skizzenhaft entwickelt, Brentano ursprünglich vielleicht noch tiefer aber auch zweifellos verworrener angelegt als Arnim.

Diesen geistigen Kreisen gehören zwei Frauen von Namen an, die Gattin Arnims, Bettina ‚das Kind', die noch weit weniger als er den phantastischen Reichthum ihres Inneren mit der wirklichen Welt in ein irgend erträgliches Verhältniß zu setzen verstand. Die Literaturgeschichte hat das Recht, diese Producte der koboldartig mitspielenden persönlichen Willkür trotz ihres Gefühls und Humors und ihrer Schlaglichter so bald als möglich zu vergessen.

Die unglückliche Karoline von Günderode hat ihre Phantasien und Gedichte unter dem Namen ‚Tian' veröffentlicht.

Den Romantikern folgt die Halbromantik in Uhland, nach Gefühl und Phantasie ganz auf ihre Sympathien eingehend, nach Geist und Tendenz total abweichend, dort mittelalterlich, hier taghell neuzeitlich: das ist Uhlands eigenthümliches Doppelwesen.

Schwäbische Naturdichtung und Freiheitslyrik. Alle die Zeittendenzen, welche aus den zurecht gefühlten und gleichzeitig wieder willkürlich gehöhnten und zerschlagenen Kunst- und Religionsschwärmereien zum Theil mit wahrhaft genialer Begabung, zum Theil wenigstens mit begeisterter Gefühlswahrheit wieder ins strömende Leben der Natur und Geschichte überleiten, treten in der Lyrik in zwei Richtungen auf. Die eine, ruhigere repräsentirt die deutsche Gemüthlichkeit und zugleich den deutschen Ernst des Denkens und Fühlens; sie lehnt sich mit Liebe an das Stillleben der Nation, ja ihrer einzelnen

Provinzen; sie geht seiner sinnigen Entwicklung nach bis weit zurück in der Zeit; ihre Formen sind die des Volksſanges und der Ballade. Das ist die schwäbische Schule. Die andere hat das Prädicat der Kraft; sie tritt erst als die morgenroth aufschießende Schlachtenlyrik auf, hellsten Klanges in Körner, dann als der zürnende Sang auf die innere Versumpfung im politischen Leben, diese Richtung mit der genialsten Macht vertreten in Chamisso.

Der größte Repräsentant jener ersten Richtung, die in ihrem nach Innen und Rückwärts gerichteten Geist, in ihrer Sympathie für Burg und Dom der Romantik noch viel näher, in ihrem heiligen Ernst aber weit über ihr stand, der größte dieser Dichter, der nicht minder unter die nationalen Freiheitssänger zählt, ist

Ludwig Uhland.

1814 tritt er mit der Sammlung seiner Gedichte heraus, Weniges folgt; 1806—14 bezeichnet die kurze Zeit seines blühenden Dichterlebens. Politik und gelehrte Forschung (die altdeutsche Dichtung) füllen ebenfalls mit Auszeichnung sein reich und segenvoll wirkendes Leben aus und vollenden den Mann. Vor Allem an der Geschichte großgezogen, für die er stets den klarsten Sinn offen hält, trägt er in der reichen Studie das glückliche Gegengewicht zu den romantischen Hängen seiner Poesie.

Der Dichter Uhland stellt die sichere Ruhe innerhalb der mächtigen Bewegung des Empfindens dar, von der er sich tragen läßt, um ebenso mächtig rückzuwirken. Sein Wesen und seine Größe ruhen in der einheitlichen Ganzheit von an sich verschiedenen Elementen, die er ohne alle künstliche Anstrengung verbindet und beherrscht. In ihm vereint sich eine durchaus innerliche Ruhe der Gefühle, ja der gesammten Lebensanschauung, eine versöhnende Heiterkeit, die über dem Schmerze steht und als künstlerische Befriedigung den Dichter auch ins Leben begleitet, eine immer jugendliche Thatenfrische und Kühnheit, die ihn kräftig ins geschichtliche Treiben eingreifen macht — Alles antike Züge; es vereint sich das in durchaus eigenthümlicher und seltener Weise jenem romantischen Hange, der sich mit liebendem Verständniß in Minnedienst und Ritterthum vertieft, sich träumend an die Vergangenheit hängt, mit festem Tritt aus den geliebten Burgruinen und den eisernen Heldengestalten für seine Romanze die Stoffe herauslangt, ja selbst in der Politik der Gegenwart neben allem freien Sinn eine

conservativ-provincielle Beschränkung vertritt. Das Band aber der heterogenen Elemente bildet der willensfeste Charakter, der Uhland im Leben zu einer plastischen Gestalt macht. Man kann in ihm beide Elemente deutlich scheiden, aber man muß jedem die Berechtigung an der Ausbildung seiner Persönlichkeit lassen und die vollendete individuelle Einheit anerkennen. Nur enthält der Politiker mehr von jenem ruhig thatkräftigen Verständniß, das im Dichter als streng bestimmtes Maß die Anschauung und den Formabschluß beherrscht, während das Romantische als Neigung mehr die Stoffwahl bestimmt und zuweilen eine schwebende Naturträumerei gebiert. Diesem Doppelwesen in seiner innersten Substanz entsprechend theilt er sich übrigens auch in seinen Stoffen und Anschauungen zwischen That und Seelenleben, Natur und Geschichte, Einst und Jetzt, Innerlichem und Aeußerlichem. Ihm wohnt, nur in anderer Schattirung, dieselbe poetische Innigkeit und Klarheit bei, die wir in Goethe bewundern; wie sie sich aber in diesem größten Lyriker, eben weil er das ist, mehr in der wunderbar natürlichen Weichheit des Gefühls und seines Ausdruckes kundgiebt, so nimmt sie in Uhland überwiegend epische Färbung an; daher Kraft und Ruhe, Bestimmtheit und höchste Einfachheit, vollendete warme Harmonie der Naturanschauung und der innersten Herzensschläge. Uhlands lyrisch-epische Sänge sind entweder hingegossene Bilder oder hingewehte Hauche, jene der Plastik, diese der Musik innerst verwandt. Jeder erscheint als das Product eines glücklichen Momentes, und es macht die tiefe und sichere Dichternatur aus, daß diese Momente ihr stehender Charakter geworden sind. — Die mit den Jahren der aufsteigenden geistigen Reaction gegen Frankreichs Uebermacht groß gewachsene Rückschau auf altdeutsche Kraft und Einheit, Geschichte und Sprache, hat auch ihn wesentlich bedingt, was sich äußerlich in der Anwendung veralteter Sprachformen und der Assonanz kundgiebt. Zu der letzteren möchte freilich auch das Bewußtsein geführt haben, daß er des Reimes weniger sicher sei: so reimt er gern nur zwei und vier der vierzeiligen Strophe und leidet an der den Süddeutschen leicht anklebenden Lautvermischung.

Uhlands Gefühl beherrscht zumeist die volksthümliche Einfachheit; es ist so Allen verständlich; es schlägt so vertraut an Ohr und Herz; es liegt gleichsam schlummernd schon in Aller Gemüth, aus dem der Dichter es nur herausgreift, um ihm Worte zu geben; es tritt in seinem schlichten Kleide so zutraulich und einschmeichelnd an uns heran,

daß Uhland in vielen seiner glücklich musikalisch begleiteten Weisen der Liebling des Volkes geworden ist. Dahin gehören seine Bilder aus Leben und Gesellschaft. So das „Lied eines Armen", Ausdruck der kindlichen und beruhigenden Klage, die sich für die Verlassenheit der Armuth an Gottes Allen bereiter Naturschönheit labt; Ergebung und Vertrauen sind gleich herzlich und still. „Des Knaben Berglied" ist einer jener urkräftigen Sänge, deren Uhland so sehr Meister ist, keck und lebensfrisch wie des Alpenstromes Rauschen, frei wie der republikanischen Alpenlüfte Strich; der Brust wird in diesem Bezirke wohl und weit. „Auf der Ueberfahrt", traute Freundeserinnerung, in die der geniale Schlußgedanke tröstlichen Geisterhauch hineinweht. Innige Sinnigkeit, die sonst weniger in Uhlands Grundton liegt, spricht sich aus in „Geistesleben". Ebenso zart ist „Die Kapelle"; mit leisem, leisem Flügel streicht Todesahnung über blühendes Leben; ein inniges memento mori! — Diese stillen, anspruchslosen Töne gehen zu Herzen, man weiß nicht wie.

Die Tonweise bewegt den deutschen Sinn um so vertrauter, als die alte deutsche Treue voll und kräftig aus des Mannes Brust herausquillt. Seine Muse ist in ihrem Urquell ein ächter deutscher Mann, kräftig wie des Landes Eichenstämme, und doch bewahrt sie in ihrem naiven, morgenfrischen Gefühl etwas rein Kindliches, das bewegenden und belebenden Hauch in seine Thatkraft hineingießt. Sein Lied trägt die urdeutsch heimathlichen Züge: die Quellen in den Thalen springen; die Wipfel des Tannenwaldes rauschen alte Sagen und junge Liebe; der Hirsch steht lauschend und sprungbereit am Wildbach; das Schneeglöcklein guckt lustig zu den neubelaubten Eichen auf; Amsel und Zeisig zwitschern den Morgengruß; der Sonnenstrahl bohrt sich durchs Gesträuch auf den grüngelben Teppich nieder. Und wenn die Dämmerung herabsinkt, da steigt ihr entgegen ein tausendstimmiges, chorkräftiges Rauschen auf in den Tannenhäuptern, wie von uralter Kraft und Kampf und Bundeseinheit; der Nachtthau glitzert geisterklar im Sternenschein. Jener tiefe Naturzug, der ohnehin schon in des Volkes eigenstem Wesen liegt, der sich als Waldluft in den schwäbischen Dichtern stark bestimmend ausprägt, hat auch Uhland mächtig begeistert und ihm von den reinsten und bedeutungsvollsten Sängen eingehaucht. Man sehe das prächtige Bild „Harald", gemalt aus strahlendem Heldenthum, zauberischem Mondenschein, minnesüß entrückenden Elfen-

reigen. Aehnlich sind Ton und Duft in „Das Reh", „Der weiße Hirsch", klar wie des Waldwassers Rauschen, frisch wie Jägerruf. — In diese Stimmung fügt sich auch jene weltfrohe Wanderlust, die mit den Frühlingswinden zieht über Berg und Feld, ein Lied von der Liebsten pfeift und eine neue Welt und die alte Liebe ins heimathliche Thal zurückträgt. Diesen Tönen sind die reizenden „Frühlings-" und „Wanderlieder" entsprungen, klar und frisch wie der Bergquell. Das Liedchen des ersten Wanderers in dem durchaus lyrischen „Schildeis" ist ein wunderlieblicher, so zarter und doch so frischer Wald- und Liebeslaut. Anders wieder das unübertreffliche „Schäfers Sonntagslied", die voll und rein vom Herzen aufgenommene Feier der Natur, Sonntagshimmel innen und außen, gleich feierlich wie natürlich, gleich sinnreich wie wunderbar reizend. Desselben Geistes ist „Ein Abend", lieblich seliger Laut aus höheren Welten, lang nachhallend, Sonntagsglockenklang über Gräbern. So ziehen Waldesrauschen und Vogelschlag, Hörnerklang und Trinkgesang, Quellensäuseln und Sturmesbrausen, Liebesklage und Sterbegeläut, alte graue Kunde und neuer kecker Geist in gleicher Reinheit über Uhlands Leyer und verweben sich in seiner Brust zu einer individuell erfüllten hohen Dichtergestalt.

Es liegt in seiner friedumspielten Weise, in der Abenddämmerung nicht die Schatten der einbrechenden Nacht, sondern den letzten verglimmenden Sonnenstrahl zu schauen: so gehen seine Lieder meist getröstet aus. Der Frühlingshauch, in dessen Säuseln sich seine Brust so gerne hebt, streicht ihm mit Lerchenliedern und Rosendüften wie mit neuen, frischen Gedanken beladen durch den blüthenverjüngten Eichenwald, und von dessen Rauschen klingt sein Lied wider; auch das Sinnige trägt ein Kraftmoment der Jünglingsreise in sich.

Die „Balladen und Romanzen" zeigen zwei unterschiedene Gestaltungen: Die einen sind durchaus lyrische Laute in ganz durchsichtiger epischer Hülle und mit fast verschwindender Action; die anderen, rein episch (Epen im Kleinen), voll der springendsten Handlung, die allein ihnen Leben giebt und sich raschen und kecken Muthes vollzieht: es sind brausende Schlachtlieder, ein wildes, wälderrauschendes Leben, dem rasch und kühn bezeichnend Vers um Vers nachfolgt. Die markigen Heldengestalten stellen mit festem Tritte dar: „Roland Schildträger", „Taillefer", „König Karls Meerfahrt" (leicht, mit feiner Charakteristik), großartiger die von Schild- und Schwerterklang wider-

hallenden Kampfgesänge „Graf Eberhard der Rauschebart"; eine felsige Prachtgestalt, selber den Feind adelnd, tritt der ritterliche Sänger einher in „Bertram de Born". — Das Charakteristische in beiden Weisen ist überraschende Natürlichkeit und Einfachheit. Die Fassung des herausgegriffenen äußeren oder inneren Lebensmomentes ist so, wie sie sich von selber dem klaren Geistesaug' als Ganzes darstellt. Der Dichter überschaut und ergreift mit der klarsten künstlerischen Ruhe das Gefühl in der Handlung, die Handlung in ihrem centralen Getriebe und stellt sie mit derselben Durchsichtigkeit aus sich heraus. Der Ausdruck ist der knappste, sicher wie der Gedanke, den er eng und treu umschließt: sein Wesen, in den kurzen, doch keineswegs abgerissenen Hauptsätzen ausgesprochen, ist die besonnene, anschauungsfrische Kraft. Wenn darin etwas Antikes liegt, so giebt sich dafür das moderne Element kund als rückhaltlose Hingabe an das Geisterhafte, Vorahnende, Ausdeutende und Sinnende, das in dem Volksglauben liegt; als liebendes Erfassen des entschwundenen Ritterthümlichen und Minnegeweiheten in That und Gedanken. Dieser heimische Rückblick auf die rosig im Abendsonnenschein glühenden Ruinen, in denen die Geister der Vergangenheit umgehen; dieses fragend-deutende Hinausschauen nach dem Räthsel des lauten und leisen Schaffens der Naturkräfte breiten über die in ihren Grundzügen oft taghellen Bilder das träumerische, sinntiefe, duftende Klingen, das so sacht und süß das Herz beschleicht.

Uhland denkt mit dem sinnenden Greise, fühlt mit dem spielenden Kinde, nur tiefer und klarer als sie; er hat das Herz der aufgeschlossenen Jungfrau wie das Fühlen und Wollen des stürmenden Mannes in seiner Gewalt; er bewegt sie Alle mit den laut gewordenen Tönen, die ihnen in der Stille des Gemüthes schliefen und darin wie das Echo widerhallen. So kann er neben dem Waldesrauschen auch jenes weich murmelnde Rieseln der Quellen und das Lispeln der Föhren wiedergeben, das bis zum Träumen die Seele beschleicht. Er kann die stillsten Regungen belauschen; er kann so zart und sinnig werden, daß die Töne wie das Verklingen einer Harfe in den Winden auszuhallen scheinen („Die Nonne", „Der Kranz", „Der Schäfer", „Die Vätergruft", „Das Schloß am Meere"). Und in allen den feinen Liedern sind es dieselben Grundgefühle, die auch der alten Sage unterliegen und wie süße Klage immerfort ans Menschenherz greifen: Lieben und Vergehen; doch stets in neuen Formen und Weisen, denen nur

die Reinheit und Frische immer gemein ist, sind es jedesmal neue einschmeichelnde Klänge derselben Saite. So spielt sie auch alle Töne durch: von dem still traumartigen Vergehen bis zum gewaltsamen Tod in Schwert und Kampf („Das traurige Turnier") und den Schauern der verderbenden Geistergewalt. So „Der schwarze Ritter", ein vollendetes Bild in reizendem Grauen, ganz und drastisch in seinen Zügen, mit voller Einheit in der Färbung, die verkörperte Unwiderstehlichkeit des allgewaltigen Todes in seinem finsteren, eigenwilligen Walten. Derselbe Geist beherrscht das erschütternd bedeutsame „Das Glück von Edenhall", von der reichsten Handlung, mit furchtbar beschwingtem, wie von Rachegeistern geschürtem Zerstörungswerk. Den Charakter des Erhabenen trägt „Des Sängers Fluch", ein wahrhaft großartiges episch-lyrisches Gedicht. Es entfaltet eine bei Uhland nicht gewöhnliche Gewalt im Ausdrucke des rächend fluchbestimmten Verhängnisses, dem die süßen Züge des Liebreizenden zur Folie dienen; Zeichnung und Färbung sind gleich vollendet, die Gestalten dramatisch lebenvoll. Die Gewalt, die hier rächende Schauer annimmt, erscheint als Trauer in der prachtvollen Todtenfeier, den drei Sonetten auf Karl Gangloffs Tod; gefühlt, begeistert von dem sinnschweren, gestaltenschaffenden, reizenden und zugleich kraftvollen Hauche des Künstlergenius. Ein Zug am Ende des zweiten Sonettes erinnert durch seine innige Sinnigkeit an Lenau.

Allgemein ist der Tummelplatz seiner Romanze die alte kampfumrauschte, harfenumklungene Welt des Schlachtenlärms und der Frauenminne mit dem süßen Marienbild in der Höhe. Dieser Macht hat er in dem launigen, von sinnig bedeutsamen Zügen durchflochtenen „Märchen" einen sangbegeisterten Epilog geschrieben. Uhland fühlt sich so ganz in den Geist der alten wundersamen Sage hinein und beherrscht ihn wiederum so klar wie Wenige. Selbst die Kürze und der freie rhythmische Gang seiner Gesänge sind durchaus volksthümlich. Auch jene dem Volkston eigene Wendung des Satzes, die oft in widerlicher Geziertheit den geistlosen Nachahmer bezeichnet, fließt ihm so natürlich, so von selbst über die Lippe, daß sie sein Eigenthum wird. Uhland verschwendet keine einzige gesuchte Bezeichnung an die Ausstattung; das würde die Einheit seiner Ausdrucksweise nur stören. Die Attribute, ohnehin selten, sind die treuesten und bezeichnendsten, die Volksmund den Objecten giebt. Es ist: der grüne Wald, die wunderschöne Frau, der treue Buhle, die bleiche Jungfrau,

das wilde Meer, die spiegelklare Fluth, die alte Hofburg, die hohe Halle, der junge Recke ꝛc. So hat es nichts Befremdendes, wenn sein Lied Volkslied, seine Romanze Volkssang geworden ist, mit allem Rechte der alten treuen Sagendichtung. Sie rauschen in Freud und Leid, im Hochzeitreigen wie in der Todtenkammer, laut und leise („Der Wirthin Töchterlein", „Der gute Kamerad"). — Von Uhlands Composition giebt es Weniges zu sagen; auch hier dieselbe naturbestimmte Einfachheit: der Dichter läßt sich ohne alles Arrangement von der Handlung führen, der er mit kräftiger Frische Schritt um Schritt folgt. Bisweilen schickt er der Action eine kurze, subjectiv und lyrisch gehaltene Ergießung einleitend voraus.

Als Panier seiner vaterländischen Dichtung setzt Uhland mit Fug das Recht und die Freiheit. Da ists die vollkommen zweckbewußte, gleich ruhige wie kampfesfreudige, überschauende, charaktervolle Männlichkeit des württembergischen Kammerdeputirten, welche die Feder führt; aber mit ihr auch in Denk- und Ausdrucksweise die praktische Nüchternheit des Politikers. So lange hier die Frage eine Vertrags- und Rechtssache zwischen Fürst und Volk bleibt, so lange vermag die Poesie kaum die ihr nothwendige Erhebung aus ihr zu ziehen. Uhland kämpft etwas befangen um „das alte, gute Recht"; er ruft den Fürsten jene Verheißungen ins Gedächtniß, die sie in der Noth der Zeit gaben und nachher so leicht vergaßen; er will als erste Basis einer besseren Zeit landständische Verfassungen und feiert (Prolog zu „Ernst von Schwaben", 1819) die württembergische mit ernsten und freudigen Hoffnungen; er ist zu besonnen, um weiter zu gehen, als der Moment reicht; zu stark und muthig, um nicht das schläfrige: Gott geb's! einer langmüthigen Feigheit zu verlachen. Historisch bewußt stellt er als die Grundzüge des deutschen Wesens neben einander die Treue gegen die Fürstenhäuser und den freien Rechtssinn. Das Herz schlägt ihm warm für sein altes gesegnetes, biederes Württemberg. Aus ächt poetischen Zügen ist in dieser Reihe wohl nur das „Gebet eines Württembergers" aufgebaut. Etliche seiner Lieder stimmen auch in den Kriegsgesang jener Zeiten, da die Napoleonische Herrschaft ihrem Ende zuging, nun als Ausruf, nun als Siegeston; doch mischt sich in diese schon das Bedenken, ob denn die Frucht die Mühen lohnen werde, und die Klage auf den inneren Zank, der dem Schlachtgebrause folgt. Zur Würdigung seiner klar und durchdringend überschauenden Stellung

zum Treiben der hohen Politik in Deutschland steht schon von 1816 das Liedchen „An die Bundschmecker", Ausdruck einer sinnreichen, innerlichst wurzelnden Ironie auf jenes Geheimbundwittern der despotischen Spürhunde, die in diesem und einer Reihe von Jahren so bitteres Unheil über das netzumsponnene Deutschland brachten. Der Schlußzug mit dem indirecten Hohn und der feinen Ausdrucksweise ist genial heiter. Die bis auf den innersten Kern deutsche Gesinnung tritt auch in „Konradin" heraus; sie ist hier die warnende Stimme des alten Truchseß, der die Geschichte streng und ernst faßt und jene dem Mutterlande verderblichen Träume der Hohenstaufen nach Weltherrschaft vorahnend und rückschauend verurtheilt. Die beste Folie für seine politischen Lieder ist des Dichters öffentliches Leben. Einheit, Kraft, Unabhängigkeit, freier Sinn und deutsche Treue, darauf schwört Uhland.

Schwächer ist Uhland als Dramatiker. Das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben" (1817) hat wieder den Vorwurf deutscher Heldentreue. Ueberwiegend epische Färbung und Zurücktreten des dramatischen Gestaltens; das Fortschreiten ohne Wechsel wird nur durch eine fortlaufende Scenenreihe des Leides getragen, was den Eindruck schwächt. Einfachheit, gleichförmige Haltung des Tons, Constanz in der Charakteristik. Aehnlichen Charakters ist das Drama „Ludwig der Baier".

Uhland entfaltet noch zwei höchst gewichtige Seiten seines Wirkens. Er ist ein bedeutender Gelehrter auf dem Gebiete der älteren Sprach- und Literaturforschung, und seine Thätigkeit richtet sich auf die mittelalterlichen Sprachschätze, schon seit seiner literarischen Reise nach Paris (nach 1810), wo er vorzüglich die Manuscripte des Mittelalters auf der kaiserlichen Bibliothek studirte. Zeugen sind: die treffliche Schrift „Ueber Walther von der Vogelweide" 1822 und die andere „Ueber den Mythus der nordischen Sagenlehre vom Thor" 1836, das Werk sorgfältigster Quellenforschung. Die Rücksichtnahme auf Uhlands wissenschaftliche Studien ist größer geworden, seit jüngsthin eine Gesammtausgabe diese Arbeiten vollständig hervorgezogen hat. Trotzdem bleibt es auch heute noch richtig, daß dieser Geist auch ohne besonderes Eingehen auf diese Partie seines Wirkens vollständig verstanden und sicher beurtheilt werden kann. Uebrigens ist die Liebe zum deutschen Alterthum in ihm ebenso früh erwacht wie der poetische Springquell, und beide haben sich an einander gestärkt und genährt;

er will jenes im Dichten lebendig fortwirken machen. Seine für Württemberg recht bedeutende ständische Thätigkeit füllt namentlich seine späteren Jahre aus.

Naturdichtung. Der Uhlandschen folgt eine dritte Tonweise, nächstverwandt mit seinen innig-sinnigen Naturklängen, aber keine Spur romantischen Wesens und Träumens mehr aufnehmend, sondern keck und jugendfrisch aus dem nächsten Leben schöpfend.

Johann Peter Hebel.

Die Naturdichtung ist die gemüthliche Kehrseite einer klarer in Leben und Natur schauenden Richtung, die gleicherweise wie die Freiheitslyrik und vor dieser von dem philosophisch-classischen Idealismus und ebenso von der schwärmenden Gefühlsromantik sich abzog; der Richtung, die sich veredelnd und hebend an die Realität machte, ins Wesen des deutschen Volkes und Lebens eindrang, in Geschichte und Sprache mit Liebe an die vaterländische Vorzeit knüpfte. Es ist die gemüthliche Kehrseite dieser Denkbestimmtheit, daß zum Theil noch in den Jahren der nationalen Selbstständigkeit sich eine stille und lebensfrohe Lyrik herausarbeitete, langsamer und in sich gekehrter als die vom Enthusiasmus des Augenblickes mächtig getragene Kampfespoesie ein Jahrzehnt darauf, aber ebenso tief eindringend und fast bleibender. Nicht nur das Ganze des deutschen Volkes in seiner Reaction gegen wälsches Wesen, auch die einzelnen Glieder in ihrer stillen inneren Entfaltung und in ihrem vom Ganzen wohl gehaltenen, nicht aber zerdrückten Einzelleben suchten sich in der Literatur mit hohem Geschicke zu vertreten. So wird diese Poesie mundartische. Wenn jenes kriegerische und religiöse Lied aus dem friedlichen Drange des Augenblickes herausſprang: so knüpft die idyllenartige Dichtung an die gemüthlich ruhig sich entfaltende Seite des Volkslebens. Wenn jenes einen hohen Schwung zum Allgemeinen nimmt, so berührt diese das feine Detail friedlich beschränkter Züge, die sich aber durch sinnige und in der Natur ihrer Dichter angelegte Kunst zu allgemeiner und idealer Geltung emporheben. Es ist das wieder eine besondere Seite der süddeutschen Gemüthlichkeit. Volks- und Naturleben sind gleich sehr ihr mit reiner Hingabe umfaßtes Feld. Der größte dieser Dichter ist Hebel in seinen

„Allemannischen Gedichten“ (erste Auflage, 32 Nummern, 1803). Das badische Oberland ist seine und seiner Lieder Heimath geworden. Seine Bildung (Theologie) ist mehr weit als tief, der ganze Geist urwüchsig. Der „Rheinländische Hausfreund“, sein ausgezeichneter Volkskalender, hat außerordentlichen Erfolg. Er bearbeitet auch die biblischen Geschichten und Anderes. Eine heitere, wohlmeinende, witzig-gesellige Natur, ein trefflicher Lehrer, ein Dichter aus der Natur und dem Volkscharakter seines geliebten und immer wieder besuchten Heimathlandes heraus, berührt Hebel rein und freundlich; der Segen Vieler hängt an seinem unvergeßlichen Namen.

Diesem Dichter sind das poetische Genrebild und das Idyll durch Natur und Leben zugewiesen; das Beispiel von Voß wirkt bestimmend auf ihn. Seine großen Mittel sind Personification und Allegorie; seine großen Grundzüge: frische, ganz in der Natur des Landes und Volkes stehende Eigenthümlichkeit, Nichts von der süßlich schmachtenden und tändelnden Naturmalerei der Schäferidylle; tiefklares Gemüth und kindlich frommer Sinn. Er versteht ebenso gut seine belehrenden Gedanken zu verkörpern als seine Naturkörper zu vergeistigen. Alles wird ihm Landschaftsbild mit der lachenden Natur und den frohen, ehrenhaften Landleuten. Die bestimmende Größe seines Dichtens liegt in einem personificirenden Beleben; der Haupttou aber seines Gemüthes ist kindliche Volksthümlichkeit; beide ergreifen unwiderstehlich. Hebel ist unendlich vertraut, bis in die feinsten Züge hinein, mit dem Thun und Sein der Naturwesen und des Volksthums. Er hat den offensten Blick für das Stillleben der Natur, dessen Treiben er in jedem kleinen Zuge liebend erfaßt und mit naiver Keckheit vermenschlicht. Jede Erscheinung gewinnt in seinem glücklich dichterischen Gemüthe Leben: Er spricht mit Fluß und Wiese als mit trauten Freunden, er warnt, er kleidet sie wie Kinder. Er geht darin unbegrenzt weit: Nicht nur, daß er sich durch feine symbolische Zeichen im Leben von Wald und Blume, von Wasser und Stern zu den freiesten Bildungen einer Phantasie hinreißen läßt, die mit allem Formen- und Farbenreichthum des Familienlebens in Volk und Stand, Mensch und Thier, Feld und Stern liebend vertraut und blühend ausgestattet ist; nicht nur das, er geht bis zum freiesten Spiele der Personification, das kaum mehr innere Beziehungen durchscheinen läßt (siehe die Reihe der Anschauungen, da er seine geliebte „Wiese“ in ein lutherisch Mädchen

kleidet). Das bewegt eigen, und es hängt daran, daß er auch immer das Belebende und Schaffende in den Naturwesen bis in seine kleinsten Wirkungen hinein zu verfolgen und in der vollen, frischen That seinen Sinnes hinzustellen weiß. Das Werthvollste, von unübertrefflichem Reize der Schönheit und Wahrheit zugleich, sind die mit unermüdlichem Herzen abgelauschten individuellen Züge, in denen er das Weben einer jeden Naturform begleitet und so ganz auf seinen Grund geht, als säh' er ins Herz eines alten lieben Bekannten hinein. Hebel ist hierin vergeistend und veranschaulichend zugleich, jenes in der Auffassung, dieses in der Darstellung. Er versteht es, die wahrsten und vertrautesten Naturzüge so friedlich einträchtig um sich her zu sammeln, daß uns wohl wird; wir fühlen uns gehoben, geweitet, selber zu frischem Leben angeregt, indem all das frohe und von Kindheit an bekannte Schaffen von Bach und Blume, Vogel und Stern an unser Herz greift wie ein langeher begriffenes häusliches Walten. Und ähnlich geschieht ihm im Menschenleben: er kennt das Volk durch und durch, er liebt es, er versteht sein Thun und Trachten, sein Lieben und seine Schwäche. Und wo er sich hinsetzt und mit aller gemüthlichen Ruhe die Figur des badischen Bauern am Tisch und im Felde, des Bergmannes im Waldgebirge, des Pfarrers im Dorfpfarrhäuschen u. a. in unauslöschlichen Strichen zeichnet, da entstehen jene mit dem ächtesten Naturreize bekleideten Gestalten, die wie freundliche, treue, ausdrucksvolle Miniaturbilder ansprechen. Wir sehen sie lachen, reden, sich bewegen, rauchen, mähen, und jeder Zug mahnt leibhaftig: Das sind sie. Seine getreue Kenntniß von Thun und Denken des Mannes aus dem Volke ist erstaunlich; es sind ganze und runde Gestalten ohne nur Einen schiefen Strich. Wir fühlen uns unter ihnen sogleich daheim. Es ist eine entzückende Naivität in gewissen harmonischen Personenbildern, die so ganz Eins in ihrem Sinn und Herzen sind und klar in ihr glückliches Innere schauen lassen. So die personificirte, ebenso besonnene als ungetrübte Mutterliebe mit ihren selber kindlichen, betrachtenden und betenden Gefühlen in „Die Mutter am Christabend". Hebel kann auch hier lehrend und wegweisend die Tonleiter der trautesten Gefühle durchgehen bis zum Rühren („Eine Frage"). So seine Charakterbilder von Zeiten und Personen, in deren leibhaftiges Wesen er hineinversetzt. Das geht parallel der eingeborenen Gabe, die ihn in der Natur die Tages- und Jahreszeiten mit all

ihren feinen Zügen erfassen macht. Und er würzt diese Bilder in der Weise der Volkserzählung, die so ganz von selber einen anmuthigen Spruch, einen einfachen Vers, eine neue Scene dazwischenflicht. Was beim Kunstdichter Fehler, das wird beim Naturdichter lieblich reizender Wechsel und freundliche Gesprächsweise. Die ungetrübte Treue macht immer den Reiz aus. So in der lachenden Lust des Leichtsinns („Der Schreinergesell"), so bis zur Rührung im herzinnigen Walten der Liebe („Hans und Verena"), so in der väterlich frommen Mahnung („Wächterruf"), so auch in der trefflichen Parallelisirung des Menschenschicksals mit dem der Naturwesen („Das Habermuß"). Der Ton, der mit allen Nüancen seiner Stoffe geht, ist ein immer geniales Plaudern, das auch den Stern versteht und liebt und duzt und warnt und herunterlangt. Stoff und Tonart, so sehr sie wechseln, sind immer volksgerecht, und dabei trägt der Dichter so viel rein Menschliches und in anspruchsloser Natureinfalt Gedanken von ewig bleibendem Werth in seine trauten Gespräche und mahnenden Lebensbilder hinein, als man seiner Muse, dem losen schmucken Blumenmädchen, nicht ansieht. So wird er bedeutend durch ein allgemein humanes Universalisiren; er wandelt das specielle Bild zum sprechenden Typus um. Und dabei giebt ihm sein Gemüth eine so unendlich einfache Weise ein, mit seinen helläugigen Gestalten im Leser das Gefühl des Zutraulichen und Behaglichen zu erwecken, daß ihm wohl wird. Da stehn alle die alten, kleinen, lieben Jugend- und Freundeserinnerungen und wirken so herzlich; damit bannt er gleich durch die ersten Striche in seinen Kreis und reißt mit Natureinfalt die Einbildungskraft fort. Ein solcher Geist mußte dem Volksmeinen bis in den Geister- und Gespensterglauben hinein folgen, auch da mit Glück. Sein Gefühl geht alle Stufen durch; er begleitet mit ebenso großer Liebe die heiteren Familienbilder wie die düsteren Wege des Leidens und des Verbrechens. Und hier kann er eindringlich und bewegt werden, mit einer von selbst erwarmenden Natur wie Wenige. Selten möchten warnendere Exempel des untergehenden Verbrechens sein als „Der Karfunkel". Jeder Zug ist naturtreu, die Lehre von selber und ohne alle lehrhafte Form klar und ansprechend, die Einkleidung rührend naiv und traulich. Hebel ist voll goldener Sprüche und Regeln fürs Volk, und für den, der den Dichter sucht, ist ihre Einkleidung von kostbarstem Werthe. Er hat so eine von selber sich machende Weise, seine allgemein verständ-

liche Lehre unvermerkt anzuhängen und aus den Scenen herausſpringen zu laſſen, daß ſie ſich giebt, ohne daß mans weiß; ſie iſt da, ſie ſitzt feſt in Kopf und Herzen, weil ſie ſich eben mit dem freundlichen oder ſchauerlichen Bild innigſt verwoben hat. — Sein Wahlſpruch iſt: E frohe Ma, e brave Ma!", ſeine Moral die reinſt menſchliche ohne allen Beiſchmack des Beſonderen oder Theologiſchen; ſie ruht auf dem ewig Bleibenden und zieht auch nur dieſes und mehr nicht aus dem Chriſtenthum. Arbeit und Freude, ein ruhiges Gewiſſen und wohlwollendes Herz: das iſt die Moral des ehrlichen Mannes und des guten Gottes, und das iſt ſie auch, die fürs Volk und ſein Leben paßt. Es liegt ein unendlich erziehender Einfluß in dieſen einfachen, freien, freudig hingegebenen Sätzen; in dem Geiſt und Ton will das Volk belehrt ſein. — Im Leben der Natur zieht Hebel immer die ſo eigentlich ans Menſchenherz greifenden Zeiten und Elemente hervor. So beſchäftigt ihn das Walten der Nacht und des anbrechenden neuen Jahres wiederholt und giebt ihm von den ſüßeſten und hinreißendſten Melodien ein, die ſeinem Geiſte geſtatten, ſich ſo ganz harmoniſch zu verbreiten (ſo die wunderbar anziehenden „Der Wächter um Mitternacht" und „Des neuen Jahres Morgengruß"; jenes eine in ihrer Herrlichkeit eigentlich tiefſinnige Anſchauung und unübertreffliche Darſtellung des Geiſtes der Mitternacht, von beweglichſtem Reiz und geiſtigſter Faſſung, in den wunderlieblichen Formen der Veranſchaulichung). Der heimelig fromme Sinn übt einen eigenen Zauber, darum iſt auch der Sonntagsmorgen ſein Liebling. —

Anhänglichkeit ans Fürſtenhaus, die Redlichkeit des einfachen und auf ſich ſtehenden Bauern, Liebe zu Scholle und Familie, die Moral des froh frommen Gewiſſens, ein mit evangeliſcher Volksthümlichkeit belehrender Geiſt, der immer ſeine ſchönen Formen der Anſchauung findet: das ſind die Mittelpunkte ſeines Denk- und Dichterlebens. Alles wird ihm zur heimeligen Bauernfamilie, die ganze Natur wird, wie Goethe ſagt, „verbauert", aber in wahrhaft genialer Weiſe, und die Landſchaft, in der alle ſeine Liebe weilt, liefert ihm hiezu gerad' in ihrer heimeligen Beſchränktheit alle treulichen Züge; immer tritt ihm das Verhältniß der Glieder einer ſich liebenden Familie entgegen, im Felde wie am Himmel. In dem lieblichen „Der Abendſtern" ſind Sonne und Stern die Mutter und das Kind mit allen traulichen Attributen des mütterlich-kindlichen Fühlens und Lebens.

Mit weit weniger Freiheit und Behagen bewegt sich Hebel in den hochdeutschen Gedichten; er scheint sich geschnürter, sein Humor sich in der vornehmeren Form gebundener zu fühlen. Als hochdeutscher Dichter macht er sich ebenso wenig gut als seine unübersetzbaren „Allemannischen Gedichte" in den mehrfachen Uebertragungen, die den meisten Reiz verwischen. — Seine Räthsel sind zum größten Theile witzig und sinnreich. — Mit einem durchaus natürlichen Geschick erzeugt er in seiner ächt populären Prosa des rheinländischen Hausfreundes durch das immer paralleliſirende Individualiſiren bis ins Einzelste (ganz gemäß seiner Poesie) die glücklichste Wirkung des Humoristischen und selber der Komik.

Hebel versteht gleich Uhland der Natur die Empfindungen des menschlichen Herzens einzuhauchen und so die scheinbar todte zu beleben, und in dieser Weise, die allein ächte Naturpoesie zeugt, weckt er in uns das innig liebende Bewußtsein der inneren Einheit von Natur und Geist. Der Unterschied der beiden großen Dichter besteht hiebei wohl blos darin, daß Hebel mehr direct plastisch personificirt. — Die Naturpoesie thut so für Anschauung und Gefühl dasselbe, was die Identitätsphilosophie für den Begriff.

Was Hebel als Genrebildner der Natur, das ist Usteri als solcher der Gesellschaft.

Johann Martin Usteri
(1763 — 1827),

der Zürcher, reiht sich in der That ganz verwandt an Hebel. Gemüth, Dichten und Wirken stimmen in beiden auffallend. 1831 erst erscheint eine vollständige Ausgabe seiner Dichtungen, doch sind weitaus die meisten aus der ersten Periode des Jahrhunderts. Usteri ist eine von den seltenen glücklichen Naturen, die ganz und voll, ausgestattet mit harmonischer Ruhe und dem Frieden einer vollkommenen Geisteseinheit, das Aug' erfreuen, das Herz weiten. Ein gesunder Mann, vereint er mit tiefem Gefühl die klarste Ruhe der Beobachtung; mit lebhafter Empfindung den freiesten spielenden Humor, der sich als gutmüthige aber unzerstörbare Schalkhaftigkeit giebt; mit aufrichtig thätiger Frömmigkeit den freien Sinn und die Klarheit eines geläuterten Blickes. Der ausschließliche Gegenstand seiner Dichtung ist, verschieden von Hebel, das Leben in Gesellschaft und Familie, das Treiben seiner nächsten Kreise, so wie es seinem beob-

achtenden Geiſt als natürliches Bereich der Anſchauung ſich darbot. Es iſt der freie Mittelſtand, das behäbige Bürgerthum einer kleinen Republik, mit ihrem Gegenſatze von Stadt und Land, Bürger und Bauer, in deſſen Kreiſen Uſteri durchaus und abgezogen verweilt. Und unzweifelhaft hat er dieſe Kreiſe, aus denen die ſogenannte hohe Poeſie nicht zu ſchöpfen verſteht, mit der liebenswürdigen Feinheit und der gemüthlichen Kraft eines ſeltenen Talentes in die reinen Höhen der Dichtung emporgetragen. Uſteri hat ein von Hebel, ſo nahe ſie ſich zu berühren ſcheinen, total verſchiedenes Talent: es findet ſich bei ihm Nichts von der unerſchöpflichen Perſonificationsgabe, die dieſen auszeichnet; aber er erſetzt ihre belebende Kraft durch eine Zeichnungsfähigkeit, die ſich zur höchſten Vollendung ausgebildet hat. Alle dieſe Genrebilder aus dem geſellſchaftlichen Leben, in denen er ſich ebenſo vertraut bewegt wie Hebel in der Natur, ſind in der That nichts Anderes als feine Zeichnungen in Chodowiecki's Art; ſie feſſeln und überraſchen durch die zutreffendſte Treue, die ſorgfältig bis ins kleinſte Detail verfolgte Feinheit, die gemüthreiche Combination, die ergreifende Durchdringung, die Klarheit und Schärfe und dennoch die tiefe Innerlichkeit der Striche. Perſonen und Situationen löſen ſich auf dem klaren Grunde geſtaltenſcharf ab, ſo wie der Zeichner ſie ſchaute, deſſen Talent Uſteri in den Bildern, die ſeine eigne Hand mehr oder weniger vollſtändig zu ſeinen Idyllen entwarf, glänzend bekundete. Drei Hauptzüge ſind es, die dieſem Dichter auf ſeinem Felde bleibend eine der erſten Stellen vindiciren: Einmal das liebende Verſtändniß, womit er das Leben des Volkes in ſeinem eigentlichſten Walten durchdringt, ſein Sinnen und Fühlen aufdeckt, in Licht und Schatten ſeines Geiſtes eindringt. Dann iſt es die eigene Klarheit, die ruhige Harmonie des in ſich vollendeten Geiſtes, die gleich einem reinen Morgenhimmel über dieſen Gedichten liegt. Endlich, und darin gerade ſind Höhe und Bedeutung begründet, iſt es tiefe pſychologiſche Durchdringung, wie ſie in dem Dichter ſelber die heimiſch-trauten Gründe einer reichen, inniglichen Gemüthswelt erſchließt, das Bangen und Zagen, das Jubeln und Trauern, das Beben und Jauchzen, das ängſtliche und freudige Klopfen des Herzens; Liebe und Haß, freudiges Hoffen und ängſtiges Verzweifeln, reuiges Regen des Gewiſſens und himmliſche Heiterkeit des guten Herzens: das ſind die reicheren, gehaltvolleren und bis auf den geheimſten Grund verfolgten Lebens-

elemente, denen das bunte Treiben der Außenwelt in ihrer Luſt und Trauer, ihrer zerſetzten Noth und dem behäbigen Wohlleben, der Verläumdung, der Proceßſucht und dem Parteitreiben, und dagegen dem reinen, rettenden Wohlthun, denen all dies kleine und doch für das Individuum ſo entſcheidende Getriebe der bürgerlichen Welt nur als umfaſſender Rahmen dient. Und beide Seiten ſind gleich wahr und rein erfaßt. Es muß in einer Zeit, wo mehr und mehr alle Natur aus dem Leben und den Gemüthern ſchwindet, wo die unbewußte Lüge auch die geiſtvollſten Schriftſteller ergreift, es muß in einer ſolchen Zeit der Kritik erlaubt ſein, dieſer bezaubernden Natürlichkeit, dieſer unabgeirrten Wahrheit, dieſer naiv hingegebenen Herzenstreue eine hohe Stelle anzuweiſen. Es iſt der Geiſt einer alten guten Zeit der Natur und Wahrheit, wie ſie mehr und mehr aus dem Leben ſchwindet, der noch herzinnig durch dieſe Gefilde wandelt. Kein falſcher Ton, keine unrichtige Weiſe, keine gezierte Färbung, kein die lautere Phyſiognomie entſtellender Zug. Auch wer die Localbeziehungen nicht verſteht, den treffen dieſe Bilder mit dem Eindrucke der in eine bedeutende Natur aufgenommenen Wahrheit des Lebens; ſie ſind Typen. — Uſteri durchgeht die Stadien vom kindlichen Spiel bis zum verzweifelnden Ernſte des Lebens, er ſteigt in ſeinen Stoffen bis zur Tragik auf. Wenn er dort mit einem ſpielenden Humor verfährt, wenn er launig alle Ecken und Beſchränktheiten und oft auch mit komiſch grober Ungebundenheit die Rohheiten des Fraubaſenthums und Philiſterlebens malt und in der Gerechtigkeit der Handlung ſtraft; wenn er dort mit der ſchalkhaften Heiterkeit eines überlegenen Beobachters erfreut und die Scenen überwiegend komiſch geſtaltet (ſo die Idylle „De Herr Heiri"): ſo folgt er hier mit der Ergriffenheit eines reichen Gemüthes den Gängen des Verhängniſſes in ihrer Wirkung aufs Menſchenherz, und da entwickelt er ſeine höchſte Dichterkraft (das iſt vor Allem der Charakter des Idylls „De Vikari"). Uſteri hat von jenen Gemüthsſituationen, die mit einer das Herz beſchleichenden Rührung oder auch wohl mit dem reinen Pathos des Tragiſchen ergreifen, man möchte ſagen, ohne daß er will; es bewegt ihn ſelbſt, es ſtrömt durch ſein erſchüttert Gefühl und reißt auch ſeine Phantaſie fort, und ſo durchwandelt er mit ſeltener Treue die Labyrinthe des Herzens. Wenn es im Weſen der Idylle liegt, durch die Klarheit und Wahrheit der kleinen Züge zu bewegen, ſo ſtehen die zwei Idyllen

Usteris in den ersten Reihen. Die Handlung der ins höhere Genre eingreifenden zweiten ist wahrhaft reich und wechselvoll, doch der Faden mit aller Ruhe unwandelbar festgehalten. Wie aber das Leben den Sarg neben die Wiege stellt, das Lachen des Festgelages in das Schluchzen des Elendes hinein schallen läßt, so laufen in Usteris Dichtungen die beiden Grundstimmungen in natürlichster Entfaltung neben einander. In den Scenen von Scheiden und Tod, in den Wallungen der verzweifelnd bangen Liebe ist Usteri wahrhaft groß; er reißt hin, er interessirt das Herz, er ruft all den reinen und hohen Gefühlen, die das schwere Leiden weckt. Seine Bilder aus dem Landleben: ländliche Natur, häusliches Glück, Bund der kindlich treu vereinten Herzen, Frieden und freier Sinn, Anhänglichkeit und freundnachbarliche Treue, haben innigen Reiz; da waltet ein alter guter Geist. So sind denn auch mehrere seiner Charaktere, die er alle mit klarster Schärfe und Ganzheit zeichnet, trotz ihrer Schwächen reine und liebenswürdige Gestalten. — Von seinen Liedern ergreifen mit tragischer Wirkung: „'s arm Elseli uf der Yfefluh", in dessen klagendem Refrain schon das drückende Bangen sich malt; „De Pfarrer und 's Vreneli". Beide gehören einer Tonweise an, die in der neuesten Dichtung sehr selten geworden und eine bestimmte frühere Periode des Idyllisch-Sentimentalen vertritt; sie klingen aber so tief und rein an die ewigen Gefühle, daß die innige Klage gleich Abendglockenklang lange nachzittert. Eng reiht sich ihnen an die längste der Balladen „Graf Walraff von Thierstein", von eindringlicher Natur- und Personencharakteristik, das Herz in Schicksalsstimmen erschütternd. Liebenswürdiger Humor zeichnet das unter die vermischten Gedichte aufgenommene „Der Frühlingsbote", ein förmliches Genrebild, das um die Mittelfigur des Storches her eine ganze Reihe fein eingerahmter Randbilder stellt mit gutmüthig satyrischer Nüance und kostbarer Frühlingsfrische des Gefühls.

Der schriftdeutsche Ausdruck im Liede sagt, wie bei Hebel, seiner Geistesrichtung weniger zu; diese meist gelegentlichen Lieder zeigen fast alle den freien und frohen Schweizer, den liebenswürdigen und treuen Menschen, nicht aber den Dichter.

Die größere Dichtung in Prosa „Der Erggel im Steinhus" ist Geschlechtergeschichte, an die Familienwappen so gereiht, daß freundlich chronikartige Bilderchen aus dem Leben einer adeligen Familie

von Stadtbürgern daraus werden. Auch hier springt wieder entschieden das Talent des Zeichners vor. Der etwas alterthümliche Dialekt fügt sich am treuesten zu dem Tone der gutmüthigen Naivität des Erzählers. Das Leben ist mit so eingelebter Theilnahme so innerlich naiv und familiär vom breiten treuen Erker aus beschaut: es klingt Alles an wie trauliche Jugenderinnerung.

Dasselbe gilt von seinen vier kleinen Novellen; es sind einfachste Genrebilder von recht zutraulicher Herzlichkeit. Das ist die leichte und gutmüthige Seite des Volkes in ihren ewig gleichen menschlichen Gefühlen.

Aus diesem heimeligen Stillleben der individuellen Beschränkung aber auch Seelenfülle führt ein jäher Gefühlssprung zurück ins große Völkerleben mit seinem Wogen und Brausen, den Seufzern und Donnern seiner Schlachtfelder und den Jubelklängen der nationalen Siegeshymnen: wir stehen an den letzten Leyerklängen der Deutschen, ihrer morgenrothen Freiheitsdichtung.

Die Lyrik der Freiheitskriege: Theodor Körner, Arndt als Dichter, Schenkendorf und Stägemann. Diese Gesangesperiode entwickelt mehr Kraft als Kunst, geht mehr der That des Volkes als seinem Gemüthsleben nach, nimmt die Zeit im ernsten Augenblick, ist bestimmt durch das Gewalt heischende Drängen der nationalen Erhebung und bestimmt wieder unmittelbar die That. So an die Forderung eines großen geschichtlichen Momentes gelehnt, hat sie mit diesem ihre Bedeutung, an ihm ihren Inhalt. Des ewig Bleibenden hat sie in ihrem brausenden Schaffen weniger gezeugt, aber in und mit ihrem Volk ist sie gestanden und hat seinen Geist angefacht mit Kampfesgluth; es war der in Früchten aufschießende Bund der Leyer mit dem Schwerte.

Diese Dichter sind mehr Männer des Lebens als der Studie und Schrift; der unabweisbare Drang des langersehnten großen Augenblicks führt sie in die That ein, die sie mit Kraft und Bewußtsein ergreifen. Wie hiebei Arndt das gereift Männliche der Generation darstellt, so

Theodor Körner,

der ganz eigentlich berufene Dichter und das edle Opfer des deutschen Freiheitskrieges, das jugendliche Brausen und stolze Wallen.

Körner ist der Sohn eines feingebildeten und edeldenkenden Vaters von großer Auszeichnung als Mensch und als Freund der bedeutendsten Geister der Nation, als Rechtsgelehrter und Beamter ebenso treu und eifrig wie mit feinem Sinn für Kunst und Wissenschaft ausgestattet. Frühe zu harmonischer Vollendung herangezogen und früh im Leben thätig, durch glückliche Liebe und hohe künstlerische Plane getragen, krönt der junge Dichter ein kurzes aber reiches Leben mit der Glorie des Todes fürs Vaterland und setzt sich die glänzende Inschrift in seinem letzten Sang, dem „Schwertlied". „Leyer und Schwert", die dem begeisterten Moment innerlichst entströmten Producte, sind die höchsten und reinsten Klänge seiner Dichtung. Da ist Körner eben der glühend lebensfrische Repräsentant jener glücklichen Tage, da das deutsche Volk mit einer in der Geschichte seltenen einmüthigen Erhebung sich wider das lange genug getragene Fremdenjoch erhob und seine Stelle in den Weltgeschicken zurückeroberte, und er trägt in sich all' die hohen und leuchtenden Eigenschaften der großartigen Tage. Es ist nicht blos äußerliche Folie für den Namen des Dichters, daß er selber sein Leben an diesen Völkerkampf setzte und es jugendfreudig verlor; diese Einheit von Leben und Dichten macht seinen bestimmten Charakter aus und hat „Leyer und Schwert" mit jener Weihe ausgestattet, die ihnen bleibende Jugend sichert: Das ist der begeisterte Lützowsche Jäger, es sind die Bivouacfeuer im Walde, die Scenen blühenden Zeltlebens unter hohen Genossen, die Geister eines Kampfes für Freiheit, Gott und Ehre, welche hier gluthvoll ihren Sang stimmen. Sie haben vor allen das mit besonderer Liebe entworfene Lied gezeugt „Lützows wilde Jagd", das eine dem Dichter nicht gewöhnliche Kraft der Veranschaulichung niederlegt in großen, bis zur Wildheit frischen und bewegenden Zügen; jenes immer gegenwärtige, gewaltige, verwegene Walten der unerschütterlichen Schaar ergreift fast mit Grauen als das von rächenden Geistern. So ist die gehobene Treue, die an dem Streben einer großen Zeit hängt, zugleich der poesievolle Duft der Lieder geworden. Nichts Anderes, aber auch ganz und in idealer Hoheit stellt so Körner den Zeitmoment dar, in

dem er ſteht, die ſegenreiche Einheit von Volk und Fürſten, aus der einzig Sieg und Unabhängigkeit ſproßte. Noch fällt kein Schatten herein des unglücklichen Bruches, der ſo bald die mißbrauchten Völker von ihren wortvergeſſenen Herren ſchied. So ſteht Körner als ganzer, harmoniſch auf den mit Zeit und Volk verſchmolzenen Zielen ruhender, ebenſo feurig bewegter, als doch wieder in Zweck- und Verſtandeseinheit feſt eingegrenzter Jünglingscharakter, dem der hohe Ernſt und die Tiefe des Strebens edle Männlichkeit geben. So erklärt und rechtfertigt ſich ſein Sinn für die angeſtammte Treue gegen die alten Regentenhäuſer („Andreas Hofers Tod"); es iſt noch das aufleuchtende Nachſchimmern eines gewiſſen patriarchaliſchen Sinnes in den gemüthlichen deutſchen Völkerſchaften; bald ſollte der letzte Glanz dieſes milden Abendſonnenſcheines uralt angeſtammter Treue von den Herrſchern ſelbſt unſanft genug ausgeblaſen werden. — Körners Muſe iſt durch und durch vaterländiſch, auch ſie genährt von dem Rauſchen der deutſchen Eichen, voll und kühn wie das Waldleben und freudig wie ſeiner Vögel Sang. So iſt er zum Sänger der deutſchen Schlachten und Helden geſtempelt, denen er wie vorahnend die Krone flicht. Ein ganzer Charakter, eine Geſtalt aus Einem Schnitt, in der die Liebe zur Kunſt und die ebenſo ſtarke zum Kampfe des Lebens in der Harmonie der Kraft ſich verſchmelzen, weiß er auch die heroiſchen Charaktere mit verwandter Liebe zu erfaſſen und in großen Zügen zu feiern. Obgleich nun ein ſo hochſinniges, jugendfeuriges Drängen mehr angethan war, ſich in kräftig ſtolzen aber weniger kunſtgemäßen Geſtaltungen, im Aufruf an ſein Volk, in Ausbrüchen des Kampf- und Siegesjubels zu ergießen, ſo trägt er doch auch geſtaltungsfähige und anſchauungsfriſche Phantaſie in ſich, die ſich zuweilen in ſinnvollen und ergreifenden Schilderungen ergeht. So die herzbewegenden, tiefſinnig geſchauten Züge des grauenden Schlachtenmorgens in „Hoch lebe das Haus Oeſtreich!" Die Hoheit des Gedankens aber lebt nicht nur in den oft eingeſtreuten, feſten und bedeutenden Ideen, ſondern durchſtrömt von Innen das ganze Weſen ſeines Liedes. Ebenſo voll wie die anderen Elemente tritt in Körner wie in dieſem ganzen Geſchlechte die entſchieden religiöſe Geſinnung hervor, welcher der Krieg fürs Vaterland als ein heiliger, unter Gottes beſonderen Schutz geſtellter, des Feindes Drängen aber als der Uebermuth (ὕβρις) des Gottloſen erſcheint; daher die fromm ernſte Weihe. Und wär' es auch manchmal,

wie in „Gebet“ und „Gebet während der Schlacht“, in diesen Kampfliedern nichts Anderes als gerade die religiöse Begeisterung, die froh hingegebene Aufopferung, der Muth wie zum Siegen so zum Sterben, und läge in der Sprache nichts Anderes als die von Innen strömende Manneskraft: sie ständen schon dadurch in den ersten Reihen. — So liegt in Körner die erfüllte Einheit aller Eigenschaften eines bevorzugten jugendlich natürlichen Geistes: die Sangesfreudigkeit, mit welcher den jungen Dichter die auf hoher Bahn schon zurückgelegten Schritte erfüllen; die Seligkeit in Lieb' und Freundschaft, die ihm zum höchsten Lebensglücke winken; die Frische und Treue einer ganzen deutschen Natur; der religiöse Ernst, der ihn siegesgewiß in die Kunst, todesahnend in die Schlacht begleitet, Beides gleichen Muthes; und so ist er eine der liebenswürdigsten und reinsten Gestalten unserer Literatur, und wir schauen mit Liebe jene schöne Zeit einer neuen Völkerjugend in ihm verkörpert. Die leise Todesahnung, die er selber so frisch und froh hinnimmt, wirft vertiefenden Dämmerschein über das sonnenrothe Glühen des reichen, morgenfrohen Lebens. Diese kühn ins Tosen der Schlacht hineingeworfenen Donnertöne mußten in den Reihen der bis in den Tod verbundenen Krieger und müssen noch in deutschen Herzen stürmische Wirkung üben. Man thäte Unrecht, nicht zu betonen, daß mit ihrer Zeit ihre Bedeutung nicht vorbei ist. Eine heftig in die Sprache herausgetretene Gewalt des zornbewegten Sinnes zeichnet das Lied „Männer und Buben“, kräftig personificirtes Beleben das „Schwertlied“.

Die „Vermischten Gedichte“ sind jugendlich in ihren bedeutenden Zügen wie in ihren Schwächen. Das unmittelbare Aufgreifen und Besingen des Augenblicks führt den hochbewegten Jüngling gern auf begeistert feierndes Anrufen oder in sinnendes Deuten der Gefühle, so daß der Dichter darüber kaum zu gestaltetem Bilden der Phantasie kommt. Es sind die ersten Klänge eines Herzens, dem früh alle hohen Gefühle voll und rein aufgegangen waren. Die meisten entlassen mit der Ahnung einer zum Vollendeten berufenen Kraft, ohne daß sie doch selber vollendet wären. Verschiedene Lebensformen, so das Bergmannsleben, treten hier seinem Gefühl idealisirt entgegen. Geistliche Stoffe beschäftigen ihn viel, und seinem frommen Sinn will das Schwinden des Glaubens, das so viele poetische Gemüther drückend ergriff, ein schweres und unglückliches Zeichen der Zeit scheinen. Das in dem rein lyrischen Gefühlsausdruck noch unsichere Ueberströmen ver-

liert sich da, wo Körner sich an ein episches Moment lehnt, und er bekundet entschiedenes Talent für die Ballade. Viel gefeiert ist das wie morgenfrisches Waldesrauschen und Kampfeswettern ergreifende „Harald". Es kann nicht befremden, daß diese Natur sich besonders angezogen dem Furchtbaren und Geisterhaften zuwandte („Wallhaide", „Der Kynast").

Körner ist nach Sprache, Denkweise, künstlerischem Anschauen aufs Ausgesprochenste der Zögling Schillers, mit dem seine besseren Lieder mehr Hohes theilen als die meisten noch unvollendeten theatralischen Versuche der im Knospen abgebrochenen Natur.

Nach ihm ist

Ernst Moritz Arndt

mit Recht der meistgenannte unter den Freiheitssängern, deren Wesen er mit dem der historischen Schule vermittelt. Wie sein Leben und seine Prosa, so stellen ihn auch die erst später in zwei Theilen gesammelten „Gedichte" scharf und ausschließlich in die Periode der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche, er theilt wie Wenige ihre Strebungen, ihre Größe und Einseitigkeit. Sein Sinn weilt entschieden bei den alten starken Männern und der alten deutschen Treue; das ist in neuer Tonweise jenes Teutonen- und Cheruskerthum, das wieder dem Leben nahegeführt werden sollte, im Geist an Klopstock, in der Form eng an Schiller gelehnt; die Weise, die als Turnen mit Kraft in das Treiben des Geschlechtes, als altdeutsche Studie in die Wissenschaft eingriff. Daher der Blick auf die nordische Mythologie, neben der freilich auch die griechische in seinem ganz in der Weise der alten Schule gehaltenen Liede mitspielt. Die Losungsworte sind dieselben wie bei Körner. Arndt ergeht sich häufig in Ausrufen und Fragen und wird leicht verleitet zum grundlosen Pochen auf deutsche Kraft und zu einer Begeisterung, die eher keck herausfordernd als schaffend und gestaltend erscheint. Die Formen sind hart; nackte Ausdrücke, die dürr und trocken berühren, stehen unvermittelt neben poesiereichen Bildern; es soll die ungekünstelte Kraft sein, die in harte Zusammenziehungen, in rauhes Zusammendrängen der Casus, in rücksichtslosen Gebrauch veralteter Wort- und ungebundener Satzconstructionen ausartet. Rein poetisch berührt er nur in den seltenen Fällen, wo er formendes, zum Theil in großen Gleichnissen veranschaulichendes Vermögen entwickelt. So „Schicksal", wie selten eins in prächtigen Bildern, kühn, lebensmuthig, der sonst

bei Arndt wenig thätigen Phantasie Raum bietend. Poetische Kraft reißt hin in wenigen Vaterlandsgesängen, wo die Worte wie Schwertschlag aus der heftig bewegten Mannesbrust herausbrechen. Ergriffen von der Erniedrigung seiner Deutschen, hat Arndt die kräftigsten, mitunter die schneidendsten Töne angestimmt in den Klag- und Racheliedern. Neben dem männlich gehobenen Charakter liegt ein derb schroffes Wesen, das, wenn es überhaupt poetisch wird, nur zur Dichtung der nationalen Rache angelegt sein konnte. Diese Lieder sind ebenso heftige Anklagen auf die Feigheit des Geschlechtes wie höhnende Apostrophen an den welschen Uebermuth. Sie preisen die wenigen stolzen Geister, die sich über den Knechtessinn erheben, rufen die Schwachen zur Ermannung und alles Volk zum Rachekampf. Der Sinn ist tüchtig, kühn und stark, die Form rauh, selten poetisch durchhaucht; doch trägt manches Lied in seinen kecken, sorglos naiven Wendungen und Ausdrücken den Charakter des frischen, bis zur Vernachlässigung der Form kunstlosen Volksgesanges. Die nackten Worte schlagen oft drein wie Schlachtenwetter. Dem zürnenden Aufruf oder der Siegesfreude gehen gewöhnlich das Gebet und der Dank gegen Gott zur Seite, die sich wieder als die treu ehrlichen Gefühle eines biederen deutschen Kriegsmannes aus dem Volke geben. Manche sind der Verherrlichung der großen Führer und Schöpfer des preußischen Heerwesens gewidmet, ebenso kräftig und einfach derb wie die Besungenen. Politisch wendet er sich nur nach Außen, keine Ahnung steigt ihm auf von den inneren Ansprüchen und dem Bedürfniß eines freieren Lebens des Volkes in sich, und nach dieser Seite ist Arndt nicht fortgeschritten. Die Gedanken treffen mit charakteristischer Stärke und Bestimmtheit, ihre Wahrheit ist der männliche Lebensmuth; Gott und Vaterland, Freiheit und Völkerrecht, Wein und Liebe und Freundschaft bewegen ihn. Viel bringt er blos reflectirende Gedankenreihen, an denen Nichts weiter von Bedeutung ist als die ruhig klare Kraft seines durchaus gesunden Geistes; sie gehen meist auf praktische Lebensweisheit, Lebensgenuß, männliches Wagen. Dahin zählt u. A. „Das Gespräch", ein gar lieblich vertraulicher, einfach und anschaulich in Dialogenform personificirter Laut des gottvertrauenden Lebensgenusses; die Strophe ist leicht und frisch bewegt. „Das Wasser", freundlich, gefühlt, mit sinnig ausgesponnenem Bilde. Er liebt das Leben in seine kleinen, nahen und vertrauten Züge hinein zu verfolgen und die bescheidene Weisheit des

zufriedenen Genusses zu lehren, und ähnlich geht seine Phantasie auf die nahesten und kleinsten Züge des Naturlebens und verfolgt sie ruhigen Ganges in einem Sinne, welchem äußerlich die allzu häufige Anwendung des Diminutivs und volksthümlich anklingender Epitheta ganz entspricht. Er geht darin leicht bis zum Tändeln, schlägt mit Vorliebe den gemüthlichen und scherzhaften Ton an, ohne viel von Poesie zu retten. Wirklich tiefe Blicke ins Seelenleben, wie sie z. B. in dem Lied „An Johann Jakob Grumbke" anschaulich belebt den Geist der Unruhe und des störenden Verlangens als den Kobold in der Menschenbrust darstellen, sind ihm selten gegeben. — Arndt hat viele balladenmäßige Gestaltungen, und in dieser Weise liegt eines der reinsten dichterischen Elemente seines Schaffens; wenn irgendwo, ist er gerade da Dichter, und die formende Veranschaulichung wird da lebendig. So „Ballade", das eigen ansprechende, in Ton und Composition reizend bewegliche Gedichtchen; der Rhythmus der Metren und der Strophe ist frisch und springend. „Der Knabe und die Jungfrau" mit dem alten süßen Thema von der Liebe der Wasserjungfrauen; die Composition, zwar etwas gedehnt, ist von lieblich ansprechender Weise. „Harald Schönhaar", eine auszuzeichnende, nach einfach historischem Gang ausgeführte Ballade mit starker Bewegung und mit festen Gestalten, wie sie bei Arndt äußerst selten sind.

Allgemein hat Arndt ansprechende Mannigfaltigkeit im Strophenbau und bringt mit einfacher Kunst Harmonie und Lebendigkeit herein durch den großen Wechsel in den Versklängen und die Anwendung flüchtig springender Metren. Diese selber sind hie und da bis zur Unkenntlichkeit verschoben oder völlig in den Silbenfall der Prosa verschleift.

Im Ganzen geschaut ist Arndt ebenso wenig Dichter als eigentlicher Historiker. Sein Lied, ebenso unkünstlerisch und unschön als ehrenhaft, ist gereimte Prosa, dann und wann mit einer verlorenen Strophe Poesie, meist kaum mit einer Ahnung von künstlerischem Gestalten und dichterischem Aufschwung. Sein Gebet ist fromm und herzlich gläubig; sein mehr spruchmäßiges Lehrgedicht treu und unbestreitbarer Wahrheit voll; sein Wein- und Maienlied munter, frisch und frei, und manchmal steigt behaglich ein idyllisches Lebensbild auf mit den heimischen Zügen des deutschen Nordens; das Vaterlandslied, wohl das gehaltvollste, deutsch bis aufs innerste Mark, ist seinem Herzen am nächsten verwachsen. Aber gerade seine ernst gemeinte

Deutschheit, seine begeisterte Vaterlands- und Freiheitsliebe, eng verbunden mit brennendem Despoten- und Franzosenhaß, nehmen seine Seele so ganz ein, daß in ihrem Ausdrucke für das Gefühl des Schönen selten mehr Raum bleibt, und so haben eben die Lieder, die kräftig wie die That strömen, meist alle Grenzen künstlerischen Bildens übersprungen. Poetisch sind die wenigsten, wenn aber, so ist ihr Kennzeichen die Kraft.

Schenkendorf, als Dichter 1806—17 herausgebildet, und Stägemann sind nur durch Zeit und Stoff zu Namen gekommen. Gläubig, vertrauend und rein, bringen sie Mahnungen, Wünsche, religiöse Anrufungen, trauernde oder hoffende Gedanken und Erinnerungen; von poetisch lebender Gestaltung und Anschauung ist keine Spur, Kraft selten („Landsturm"). Wenig zeitgemäß versetzt Schenkendorf seine Dichtung mit sehnsüchtigen Rückblicken auf die alte Kaiserherrlichkeit. Wohl sein einziges wahrhaft poetisches Lied, das in der kindlichen Einfachheit und Heldenfrömmigkeit selbst etwas Erhabenes hat, ist „Andreas Hofer". Schenkendorf ist wesentlich durch religiöse Jugendeindrücke, durch die Lectüre Jung-Stillings und den Umgang mit ihm, durch das Lesen von Novalis und überhaupt die Einwirkung der romantischen Schule bestimmt. Sein 1832 in Berlin erschienener „Poetischer Nachlaß" ist etwas weniger eintönig. — Stägemann, unter Stein und Hardenberg im Staatsdienste beschäftigt, ist als Dichter gemüthreich und von kräftig sich aussprechender Vaterlandsliebe, zeigt sich sehr mit der classischen Literatur vertraut, hat in den Befreiungskriegen eindringlich gewirkt durch die „Kriegslieder aus den Jahren 1806—15", gesammelt 1815 und hernach mit Nachträgen versehen. Aehnlich sind die „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" 1828. Einen ganz anderen Ton dagegen schlagen an die Sonette an seine Gattin „Erinnerungen an Elisabeth". Politisch ist er streng preußischer Dichter zu heißen, formell geht er in classischen Odenformen.

Wir wiederholen: das Große dieser Lyrik liegt in der Wirkung auf den entscheidenden Augenblick. Schon damals mehrfach unrein und mittelalterlich-romantisch verquickt, artete sie rasch aus; ihr späteres Liebäugeln mit der Frömmelei, ihr Pochen auf urdeutsche Kraft und ihre grundlose Herabsetzung des Feindes, vor dem die Welt zwei

Jahrzehnte gezittert hatte, ſind nur noch lächerlich. So weit ſie aber rein, iſt ſie nichts Anderes als der poetiſche Ausdruck für den Fichte-Schillerſchen Geiſt einer charakterſtarken Erhebung gegen der Romantik träumeriſches Weltvergeſſen.

Engliſche Lyrik. In drei ganz verſchiedenen Ausdrucksweiſen tritt die engliſche Lyrik auf. Der Ton des achtzehnten Jahrhunderts geht mit Campbell und Crabbe ins neunzehnte über; Moore ſtellt in und noch viel mehr neben den klagenden Harfenklängen auf den Fall ſeines unglücklichen Erin die lebendige und kecke Oppoſition dar, die der eben aufſtrebende Byron bereits mit ſeiner gewaltigen Leyer begleitet; im directen Gegenſatze dagegen verſenkt ſich die Seeſchule in die reactionäre Romantik mit deutſcher Träumerei, die ſich in W. Scott am großartigſten ausbildet.

Campbell, mit dem die Geſchichte der engliſchen Poeſie am paſſendſten aus dem achtzehnten Jahrhundert ins neunzehnte überleitet, iſt eine frühreife Erſcheinung, als Dichter wenig productiv und von bald erſchöpfter Einbildungskraft — ſein Ruf ruht weſentlich blos auf zwei größeren Poeſien —, als Proſaſchriftſteller von verſchiedenem Gehalt. Im unterbrochenen Verlaufe ſeines Dichtens zeigt er keinen Fortſchritt an poetiſcher Wahrheit und erreicht kaum noch die frühere Kraft. Seine auszeichnendſte Eigenſchaft iſt die Melodie der rein gebauten Form, aber dafür tritt ein nichtsſagender Wortreichthum auf, der großentheils an der ſchlechten Schule der Verſemacher hängt, aus welcher er ſich herausgewunden und welcher Nichts galt als die Sorge für gefeilte Ausführung. Er entfaltet ruhige Harmonie der Gefühle, Pathos in der Darſtellung des Rührenden, Glanz der Declamation, nicht ſelten ausgeſuchte Zartheit und endlich eine gewiſſe Wärme in der Schilderung, die ſich portraitartig hinlegt und leicht illuſtriren läßt. Er wirkt nur epiſodiſch, beherrſcht nie eine größere Einheit; um bedeutend zu ſein, fehlt ihm in Allem die Energie, und ſelbſt die ſchönſten ſeiner Poeſien — „Pleasures of hope“, die in vier Monaten zwölf Auflagen erlebten — haben mehr Tonfülle und Wortſchwall als Sinn. Nach Kraft der Empfindung und Feuer der Schilderung ſind ſeine früheſten lyriſchen Producte in die erſte Linie zu ſtellen; er hat ſich ſpäter nur formal entwickelt und höchſtens an ſtyliſtiſcher Reinheit und Einfachheit gewonnen, ohne doch ſich frei zu halten von leeren

und ſchiefen Ausdrücken. „Gertrude of Wyoming“ iſt in der von W. Scott ſo hoch getragenen Manier der poetiſchen Erzählung gehalten, erreicht ihn aber in keiner Weiſe, und die kriegeriſchen Oden zeichnen ſich höchſtens durch momentanes Aufblitzen der Begeiſterung aus. Seine Lyrik hat ſich in England beliebt und populär gemacht, aber jene bald rührend anziehende, bald alltägliche Welt des Gefühls und der Beſchaulichkeit, deren Darlegung in die Tage von Goldſmith zurückweiſt, iſt nicht bedeutſam genug, um ſeinen Namen hoch zu tragen. Das Feenland der Jugendträume iſt das einzige Feld, das dem mit ihrem Erlöſchen ſchwach gewordenen Dichter Leben giebt, und damit hat ſeine poetiſche Saite ausgeklungen. Einen bleibenden Adel aber verleiht ihm die Wärme, mit welcher er unermüdlich als Agitator für die Freiheit der unterdrückten Völker, namentlich der Polen, in Rede und Gedicht auftritt.

Crabbe, der ebenfalls ins achtzehnte Jahrhundert zurückweiſt, tritt erſt nach zwanzigjähriger Unterbrechung in eine zweite, unſerer Zeit angehörende Dichterperiode ein, die reichere Farben und größere Wärme entwickelt. Sein letztes Gedicht „Tales of the hall“ iſt das beſte und gefühlteſte. Er iſt beſchreibender und erzählender Dichter, jenes in einer Manier, die von den Deutſchen ſchon lange aufgegeben worden, die Engländer aber gleich ihrer Genremalerei immer noch anzieht. Der Deutſche wird auf dieſe anſchauliche, klare und höchſt einfache Naturſchilderei kleinen Styls geringen Werth legen. Als erzählender Dichter iſt Crabbe ebenfalls durch W. Scott's Manier beſtimmt, er hat ſich aber doch in eigener Weiſe ausgebildet, die mit ängſtlicher Treue einem bis ins Alltägliche herabſinkenden Realismus nachgeht. Die gewandte Expoſition des bis ins Kleine verfolgten Entwicklungsganges der Lagen und Leidenſchaften macht den Hauptpunkt der Wirkung aus.

Thomas Moore,

der erſte und einer der größten politiſchen Dichter des Jahrhunderts, die verkörperte Oppoſition, iſt mit Recht einer der populärſten in ſeiner Nation und weiſt eine ins Große gehende Entwicklung auf; ſein „Anacreon“ um 1800 ließ noch keineswegs die folgende Bedeutung ahnen. Seine Verſe haben oft etwas ſo Leichtes, Luftiges und Frohes, daß ihre Worte eher Schwingen gleichen, auf denen der Gedanke getragen

wird, als einem ſchwer kleidenden Leibe desſelben; Leichtigkeit und ſtrömender Fluß, Glanz und fleckenloſe Vollendung zeichnen ſie. Er verſteht einen ſo ſtrahlenden Sonnenſchein über ſeine Bilder zu werfen, daß Erde und Himmel mit Lichtfülle überſtrömt lachen. Seine Erfindung und ſein Bilderkreis ſind unerſchöpflich, die Analogien oft freilich mehr ingeniös als poetiſch; glänzende Bilder weiß er mit viel Geſchick zu verwenden.

Drei Richtungen ſind es, in denen ſeine Poeſie aufgetreten iſt: die ſatyriſch-humoriſtiſche, die dem ſcharfen Kopf eingeboren erſcheint und am dauerndſten ſeinen Namen tragen wird; die melodiſch-muſikaliſche, die reizende Lieblichkeit entfaltet; die phantaſtiſch-orientaliſche in einzelnen leichten Bildungen, mehr in bizarren Abirrungen mit der Tendenz verſetzt.

Die Satyre iſt wohl das Höchſte; ihr Witz, ebenſo ſpitzig als glänzend, gleich ſcharf und ergötzlich, ſprudelt und kleidet ſich ein mit erſtaunlicher Leichtigkeit und Natürlichkeit. Geiſt und Manier bleiben überall dieſelben, man mag ſie vergleichen in den „Fables for the holy alliance“, den „Political and satirical poems“, den „Satirical and humorous poems“, oder in „The Fudge family“. Man kann im Einzelnen mit Leichtigkeit aus ſeinen Satyren eine Maſſe der ſchneidendſten Witze und Bilder ziehen, und ſchon die Wahl ihrer ins große Getriebe greifenden Objecte zeigt die innerlich ſichere Conſiſtenz im Weſen ſeines erbitterten Spottes, und auch da, wo ſie blos auf vorübergehende Perſonen und Sachintereſſen geht, wird ſie dieſes Temporäre durch ihre glänzenden Eigenſchaften überdauern. Die poetiſche Erfindungsgabe iſt ſich immer gleich und doch unerſchöpflich. Er kleidet mit Vorliebe in Viſionen, alpartige Träume, nächtliche Tänze und Bankette, ſtellt ſeine Figuren in nachgemachten Cabinetten auf, läßt ſie in aſiatiſchen Ländern ſpielen, nutzt überhaupt gern Beziehungen aus dem Orient, agirt mimiſch oder in Zwiegeſprächen, geht von der auf Englands neueſte Staatsmänner zugeſchnittenen Parodie horaziſcher Ode auf die Schauſpielerbühne und ins Schneidermagazin, wo die Staatsactoren angekleidet werden und ihre Rollen abſpielen; kurz, ſeine Scenerien ſind ebenſo ſchlagend draſtiſch als mannigfach. Dieſe Phantaſien erinnern zuweilen an Montesquieus „lettres persannes“, zuweilen und wiederholt an Danteſche Viſionen; der Witz berührt ſich mit dem von Béranger: vielleicht weniger fließend, aber wuchtig

und ſchlagend in ſeltener Kraft geht er mehr als der des Franzoſen mit unmittelbarer Durchdringung ins innere Getriebe der Staatsleitung ein. Ein unerbittlich ſcharfes Auge für allen ſchiefen und halben Schein, ſchneidender Witz mit unverdeckter Anſpielung und derber Abfertigung, die unverwandte Richtung aufs große Staatsleben und charaktertreue Grundſätzlichkeit dienen dem Ruhme des Dichters zur glänzenden Folie; ſein Spott iſt von ſouveräner Ueberlegenheit, wenn er auf die ſtändigen Punkte ſeines Haſſes kommt, und aus dem phantaſtiſchen Gewande ſpringen die Beziehungen mit ſchärfſter Klarheit heraus.

In den „Fables for the holy alliance“, jenen allegoriſchen Sarkasmen, richtet er ſich wie ſonſt auch gegen die Anſprüche und Bedrückungen des Königthums im Allgemeinen und gegen die Politik der heiligen Allianz im Beſonderen; ſie legen alle Macht ſelbſtſtändigen Geiſtes und männlicher Würde nieder gegen die elende Kleinlichkeit und Verſtocktheit höfiſcher Cirkel und die religiöſe Heuchelei jener chriſtlichen Politik, welche die Völker knechtet. Auf denſelben Grund gebaut iſt „The Fudge family in Paris“, das ſatyriſch-politiſche Reiſejournal in Briefen, für welches er die Familie eines auf Miſſion befindlichen politiſchen Agenten unterlegt. Die heilige Allianz, ihre Träger und Copiſten; ihr Regiment von Gottes Gnaden und ihre ſchmachvoll den Völkern gebrochnen Eide; für England insbeſondere die ganze Caſtlereaghſche Verwaltung der corrumpirten Schmach und Unterdrückung; dazwiſchen die heiteren Pariſer Erlebniſſe in den Cafés und auf den Promenaden, denen jedes Glied nach Neigung nachgeht — eine heitre Unterlage des beißenden Witzes. Die Fortſetzung „The Fudges in England“, ganz gleichen Tons, greift mehr die Schein- und Werkheiligkeit wie das ſyſtematiſche Predigen der anglikaniſchen Kirche an und verſpottet daneben das Literatenthum der Frauen. — Naturgemäß richtet ſich der ſcharf im unmittelbaren Zeitleben ſtehende Kopf überwiegend auf Englands innere und äußere Machtſtellung und innerlichſt ergriffen auf die Lage ſeines geliebten und beklagten Irland. Kornbill, iriſche Emancipationsbill, engliſcher Staatsſchatz und Staatsſchuld ſind die großen Fragen, hochkirchliche Prieſter und hochtoryſtiſche Lords die verhaßteſten Objecte; doch ſchärfere Rache noch trifft die politiſchen Ueberläufer. So weſentlich die „Satirical and humorous poems“. Beißendes Hohnlachen geißelt

die privilegirte Bornirtheit der hohen Lordschaft, die der 1660 eingefrorene und neulich wieder aufgethaute Staatsmann „Mr. Roger Dodsworth“ in unbezahlbarer Personification vertritt, und deren Anschauung von der Gesellschaft die köstlichen Verse resümiren:

Cheap eating does more harm then good,
And working-people, spoil'd by food,
The less they eat, will work the more.

Unter den Stücken haben „The limbs of lost reputation“ und „Imitation of the inferno of Dante“ in der That Etwas von sarkastisch verwendeter Dantescher Höllenphantasie, und die „Resolutions passed at a late meeting of Reverends and right Reverends“ sind durchspickt mit grandioser Ironie auf die verrostete Steifgläubigkeit und die ganz parteilose Geldsucht der englischen Bischöfe. Vollständig gleichen Geistes und gleich angelegter Ironie die „Tory pledges“. Eben dahin zählt die köstliche Parallele „A dream of Hindostan“ auf ihre Erhaltung und gezwungene Bezahlung durch die andersgläubigen Iren. „Sketch of the first act of a new romantic drama“ sehr drastisch. Mit noch größerer drastischer Kraft „Anticipated meeting of the british association in the year 2836“, wo die bishops and peers als fossile menschenähnliche Thiergattungen aufspazieren. Für die Art seiner Inscenirung und Incorporation durchaus bezeichnend „New grand exhibition of models of the two houses of parliament“ und „Annoncement of a new grand acceleration company for the promotion of the speed of litterature“ und „Grand dinner of type and Co.“. Die genannten mögen die bezeichnendsten Stücke sein für den Umfang und die Art seines Talentes sowohl als seiner Ironie und der Ideen, die sie zumeist wecken und beschäftigen. Moore haßt ganz besonders das Regiment des Prinz-Regenten und seiner Werkzeuge und höhnt dessen gentlemanmäßige leichtfertige Treulosigkeit und Bornirtheit ebenso bitter wie Castlereaghs geistlos langweilige Staatsreden. — Die „Intercepted letters“ insbesondere sind auf das Regiment Castlereaghs und Consorten gemünzt. Da greift er wiederholt den bitter gehaßten Geist der beschränkten Intoleranz gegen die Katholiken an; die Kleinlichkeit der mißtrauischen Mittelmäßigkeit, die geringsten Schritte überwachen und einzäunen zu wollen; die freiheitsfeindliche Knechtung und die Reactionsgrillen des ungezogenen Prinz-Regenten und seiner Schreiber; die leibliche und geistige Schlemmerei

und die aus excentrischer Langeweile launig sich gebärdende Neuigkeitssucht der englischen Großen. — Die charakterstrengsten Satyren sind „Intolerance“ und „The sceptic“. Jene geht wieder auf die religiöse Unterdrückung des katholischen Irland, ein ewig wahres Zornwort auf allen mit „prayer-book and whip, blood and scripture“ hier zu Ehren des himmlischen Jenseits eine Hölle schaffenden Fanatismus. Diese trifft die Unsicherheit des menschlichen Denkens und Wissens überhaupt und giebt den englischen Staatsmännern ihrer Zeit wieder Seitenhiebe. — Aehnlichen Charakters ist endlich die Epistel „Corruption“, eine kurze und scharfe Musterung des geschichtlichen Ganges von Großbritannien, rückgehend bis auf die Revolution von 1688, die Moore eine Revolution ohne Reform für die Interessen der Freiheit nennt, wesentlich bestimmt durch den Blick auf Irland, das gerade von diesen Zeiten des unselbstständigen Aufgehens im englischen Staatsleben an sein Versinken datirt. Mit einer Whigs und Tories gleich wenig schonenden Entrüstung nun sieht er in den von da an fortentwickelten Zuständen eine hochmüthige Uebergewalt der Prärogative, eine durch Stellenjagen verdorbene Lordschaft, eine treulose Herrschaft der Interessen, die England mit Nothwendigkeit zum Sinken bringen müsse. Dieses ernste Wort, ein Aufruf der Ermannung zur Zeit der drohenden Uebermacht des französischen Todfeindes, enthält trotz der Einseitigkeit in der historischen Auffassung schwere Wahrheiten: die mit der Zeit nicht Schritt haltende Langsamkeit in der Verfassungsentwicklung, die das Land namentlich social noch immer nicht über eine feudale Aristokratie hinausgebracht hat; das Verderbniß aller politischen Parteien, die sich grundsatzlos verschleifen, sind in unserm Jahrhundert die inneren Krebsschäden der englischen Politik; kommt die steigende Macht der fremden Industrien als Rivalin von außen hinzu, so ist Englands Sinken geboten. —

Der im engeren Sinn lyrische Dichter hat in Moore zwei auszeichnende Züge: das fein Melodische und das Volksthümliche. Jenes ist dem Componisten, der die Macht der Musik so hoch feiert, eingeboren. Blume und Stern sind seine Lieblingsanschauungen in Bild und Parallele, gemäß seiner mit griechischer Ruhe und Klarheit der anmuthvollen Schönheit und Heiterkeit des Lebens zugewandten Seele. Das Volksthümliche zeichnet auch der häufig verwendete Refrain. Meist giebt er leichte Lyrik, der Liebe geweiht, von oft fast spielender

Anmuth und melodischem Tonfall; die Byronsche Tiefe und Gewalt würde man da umsonst suchen, aber eine gewisse harmlose Traulichkeit zieht an bei Liedchen, die fast ohne Inhalt sind. Größere Compositionen von geringem poetischen Gehalt gewinnen oft nur durch diese reizenden Weisen. — Die erste Stelle gebührt hier den „Irish melodies", den Texten zu den von Stevenson gesammelten irischen Nationalmelodien. Der Charakter ist durchaus melodiös, die Auffassung sinnig. Sie sind eben dazu angethan, in melodischen Sangweisen hinzugleiten, und dann erst haben sie ihr volles Leben; der Text selbst ist säuselnde Musik. Die Gegenstände sind doppelt: entweder, wie in den „National airs", Lebensgenuß, Lieb' und Jugend, mit spielender Anmuth in etwas Anakreontischer Weise gefeiert, das Blumenleben ihr Bild; dann Weisen des Krieges und der Klage zu Irlands, des alten freien und stolzen Erin, Preis, und hier etwa strömt das Lied voller. Wenn dort die Klage auf die Vergänglichkeit des Erdenglückes, hier die Sage von den großen Thaten der Heldenväter über die Saiten streicht, dann greifen innigere Akkorde ans Herz. Diese kurzen sanggerechten Lieder sind ganz angethan, sich in des Volkes Gedächtniß einzuleben. Die Liebe zu dem tief gesunkenen irischen Land und seiner Freiheit, in den längst abgestorbenen Erinnerungen und Sagen der Helden wie ein religiöses Gefühl abklingend, giebt manch' einfachster Tonweise ansprechende Weihe.

Jenem Geiste, der ihn an die Bearbeitung der Anakreontischen Ode und der griechischen Anthologie hinzog, entstammen auch die „Evenings in Greece", wunderlich construirt, Recitation und Gesang verbindend. Auch das ist ein lebens- und naturfroher Laut mit überwiegend altgriechischen Reminiscenzen; es ist ganz der wolkenlose Himmel, die anmuthreiche Schöne, die naive Freudigkeit, die angeborne Anmuth, das bewegliche Spiel, die freie Unmittelbarkeit und Hingabe an die Natur, das friedliche Genießen eines altgriechischen Inselvolkes, die meergewohnte Melodie in Sang und Tanz, die Poesie frei spielenden Lebensgenusses mit griechischem Maß. Das Ganze wiegt in tiefblaue Ruhe, aber die Bedeutung ist zu gering. Rein poetisch berühren nur einige volksmäßige Melodien, und von dem Ernste der Zeitlage, jener sonst so sehr den Dichter anfeuernden Erhebung der geknechteten Nation, geben nur zwei einen vollen Eindruck. Vom Geiste des Volksliedes angehaucht sind das leichte und liebliche „When

the Balaika"; der kurze Kriegslaut „Raise the buckler — poise the lance"; das wehmüthig weiche „Ah, where are they, who heard, in former hours"; vor allen das wunderliebliche Schifferliedchen auf „Mary, the star of the sea". Die nationale Wiedergeburt berühren ernst „And ne'er did evening more serene" und „Thus circled round the song of glee".

Wie nah aber dieser Manier die Verflachung steht, beweist „The summer fête", drei Stücke mehr didaktischer und eines mehr descriptiver Natur, mit Gedankengehalt höchstens das erste und von poetischem Werth Nichts als einige auszuzeichnende Weisen: das anmuthreiche Lied der Liebe „Array thee, love, array thee, love"; das weich bewegte der Sehnsucht „Ah, where are thou dreaming"; das schmerzlich zitternde des Leides „Bring hither, bring thy lute"; und das markig stolze Seelied der Griechen „Our home is on the sea, boy".

Daneben giebt Moore in verschieden zusammengestellten Serien Weisen der mannigfachsten Art: Gelegenheitsgedichte in allen Tonarten, vom leichten Scherz und der Satyre bis zum Todtenlied und dem Zornruf auf würdelose Knechte; jugendliche Sänge von harmloser Traulichkeit und leichtem Inhalt; fragmentarische Reiselieder reflectiver und descriptiver Art; eigens markirte nordische Balladen von strengem und düsterem Charakter; die besonders sich abhebenden Dithyramben griechischen Styles, unter diesen: „The genius of Harmony" und „The fall of Hebe" ausgezeichnet durch einen in freier und zwangloser Kunst reich wechselnden Bau und eine bei Moore höchst seltene Majestät und Fülle der Sprache, über der Etwas von der heiteren olympischen Ruhe liegt. — Im Allgemeinen sind es Reime von mehr Leichtigkeit und melodischem Fluß als Tiefe.

Ganz vereinzelt stehen bei ihm die wenigen „Sacred songs". — „Fallen is thy throne" schlägt die Weise von Byrons Hebrew melodies an. „This world is all a fleeting show" spricht die resignirte Ruhe des Bewußtseins von der Eitelkeit alles Irdischen aus. „Lord, who shall bear that day" ist eine glänzende Vision vom letzten Gericht. „As down in the sunless retreats" spiegelt glücklich die innerlich befriedigte Hingabe der in Gott ruhenden Seele. Seine Gesänge heben mehr das durchs Bibelwort bestimmte religiöse Element heraus, es ist vermittelte Anrufung, während Byrons

Hebrew melodies, in deren Weiſe hier nur Ein Lied eintritt, eine urſprünglichere Innigkeit entfalten.

Doppelter Natur ſind die „Poems relating to America“, Epiſteln neben wahrhaft lyriſchen Sängen und Balladen. Jene ſind nie poetiſch, und dieſe berichtende Dialektik iſt bei hundert Schriftſtellern die gleiche. Das Eigenthümliche liegt in der ſehr nüchternen Auffaſſung amerikaniſcher Zuſtände, worin Moore ſich an dem chaotiſchen Proceß einer werdenden Civiliſation ſtößt, einem Amalgam, wie er es nennt, aus dem hinübergewanderten raffinirten Laſter des alten verbildeten Europa und der Barbarei indianiſcher Urnatur; das mag vielleicht auf die verdorbenſten Hauptſtädte der Küſten paſſen, im Ganzen iſts ſchief. Die an Poeſie reichen Lieder und Balladen bewegen durch den düſter klagenden Ton, der gleichſam prophetiſch das indianiſche Weſen und Schickſal zeichnet. Bedeutſam: „The lake of the dismal swamp“ und das eng verwandte „Deadmans Island“ (Der fliegende Holländer); „Song of the evil spirit of the woods“ (comp. dieſem Fluch V. Hugos orientaliſche „Malediction“); Lied in „To the Lady Charlotte Rawdon“, die Stimme der Geiſter in den Wäldern und auf den Wellen; freundlich das melodiſch wunderliebliche „A Canadian boat song“ neben dem liebefrohen „The stearmans song“.

Ein höchſt eigenthümlicher Zug und jedenfalls weniger anſprechend iſt in ſeinen orientaliſchen Phantaſien. Die große epiſche Dichtungsreihe „Lalla Rookh“, koloſſal bezahlt, was gleicherweiſe die vorherrſchende Neigung für die Gattung wie den Ruf des Dichters bezeichnet, beſteht aus vier von einander unabhängigen Stücken höchſt verſchiedenen Charakters in der Art, daß 1. The veiled prophet of Khorassan mit 3. The fire-worshippers und wieder 2. Paradise and the Peri mit 4. The light of the Haram eine überraſchende Weſensähnlichkeit darſtellen. „Lalla Rookh“, ein Tribut an die durch W. Scott aufgekommene erzählende Manier, entbehrt der poetiſchen Kraft, die in zwei Nummern auch durch die Wildheit der Scenen und das Schneidende der Tendenz nicht erſetzt wird. Die erſte Dichtung trägt als Grundidee die verderbende Natur morgenländiſchen Wahnglaubens und Prieſtertrugs. Der Boden iſt poetiſch: der Orient zeichnet ſich durch die unverhülltere Nichtigkeit und zerſtörendere Wucht des Wahnes und überhaupt durch das ſchrankenloſe Feuer der Leidenſchaften. Schmachvoll verderbte Unſchuld, verzweifelte Rache, Luſt und Hohn, Schlacht und Tod, und

überall das troſt- und hoffnungsloſe Bangen von zwei liebenden, um ihr Lebensglück furchtbar betrogenen Herzen bilden den an dunklen Farben überreichen Fond des Bildes, deſſen Hauptgeſtalt grundhäßlich iſt. Die dritte Dichtung iſt nur eine andre Schattirung desſelben Gedankens, eine Scene aus dem Kampf arabiſcher Eroberung auf perſiſchem Boden, der blutige Sieg des Mohammedanismus über die feueranbetenden Gebern — wieder der Religionsfanatismus in anderer Geſtalt, doch mit denſelben Folgen. Die Liebe des heroiſchen Gebernhäuptlings zur blumengleich erſchloſſenen Tochter des blutdürſtigen Verfolgers und Beider nothwendiger Tod bildet den zarten Grundton in dem wilden Schlachtgeſang — Schlachtruf und Liebesflüſtern, beide gleich ſtark und gleich bewegt. Der Ausdruck iſt kraftvoll, die Farben glänzend, die Faſſung rein; die faule Verderbniß, die häßlich das erſte Stück durchzieht, fehlt hier ganz, es iſt leuchtender perſiſcher Sternenhimmel über dem Mord in den Blumengefilden drunten, dieſe Nummer die ſchönſte. Das zweite Stück iſt eine paraboliſche Viſion. Die Peri, nach dem Himmel ſich ſehnend, ſoll die ihm theuerſte Gabe vor ſeine Thore bringen. Sie durchzieht Indien, Egypten und Syrien, bringt aus dem erſten Lande den letzten Blutstropfen eines für reine Freiheit ſich aufopfernden Helden, aus dem zweiten den letzten Seufzer einer mit dem dahingerafften Geliebten ſterbenden Treuen, aus dem dritten die erſte Bußthräne eines zerknirſchten Verbrechers: dieſe Gabe erſchließt ihr die Thore. Der ganze Gang der zarten Handlung, die je einzeln verfolgten Gefühle, das Bild von der Schönheit dieſer Länder der Sonne: Alles hat übereinſtimmend den Charakter des ätheriſch Zarten, die Anmuth des Kleinen und Stillen; man möcht' es Arabeskendichtung heißen. Das letzte Stück iſt ganz perſiſche Blumendichtung; dasſelbe Gewebe aus Blüthen, Düften, Tönen und Sternen, aber ohne reale Grundlage; es iſt Filigranwerk mit wechſelnder Spielerei. Das einzelne Lied, wie „Fly to the desert, fly with me", mag in ſeiner Anmuth und einem ergreifenden Grundgefühl dieſe Färbung ertragen; in größeren lyriſch-epiſchen Geſtaltungen verflüchtigt ſich aller tiefere Kern. — Aus Geiſt und Tendenz von „Lalla Rookh" und daneben den Landſchafts- und Geſtaltenſchilderungen der „Evenings in Greece" iſt wunderlich das Fragment „Aleiphron" gemiſcht. — „The loves of the angels" ſind ein literariſches Curioſum, auf die ſeltſamſten und mannigfach zuſammengetragenen mythiſchen Vorſtellungen aus der Lehre von den

Engeln aufgebaut, wie ſie ſich in den Göttermythen des alten Orientes und des Mohammedanismus bizarr geſtaltet haben. Es iſt etwas ganz Anderes und ein weitaus großartigerer Verſuch, wenn Byron in „Cain“ mit einer gewiſſen Analogie der Grundidee in die Weiſe des alten Myſterienſpieles zurückgreift; Moore's epiſche, ſtark lyriſch durchwobene Compoſition macht ſich weit kleinlicher. Zwar liegt ein gewiſſer Schmelz von Aether und Blumen und Düften darüber; aber die Färbung — wieder ganz wie in den „Evenings“ — iſt wohl graziös, doch eintönig; Größe und Weite der geſtaltenden Phantaſie gehen durchweg ab. Immerhin ergiebt ſich, daß Moore's mit meiſterhaftem Sarkasm in die Gegenwart eingelebter Geiſt wenig für die Geſtaltung der phantaſtiſchen Spiele der orientaliſchen Anſchauungen geſchaffen iſt.

In den zwanziger Jahren hat Moore das Feld der Poeſie ganz verlaſſen und mit verſchieden beurtheilten Producten, die ſich namentlich auf die iriſchen Zuſtände beziehen, das der Geſchichte betreten.

Die nächſte politiſche Gemeinſchaft mit Moore hat Byron, deſſen poetiſche Leidenſchaft in ihrer mächtigen Strömung wir erſt im folgenden Zeitraum an uns vorüberführen werden. Er entwirft in den Jahren 1812 und 13 namentlich jene berühmten größeren epiſchen Geſänge („Childe Harold“, „The Corsair“, „The bride of Abydos“, „The Giaour“), die nach der Manier an Walter Scott erinnern, nach Geiſt und Tendenz aber vollkommen ſelbſtſtändig ſind und frühe mit Fug des Dichters Namen hochgetragen haben. Da führt er jene dämoniſchen Geſtalten aus, die ſeine natürlich verwandten Lieblinge ſind. Wir werden auch ſie erſt in der Folge behandeln, denn am allerwenigſten darf das Bild eines Geiſtes von ſo ſeltener Art und Hoheit in Stücken gegeben werden.

Wordsworth (1770—1850) iſt der eigentliche Führer der Lake school und derjenige, welcher am directeſten deutſche Inſpiration widerſpiegelt; er hat darum auch weſentlich gegenüber dem regelſteifen Kriticismus des achtzehnten Jahrhunderts eine tiefere Anſchauung von dem Weſen der Poeſie in England begründen helfen. In den „Lyrical ballads“ bereits wendet er ſich an das lebhaft erregte Gefühl, in dem er die reale Grundlage der Poeſie erblickt, und will einfach ſeine natürliche Sprache poetiſch metriſch geſtalten. Gefühlswahrheit, verbunden

mit viel Reflexion und sehr wenig Leidenschaft, bezeichnen sein inneres Wesen; damit vereint er ein intensives und unermüdliches Vergnügen an allen Erscheinungsformen ländlicher Scenen, besonders der Gebirgsnatur, so daß er zu wahrhaftem Entzücken hingerissen werden kann, wenn er über der Lieblichkeit der Formen von Erde und Himmel in diesen seinen Lieblingslandschaften brütet, zu denen er immer wiederkehrt. Seine Poesie ist durchweg eine Mischung der drei Elemente: Gefühlsausdruck, lehrhafte Beschauung und Beschreibung, und macht im Ganzen das aus, was man einen philosophischen Dichter heißen mag, als den er sich auch am liebsten betrachtet; diesen Charakter vollendet eine in sich abgeschlossene Meditation und ein ihr beigegebener religiöser Zug. Wordsworth theilt sich in drei Tonarten. Seine Anschauung vom Wesen der Poesie und ihren Grundlagen hat ihn zu Uebertreibungen geführt in Anwendung der Sprache des gemeinen Lebens und in den Versuchen, aus den alltäglichen Vorkommnissen desselben Poesie ziehen zu wollen; darin ist er wie kein Anderer der Dichter des common life, mit sehr einfacher und ungekünstelter Sprache; er verfällt aber in dieser wie im Stoff nicht selten ins Triviale und Kleinliche. Ein anderer und wesentlicher Theil seiner Poesien dagegen, namentlich der späteren, ist im großen Styl gehalten, und hier verliert er sich gerade umgekehrt leicht ins Schwebende und Schwülstige und verläßt den Boden der Erde und der gewohnten Begriffe. Anderwärts hat er mit dem glücklichsten Erfolge den populärsten der poetischen Töne Englands angeschlagen, den der alten Romanze in verfeinerter Form. In beiden Tonarten, der familiären wie der erhabenen, ist es der innere Geist, aus dem seine Poesie ihren Werth ziehen muß; seine Diction hat keineswegs die Vollendung wie bei Coleridge, sie ist weitschichtig und ungleich, eine brüchige Mischung von poetischen und prosaischen Formen. — Die „Excursion“ erinnert in den Schönheiten und Mängeln an eine Lamartinesche Harmonie.

Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) bildet in seinen künstlerisch-dichterischen Grundzügen den ausgesprochenen Gegensatz zu Wordsworth, dem er in dessen zweiten Bande der „Lyrical ballads“ 1800 zuerst nebengesetzt wird; dieser Gegensatz ist ihm selber damals schon bewußt gewesen, während Wordsworth noch von einer großen Harmonie in Styl, Färbung, Tendenz und Ansichten ihrer Poesie redet. Coleridge zeigt große Vollendung in der Ausführung und eine aus-

gesuchte Kunst, dem belebenden Geiste die delicate und wohl angepaßte Form zu geben; es ist von einem Engländer gut gesagt worden, daß die fein gewobenen Worte mit ihrer leuchtenden Färbung dem erregten und bewegten Gedanken zu entwachsen scheinen wie die Blume dem Stengel oder die Flamme ihrem nährenden Oel. Etwas Einschmeichelndes und süß Musikalisches liegt mit seltener Vollendung in seinem Verse, am vollkommensten, wo er den Reim hinzutreten läßt; ein sich immer verfeinerndes Gefühl der Schönheit macht diesen Zug in den Ausflüssen seiner Muse immer reiner und ausgesprochener. Fülle der Kraft und Schwung der Phantasie strömen ihm von früh an zu, nur weiß er in den ersten Productionen noch nicht recht sie zu leiten, was seinem Styl zuweilen etwas Schwülstiges und Declamatorisches giebt; doch hat er sich später davon ganz frei gemacht. In ihrer reifsten Form und den besten Producten vereint Coleridge's Production in sich: Lebendigkeit der Einbildungskraft, Feinheit des Gedankens, ausdrucksvolle Schönheit der Diction und ausgesuchte Melodie des Verses. Sie nährt sich rein von der Einbildungskraft und ist treffend als unvermischt poetisch bezeichnet worden, und darin liegt zugleich ihr Hauptmangel; ihr fehlt die Leidenschaft und die Gewalt des inneren Lebens, die auch das stark contemplative Element nicht ersetzt, und die harmonischen Töne entschweben verflüchtigt in die Luft — romantischer Ueberidealismus, von dem er erst später etwas abkommt, um auf die Erde niederzusteigen. Ein meditativer Zug, der in Betrachtung der Wechsel in den menschlichen Geschicken und des nothwendigen Welkens der Jugendhoffnungen etwas melancholische Färbung nimmt, bleibt ihm immer; in dieser Gedankenrichtung wie in der überfließend zuströmenden Bilderwelt seiner Einbildungskraft, die das Meiste von umdämmerter Mondscheinpoesie hat, mag er allerdings unter die originellsten englischen Dichter gerechnet werden. — Eine gewisse Schwäche des Willens und das gefährliche Glück eines Lebens, das in beschaulicher Ruhe hinebbte, haben verschuldet, daß er eigentlich nur Fragmente erzeugte. Seine höchste poetische Kraft liegt in dem hochromantischen Bruchstücke „Christabel", einer in ausgesuchte und feinst angepaßte Phantasien gekleideten Vision von geheimnißvollen Abenteuern und seltsamen Schrecken.

Robert Southey (1775—1843). Erst ganz revolutionärer Gesinnung und excessiv die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit

verfechtend, wird Southey seit dem Anfange des Jahrhunderts, völlig umgekehrt, ein eifriger Vorkämpfer der Hochkirche und der Torypartei, als heftiger Apostat seine früheren Grundsätze und Gesinnungsgenossen verläugnend und angreifend, weßhalb ihn Byron später bitter geißelt und sein ganzes Leben hindurch verfolgt. Sein Jakobinismus in „Wat Tyler“ ist so vorübergehend und spasmatisch wie seine Excentricität in „Thalama“ und „Kehama“, und es ist bereits sehr richtig behauptet worden, daß der innerste Kern seines Wesens gut conservativ ist. Er schreibt zu schnell, zu leichtfertig und unbesorgt, zu viel Poesie; die Details vernachlässigt seine Behandlung gänzlich; neben eignen Dichtungen liefert er Bearbeitungen alter Romanzen und Ritterromane. Nicht angethan, auf neuen Pfaden zu gehen und doch unablässig nach Originalität haschend, sucht er seine Kunst in dem Aufgreifen der seltsamsten und fremdartigsten Vorbilder, langt bedenklich tief in die arabische und indische Mythologie hinein und greift zur altspanischen Romanze so gut wie zum lateinischen Hexameter. Die Prosaschriften zeigen Reinheit und Eleganz des Styles, die Dichtungen reichen, ja übermäßigen Schmuck der Bilder, glänzende oder vielmehr schimmernde Sprache, metrische Gewandtheit, Fluß und Beredsamkeit, große Fähigkeit des Beschreibens; aber trotz Allem stehen sie der Prosa näher als der Poesie, denn das innere Leben fehlt ihnen, es ist keine strömende Wärme und die Colorirung nur geborgt. Das Natürliche wird bei ihm zahm und abgenutzt und bewältigt nie, und das Schlagende und Packende ist unnatürlich, es ist das Monströse und Unheilbringende, diese orientalischen Bilder und übernatürlichen Visionen der excessivsten Art bis ins rein Unbegreifliche hinein laufen wie eine laterna magica an uns vorüber. Die Poesie steht ihm überall nur wie umgeschlagen und ist nie in sein Wesen eingedrungen. Das Verdienst hat Southey, daß er zuerst unter den Engländern das erzählende Gedicht in regelrechter Composition und der durch eine leitende Idee zusammengehaltenen Einheit bearbeitete.

Italienische Lyrik. Weit mehr im Leben stehen die Italiener, wenn auch meist nur in seiner Trauer. Ihr Lied ist durch und durch national.

Vincenzo Monti führt die italienische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ein, gehört aber selbst ganz überwiegend dem achtzehnten

an, in dem auch die bedeutendſten ſeiner Werke entſtehen. Monti iſt eine politiſche Wetterfahne der unbeſtändigſten Art, und man kann ſeine Poeſie förmlich trennen nach den Perioden ihrer Wechſel; erſt päpſtlich, wird ſie im zweiten Stadium revolutionär, im dritten imperialiſtiſch, im vierten und letzten lenkt ſie reactionär wieder zurück. Er wird insbeſondere von der Napoleoniſchen Periode mit Ehren überhäuft und verläugnet ſie dafür ſogleich bei ihrem Fall. Politiſch-deſcriptiver, insbeſondere Feſt- und Gelegenheitsdichter, ſchwärmt er in Viſionen, ſpielt mit den alten mythologiſchen und ſymboliſchen Figuren, legt fortwährend und bis zur Monotonie poetiſche Fictionen unter, die er dem großen Meiſter Dante und der Bibel ablernt; ſeine Poeſie iſt mit Recht als Phantasmagorie bezeichnet worden, und die Phantaſie im Grunde ſteril; zieht man dieſe Traumwanderungen mit fingirten Weſen und in glänzend-rhetoriſcher Schreibweiſe ab, ſo bleibt Nichts mehr zurück. Er ſchafft darum auch nie etwas Ganzes und Volles; Zerfahrenheit ſchon in den Stoffen, ungeheure Ungleichheiten, feurige und prächtige Stellen neben den größten Mängeln und vollſtändiger Weſenloſigkeit machen ſeine Natur aus. Monti iſt insbeſondere auch Redner und Philolog, hält ſich durchaus an die lateiniſchen und italieniſchen Claſſiker, denen ſeine ganze Bildung entnommen iſt, und arbeitet auch an einer Verbeſſerung und Vermehrung des Dizionario della Crusca. Ohne Griechiſch zu verſtehen, liefert er eine in Italien viel geprieſene Ueberſetzung der Ilias.

Ippolito Pindemonte (1753—1828) iſt durch das Studium der römiſchen und griechiſchen Claſſiker, große Reiſen und die Bekanntſchaft mit fremden Literaturen, namentlich der engliſchen, gezogen, allmälig ariſtokratiſcher Geſinnung geworden und in Frömmelei verfallen, was ſeine letzten Werke ungünſtig beeinflußt. Seine Bedeutung liegt in der Uebertragung der Odyſſee und den lyriſchen Gedichten, welche ruhige Heiterkeit und ſtilles Glück des Herzens oder die Sehnſucht nach ſolchem athmen; die Epiſteln und Sermonen, die zu dem Beſten gehören, offenbaren viel Ernſt des Gedankens und Innigkeit des Gefühls, wodurch ſie an engliſche Muſter erinnern. Pindemonte wird von der italieniſchen Kritik mit Petrarca verglichen in der Süßigkeit und melancholiſchen Harmonie ſeiner Verſe, welche die Wechſelfälle der Zeit und des Lebens und die Fehler und Gebrechen der Menſchen beklagen. Ein einſchmeichelnder und pathetiſcher Zug giebt ihnen ganz beſonderes

Colorit, und weitaus einfacher und natürlicher als die von Monti, greifen sie aus den Geschicken der Neuzeit und dem Leben der Natur. Pindemonte ist eine still zurückgezogene Seele, die stets ländliche Einsamkeit und Ruhe bevorzugt, und so ist auch seine Poesie, der immer mehr Harmonie und Natürlichkeit als Kraft eignet.

Ugo Foscolo
(1778—1827).

Auf Zante geboren, mit einem starken Erbtheil des griechischen Geistes seiner verehrten und geliebten Mutter ausgestattet, glühenden Temperamentes, in der Bildung vernachlässigt, zuerst in willenlosem Strudel den augenblicklichen Eindrücken hingegeben, bis Cesarotti ihm ein höheres Streben giebt, bleibt Ugo Foscolo immer zwischen den verschiedensten Gefühlen und Strebungen gespalten und führt ein höchst unruhiges und bewegtes Leben; auch nach Napoleons Fall von der Regierung nicht gelitten, weil er in seiner Weise die Unabhängigkeit Italiens will und dafür selbst unter die Waffen tritt, lebt er freiwillig verbannt die letzten zehn Jahre in England und stirbt nahe bei London. Ein unbeständiger, heftiger, nie ruhender, extravaganter Kopf mit cynisch beißender Ader ist er der edelsten Begeisterung ebenso fähig und zugänglich wie der gemeinen Leidenschaft. Zuerst ist er der Revolution und den französischen Einflüssen leidenschaftlich ergeben, wendet sich hernach von ihnen ab und wird seiner Freimüthigkeit halber von Napoleon aus Italien verbannt. — Seine Hauptschrift in Bezug auf die weit greifende Wirkung sind die „Ultime lettere di Jacopo Ortis“ 1802, mehrfach ins Deutsche und die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Manier und Form sind die des „Werther“. Die Briefe ruhen zugleich auf der Trauer um das getäuschte Vaterland und auf dem individuellen Schmerzgefühl des hoffnungslosen Liebens; das verleiht dem Ausdruck eindringliche und zündende Wärme; sie sind ein innerstes Herzensbekenntniß und geben vollständig den Autor selbst. Wenn sie einerseits die Erbitterung gegen die menschliche Gesellschaft und den Ueberdruß am Leben athmen, so begeistern sie anderseits zum Haß gegen jede Unterjochung und zur innigen Vaterlandsliebe. Der Styl ist voller Kraft, Biegsamkeit und Glanz, aber zerhackt, ungleich, springend, heftig unterbrochen und oft

hart. Bedeutsam sind seine hier und anderwärts geäußerten Anschauungen über die Schicksale Italiens, dessen Leiden durch die fremde Gewaltherrschaft er 1801 in der Consulta der italienischen Republik mit der berühmten, 1829 gedruckten, in pompös rhetorischem Styl gehaltenen „Orazione a Bonaparte pel congresso di Lione“ ebenso muthvoll als eindringend und trübe schildert und die Hülfe des Mächtigen anruft. In den Briefen schon zeigt sich Foscolos Talent als das, was es immer geblieben, vielseitig, leicht auffassend und leicht erregt, nie zum Gleichgewicht der Kräfte gelangend, nach Größerem strebend, als es wirklich bietet. Sein wesentlichstes Werk außer ihnen sind „Gli sepoleri“ 1808, die Frucht seiner eingebornen Phantasie und Erfindung und seines melancholischen Charakters, dem entsprechend er bei den Grabmonumenten Erhebung sucht; Gang und Färbung sind ganz originell, das Sujet weit und ergreifend durchgeführt, durch reiche und kühne Sprachweise voll prächtiger Bilder und erhabener Sentenzen gehoben; aber im Grunde liegt wieder nur das Nichts der menschlichen Dinge. — Er hat auch Trauerspiele gedichtet. Seine Prosa spricht sich namentlich über Beredsamkeit und Politik aus. Die Uebersetzung des Sterne gilt nach Styl und Treue des Geistes als ein Meisterwerk. Als Dichter weiß er wie kein zweiter die griechische Grazie und Eleganz, man möchte sagen den Duft der alten Classiker wiederzugeben.

Ugo Foscolo ist „vulcanisch-genial“, Alfieri gleich getrieben von der Leidenschaft, Großes wenigstens zu dichten und zu sagen, und der nationalen That, die zu vollbringen nicht die Zeit war, den Boden zu bereiten, indem er das italienische Volk sein Elend fühlen und begreifen lehrt. — Ihr Ziel haben sie erreicht.

Aus den **übrigen Nationalliteraturen** ragt außer dem Spanier Arriaza, der als zeitgeschichtliche Erscheinung Gewicht hat, nur der Holländer Bilderdijk in die allgemeine herüber.

Willem Bilderdijk
(1756—1831)

gilt bei den Niederländern als ihr ausgezeichnetester neuerer Dichter, von dem aber bis jetzt nur erst Weniges ins Ausland gedrungen ist. Sein Talent geht auf alle Richtungen der Poesie, ist aber am wenig-

sten fürs dramatische Feld angethan. Im didaktisch-beschreibenden Fach geht er zum Theil nach Pope und Delille, zum Theil selbstständig, und „De Ziektender geleerden“ 1807 gilt als ein Meisterstück. Die reine Lyrik athmet in ihren schönsten Producten reine Vaterlandsliebe. Die spätere epische Dichtung „De ondergang der eerste wereld“ 1820 wird als eines der herrlichsten Werke der niederländischen Literatur bezeichnet und hat vielen Nachahmungen gerufen. Sprachwissenschaftliche Arbeiten sowie Erläuterungen der älteren niederländischen Literaturdenkmale nehmen eine gewichtige Stellung ein. Als Geschichtschreiber ist er aristokratischer Färbung, überhaupt dem statthalterlichen Haus unbedingt zugethan, weßhalb er beim Einfall der Franzosen auswandert. Auch für die Rechtswissenschaft ist er thätig. Die Grundzüge in der Poesie dieses an dem Studium der älteren vaterländischen und der besten ausländischen Dichter gebildeten, übrigens bahnbrechenden und an keine überkommene Autorität sich bindenden Geistes sind: Frühe und große technische Meisterschaft, correcte Zeichnung, unbedingte Selbstständigkeit in Geist und Sprachhandhabung, Kühnheit der Phantasie, Reichthum der Gedanken, Neuheit an überraschenden Bildern, Wohllaut der Sprache.

Die geringeren lyrischen und epischen Dichter. Joh. Friedrich Kind verfaßt Erzählungen und Gedichte. Gemüthlich und gefällig, durchaus naiv und einfach, oft ergötzlich, entwickelt er viel natürliches Gefühl für das Familiäre und Trauliche; einzelne Gedichte stehen höher. Die Darstellung ist malerisch, der Vers fließend, der Reim leicht und rein, Vieles von ihm sinnig. Das „Nachtlager von Granada“ und „Der Freischütz“ haben als Operntexte großen Erfolg gehabt. In „Vandycks Landleben“ führt er lebende Bilder auf der Scene ein. — J. G. Seume, der sonderbare, urkräftige, für Freiheit und Vaterland begeisterte Charakter, ist durch merkwürdige Schicksale und große Fußreisen mindestens ebenso bekannt wie als Schriftsteller. Seine „Gedichte“ erscheinen 1801, der „Spaziergang nach Syrakus“ 1802, „Mein Sommer im Jahre 1805“ (Reise nach Rußland, Finnland und Schweden) 1806. Als Mensch höchst achtbar, durch große und zum Theil bittere Lebenserfahrungen, den Stolz der Unabhängigkeit und des Entbehrens ausgezeichnet, ist er als Schriftsteller nur mittelmäßig. Er hat eine kräftige und ungezügelte Phantasie, aber keine künstlerische Klarheit und

Besonnenheit; Form und Sprache sind mangelhaft. Die Individualität zieht an, aber wesentliche Aufschlüsse oder neue Beobachtungen geben seine Reiseschriften nicht. Die Natur gilt dem kernigen Manne der Erfahrung nur, was sie den physischen und moralischen Zuständen des Menschen bietet. — Friedrich Rochlitz, feiner musikalischer Kritiker, Gründer und 1798—1818 auch Redacteur der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", ist weiteren Kreisen namentlich durch seine Erzählungen bekannt geworden, die glückliches Talent verrathen und vielen Beifall fanden. — Des Predigers und religiösen Schriftstellers Fr. Ad. Krummacher „Parabeln" 1805 sind in der deutschen Literatur classisch. Mit seinem lebhaften Naturssinn und dem geweckten Verständniß für die Natursprache, der er ebenso eifrig lauscht, wie er anderseits dem Entwicklungsgange des Menschengeistes nachspürt, findet er überall Gleichnisse und parabolische Beziehungen. In seinem Wesen liegt etwas durchaus Idyllisch-Patriarchalisches, und sein Ausdruck ist von kindlicher Einfachheit, der biblischen Sprache nachgebildet. — Siegfried August Mahlmann ist ein seiner Zeit mit vielem Beifall gelesener Dichter und Erzähler im lyrisch-elegischen Feld einer-, in der Burleske und Parodie anderseits. Mehrere seiner Lieder eignen sich durch den Tonfall und die Haltung besonders zur Composition und sind darum auch von bedeutenden Componisten in Musik gesetzt worden. Der Ton ist meistens der einer weichen Wehmuth, übrigens nicht verschwommen, sondern klar und von ruhiger Erhebung begleitet. — Christian Jakob Salice-Contessa zeigt als Dichter und Novellist reine Sprache als Ausfluß eines ebenfalls reinen Gemüthes und warm für alles Gute und Schöne schlagenden Herzens; das Talent ist nicht groß. — Der geistreiche und gründlich gebildete schwedische Diplomat Karl Gustav v. Brinkmann, Freund Schleiermachers und der Madame de Staël, ganz der blühenden Bildungszeit und Generation von Jena und Halle angehörend, ist auch als Dichter namhaft. — Eine eigene Erscheinung ist der humoristische und politische Schriftsteller Friedrich Gottlob Wetzel (1780—1819), der den Blick wesentlich auf seine Zeit wirft, als Volksliederdichter und Redacteur des „Fränkischen Merkur" auftritt, den er zu politischer Wichtigkeit erhebt, und sich mit glücklicher Originalität auch im Drama versucht. Gemüthlich und geistvoll, eine reine poetische Natur, immer mit beschränkter Lage kämpfend und nie auf den rechten Schauplatz seiner Thätigkeit gelangt, aber immer frei und

heiter, giebt er sein Wesen in originellen und kräftigen Gedichten kund („Königslieder" 1815, „Schriftproben" 1814—15). — Johann Daniel Falk, seiner Zeit namentlich als satyrischer Schriftsteller zu Namen gekommen, verdient übrigens bleibenderen Nachruf durch sein menschenfreundliches und wohlthätiges Wirken, welches z. B. 1813 mittelst der „Gesellschaft der Freunde in der Noth" verlassenen und verwilderten Kindern zur Erlernung nützlicher Gewerbe zu verhelfen bemüht war. Treffender Witz zeichnet ihn aus; in ernsten Dingen strebt er in die Tiefe, doch hält sein Talent nicht aus. 1797—1803 giebt er das „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" heraus. — Der Epigrammendichter J. Christ. Friedrich Hauf, mit einer reichen Ader von Witz und vielem improvisatorischen Talent ausgestattet, hat sich in dieser kleineren poetischen Spielgattung, die wieder entschieden mehr dem Charakter der kritisch-satyrischen zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als dem schwerer und ernster vorschreitenden neunzehnten angehört, einen Ruf gemacht; neben den Epigrammen und epigrammatischen Spielen und der epigrammatischen Anthologie stehen insbesondere noch die zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, Alles von 1800—1809. — Aehnlich Friedrich Christ. v. Weißer mit seinen Sinngedichten, satyrischen Blättern und Märchen. —

Von **Frauen** ist vor allen zu nennen die unglückliche Dichterin Louise Brachmann, die jung schon mit ihren lyrischen Gedichten herausgetreten und sehr productiv ist. Sie zeigt reines Gefühl, lebhafte Einbildung, correkte Versification, ohne jedoch irgendwie tief oder originell zu sein. Noch weniger hat trotz anmuthiger Unterhaltungsgabe und viel Gefühl ihre nachfolgende Thätigkeit in der Novellenschriftstellerei Bedeutung. Es ist eben ganz gewöhnliche Taschenbuchliteratur. Durch Schiller hervorgezogen, scheint sie der reinen und glänzenden Sprache des großen Dichters nachgeeifert zu haben. Wohl ihr bestes Lied ist die viel berufene Ballade „Columbus". — Amalie v. Helvig, durch sorgfältige Erziehung, große Reisen und den Umgang mit den deutschen Dichterfürsten reich gebildet, bekundet im Episch-Lyrischen ein entschiedenes Talent.

Die **Franzosen** stellen in Boisard (1743—1831) ihren letzten nennenswerthen Fabeldichter auf, dessen spätere Fabeln 1803 und

1806 erschienen und sogleich verschollen sind, mit ein Beweis, daß die Gattung überhaupt uns nicht mehr mundet. Boisard soll sich am unabhängigsten halten von Lafontaine und doch die größte Aehnlichkeit mit ihm haben in der reinen Einfachheit der Erzählung.

Engländer: Croker's in jenen Tagen berühmtes Zeitgedicht „Talavera" ist von 1809. — William Lisle Bowles, ruhigen Geistes und mittlerer Stimmung, ist als lyrischer Dichter ebenso bekannt geworden durch die Spöttereien Byrons auf das trotzdem als das beste anerkannte seiner Gedichte (The spirit of discovery by Sea 1805) wie als Kritiker durch den allerdings für jene Zeit noch gewagten Versuch, bei Herausgabe der Werke Pope's dessen Ansehen als Dichter anzufechten.

Henrik Tollens ist der mit großem Beifall aufgenommene Lieblingsdichter der **Holländer** geworden, namentlich durch seine Kriegs- und Volkslieder. Reine und elegante Sprache, voller Wohllaut und Würde, zuweilen hohe Kraft, viel Wahrheit und Lebenswärme werden an ihm gerühmt.

Ein bedeutsames literarisches Product aus der Zeit der französischen Kriege liefert der **Spanier** Don Juan de Arriaza. Unbedingter Anhänger des Absolutismus und erbitterter Feind der Afrancesados, kämpft er in den „Poesias patrioticas" für die nationale Unabhängigkeit und in den politischen Flugschriften für sein System. Die gewaltige Stimme dieses ächt mittelalterlich spanischen Hidalgo sachte die patriotische Leidenschaft des wilden Volkes zu verzehrender Gluth an. Hierin hat er Gewalt, das Uebrige ist Schaum und feudalistische Declamation. Der äußere Firniß der Sprache und Diction, der ihm durchweg zugeschrieben wird, ersetzt nicht die schweren Mängel der Gedanken- und Gefühlsrichtung.

Auf dem Boden des **Epos** tritt als seltsame Erscheinung auf Johann Ignaz Maria Freiherr v. Sonnenberg (1779—1805), von Klopstocks Vorbild angetrieben. Eine riesenhafte, aber ganz ungezügelte Phantasie, die alle seine anderen Geisteskräfte mitreißt und überwuchert, treibt ihn in den Wahnsinn und zu frühem Ende. Sein Epos „Donatoa oder das Weltende" spiegelt alle Fehler seines Geistes

und Talentes ab; es ist regellos und gigantisch umrissen, von ganz unnatürlich schwülstiger Diction; doch an einzelnen Stellen lassen sich tiefe Innigkeit des Gemüthes, Kraft und Hoheit nicht verkennen.

Wir schließen unseren literaturgeschichtlichen Abriß ab mit derjenigen Schriftstellerei, die sich lehrend und unterhaltend an die zu erziehenden Geister der jüngeren und älteren Generation wendet, den Volks- und Jugendschriften.

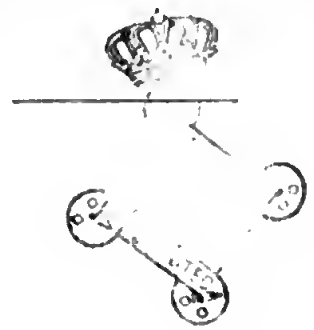
Jugend- und Volksschriftsteller. Der berühmte Kinderschriftsteller und Erzieher Joachim Heinrich Campe (1746—1818), dessen ganzes Wirken den Stempel der rationellen Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts trägt, setzt neben verdienstlichen lexikographischen Arbeiten übers Deutsche seine Kinderschriften fort, welche einen wesentlichen Theil der Jugendlectüre ausmachen und ungeheuer verbreitet sind. Von unglaublichem Anklang ist sein „Robinson der Jüngere", zuerst 1806—09. Sein Wirken für die Reinigung der deutschen Sprache hat den Anstrich des Sonderbaren; er edirt mit Bernd 1807—11 das „Wörterbuch der deutschen Sprache". Gemeingeist und patriotische Zwecke beseelen ihn. Ein ruhiger Denker, der rein und fließend schreibt, höchst einfach, immer verständlich und leicht lehrhaft, durchweg moralisirend, im Rührenden Meister, ist er für die Jugend und das Volk angethan. — Ganz gleich wirkt und schreibt im Sinne realistischer Aufklärung und philanthropischer Bildung der Erzieher C. G. Salzmann. — Auf dem Boden der erdichteten Erzählung ist der Verfasser der „Ostereier", Christoph v. Schmid, bahnbrechend. — 1801—05 schreibt Karl Friedrich Becker seine bald ungeheuer verbreitete „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer", die ihren großen Ruf der Angemessenheit in der Haltung, dem Reize der Schilderung und der Lebendigkeit der Darstellung verdankt, wodurch sie ein glückliches primitives Gepräge annimmt. — F. P. Wilmsen's, des Predigers und tüchtigen Lehrers, „Deutscher Kinderfreund" 1802 wird ungeheuer verbreitet, 1852 erscheint die zweihundertste Ausgabe. Wilmsen widmet einem geistvolleren, klareren und anregenderen Unterricht im Elementar- und Volksschulwesen große Thätigkeit und wirkt frei aus sich nach den Anregungen der philanthropischen Schule. — Wilhelm Gottlob Beckers, des Kunst- und Münzkenners, leichte und anmuthige Erzählungen und

Gedichte, als „Erholungen“ bezeichnet, ſind für die große Leſerwelt, für die ſein „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen“ 1794—1814, das die beſten aus ihnen enthält, ein gewiſſes Verdienſt hat.

Der erſte Volksſchriftſteller der Zeit iſt Johann Heinrich Daniel Zſchokke aus Magdeburg (1771—1848), der vollſtändig zum Schweizer (Aargauer) geworden iſt. Zſchokke entwickelte große und ſegensreiche politiſche Wirkſamkeit; als Schriftſteller trat er mit Novellen und Erzählungen, dramatiſchen Arbeiten und hiſtoriſchen Schriften auf, auch verfaßte er, zuerſt anonym ſeit 1806, das merkwürdige, viel berufene und weit verbreitete Erbauungswerk „Stunden der Andacht“, das 1809—16 als Wochenſchrift in acht Jahrgängen erſchien und bis 1853 dreißig Auflagen erlebte. Zſchokke iſt nach all ſeinem Weſen ganz eigentlich ſchweizeriſcher Volksſchriftſteller. Sein trefflichſtes Volksbuch iſt wohl „Das Goldmacherdorf“, unendlich viel geleſen und ſtark an Peſtalozzis Manier erinnernd. Wer das ſchweizeriſche Bergvolk beobachtet hat, wird die Geſtalt, unter welcher Zſchokke es auffaßt und hinſtellt, als die durchaus richtige erkennen; das ſind genau die Pulſirungen des Volkslebens und Volksbewußtſeins. Nehmen wir nur zwei weſentlichſt beachtenswerthe Beiſpiele aus den „Schweizeriſchen Bildern und Erzählungen“, die beiden Novellen „Addrich im Moos“ und „Der Freihof von Aarau“, die eine wie die andere unter den wahrſten und geſundeſten hervorragend, als geſchichtliche Zeitbilder von Werth, die zweite jedoch trotz kräftiger Partien von etwas ſchwächerem Eindruck. Verſetzen wir uns um einige Jahrhunderte zurück, und wir haben dort genau das Landvolk im Aufruhr gegen die ſtädtiſchen Obrigkeiten, hier die Schweizer des alten Zürichkrieges, und Vieles iſt ſo univerſell, daß es noch auf die heutigen Bauern paßt. Beide legen ſchlagend und übereinſtimmend die Elemente ſeiner Schreibweiſe dar, welche überall den aus dem Volke herausgewachſenen Schweizer zeigt. Macht der Schilderung und Kühnheit der Faſſung geht ihm meiſt ab; die Phantaſie iſt keineswegs glänzend, die Erzählung zuweilen ſelbſt trocken, aber dafür die Schilderung ſicher, beſtimmt, überall ſich gleich und treu, an ſtätigem Intereſſe gewinnend. Was von Wundergläubigem mitſpielt: Wahrſager, als welche jederzeit die umherwandernden Zigeunerweiber gelten, Einwirkung von Geiſtern, iſt wohl aus dem Volksglauben aufgenommen, ſteht mit den religiöſen Ueberzeugungen dieſer Geſellſchaftsſchichten im engſten Verband und trägt

in den Realismus des Alltagslebens wenigstens einen idealen Anklang; gern macht sichs zumal geltend in den schweren Zeiten, da ein ganzes Volk bangend um neue Zustände ringt. Addrich ist eine von den knorrigen, in geschlossenster Eigenthümlichkeit in sich ruhenden Naturen, die halb räthselhaft eine reiche und fast unerklärbar eigne Geisteswelt in sich tragen, ein seltenes, aber wieder nur in Volksmitte mögliches Gewächs; hier gewinnt die Gestalt durch ihr dunkles Verhängniß. Aehnlich entwickelt der „Freihof" in der Person des Lollharden eine eigne Lebensseite. — Alles was Zschokke anstrebt geht ohne Unterlaß auf die Bedürfnisse und Fortschritte der Zeit aus, in der er so sehr lebt, daß er die Vergangenheit nur schwer zu verstehen und zu würdigen weiß. Er schreibt natürlich und angemessen, mit viel Licht und Wärme. Zschokke ist immer in sich klar und bestimmt, mehr verständig durchs Leben als durch Bücher gebildet, ein gesunder Geist, der dem Volk auch gesunde Nahrung bietet, ferner ein beweglicher Geist, der Alles auffaßt und das Leben des Volkes sicher kennt. Verstände er in kühneren Strichen zu malen, die charakteristischen und erschütternden Scenen mit größerer Kraft aus ihren inneren Lebenspunkten herausspringen zu machen, statt Einzelheiten tastend zusammenzutragen und die Wucht der Dinge nur in Stücken auszulegen, es läge in seinen Gestaltungen aus dem Schweizerleben Stoff und Bewegung genug, um Bilder vom bleibendsten Eindruck zu schaffen. — Seine historischen Schriften wie sein politisches Wirken zeichnet unbedingter Freimuth, dessen gewissenhafte Strenge und kritische Schärfe ein schlagendes und meist richtig zutreffendes Urtheil darlegt; jene heben angenehme und anziehende Darstellung und klare Anordnung, die diesem ruhig praktischen und richtigen Verstand in Allem eigen ist.

Wir verlassen eine eiserne Zeit der Concentration, um überzutreten in eine papierne der Zerfahrenheit; der Mißbrauch der Gewalt weicht demjenigen des Truges, und an die Stelle des Schwertes tritt das Wort à la Talleyrand.



Register.

Abascal 26
Abendroth 43
Abercromby 40
Abernethy 113
Abrahamson 70
Acerbi 120
Achard 87
Acharius 106.
d'Acton 23
Adam 54
Adams 91
Addington 10
Aſzelius 249
v. Ahlefeld, Charlotte 301
Ahlwardt 273
Akerblad 119
d'Albe 262
Albrecht, der Müllerknecht 72
Alexander I. von Rußland 16. 45
Alfieri 402
Ali, Paſcha von Janina 48
v. Altenſtein 20
d'Alton 105
Alvarez 227
Amici 86
v. Ammon 124
André 209
Apel 121
Appiani 219
Arago 107
Araktſchejew 45
Arbogaſt 112
d'Arcet 84
d'Arcy Boulton 92
v. Aretin 196
Arndt 58. 378. 382 ff.
v. Arnim, Achim 349 ff.
———, Bettina 360
de Arriaza 248. 402. 406
de Artigas 53
v. Artois, Graf 29
Aſkelöf 249
Aſtor 92
Aubert 86
Augereau 24
Azuni 6

v. Baader 171 f.
Bacler d'Albe 262
Bacon 82
Badia 90
Baggeſen 187. 249. 255. 342
Bagration 13
Bailleul 325
Baillie, Joanna 343
Banks 107
Barrow 90. 109
Bartolini 228
v. Bartſch 224
Baſedow 74
Baß 92
Bate 84
Baudin 92
Baudiſſin 274
Bauer, Fr. 81
——, A. 116
——, G. L. 125
Beauchamp 90
Beaufort 73
Becker, K. Fr. 209. 407
——, W. G. 407
Beethoven 240 ff.
Bell (-Lancaſter) 70
Bell, Henry 81
Bennigſen 15
Bentham 76 ff.
Bentinck 26. 35
Benzel-Sternau 302 f.
Benzenberg 108
Bernadotte 20. 44
Bernd 407
Bernhardi 119
Bernſtorff 44
Berthier 6
Berthollet 69. 97. 102
Bertin, Gebrüder 207
Berton 239
Bertram 222
Bertrand 34
Bertuch 127
Berzelius 98 ff.
Berzſenyi 250
Beſſel 110. 127
Beſſières 34
Bethmann, Frau (Unzelmann) 233
Bewick 228
Beyme 7
Bichat 113
Bignon 26
Bilderdijk 248. 402 f.
Billington, Sängerin 237
Biot 84. 111
de Biran 190
Biſſchern 91
Blanquières 90
Blarland 93

504.999

Blicher 248
Blücher 20
Blumenbach 104
Bode 110. 111
Bodmer 83. 84
Boieldieu 238
Boisard 405
Boisserée, Gebrüder 222
Bolingbroke 91
Bolivar 51
Bonpland 91
Bordier-Marcell 85
Bory de Saint Vincent 90
Boſio 226
Botta 195
Böttiger 192
Bouilly 345
Boulay de la Meurthe 63
Boulton 81. 87
Bourgoin 236
Bourmont 36
Bouterwek 192
Bowles 406
v. Boyen 20
Brachmann, Louiſe 405
Bredow 197
van Bree, Gebrüder 218
Breislak 106
Brentano, Clemens 349 ff. 354 ff.
Brinkmann 404
Briſton 93
Brocchi 105
Brockhaus 209
Brougham 62. 71. 207
Brouſſais 113
Brown, Botaniker 106
Brown, Reiſender 92
Browne 90
Brune 36
Brunet 122
v. Buch 106
Buchholz 196. 209
Bühler 85
Bülow, A. H. 21
——, Fr. W. 20
——, L. Fr. 21
Büniva 103
Burckhardt, Reiſender 89. 90
Burkhardt, Aſtronom 111
Burdett 38
Burnouf 117
Büſching 109. 270
Buſtamente 53
Byron 265. 396

Cabanis 189
de Cadore 23
Cagnard-Latour 85
Cagnola 228
Caldani, die beiden 105
Calleja 52
Calliſen 113
Cambacérès 5
Campbell 386
Campe 407
Camuccini 220
Canning 12. 35. 37. 208
Canova 225
Capodiſtrias 49
Caprara 9
Carey 118. 119
Carlini 111
Carliſle, Chemiker 101
——, Schriftſteller Graf 344
Carnot 11. 30. 83
Carolina, Königin beider Sicilien 23. 50
Carreras 52
Carſtens 216
Caſtaños 25
Caſtelli 229
Caſtlereagh 12. 37 f.
Catel, Franz 218
——, Gh. S. 218
——, L. F. 218
Cean-Bermudez 122
Cefari 120
Cefarotti 120
Cevallos 195
de Chaboulon 195
de Chambray 198
Chamiſſo 209. 361
Chapman 80
Chappell 92
Chaptal 69. 101
Charles 74
Chaſſeloup-Laubat 25. 83
Chaſteler 25
de Chateaubriand 303 ff.
Chatham 26
Chénier, André 264
——, M. J. 262
Cherubini 229. 238. 242 f.
Chevreul 104
Chladni 108
Ciampi 120
Clarke, Herzog von Feltre 33
——, Reiſender 90. 91. 92
Clementi 239

Clinton 66
Cobbett 196. 208
Cobenzl 7
Cochrane 54
Cockerill 85
Coke 57
Colebrooke 121
Coleridge 397 f.
Collin, Heinrich 253 f.
——, Matthäus 254
——, Reiſender 90
v. Cölln 195
Colman 343
Comiani 193
Congrève 83
Conſalvi 9
Conſtant 207
Conté 84
Conteſſa 229. 404
Corancez 90
Cotta, Buchhändler 209
——, Heinrich 127
Courbière 15
Courtois 104
Couſin 145
Cowley 38
Cowper 82
Coxe 81
Crabbe 387
Creuzer 118. 134 ff.
Croker 208. 406
Cſokonai 250
Curtis 90
Czartoryski 26. 47
Czaski 47
Czerny Georg 48

Dackin 82
Daendals 196
Dalberg 14
Dalrymple 23
Dalton 100. 102
Damas 5
Dannecker 227
Daniell 86
Daru 33
Daub 124. 136
David 211
Davouſt 33
Davy 58. 86. 101 ff.
Decatur 70
Delambre 108. 111
Delille 262
Deluc 108
Denon 228

Deſair 7
Desbordes-Valmore, Madame 302
Deſſolles 30.
Deſtutt de Tracy 189
Devrient, Ludwig 233
De Wette 125
Dibdin 122
Didot, Firmin 82. 84
— —, Henri 82
Dittersdorf 229
Dobrowsky 120
v. Dohna 20. 75
Döllinger 106
Dombrowski 26
Douville 90
Drapton 92
Duckworth 10
Dulon 104
Dumas, General 197
Dumont 79
Dundas 80
Dupaty 227. 345
Dupin 88. 112
Duplat 83
Dupont 29
Dupont de Nemours 5
Dupré 90
Dupuytren 113
Duſſek 238
Duval, Alexander 207. 345
—, Amaury 121

Eberhard 119
Eckardt (Koch) 233
Eckeberg 103
Edgeworth, Maria 302
Eichhorn 125. 133 f.
Eichſtädt 209
Elgin, Lord 222
Elphinſtone 91
Empeytaz 72
d'Entraigues 29. 35
Erard 86
Erſch 122
Eſchenbach 85
Eſcher von der Linth 88
Eſchwege 91
Eſménard 344
Eßlair 233
Etienne 207. 344
Eugen von Württemberg 41
Euler 111
Evans 80
Ermouth 70
Eytelwein 109

Fabre 263
Fain 195
Falk 68. 405
Farey 84
Fauche-Borel 29. 195
Fauriel 134
v. Fellenberg 57
Ferdinand, Großherzog von Würzburg 41
Ferdinand IV., König beider Sicilien 23. 50
Ferdinand VII. von Spanien 50. 248
Fernow 120. 193
Feth Ali, Schah von Perſien 46
v. Feuerbach, Anſelm 115
Feuerbach, Ludwig 269
Fichte 147 ff.
Fiévée 207
Fiorillo 193
Fiſcher, Papierfabrikant 84
Flaugergues 110
Fleck 231
Flemming 68
Fleury de Chaboulon 195
Flinders 92 f.
Fontaine 228
Fontanes 262
Forberg 159
Forſythe 83
Foscolo 266. 401 f.
Fouché 19. 28. 32. 36
Fourcroy 69. 97. 98. 100
Fourier 108
Fournier 68
Fox 10. 192
Fra Diavolo 50
Francia 53
Frank 224
Franz, Kaiſer 8
Fraſer 91. 92
Fraunhofer 86. 108
Frazer 48
Freiersleben 106
Freireiß 91
Fresnel 107
Freſſange 90
Freycinet 89. 92 f. 224
Freygang 91
Friedrich I. von Württemberg 14. 42
Friedrich VI. von Dänemark 43
Friedrich Wilhelm v. Braunſchweig 42
Fries 146
v. Fronſac, Herzog 46
Fulton 80

Gall 104
Ganilh 192
Garat 238
Gardanne 90
Garding 110
Garnerin 84
Gaudin 6. 32. 194
Gauermann 218
Gauß 87. 108. 110. 112
Gay-Luſſac 84. 99. 100. 103 f.
Geijer 249
Geitner 85
Gentz 8. 23. 159. 198 ff.
Geoffroy 262
Georg III. von England 37
Georges, Schauſpielerin 237
Gérando 123. 145
Gérard 214
Gifford 208
Ginguené 193. 207
Girard, Offizier 83
—, Maſch.-Fabr. 85
Girodet-Trioſon 214
Gneiſenau 15. 20
Goethe 108. 230 ff. 252
Golowin 91
v. Gönner 115. 116
Görres 136
Goſſelin 109
Gouvion St. Cyr 24
Gräfe 86
Grant 93
Graſer 123
Graſſi 220
Gray 92
Grégoire 30
Gries 273
Griesbach 126
Grillparzer 331
Grimm, Gebrüder 121. 270
Grolmann 20
Gros 213 f.
Grotefend 119
Gruber 122. 209
v. Gruner 21
Gubitz 228

Guérin 219
Guizot 30
v. Guldberg 248
v. Günderode, Karoline 360
Guſtav IV. von Schweden 18. 44
GutsMuths 123
Guyton de Morveau 97. 98

Haafner 91
von der Hagen 270
Hahn 123
Hahnemann 114
Haldenwang 223
v. Halem 197
v. Haller 271
Hammer-Purgſtall 273
Händel-Schütz, Henriette 234
Hardenberg 20. 23
Harſcher v. Almendingen 14
Haſte 249
Haſtings 39
Hatchett 103
Hauf 405
Haug 72
Haugwitz 7
Hauteroche 90
Hauy, Blindenarzt 68
——, Mineraloge 106
Heathcoat 85
Hebel 369 ff.
Hedenſtröm 91
Heeren 121
Hegel 126. 172. 174 ff.
Hell 229. 273. 343
v. Helvig, Amalie 405
Henfrey 81
Hermann 117. 135
Herſchel 110
Heß 218
Heyne 118
Hidalgo 52
Hieronymus Bonaparte 19
Hiller 229
Himmel 240
Hindenburg 112
Hirt 193
Hiſinger 101. 103
Hogendorp 43
Holbein 229
Hölderlin 254
Holland, Lord (Vaſall) 38
Hormayr 25. 192. 209
Hornemann 89
Horrok 84
Höſt 249
Howard 109
v. Hufeland 114
Hugo, Rechtslehrer 114
v. Humboldt, Alexander 91. 93 ff. 99. 103. 106
——————, Wilh. 21. 235
Hume 123
Hunt 90
Hunter 93
Hyde de Neuville 29

Jackſon 55
Jacobi, Fr. H. 145 ff.
Jacobs 117
Jacquard 84. 85
Jagemann, Karoline 234
Jahn, Chemiker 104
——, Turnvater 74
Jaubert 90
Jayme 85
Ibrahim Paſcha 48
Jean Paul 256 ff.
Jefferſon 54
Jeffrey 207
Iffland 229 ff.
Ignatius, Erzbiſchof 49
Ingersleben 61
Joinville, Prinz von 7
Jomini 197
Jordan, Peter 57
Joſeph Bonaparte 19
Jouy 207. 344
Jovellanos 122
Iſabey 220
Iſouard 238
Jung-Stilling 252
Junot 23
Juſſuf Paſcha 47
Iwanowitſch 221

Kalkreuth 15
Kannegießer 273
Kant 137 ff.
Karl, Erzherzog 13. 197
Karl Friedrich von Baden 42
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig 42
Kaufmann, die beiden 87
——————, Fr. 87
Kean 235
Kellermann 7
Kemble 235
Kind 403
King 93
Kinmair 90. 91
Kinsbergen 198
Kirchhoff 104
Kirkpatrick 91
Kisfaludy 250
Klaproth, Chemiker 100. 103
v. Klaproth, Reiſender 91
v. Kleiſt, H. 325. 333 ff.
Klingemann 229
von dem Kneſebeck 27
Kobell 219
Koch, Maler 216
——, Schauſpieler 233
Kolbe 120. 223
König, Fr. 81
Kopp 99
Korais 49
Körner 361. 379 ff.
Kotzebue, Dichter 229. 252
——————, Weltreiſender 89. 91. 93
Kreutzer, R. 238
Kropp 84
Krüdener, Baronin 74. 252
Krug 146
Krummacher 404
Kruſenſtern 89
v. Kügelgen, Gebrüder 221
Kuhn 273
Kutuſoff 13

Labillardière 106
Laborde 123
Lacretelle, der ältere 207
——————, der jüngere 192
Lacroix 112
Lafayette 5
Lafontaine 251
Lamarck 105
Lampadius 81
Lancaſter 70
Landon 223
v. Langer 217
Lannes 24. 30
Laplace 69. 110. 112
La Romana 25
Larrey 113
Laſteyrie 57. 123
Laſtra 53
Latreille 105
Lauderdale 196
Lavater 252
Lavoiſier 97
Lawſon 93
Leake 90

Leblond 91
Lebon 81
Lefèbvre 194
Legendre 110. 111
Le Gonidec 120
Legouvé 263
Lehmann 87
Lemercier 263
Lemontey 263
Lepage 83
Leroy 86
Leslie 108
Leſſing 230
Leſtocq 15
Leſueur 92
Lewis 92
Lichtenſtein 90
Liebherr 86
Liebich 233
Light 90
v. Lilienſtern 196
Lobeck 135
Locke 123
Lombard 7
Longhi 223
Louis Ferdinand, Prinz 197
Louiſe von Preußen 7
de Luc 92
Luccheſini 7
Lucian Bonaparte 19
Ludwig XVIII. 71
Ludwig Bonaparte 19. 68
Lyonnet 91

Maasdam 43
Macdonald 8
Mack 13
Mac Kinnen 91
Macquarie 93
Madiſon 54
Magiſs 90
Mahlmann 404
Mahmud II., Sultan 47
Maine de Biran 190
Malcolm 90
Mallet 34
Maltebrun 109
Malus 107
Maret 6
Mars, Schauſpielerin 237
Marsham 118
Maximilian, Prinz von Wied 91
Max Joſeph von Bayern 41
Mayr 237
Méchain 108
Mehemet Ali 47
Méhul 229. 239
Melas 7. 13
Mengs 122
Meredith 90
Merkel 105
Metternich 23. 26. 30
de la Meurthe 63
Michaud 92
Mill 78
Millin 118. 222
Miloſch Obrenowitſch 48
Mina 50
Miranda 51
Mohn 224
Mohs 106
Moncey 8
Monge 69. 111
Montalivet 63
Monteverde 51
Montgelas 41
Montgolfier 85
Monti 399 f.
Montloſier 192
Moore, Dichter 265. 386. 387 ff.
———, General 26.
Moreau 8. 11
Morelos 52
Moreno 52
Morgben 223
Morillo 52
Morino 51
Morriſon 73
Moruſi 49
de Morveau 97
v. Müffling 198
Müller, Adam 198. 205 f. 270 f.
———, Georg 72
———, die beiden Kupferſtecher 223
———, P. E. 273
Müllner 229. 326. 329 ff.
Mungo Park 89
Murat 82
Murdoch 81
Murray 93
Muſtapha IV., Sultan 47
Muſtapha Bairakdar 47

Nanteuil 344
Napoleon I. 4 ff. 16. 24. 31 ff. 68. 87. 261
Nettelbeck 15
Ney 36
Nicholſon 101
Nicolai 251
Niepce 85
Niethammer 159
Nieto 91
Nitzſch 124
Novalis 267 f. 345 ff.
Nyerup 249

Oberkampf 87
Obradowitſch 250
Ocken 92
O'Connell 38
Oehlenſchläger 248. 342 f.
Oertel 114
Oetinger 252
O'Farrill 195
Oken 169
Olbers 110
Olivier 70
Oltmanns 96
Ord 105
Oriani 110
Oſorio 53
Oſſian 249
Overbeck 216
Owen 72

Paër 239
Paez 52
Palafox 24
Pallas 89
Palffy 230
Parry 91
Paßwan Oglou 47
Paul I. von Rußland 49
Pauli 83
Pauline v. Lippe-Detmold 67
Paulus 125
Peace 90
Pelet 197
Percival 91
Percy 71
Perkins 83
Péron 89. 92
Perrier 228
Perrin de Luc 92
Peſtalozzi 69. 74. 237
Peter von Oldenburg 42
Piazzi 110 f.
Picard 230. 344
v. Pichler, Karoline 343
Pignatelli 50

Pike 92
Pindemonte 266. 400
Pinkerton 74
Pitt 10. 35. 37
Pius VII. 9. 73
Planck 73
Platen, Jug. Graf 88
Plee 91
Pons 110
Potocky 91
Pottinger 90
Pouquet 84
Pozzo di Borgo 23
de Pradt 26
Pram 249
Prieſtley 73
Prouſt 98. 100. 102
Prud'hon 219

Quaglio 222
Quatremère 119

Radcliffe 84
Ramond 108
Rapp, General 24. 43
——, Sectirer 72
Raſumowsky 23
v. Raumer, Naturforſcher 106
Raynouard 134
Real 85
Regnault de St. Jean d'Angely 262
Reich 91
Reichardt 195. 240
v. Reichenbach 86
Reid 123
Reil 113
Reinhard 124
Reinhardt 216 f.
Reinhold 146
Rellſtab 244
Rennel 91
Renouard de St. Croix 91
Reventlow 43
Rheineggs 91
Rhigas 49
Richardſon 118
Richter (Jean Paul) 256 ff.
——, Reiſender 90
Rikord 91
Ritter, Geograph 109
——, Phyſiker 107
Robert, Louis 82
——, Ludwig 229
Robertſon 87
Robin 91
Robiquet 103
Rochlitz 301. 404
Rochow 69
Röntgen 90
Röſchlaub 114
Roſe 103
Roſenmüller 114
Roß 54
Rothſchild 66
Ruffo 50
Rühle v. Lilienſtern 196
Runde 197
Runkel 81
Ruß 86
Ruthwen 82

Saalfeld 192
Sacchini 238
Sack 73
de Sacy 118 f.
Saint-Aignan 207
Saint-Allais 121
Saint-Martin 173
Salieri 229
Salt 90
Salzmann 407
San Martin 53
Sannikow 91
Sartorius 116
Sattler 86
Sauſſure 58
Savary 194
Savigny 114 f. 133
Schadow, J. G. 226
Schäfer 117
Schall 229
Scharnhorſt 20. 83
Schelling 160 ff., 171
Schenkendorf 385
Scherer 86
Schick, Maler 217
——, Schauſpielerin 231
Schienert 87
Schikaneder 230
Schiller 209. 230. 252
Schimmelmann 44
Schimmelpenninck 43
Schiſchkow 249
v. Schlabrendorf 195
v. Schladen 195
v. Schlegel, Gebr. 209. 230. 275 ff.
——, A. W. 209. 269. 273 f. 286 ff.
v. Schlegel, Dorothee 280
——, Friedrich 159. 171. 209. 268. 271. 276 ff.
Schleiermacher 73. 126. 128 ff. 159
Schlichtegroll 121
Schmid 115
v. Schmid 407
Schmidt, Dramatiker 229
Schreyvogel 232
Schröder, Schauſpieler 229
——, Schauſpielerin 233
Schubert, Aſtronom 91. 111
v. Schubert, G. H. 173
Schulze, G. E. 147
Schütz, Chr. G. 147
v. Schütz, W. 343
Schwarz 123
Schweigger 85. 108
Schweighäuſer 85
v. Schwertz 57
Schwilgué 84
Scoresby 92
Scot 90
Scott 208. 265
Sebaſtiani 24
v. Seckendorf 209
Seetzen 90
Ségur 192. 198
Seidel-Wagemann 85
Selim III., Sultan 47
Sennefelder 83. 85
Seſſi, Schweſtern 238
Seume 403
Sickler 58
Siddons, Schauſpielerin 235
Smith, Nähmaſch.-Fabr. 85
——, Adam 116
——, Sidney 70. 207
v. Soden 116. 234
Solger 173. 270
v. Sömmering 81
v. Sonnenberg 406
Soult 24. 33
Southcote 72
Southey 398 f.
de Souza, Adèle 301
Spaßky 91
Spazier 208
Speransky 45
Speziale 50
Spittler 74
Spontini 229. 243
Spurzheim 104
Stadion 15. 23. 65

de Staël, Madame 274. 303. 317 ff.
Stägemann 385
Stanhope 81
Staſzye 47
St. Cyr 24
St. Jean d'Angely 262
Steffens 106. 170
v. Steigentesch 229
vom und zum Stein 20. 23
Steinkopf 74
Stephenson 80. 81. 88
Stevens 80
Stevenson 91
Stewart 123
v. Stolberg, Gebrüder 251
———, Leopold 271
Strauß 129
Streckfuß 273
Stromeyer 101
Struve 110
Suard 263
Sufemihl 83
Suwaroff 8
Svanberg 109
Symington 80
Szechenyi 250

Talleyrand 6. 19. 28. 32. 36
Talma 236
Taſſaert 86
Tauchnitz 82
Taylor 117
Tennant 103
Ternaux 87
Thaer 57. 58
Thénard 99. 100
Thibaudeau 194
Thibaut 115
Thierry 134
Thiers 194
Thierſch 128
Thorwaldſen 244 ff.
Tieck, Ludwig 19. 209. 270. 273. 292 ff.
——, Sophie 299
Tiedge 255
Tippo Saheb 38
Tiſchbein 222
Tollens 406
Torres 52
de Tracy 189
Treſchow 187
Trevethik 80
Truter 90
Tſchernitſcheff 23
Tudor 64
Turcoigne 90
Turell 84
Turgenew 46
Turgot 59
Turner, Maler 221
———, Reiſender 90

Uhland 360 ff.
Unger 228
Unzelmann, Frau 233
Ufteri 374 ff.
Utzſchneider 86

Valentia, Lord 90
Valentini 197
Vandamme 33
Vanſittart 64
Varnhagen v. Enſe 197. 209
Vater 119
Vauquelin 100. 103
Venturini 197
Verdet 36
Vermehren 209
Vernet, Horace d. ä. 219
Villers 145. 263
Visconti 117 f.
Vitkowics 250
Vivian 80
Vogel 229
Vogt 57. 68
Voigt, Geologe 106
Volpato 223
Volta 108
Vörtel 224
Voß, 135. 251
——, Söhne deſſelben 251
v. Voß 229

v. Wächter, Eberhard 217
Wagner, J. J. 172
———, Ernſt 300 f.
Walpole 90
Walton 91
Waring 90
Watt 81. 87
Webb 91
Wehrli 57
Weigl 240
Weiland 120
v. Weiller 124
Weinbrenner 228
Weiß 106
Weißer 405
Wellington 12. 24. 26
Wentworth 93
Werner, Dichter 271. 326 ff.
———, Mineraloge 106
Weſt 222
de Wette 125
Wetzel 404
Whitfield 84
Widmer 87
v. Wiebeking 88. 109
Wilberforce 38. 67. 71
Wilhelm I. von Holland 43
Wilkins 118
Wille 223
Wilmſen 407
Wilſon 105
Winkler (Hell) 273. 343
Winſor 81
v. Winter 239
Wittmann 90
Wolf 104
Wolff 100
Wollaſton 86. 102 f.
v. Woltmann 191
Wordsworth 396
Wrede 31
Wyttenbach 117

Young, Th. 68. 107. 119

v. Zach 111. 127
Zambeccari 84
Zelter 237
Zeune 68. 109. 197
Zimmermann 109
Zoëga 118
Zſchokke 229. 408 f.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

LEGATORIA DI LIBRI
ROMA
A. STADERINI

Digitized by Google